UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 00264764 2

PURCHASED FOR THE

University of Toronto Library

FROM THE

Joseph and Gertie Schwartz
Memorial Library Fund

FOR THE SUPPORT OF

Jewish Studies

Digitized by the Internet Archive
in 2026 with funding from
University of Toronto

https://archive.org/details/dergeistderjdisc0000muck

(69)

I

49

DER GEIST DER JÜDISCHEN KULTUR UND DAS ABENDLAND

VON

FRIEDRICH MUCKLE

RIKOLA VERLAG
WIEN LEIPZIG MÜNCHEN
1923

COPYRIGHT 1923 BY RIKOLA VERLAG A. G., WIEN
GEDRUCKT BEI R. KIESEL ZU SALZBURG

DS
113
M75

DEM ANDENKEN KARL LAMPRECHTS

VORWORT

DER Verfasser glaubt, den Leser bitten zu dürfen, das vorliegende Werk nicht verwechseln zu wollen mit jenen meist überflüssigen und anmaßenden Schriften, die Spenglers „Untergang des Abendlandes“ zu einem flüchtigen Dasein erweckt hat. Es ist unabhängig von Spengler entstanden: alle entscheidenden Teile waren schon im Jahre 1917 in den Händen des Verlegers, und wenn das Werk nun in einen neuen Verlag übergegangen, so hat dies an seiner grundsätzlichen Gestaltung nichts geändert: es wurde gekürzt, vor allem wurde als Einleitung eine Abhandlung über die geschichtsphilosophischen Anschauungen des Verfassers beigefügt, welche die der Darstellung zugrunde liegende Methode klar zu umschreiben sucht.

Der Plan des Werkes erfordert eine Beleuchtung auch der griechischen und der abendländischen Kultur: es soll fortgesetzt und zum Abschluß gebracht werden in drei weiteren Bänden, von denen der erste die germanische Heldenzeit und das Mittelalter behandelt, der zweite einleitend die Kultur der Griechen, dann die Renaissance und die Reformation, der dritte Band das Zeitalter der Gegenreformation und des Barock, der Aufklärung, des Idealismus und der heutigen Zivilisation. Da die Probleme bis in alle Einzelheiten durchdacht sind, so werden die Bände wohl in rascher Folge erscheinen können.

In hohem Maße ist der Verfasser namentlich den Theologen verpflichtet, ohne deren Forschungsarbeit es nicht möglich gewesen wäre, die Epochen der jüdischen Kultur so zu beleuchten, wie es hier geschehen. Mögen sie sich jene Freiheit des Geistes bewahrt haben, die es verstattet, einem solch ketzerischen Buche wie dem vorliegenden einen freundlichen Blick zu vergönnen. — Die Übersetzungen sind größtenteils entnommen teils der Kautz'schen Ausgabe der Schriften des Alten und Neuen Testaments, teils der höchst wertvollen Duhm'schen Ausgabe der Propheten.

Der Verfasser möchte jene Leser, denen philosophische Probleme ferner liegen, bitten, sich in die Einleitung erst zu vertiefen, nachdem sie die geschichtlichen Teile des Werkes durchmessen haben. Die in der Einleitung niedergelegten philosophischen Grundsätze werden sich ihnen dann leichter entschleiern, und der Verfasser gibt sich der Hoffnung hin, daß der so verfahrende Leser nochmals, und nun wohl mit neuen Augen ausgestattet, die großartige Welt der jüdischen Kultur durchschreiten wird.

Wir widmen dieses Werk dem Andenken Karl Lamprechts, des großen Historikers. Unter den Neueren hat uns — neben Marx und Nietzsche — er vor allem die Augen für die großen universalgeschichtlichen Probleme geöffnet, und noch mehr: er hat die Arbeiten des Verfassers durch eine persönliche Anteilnahme gefördert, wie sie ihm sonst nirgends begegnet ist.

Binau am Neckar, im Januar 1922 FRIEDRICH MUCKLE

INHALTSÜBERSICHT

(Verfaßt von Dr. Hermann Buddensieg)

VORWORT 7

EINLEITUNG

GESCHICHTSPHILOSOPHISCHE GRUNDSÄTZE

Die Frage unserer Zeit an die Geschichte nach dem Sinn des Lebens. Ihr Suchen nach erlösenden Stimmen 9

Goethes Anschauung vom Urphänomen als Möglichkeit, der überhäuften Empirie unserer Zeit zu entgehen. Das Ewig-Eine in allen Erscheinungen des Lebens. Das Ideal einer Durchforschung der Wirklichkeit: in lebendiger Schau das quellende, auf- und abwogende Leben zu erfassen, fern ab von starren Begriffen und farblosen Schemen 11

Das Wesen des Urphänomens; die Gegensätzlichkeit; Zusammenziehung und Ausdehnung, Licht und Finsternis, Systole und Diastole. Die seelische, die sinnlich-sittliche Wirkung der Farben im Sinne Goethes, männlich und weiblich. Der Drang nach Totalität. Die Befriedigung erst in einem letzten Urlebendigen. Dieses Urphänomen im geschichtlichen Leben zu deuten als Wechselspiel von Machtwille und Erlösungsstreben 13

Entfaltung des Lebens aus dem Chaos durch das Spiel der Urkräfte: angedeutet für soziale Gemeinschaft, Religion, Kunst und Philosophie 24

Die Versuche Goethes, chinesischer, indischer, persischer, jüdischer und griechischer Denker und Propheten, das Urphänomen in seiner Gegensätzlichkeit zu benennen. Die Musik als sein unmittelbarster, tiefster Ausdruck. Die Fruchtbarkeit der Methode für die Forschung schlechthin 31

Der Stufenbau der Erscheinungen: diese Ausstrahlungen des Urphänomens, geordnet nach dem Grade der Stärke, mit der sie das Urlebendige offenbaren. Die Bedeutung der Symbole. Das Streben des schauend das Leben bemeisternden Historikers, mit etwas fertig zu werden, dem des Künstlers verwandt . . 36

Die Methode selbst als Ausdruck des Urphänomens 39

Der Einfluß des Geistes der modernen Naturwissenschaft auf die Geschichtsforschung. Karl Marx: das Primat der Wirtschaft, kultureller Überbau; vermag nicht mehr das Leben als ein atmendes Ganzes zu fassen, das einem letzten metaphysischem Grunde entströmt, greift statt dessen zur kausalen Deutung; der Machtwille lediglich begriffen als sozialer und politischer Machtkampf der Klassen. Deutung Karl Marxens gemäß der Methode: Erscheinung der Zivilisation 40

Zivilisation nicht Erstarrung schlechthin, nicht Endzustand. Beispiele. Verschiedene Formen der Zivilisation. Nicht Schlagworte genügen: alles Geschehene enträtselt sich aus dem Spiel und Widerspiel der Urkräfte . . 45

Die messianische Hoffnung des Abendlandes als Form des Erlösungsstrebens und ihre Wirkung auf die Geschichtsphilosophie des Abendlandes. Die Gefahr einer falschen Deutung der Zukunft. Das Bild der Zukunft, durch methodische Besinnung und Schau gewonnen, kein Phantasiegebilde mehr, sondern entsprechend dem Genius eines Volkes 52

Die Kulturen nicht in sich geschlossene, für sich bestehende Organismen. Deutung der gegenseitigen Beeinflussung sich verwandt fühlender Kulturen. Die Menschheit im Sinne der Idee 57

Die seelischen Erfordernisse für den Historiker, der sich der Methode einer Ergründung der Erscheinungen aus dem Urphänomen bedient 59

Oswald Spengler. Die Kühnheit seines Werkes. Leiht seiner Geschichtsdeutung Goethes Geist die Augen? Spengler erfaßt nicht den Rhythmus der Systole und Diastole des Geschehens, den Goethe in allem Leben spürt. Indien und Griechenland als Beispiele für Spenglers unzulängliche Ergründung der geschichtlichen Wirklichkeit. Seine unzulängliche Ausdeutung der Kultur des Abendlandes: betont vor allem den Willen zur Macht. Besonders deutlich hervortretend bei seiner Ausdeutung der Musik. Versuch, Spengler gemäß der Lehre vom Urphänomen zu begreifen: in der heutigen abendländischen Zivilisation gewaltiger, nach außen drängender Machtwille, auch Spengler in seinem Banne. Daher Schwierigkeit, sich in die Gegenkräfte, das Erlösungsstreben vornehmlich, einzufühlen. Die überragende Bedeutung seiner Leistung gegenüber der heutigen Einzelforschung als Versuch einer neuen Gesamtschau des geschichtlichen Lebens 61

ZWEI SYMBOLE

GOETHES FAUST

Chaos. Goethes Faust als Abglanz der Seele des Dichters: Gegensätzlichkeit, Chaos, Machtwille und Erlösungssehnsucht. Mephistopheles, des Chaos' wunderlicher Sohn. Seine Verhöhnung des Lebens. Das Mephistophelische in Faust selbst als Voraussetzung seines Drängens und Strebens 73

Machtwille. Faust in der Dämonie seines Machtwillens die Verkörperung des abendländischen Geistes. Sein Machtwille als Drang nach Gottähnlichkeit, sein Ringen um Allerkenntnis, Lebensmut und sinnlichen Genuß. Der Machtwille als Streben zur Harmonie einer gebändigten, Schönheit zeugenden Seele. Faust als Eroberer und Herrscher. Euphorion als Verkörperung des ungebändigten Machtwillens 88

Erlösungssehnsucht. Goethes Faust als Erlösungsdrama. Das Erlösungsstreben als Gegenkraft des Machtwillens. Erlösungsgefühle im philosophischen Schauen der göttlich empfundenen Wirklichkeit, in der Hingabe an die Natur, an die Gottheit. Die erlösende Macht der Liebe, der Schönheit. Faust als Messias: Seligkeit in der Menschenbeglückung. Das Fragwürdige dieser Erlösungsformen: Ruhe allein in Gott dem Herrn 93

ZARATHUSHTRA

Das Chaos der Welt und die Sehnsucht nach Erlösung. Die Reinheit und Hoheit der Gottheit als Feind des Bösen. Die Seligkeit im Schauen Gottes als Herrlichkeit der Natur und als Wirken in seinem Geiste: die Weltfrömmigkeit Zarathushtras. Der Kampf zwischen Licht und Finsternis und der Sieg des Lichtes als Ausdruck seines Machtwillens. Zarathushtra als Prophet und Streiter Gottes 102

RÜCKBLICK

Goethes Faust und Zarathushtra als Auswirkung des gleichen Urphänomens. Das beiden Gemeinsame, das Besondere 112

VOM GEISTE DER INDISCHEN UND BABYLONISCHEN KULTUR

INDIEN

Das Zeitalter der Upanishads. Der Geist der indischen Kultur als besondere Ausprägung des Urphänomens gegenüber Babylon und Juda. Die Anschauung des ewig von himmlischer Vollendung träumenden Geistes der Inder als Fälschung der Wirklichkeit. Versuch einer Neudeutung der indischen Seele in wichtigen religiös-philosophischen Offenbarungen . . 121

Die von Leidenschaften erfaßte Seele des Inders: Lebensgier, die Wirrung der Welt, die ängstigende Macht des Todes; die Schauer vor der Dämonie des Schicksals im Seelenwanderungsglauben. Das Erlösungsstreben gegenüber dem Leid der Welt 122

Die Seligkeit in Brahma, breitend über die Seele Verklärung der von wilden Kräften durchwühlten Welt. Höchste Seligkeit: das Versinken in einem jenseits von Zeit und Raum thronenden All-Einen. Die Erlösung durch die Askese: in Form des Naturgefühls: Vorliebe für Glück im Frieden, gelegentlich selbst dionysische Regungen. Der Machtwille als Diastole gegenüber der Systole der Erlösung, indem der Fromme, eins seiend mit dem Ewigen, sich als Schöpfer der Welt fühlt. Die Eigenart der indischen Seele gegenüber der jüdischen und abendländischen 127

Der Buddhismus. Verflachung der Frömmigkeit: die Stellung des Buddhismus zu den großen Philosophen in Juda entsprechend der des Gesetzes zu den Propheten. Kein erschütterndes Ringen mit den Weltproblemen. Kraft der Weltverklärung versiegt: alles Geschehen in wirbelndes Werden einbezogen. Flucht aus der Welt. Minderung der seelischen Fülle in den Formen der Erlösung: Entgötterung der Welt. Der Machtwille in der Askese: als Kampf zwischen Buddha und Mara, dem Bösen, Buddha als Besieger der Welt. Die Wirkung des Buddhismus auf die heutige abendländische Welt, sich enträtselnd aus einer ähnlichen Minderung der Fülle des seelischen Lebens 136

BABYLON

Der welterobernde Machtwille das Vorherrschende der babylonischen Seele. Die Götter als Kriegsfürsten und Weltbeherrscher. Überwindung des Geistes der Heldenzeit: Chamurabi, der König der Gerechtigkeit, als Vertreter einer priesterlich-bürgerlichen Lebensordnung. Besonderheiten der babylonischen Seele gegenüber der indischen Der weltstürmende Herrscherwille des babylonischen Volkes sich offenbarend in seiner Weltanschauung: System der Entsprechungen. Drang nach Welt- und Raumbeherrschung im wirtschaftlichen und sozialen Leben, in der Politik, in den religiösen Offenbarungen. Gilgamesch, der Weh-Frohmensch, als Symbol des weltdrängenden Machtwillens der babylonischen Seele. Machtwille in der Architektur, zugleich auch Erlösungsdrang. Idee der Weltenuhr, Astronomie, Astrologie der Babylonier. Die Götter als Verkörperung des Herrschaftswillens 143

Die Frömmigkeit des Volkes als Zauberglaube; dann als Glaube an persönliche Göttergestalten. Die Erlösergötter der oberen Schichten. Die Seelennot gebildeter Kreise: das Gilgameschepos als Ausdruck der Stimmung einer von seelischen Erschütterungen durchwühlten Zeit. Mysterienglaube an Auferstehung im Jenseits. Erlöserrolle der Mysteriengötter. Idee der Fluchzeit als Ausdruck kultureller Mißstände. Erlöserhoffnung der unteren Schichten als Erwartung eines Erlöserkönigs. Der Gottheld als duldender Knecht und leidender Messias in der Mysterienreligion der oberen Schichten. Fortzeugende Wirkung des babylonischen Geistes in Juda 153

DER GEIST DER JÜDISCHEN KULTUR
DIE HELDENZEIT

DIE KULTUR IN DER WÜSTE

Machtstreben. Das Schicksal des jüdischen Volkes als Symbol aller übrigen Völker: die gewaltige Machtentfaltung der Kräfte des Urphänomens. Das Eigenartige des jüdischen Herrschaftsstrebens gegenüber dem indischen: mächtige Gewalt der Spannung der Seele. Die israelitischen Stämme in der Wüste. Das Machtstreben der Nomaden: kriegerische Kämpfe, Wanderungen, Streben nach dem Reichtum der umliegenden Kulturgebiete. Ihr Stammesgefühl und ihre in Haß, Rache, List und Tücke wild entfesselten Leidenschaften. Lamech als Symbol des Helden der Wüste. Die überragenden Helden als Häupter der Gemeinschaft in Krieg und Frieden. Trotziger Stolz des freien Nomaden, seine Verachtung des seßhaften Landmannes 167

Imperialistische Religion. Jahwe als Kriegsfürst der Wüstenzeit: sein Grimm und Rachedurst als Abbild des im Zornesfeuer lodernden Helden. Sein Wohlwollen und seine Milde dem eigenen Volke gegenüber in der Stunde der Not. Jahwes düstere Erhabenheit in den dämonischen Gewalten der Wüste. Jahwe als Verkörperung des Willens zur Macht: der Glaube an einen einzigen Gott, den gewaltigen, die Feinde zerschmetternden Kriegsherrn. Der eherne Wille Judas schon in der Wüstenzeit zu erkennen 171

Chaos. Rationalistische Geistesverfassung schon in der Wüstenzeit als unrichtig erwiesen. Die Einflüsse der Wüste auf die Seele der Nomaden: Grauen in der öden Weite, der Jahwe der Urzeit als dessen unheimliche Verkörperung: Jahwe als Dämon im Feuerschein des Sinai, im brennenden Dornbusch der Oase Kades. Geisterglaube, Zauberhandlungen gegen die Rache der Dämonen und Jahwes Brandopfer, Opfer von Blut und Eingeweiden als Mittel zur Versöhnung dämonischer Gewalten. Jahwe als vor allem Güte und Segen ausstrahlender Gott erst eine spätere Offenbarung. In der Wüste Jahwe noch häufig der in Zerstörungen sich austobende Dämon. Die Weltangst der Nomaden 173

Jahwe, der Messias. Jahwe in Notzeiten auch Retter der Bedrängten. Das leiderfüllte Dasein des Nomaden und seine Hinwendung zur rettenden Gottheit. Deren dionysische, siegbringende Flammenmacht im Kriege. Jahwe als messianischer König: Beschützer der Sippe. Gottgeweihte soziale Gemeinschaft. Die Kultur der Wüstenzeit als Vorklang der späteren Entwicklung 180

DIE KULTUR IN KANAAN

Die neue Heimat. Reichtum der Natur Kanaans gegenüber der Wüste. Die verschiedenen Gebiete des Landes. Allmählicher Übergang der eingedrungenen Stämme zum Ackerbau. Halbnomaden. Der Wein als Wahrzeichen der neuen Fülle. Wandel des äußeren Lebens 183

Die soziale Verfassung. Mittelalterliche Lebensordnung: der Adel als herrschende Macht, überragende Stellung der Geschlechterverbände des Adels gegenüber den Bauern und Hirten; dienende Stellung der Handwerker; Sklaven und Beisassen; Geringschätzung des Kaufmanns 193

Imperialistische Mächte. Der feudale Geist des Adels. Organisation der Stämme im wesentlichen den Bedürfnissen des Krieges entsprechend. Jahwe als Schirmherr des Kriegsbundes der Israeliten,

der Vereinigung der Jahwestämme. Die Stammesfürsten. Saul: seine Kriege gegen die Philister, sein Ruhm vor allem begründet in kriegerischen Taten, nicht solchen des Friedens. Verfall des benjaminitischen Königtums. David: ruhmgekrönte Verkörperung des Geistes der Heldenzeit; seine kriegerischen Großtaten; sein stürmisch bewegtes Leben vor dem Antritt der Königsherrschaft; die Pracht am königlichen Hofe; Davids Versuch, die Stammesgegensätze auszugleichen. Eroberung Jerusalems. Jahwe als Reichsgott. Nationale und soziale Gegensätze: der Aufstand Absaloms. Salomon: sein Ruhm begründet nicht so sehr in Taten des Krieges als in der Verwaltung des Landes. Nachlassen der kriegerischen Kraft. Der Reichspriester als oberster Würdenträger. Beamtentum. Spätere Verklärung der salomonischen Zeit 197

Seelennot. Das Leben in der Heldenzeit von Nöten erfüllt. Die Spannungen der Seele. Geisterglaube vornehmlich in den unteren Schichten, Dämonen der Steppe und Wüste, Jahwe als zornglühender Dämon des Krieges und der Naturgewalten. Ihm Opfer dargebracht zur Versöhnung 214

Messianische Kämpfe. Machtvoll aufrauschende Wallungen in Zeiten des Krieges, religiös verklärt durch den Glauben an Jahwes unerbittliche Siegesmacht. Vorbereitung des einzelnen auf den heiligen Krieg. Die Rolle der Nasiräer und Jahwepropheten (Nebim) in dieser Zeit. Die Schlachtenschilderung des Deborahliedes. Dionysische Leidenschaft in den Kämpfen für Jahwe. Die Jahwepropheten als Rufer zum Streit. Ihre Weissagungen von der Heilszeit. Die Nebim als Wegbereiter der Königsherrschaft. David im Lichte messianischer Verklärung 220

Lebensverklärung. Zauberglaube. Die Zauberhandlung als Ausdruck des Macht- und Erlösungsstrebens: der Kultur der Urzeit angehörig, in dieser Zeit noch fortwirkend. Jahwe im wesentlichen Kriegsgott des Bundes der Israeliten, im übrigen Zuflucht zum Geisterglauben mit seinen Zauberhandlungen. Reinigungsgebräuche, Opferzeremonien, Zaubermacht des Blutes, Amulette, die Zauberwirkung des Segens und Fluches, Jahwe als Fetisch der Heiligen Lade. Kulte an Bäumen und Quellen. Die dionysische Ekstase der Zauberer und Seher. Orakelwesen. Die Wunder des Mose als Zaubertaten eines sagenhaften Helden 232

Weltfrömmigkeit. Allmähliche Übernahme der Baale Kanaans durch die Israeliten. Die Baale als Fruchtbarkeits-, im besonderen als Ackerbaugötter. Ihnen zu Ehren rauschende Freudenfeste. Wandlung Jahwes unter dem Einfluß des Lebens in Kanaan und der Baale: vom rauhen Gott der Wüste zum Reichsgott, zum Herrn der Freiheit und Schutzherrn des seßhaften Bauern. Wesensverwandtschaft Jahwes und der Baale. Baalskult der Stämme, in Kriegszeiten aber immer wieder Besinnung auf Jahwe. Jahwe als Volksgott ähnlich wie die Baale umfeiert: dankerfüllte Fruchtbarkeitsfeste 244

Weltpreisende Kunst. Sehnsucht nach Schönheit und Erhabenheit als Drang, der Wirrnis des Lebens zu entfliehen. Die Kunst in der Urzeit im Dienste vor allem der Zauberwirkung, noch Fortdauer dieser, doch vor allem jetzt freies Ausströmen überwallender seelischer Kräfte. Die Heldenlieder als Abglanz des überschäumenden Lebensgefühls der Zeit: mannhafter Trotz und Kampfesstimmung. Triumphgesang auf Jahwe im Deborahlied. Verherrlichung der Natur vornehmlich als Segenspenderin der Menschen, ihrer Pracht. Lieder zum Preise der Stämme, Lieder bei festlichen Anlässen. Die schmelzende

Klage des Helden im Klagelied Davids auf Jonathan: einer späteren Zeit angehörend, da von besonderer Innigkeit und Tiefe der Empfindung. Musik noch als Zaubermacht gegen böse Geister, dionysische Zauberwirkung, dann auch wie die Dichtung lebenserhöhende Macht schlechthin. Mangelnde Leistungen der Israeliten auf dem Gebiete der bildenden Kunst. Kunstgewerbe: keine ursprünglichen Leistungen, wie auch auf dem Gebiete der Architektur. Der Tempel Salomos 254

Das Werk der Harmonie. Jahwe als Ausdruck der Gegensätzlichkeiten der israelitischen Seele. Preis des Lebens im Sinne einer aus Abgründen strahlenden Harmonie. Kulturelle Einheit: Einheit des religiösen und sozialen Lebens, patriarchalischer Geist der herrschenden Klasse, also keine Klassenkämpfe, Machtdrang eingedämmt durch Erlösungsstreben 275

DIE AUFLÖSUNG DER HELDENZEIT

RATIONALISTISCHE REGUNGEN

Früheste Offenbarung eines neuen Geistes in Geschichtsdarstellungen der Bücher Samuel und des Richterbuches. Anfänge der Geschichtsschreibung im verklärenden Heldenlied, dann Schilderung besonderer Begebenheiten im Deborahlied, schließlich Gestalt des Erzählers mehr zurücktretend; Haltung des kühlen Beobachters. Bestreben, die Zusammenhänge der geschichtlichen Begebenheiten zu durchleuchten. Der geschichtliche Geist als Vorstoß gegen den Geist der Heldenzeit: Schwinden des heldenverklärenden Sinnes gegenüber der kühlen Beobachtung. Kritik an der vergangenen Zeit, kein glühender Heldengeist mehr 277

SOZIALE AUFLÖSUNG

Die rationalistischen Regungen als neue Äußerung des Urphänomens. — Allmähliche Lockerung der Geschlechtsverbände. Herrisches Auftreten der Könige. Die Machtgier des Adels gegen die Bauern, deren Versklavung. Geldleihe, betrügerischer Handel. Persönliche Abtönung der Lebensführung der Herrschenden. Widerhall der Mißstände in den Reden der Propheten 285

ERLÖSERGÖTTER DES ADELS

Neue, babylonische und syrische Kultureinflüsse, der selbstherrliche Geist des Adels, damit Wandel der Gottesverehrung. Die fremden Götter Istar und Tamusz als Retter in den Seelennöten des entwurzelten Einzelnen. Jahwe als Gott des Volkes. Einfluß der neuen Seelenstimmung und damit fremder Erlösergötter auf Jahwe: gewinnt Züge der babylonischen Heilande. Mysterienkulte, Buhldirnen; mystische Mahle zu Ehren Jahwes und der Baale als Erlösergöttern des Adels. Haß gegen die Götterverehrung des Adels in den Kreisen des bedrängten Volkes 298

DER TRAUM VOM VERLORENEN PARADIES

Die Paradieserzählung herausgeboren aus den düsteren Lebensschicksalen der Entrechteten. Gedrückte Stimmung. Gedanke der Fluchzeit, Sintflut. Die Gestalt des Gerechten (Noah), des Rettung Findenden, hineingesehen in eine mythisch geschaute Vergangenheit. Leises Aufdämmern messianischer Hoffnung: Jahwe als Messias 305

DIE NASIRÄER

Dem Geiste der Heldenzeit abgewandte Sekte, Ablehnung der Kulte der Herrschenden und ihres volksverderbenden Lebens. Preis Jahwes als alleinigen Herrn, des Friedens- und Erlösergottes 308

DIE RECHABITEN

Noch beherrscht vom kriegerischen Geist der Wüstenzeit. Feinde der kanaanäischen Kultur, jahwetreu im Sinne der Nomadenzeit, um den zürnenden Gott zu versöhnen. Ihr Haß gegen die Kulte der Herrschenden und deren Geist. Jahwes Sieg feiernd im Sinne einer Zeit des Friedens, der Eintracht . . 309

DIE GENOSSENSCHAFT DER JAHWEPROPHETEN (NEBIM)

Rufer zum Streite für Jahwe in Kriegen und sozialen Wirren, das Volk mahnend zur Treue gegen Jahwe als dem Heilbringer, der die Schänder seiner Ehre ins Unglück stürzt. Dionysische Verzückung. Zum Volke gehörend, keine besonders hohe Bildung. Von den Herrschenden als Verrückte eingeschätzt. Die Nebim dieser Zeit als Vorläufer der großen Propheten 310

KRIEGE UND REVOLUTIONEN

Die politische und soziale Entwicklung in Israel als Ausdruck einer Verfallszeit. Militärrevolutionen. Kriege Jerobeams, Omris, Achabs. Joram. Aufstand des Jehu. Teilung des Reiches. Revolutionen unter den Königen der Folgezeit. Einbruch der Ägypter und Babylonier. Zusammenbruch des Nordreiches. Zertrümmerung Judas. Exil 315

DIE LEVITEN

Entstehung der Sonderstellung der Leviten unter den Jahwepriestern. Ihr Zusammenstehen mit dem Volke als zunächst entrechteter und besitzloser Priesterstand. Ihre Feindseligkeit gegen die Aristokratie, die andere Priester in Dienst stellten. Der Jahwe der Leviten als Volksgott, damit im Gegensatz zu den Kultgöttern des Adels. Verdammung der Götterbilder der Herrschenden. Neid auf die Kulte der Reichen; begründet mit Jahwes Eifersucht. Die gedrückte Lage des bäuerlichen Proletariats im Spiegel der levitischen Sagen: die Leiden in Ägypten. Ansturm der Leviten gegen die bislang geheiligte Stellung des Adels. Ihr Machtstreben, sich äußernd in den zehn Geboten des Bundesbuches. Vorsichtige Abfassung dieser Gebote, um den Adel nicht herauszufordern. Geringes soziales Verständnis. Neue soziale Forderungen im Namen Jahwes, des rachgierigen Feindes des Adels. Verherrlichung des patriarchalischen Sinnes. Forderung der Befreiung der Hörigen. Androhung der strafenden Gerechtigkeit Jahwes. Berufung auf die vergangene Herrlichkeit Israels: die Errettung aus der ägyptischen Knechtschaft durch Jahwe. Übernahme der baylonischen Lehre von der Fluch- und Segenszeit. Erwartung einer Heilszeit. Die Gestalt des Mose, des rettenden Helden, an babylonische Mythen erinnernd. Die Leviten als Nachfahren des Erlösers Mose, bemüht, dessen Gestalt zu verklären. Die zehn Gebote zurückgeführt auf Mose, damit stützend das Machtstreben. Mose als Zauberer dargestellt, um die unteren Schichten zu gewinnen. Das Heldentum des Mose dem des Adels entgegengesetzt: der mit der Königskrone geschmückte Zauberheld als Retter des Volkes aus Not und Schmach. Die Mosesagen entstammend dem Erlösungsstreben entrechteter Schichten. Deutung des Verfalls der Heldenzeit aus dem Urphänomen: Ablösung einzelner Schichten, Auftreten von Fürsprechern derselben, denen es allmählich gelingt, neuen Idealen zum Durchbruch zu verhelfen 330

DER JAHWIST UND DER ELOHIST

Allmählicher seelischer Wandel in allen Schichten: Abwendung von der überschäumenden Lebenskraft der Heldenzeit, Sehnsucht nach Friede und Harmonie auch zum Ausdruck gelangend in den mystischen Kulten des Adels. Hinwendung zu Jahwe, dem Frieden und Erlösung bringenden Messias. Mit schöpferischer Kraft zum ersten Male die neuen Ideale verkündet durch den Jahwisten und Elohisten. Die Erzählung von den Freveltaten der Ägypter, der Sehnsuchtsruf des Mose nach einem vom Geiste Jahwes erfüllten Volke, den

sozialen Nöten der Zeit entspringend. Die Frömmigkeit des Jahwisten und Elohisten verklärt durch tiefes Mitgefühl mit den Bedrückten. Gegner des Adels. Idyllische Stimmungen beim Jahwisten: Flucht aus der Zeit. Abwendung vom kriegerischen Geiste der Heldenzeit: Abraham, der fromme Patriarch. Friedfertigkeit, Versöhnlichkeit, Gerechtigkeit, Verzicht und Gottvertrauen als neue Lebensideale. Das Besondere der Frömmigkeit des Jahwisten: der einzelne als Auserwählter der Gottheit in demütiger Hingabe ihr dienend. Ausdruck dieser Frömmigkeit in der Josephsgeschichte: Milde, Güte, Liebe, Geduld. Hingabe lassen den Gerechten Gnade finden vor seinem Gott. Überwindung der Lebensstimmung der Heldenzeit. Die Gestalt des Joseph vorgezeichnet in dem Messias und leidenden Helden der Mysterienreligion: Kampf des Helden nun in das Innere verlegt als Ringen um den Segen Gottes. Damit neue religiöse Lebensformen. Ablehnung der Opfer: Abraham und Isaak. Die künstlerische Ausdrucksfähigkeit des Jahwisten und Elohisten als Abglanz des neuen Geistes: Fähigkeit, seelische Wandlungen vor Augen zu führen, Zartheit der künstlerischen Abtönung der Erzählungen. Der Elohist dem grollenden Volke näher stehend als der Jahwist, seine Sprache bewegter 363

DAS ZEITALTER DER PROPHETEN

DER HELD ALS VORLÄUFER DER GROSSEN PROPHETEN

Im Helden und Propheten ähnliche Kräfte des Urphänomens lebendig. Der Prophet in zornesglühenden Worten voll Unerschrockenheit vorstürmend gegen den Frevelmut der Feinde Jahwes, aber dann auch wieder voll milden Sinnes für das Elend der Welt und Sehnsucht nach dem Lichte eines besseren Lebens. Auch im Helden ähnliche Gegensätzlichkeit, die Systole und Diastole: aufrauschend in der Leidenschaft des Kampfes und des Hasses, dann aber auch wieder voll treuen Sinnes, voll Milde und Güte und Dankbarkeit; bald schwelend in gieriger Sinnlichkeit, dann wieder voll Liebe und Hingabe an Eltern, Kinder und Freunde; unersättlich im Zerstören und doch auch wieder voll gebändigter Kraft und voll Hingabe an die Kulturgemeinschaft: David als Symbol des Helden 388

ELIA UND DIE ELIALEGENDEN

Bei Elia zum ersten Male die Wucht des großen Propheten. Verklärung der Gestalt Elias durch den Verfasser der Elialegenden. Der geschichtliche Elia: sein todesmutiges Auftreten gegen König Achab; mannhafter, revolutionärer Vorstoß eines großen Einzelnen gegen die herrschende Kultur. Den Nebim nahestehend, doch auch wieder sich selbstherrlich von ihnen loslösend. Machtvolle Verkündigung der Majestät des einzigen Gottes Jahwe. Verwandtschaft mit Amos. Eliasagen: Zaubertaten. Hohe Gestaltungskraft des Dichters der Elialegenden: das Gottesurteil am Karmel, selbstherrliche Haltung gegenüber den Kulten des Adels; vertrauende Hinwendung zu einem innerlichen, in der sanften Harmonie der Seele erlebten Jahwe. Seine Fähigkeit, schwere Seelennöte zu künden. Die Elialegenden als Spiegel einer innerlich zerrissenen Zeit. Besonderheit des Verfassers gegenüber dem Jahwisten und Elohisten . . . 404

AMOS

Die großen Propheten als schwer leidende Menschen. Amos den unteren Schichten sich zuneigend, gekommen, den Willen Jahwes trotzig kundzutun. Seine Droh- und Zornesrufe wider die Herrschenden und ihr volksverderbendes Leben. Seine machtvolle Einseitigkeit, Haß gegen die Herrschenden, eingegeben vom Mitgefühl mit den Unterdrückten. Seine Stellung gegenüber dem Jahwisten und Elohisten. Neuere Entwicklung in Israel für Amos gleichbedeutend mit Abfall von Jahwe, dem Gott der Gerechtigkeit und Eintracht: daher Fluchzeit. Gedanke der strafenden Gerechtigkeit Jahwes im Gericht gegenüber

den Frevlern. Vision der Völkerkatastrophe, zum ersten Male auftauchend in Israel: Erwählung Israels nur, wenn Jahwe allein die Treue wahrend. Weltgeschichte gleich Weltgericht, wenn Treubruch an Jahwe. Amos' stille Sehnsucht, daß Jahwe sein Volk verschonen möge. Erst leises Aufdämmern des messianischen Ideales 424

HOSEA

Dem zarten Sinn des Jahwisten verwandt. Jahwe sich voll Trauer abwendend von dem ungetreuen Volke. Hosea nicht allein zugewandt den sozialen Mißständen wie Amos, auch den politischen Wirren. Machtwille erscheint ihm das Böse schlechthin. Der Baalsdienst, von Amos kaum beachtet, als Anzeichen der Auflösung: die Vision des Gerichtes: sein Glaube an die Barmherzigkeit und Liebe Jahwes. Seine Vision der messianischen Ordnung der Zukunft: das von den Frommen mit Jahwes Hilfe erbaute Reich der Harmonie. Bereits zartere Züge in diesem Bilde der Zukunft als allein die aus der Hoffnung des Enterbten herausgeborene Erwartung der Eintracht, Üppigkeit und Fülle 435

MICHA

Düstere Weherufe über die Machthaber. Unheimliche Wucht des Bildes der Sittenverderbnis. Michas Frömmigkeit: sittliche Tat, Atem der Gottheit auch in stillen Stunden des Glückes empfunden, messianisches Reich als ein Innerliches anklingend. Jahwe der Ankergrund des Lebens: Ablehnung alles äußeren Kultes, Jahwe Schutzgeist auch des einzelnen 440

JESAJA

Hervorgegangen aus der prophetischen Bewegung. Hinreißende Macht seiner Persönlichkeit sich offenbarend in der Sprache. Gottesanschauung: die alles Menschliche überragende Majestät Jahwes. Jahwevisionen. Gerichtsgedanke. Verworfenheit Israels, seiner Herrschenden und Priester. Das Besondere der Frömmigkeit: Demut vor Gott. Preis der Allmacht Jahwes. Verlangen nach nationaler Größe. Die Gerichtsbilder Jesajas: Racheschrei wider den Adel. Vertrauen auf die Gnade Jahwes selbst dem ungetreuen Israel gegenüber. Der unerschütterliche Macht- und Erlöserwille Judas in diesen Visionen symbolisiert. Jesajas Verhalten gegenüber den andrängenden Assyrern. Hoffnung auf den Sieg Jahwes, des Gottes der Gerechtigkeit. Errettung Judas. Des Propheten Traumbilder von der kommenden Herrlichkeit Israels: Erfüllung der Hoffnung der Entrechteten, Erwartung des Glückes und der Gerechtigkeit, paradiesische Wandlung der Natur. Jesajas Gemälde des goldenen Zeitalters im Gegensatz zum Geiste der Heldenzeit: abgewandt vom Kampf, der Messias weltbeherrschender Friedensfürst. Jesajas Zukunftsvisionen prachtvolle Ausstrahlung des völkersegnenden Machtwillens Judas 444

ZEPHANIA UND NAHUM

Zephanias grauenvolle Schilderungen des bevorstehenden Unterganges Judas. Nahums feurige Prophezeiung des Sturzes Assurs 455

DIE RELIGIÖSE REFORM DES JAHRES 621

Die Gottesanschauung der unteren Schichten sich mehr und mehr durchsetzend: abgewandt dem Geiste der Heldenzeit. Jahwe als Schirmherr des dem Elend anheimgegebenen Volkes. Die religiöse Stimmung der das Reformwerk leitenden Jahwepriester Jerusalems beeinflußt auch durch das Wirken der Propheten: Jahwe als Schutz- und Segensgott des treuen Volkes, Androhung des Gerichtes den Lästernden gegenüber. Abschaffung der Opferfeste und Götterbilder: Vorstoß gegen die Volksreligion. Jerusalem als einzige Kult- und Opferstätte. Soziale Forderungen der Priester: Gerechtigkeit gegen die

Armen, Barmherzigkeit, Verbot der Richterbestechung. Zinserlaß, Sklavenbefreiung. Vorsichtige Haltung des Gesetzes gegenüber der herrschenden Schicht. Zivilisatorische Züge des Gesetzes, nichts mehr zu spüren von der Seelengewalt der großen Propheten. Das Gesetz als die Juda in der Folgezeit zusammenhaltende Macht 456

JEREMIA

Seine Enttäuschung über die Reform. Überwindung Judas durch Ägypten. Jeremias Ansturm gegen die Feinde und Priester. Voraussage des Gerichtes über Juda. Des Propheten Verfolgung und entsetzliche Leiden. Zerstörung Jerusalems. Jeremia verschollen in Ägypten. Jeremia in den mächtigen Schilderungen der Gebrechen der Zeit das Werk seiner Vorgänger fortsetzend. Innige dichterische Verklärung der Wüstenzeit und der beginnenden Heldenzeit als der Zeit der Eintracht. Gerichtsbilder. Schilderung des furchtbaren Wütens Jahwes immer durchzittert von der Hoffnung auf endliche Wandlung und Erlösung des Volkes. Trost- und Liebesworte Jeremias nach dem Zusammenbruch Judas. Jeremia, die reichste und innigste Gestalt unter den Propheten. Die Tragik seines Lebens: von denen verfolgt, denen seine Liebe und Hoffnung gilt. Sein unerschütterliches Gottvertrauen und die bisher in Juda noch nicht erlebte Gottesnähe des Propheten, doch der Gottheit noch nicht so nahe wie Jesus: mehr Hort im Kampfe. Zurücktreten des messianischen Ideales. Jeremia als Markstein auf dem Wege zum Christentum . . 462

DEUTEROJESAJA

Zähigkeit des jüdischen Volkes nach dem furchtbaren Zusammenbruch: mit eherner Entschlossenheit das Gesetz festhaltend. In Deuterojesaja gleichsam die erbarmende Liebe Jeremias und die triumphierende Hoffnung Jesajas zu einem frohlockenden Glauben zusammengeschmolzen: nicht mehr im Zorne aufrauschender Prophet, sondern Spender überströmender Liebe. Damit das ganze Volk verklärend. Deuterojesaja nicht inmitten des Volkes kämpfend wie die anderen Propheten. Leises Nachlassen der seelischen Urgewalt der prophetischen Verkündigung. Verherrlichung des Imperators Cyrus als messianischen Sendboten Jahwes. Preis der Allmacht Jahwes als des unerschütterlichen Weltherrn, Preis der Segnungen seiner Gnadenfülle. Jahwes Barmherzigkeit in der Auserwählung Judas. Neue Form des Gerichtsgedankens: Jubellieder über die Erhöhung Judas im Gericht. Großartige dichterische Verkündung und Ausmalung der Heilszeit 469

DIE LIEDER VOM KNECHTE JAHWES

Tiefe seelische Offenbarungen in den Liedern vom Knechte Jahwes. Israel, der Knecht Jahwes, hat ein Anrecht auf Gottes Segen. Damit neuer Gedanke: bisher Erhöhung vor allem als Gnade gedacht, jetzt starke Betonung eigener Verdienste des im Ertragen von Leiden sich heldenhaft bewährenden Volkes. Schilderung der Glaubenszuversicht des Knechtes an Jeremias religiöse Erlebnisse erinnernd: der Knecht gleichsam in der Rolle des leidenden Propheten. Zum ersten Male in Juda das Leid bewußt als lebenerhöhende Macht gefeiert. Anklang an babylonische Mythen. Dieser Gedanke Ausdruck eines tiefen seelischen Wandels: nicht allein die Gottheit, sondern auch das Volk als eine erlösende Macht gepriesen: Idee des stellvertretenden, glückausbreitenden Leidens. Zivilisatorische Züge in den Liedern vom Knechte Jahwes deutlich zu bemerken: Religion als Rechtsordnung gedacht, zudem Versiegen der dichterischen Gestaltungskraft 479

DIE PROPHETISCHE KULTUR ALS GESAMTERSCHEINUNG

Das Urphänomen in der prophetischen Kultur. Das Chaos als gebärender Grund: die Not des Volkes, die daraus entstehende tiefe Seelenqual der

Propheten; ihre Einsamkeit, die Bilder der Not- und Fluchzeit. Die Gerichtsvisionen einmal als Ausdruck der Weltangst der Propheten. Ihr Machtwille im Kampfe mit dem Chaos: als Trotz gegen die Zeit, als Kampfwille für Jahwes Herrlichkeit. Das Imperatorische ihres Glaubens, durch die Kraft der Weisheit, Güte und Demut die Welt lenken zu können. Der Welthaß der Propheten. Künstlerische Gestalt gewinnend in den erschütternden Bildern vom Gericht. Der Gedanke der Weltherrschaft Jahwes und der Erhöhung Israels als Ausdruck des Machtwillens. Dionysisches Aufrauschen des weltbeherrschenden Machtwillens besonders bei Deuterojesaja. Die Geschichtsauffassung der Propheten als Symbol ihres Willens, dem Geschehen einen Sinn abzuringen. Krönung des Strebens der Propheten in der Ruhe in Gott: ihre Gebete, ihr Glaube an Glück und Harmonie des kommenden Gottesreiches. Preis der Herrlichkeit Gottes in allen Bereichen der Natur 486

DAS ZEITALTER DER ZIVILISATION

EZECHIEL

Nachlassen der Urgewalt des seelischen Lebens in Juda: Versiegen des reichen Gefühlslebens der Propheten, dafür sich durchringend Vorherrschaft des Verstandes und mehr und mehr sich hervordrängendes rohes Herrschgelüst. Ezechiel ein Mann umfassender Bildung, vertraut mit den Schriften der Propheten; von dem Ehrgeiz beherrscht, zu ihnen gezählt zu werden. Auch seine Aufgabe Versöhnung des abtrünnigen Volkes mit Jahwe. Jahwes Strafgericht über Israel in grober Weise ausgemalt. Die Bußstimmung infolge des Zusammenbruchs Ezechiels Predigt begünstigend. Vergröberung des Seelenlebens zum Ausdruck kommend in der lieblosen Beurteilung der Vergangenheit des Volkes, das mit Schmähungen bedeckt wird, in dem der Weihe entbehrenden, klügelnd ausgemalten messianischen Ideal. Deutliches Sichtbarwerden des zivilisatorischen Geistes in der Idee des Priesterstaates: dieser dazu bestimmt, das Volk vor allem äußerlich zusammenzuhalten. Grundzüge der neuen Verfassung: Herrschaft des Priesterstandes. Starke Betonung von Äußerlichkeiten wie Opfer. Neue Züge gegenüber dem Gesetz Josias: dort Priester noch nicht allein herrschend, neben der Aristokratie stehend, Geist der Heldenzeit dort noch nicht völlig versiegt: hier Gemeinde der Sünder, den auserwählten Priestern gegenüberstehend. Düstere Bußstimmung, auch um das Volk unter die Gewalt der Priester zu beugen. Die in reichen Farben leuchtende Frömmigkeit der Propheten verdrängt. Ezechiel als Epigone: zeigt sich außerstande, das prophetische Erbe festzuhalten: Versiegen der dichterischen Sprachgewalt. Peitscht sich künstlich in Stimmungen hinein; zuweilen Mangel an Ernst . . . 491

HAGGAI UND SACHARIA

Schüler Ezechiels. Weitere Züge des sich immer mehr ausbreitenden Zivilisationsgeistes in beiden. Haggai auftretend als Trostprediger und Prophet unter den aus Babylon zurückkehrenden Juden. Hoffnung auf die vor allem äußerlich gedachte Herrlichkeit Judas: Voraussetzung Wiederaufbau des Tempels. Ähnliches in Sacharias Weissagungen. Beide Propheten erfaßt von dem Gedanken der Weltherrschaft Judas. Jahwe als Erlöserkönig, Jerusalem als Königsburg des vor allem auch von weltlichem Prunke umgebenen Messias 503

MALEACHI

Enttäuschung beim Volke nach dem Wiederaufbau des Tempels, durch den Jahwe versöhnt werden sollte: selbst Verhöhnung des messianischen Gedan-

kens. Maleachis Prophetie außerstande, tiefsinnige Deutung der Lage des Volkes zu geben: so einflußlos. Mangel an Ursprünglichkeit der Rede 504

TRITOJESAJA

Höherstehend als Maleachi. Das Werk Esras vorbereitend. Übergangserscheinung: sucht Zugang zu den großen Propheten zu gewinnen. Der Rhythmus ihrer Verse bei ihm wiederkehrend. Der barbarische Machtwille seiner prophetischen Ergüsse: die Rache Jahwes, des Kriegsherrn und Imperators, der auf Kosten anderer Völker Israel die Herrlichkeit verschafft. Diese Vision der Zukunft eingegeben von der Sehnsucht des Unterdrückten nach Glück und Wohlleben: bezeichnend für die Veräußerlichung des messianischen Gedankens. Die Bedeutung der Propheten der Übergangszeit als Künder des nationalen Machtwillens 505

ESRA UND NEHEMIA

Gefahr völliger Auflösung der Heimatgemeinde: Schwinden des Gottvertrauens. Neue Kraftquellen von den Juden Babylons ausgehend. Esra als Abgesandter des persischen Königs. Seine Bußpredigten und Reformen eingegeben vom Geiste des berechnenden Politikers. Das Gesetz Mose von Esra ausgearbeitet, ganz seinem rationalistischen Geiste entsprechend. Steigerung des Sündengefühles für Herrschaftszwecke auch der Priester. Das Gesetz als jeder Vergeistigung barer Wille zur Macht: mangelnder Sinn für die großen Weltprobleme der Propheten. Religion zum Nutzen herabgewürdigt. Die Erzählung von der Weltschöpfung als Symbol der seelischen Verflachung. Keine religiösen Schauer, keine künstlerische Gestaltung, platter Rationalismus. Oberflächlicher Optimismus gegenüber der düsteren Auffassung des Lebens bei den Propheten. Kern der Frömmigkeit im äußeren Kultus erblickt. Veräußerlichte Geschichtsauffassung: ausgerichtet gemäß der Einsetzung neuer Kulthandlungen. Auch bei Esra Verheißung des messianischen Reiches, doch dieses zurücktretend gegenüber der Aufrichtung der Kirche 507

DAS PRIESTERGESETZ

Gegründet auf die Macht der Kirche. Jahwepriester fast mit tyrannischer Machtvollkommenheit ausgestattet. Priester in sich abgeschlossene, machtgierige Kaste. Gesetz oft mit Gewalt allen Sphären des Lebens aufgezwungen: Verknöcherung des Seelenlebens dies ermöglichend. Geist der Wissenschaft in der Religion: Schriftgelehrsamkeit, Wissen um kultische Vorschriften, nicht Herzensreinheit ausschlaggebend. Anfänge des Volksschulunterrichtes in der Synagoge. Selbstverherrlichung der Gelehrten. Weckung des Nationalstolzes eine der Hauptaufgaben der Unterweisung. Auch Männer unter den Schriftgelehrten, die nicht gänzlich dem Geist der Zivilisation verfallen: Verfasser der Spruchsammlungen, Jesus Sirach als Verkörperung eines edlen Geistes der Weisheit, sein Naturgefühl: Anklänge an die Propheten 516

VORBEREITUNG EINER NEUEN KULTUR

DIE FRÖMMIGKEIT DES VOLKES

Gewisser freier Geist in manchen Priesterkreisen wie bei den Sadduzäern: sich abwendend von der Weiterbildung des Gesetzes durch die Schriftgelehrten. In den Tiefen des Volkes urzeitliche Stimmungen noch lebendig: Dämonenglaube machtvoll um sich greifend. Wirkung des Gesetzes auf die vom Rationalismus noch wenig berührten Schichten im Sinne der Steigerung des Sünden-

gefühles, einer leidenschaftlichen Glückserwartung. Entfaltung nationaler Hochgefühle. Die Zeloten: ursprüngliche, frische Kräfte trotz der Herrschaft des Gesetzes hier noch lebendig. So immer wieder Möglichkeit zu einer neuen Verinnerlichung gegeben: Jesus als Sohn dieses Volkes 520

DIE KLAGELIEDER

Auch hier noch eine nicht von der Last des Gesetzes erdrückte, an Stimmungen der versinkenden Heldenzeit gemahnende Frömmigkeit. Der Seelenschmerz Jeremias anklingend 523

HIOB

Der Dichter des Buches Hiob für nichts erachtend das Gesetz: neue Offenbarung der jüdischen Seele. Der Hiob des Volksbuches Verkörperung der Gesetzesfrömmigkeit, dagegen sich wendend der Hiob des Dichters: sieht das Leben von grausigem Elend durchwühlt. Tiefgreifende Schilderungen der Pein der jüdischen Seele: das Gefühl des verlassenen Liebenden inmitten einer ihn zurückstoßenden Welt. Angst und Verzweiflung, Müdigkeit und Todessehnsucht. Gewaltiger Machtwille Hiobs sich äußernd in furchtbarem Streit mit dem leidbringenden Jahwe des Gesetzes: ein in Juda noch nicht gesehener Kampf des mit Reinheit gegürteten Menschen gegen den zornschnaubenden Gott: das Leben ein Hohn auf die im Gesetz verheißene Gerechtigkeit. Hiobs Ringen um Erlösung: sich zuletzt beugend voll Ehrfurcht vor Jahwe, der geheimnisvollen, nicht zu enträtselnden Lebensmacht: tiefe, durchaus ursprüngliche Frömmigkeit. Dionysische Herrlichkeit Jahwes im Brausen des Sturmes erlebt. Hiob neben Amos und Jesus der größte jüdische religiöse Revolutionär: Jahwe nicht mehr Schutzgeist der nationalen Lebensgemeinschaft. — Rationalistisch gefärbter Nachklang des Hiobbuches im „Prediger Salomos". Gegenüber der trostlosen Lage Judas Aufkommen des Jenseitsglaubens: damit neue Form des Erlösungsstrebens für die Kirche gewonnen 525

HABAKUK

Juda unter der Herrschaft Alexanders. In der leidenschaftlichen Empörung des Propheten gegen den Eroberer starkes Gefühlsleben zum Ausdruck gelangend, weiterhin in dem tiefen Mitleid mit den Niedergeworfenen. Gerichtsgedanke frei von zivilisatorischem Machtwillen. Die Sprache des Gedichtes von künstlerischer Abtönung 534

GRIECHISCHE KULTUR IN JUDA

Während der Zeit der Zivilisation Einbruch des Hellenismus. Zuerst leidenschaftliche Aufnahme der griechischen Bildung durch die herrschenden Kreise, dann Gegenschlag in einer von messianischen Wallungen erfüllten Bewegung. Starke Anziehungskraft des griechischen Geistes in Juda sich enträtselnd aus dem Verlangen der zerrissenen jüdischen Seele nach der Weihe apollinischer Harmonie. Ähnliche Erscheinung auch in der abendländischen Kultur. Wichtiges universalgeschichtliches Problem überhaupt. Tiefes Unbefriedigtsein der jüdischen Seele in den Zeiten der Krise: Anbetung fremder Götter; die weltfrohen Götter der Griechen empfunden als eine das Leben weihende Macht gegenüber der bußeverlangenden, düsteren Gestalt Jahwes 535

MESSIANISCHE KÄMPFE UND REVOLUTIONEN

Kampf der Vaterlandsfreunde wider die religiöse Freigeisterei. Versuch der Syrer und Griechenfreunde, der Jahwereligion den Todesstoß zu geben: ge-

waltsame Einführung des griechischen Götterkultes. Martyrium der Assidäer und Rettungswerk des Priesters Mattatias. Zerstörung der heidnischen Opferstätten. Blutbad zu Ehren Jahwes. Geist der Heldenzeit in diesen Zeiten des Gesetzes wieder erwachend: Erinnerung an die Glanzzeit der Könige Israels. Nationale Erstarkung Judas durch die Makkabäerkämpfe: die Heldenkämpfe des Judas Makkabäus. Jonathan. Knechtschaft unter dem Syrerkönig Antiochus. Störung der sozialen Eintracht durch die Hasmonäer, die Pharisäer und Sadduzäer. Revolutionäre Wirren. Eindringen der Römer 539

DER GEIST DER MAKKABÄERZEIT IM SCHRIFTTUM

Leidenschaftliche Wallung durch das Gesetz entbunden, wenn nationaler Bestand gefährdet: religiöser Helden- und Duldersinn. Das Buch Daniel: felsenfeste Glaubenszuversicht und leidenschaftliche Glückserwartung. Prophezeiung des Zusammenbruches des Weltreiches inmitten des entsetzlichsten Chaos. Im Estherbuch schauriges Rachegelüst: Kampf mit der Waffe. Auch das Buch Judith von Rache durchglüht: höchster Ruhm, die Feinde des Volkes niederzustoßen: gemahnend an den Geist der Heldenzeit. Hoffnung Deuterosacharias auf den von Gott beschwingten Helden, den Friedensfürsten. Ungezügeltes Rachegelüst bei Tritosacharia. Der Geist der Humanität im Buche Ruth. Kampf gegen den maßlosen Haß und Blutdurst der Eiferer im Buche Jona. Jahwe als gütiger Gott. Der Geist der alten Propheten wach in der Apokalypse des Buches Jesaja: Schilderung der furchtbaren Weltkatastrophe. Preis der Herrlichkeit und liebenden Allmacht Jahwes 547

DIE PSALMEN

Nicht die höchsten Offenbarungen des jüdischen Geistes, an Sprachgewalt den Propheten nachstehend, doch ohne die Spitzfindigkeiten der Gesetzesfrömmigkeit. Fast alle Regungen der jüdischen Seele mit ihren Gegensätzlichkeiten in den Psalmen hervortretend: die Sündenangst des Gepeinigten und Preis Jahwes als feste Burg, leidenschaftlicher, und zwar auch kriegerischer nationaler Machtwille, Naturgefühl, festliche religiöse Hochgefühle, messianische Stimmungen, Gebete und Hymnen an Jahwe, den Helfer. Anbetung Jahwes im Tempel des Herzens 551

MYSTISCHE KULTE

Mystische Stimmungen schon in der versinkenden Heldenzeit. In den Kulten der Spätzeit Gottheit nicht Schirmherr des Hauses und der Felder wie früher, sondern Retter der Seele. Überwindung des Rationalismus durch mystische Stimmungen. Diese Kultgenossenschaften den Menschen der versinkenden Antike Trost gewährend in Zeiten der Not: Geist der Brüderlichkeit, Gedanke der Gleichheit vor Gott. Hier neben dem persönlichen Heilsbedürfnis die Frömmigkeit in Gemeinschaften innerlicher Menschen sich ausströmend. Urzeitliche Regungen: Dämonenangst, Furcht vor dem Tode. Befreiung ersehnt von den Martern der chaotischen Welt. Durch Zauberhandlungen Unreinheit, und zwar auch sittliche Befleckung zu überwinden gesucht. Gedanke des leidenden Erlösergottes. Trauer um das Schicksal des leidenden Gottes. Mystische Mahle, Ekstase, um mit der Gottheit eins zu werden. Anklänge auch an prophetische und Gesetzesfrömmigkeit: Erlösung des Menschen von der Sünde, Idee des duldenden Messias. — Mysterienglaube bei den Essenern. Gedanke der Gemeinschaft, Zurückgezogenheit, Abscheu vor der sündhaften Welt, vor der Ehe und dem Fleischgenuß. Heiland im Bilde auch der sinkenden und wiederauferstehenden Sonne verehrt. Seele aus dem Äther in die Modergruft des Leibes gesunken. Die Versuche der Essener, in ihrem Sinne

die Gesetzesreligion auszudeuten, ohne sie völlig abzulehnen: Opfer in Jerusalem, Beachtung der Reinigungsvorschriften, Erwartung des Gerichtes, messianische Heilszeit als Siegespreis eines heiligen Krieges. Grunderlebnis des Paulus hier vorbereitet. Die Frömmigkeit der Essener im Grunde Überwindung der Zivilisation. — Verwandt mit den Essenern die Therapeuten: körperlicher Arbeit abhold, dem Studium der Propheten und des Gesetzes zugewandt. Askese, Ehelosigkeit: Mönchsorden. Heilige Mahle ähnlich denen der Christen. Triumphierende, den Erlösergott preisende Feste und Hymnen. Die Bruderschaften der Samarianer, Naassener, Peraten, Ebioniten, Nassaräer 560

MESSIANISCHE HOFFNUNGEN WÄHREND DER HERRSCHAFT ROMS

Je näher der Gestalt Jesu, desto leidenschaftlich bewegter die jüdische Seele. Druck der Fremdherrschaft, der Priesteraristokratie, Hoffnung auf den Erlösung bringenden Messias vor allem in den unteren Schichten immer stärker werdend. Der Messias der Apokalypsen: der mit der Königskrone Davids geschmückte Weltenrichter. Die Sündenangst der Juden dieser Zeit machtvoll gekündet namentlich in der Apokalypse „Das vierte Buch Esra". Noch nicht jubelnder, leidbezwingender Ton wie im Christentum. Die Pharisäer, soweit nicht öde Schriftgelehrte, leidenschaftliche Fromme, ihre Seele oft am Gesetze sich wundreibend. Eiferer für das Gesetz im Dienste des Ruhmes des jüdischen Volkes. Erwartung des Gerichtes vor allem in den Massen des Volkes. Zusammenrottung aufrührerischer Banden, durchflammt von dem Gefühl einer erhabenen Sendung im Heldenkampfe für Jahwe. Die Zeloten. Aufstände bei herausfordernden Handlungen der Römer. Helles Aufflammen der Revolution unter Führung des Judas. Ermordung der Römer bei der Tempelplünderung. Überwältigung der Herrschenden Judas durch die revolutionäre Masse. Niederwerfung des jüdischen Aufstandes durch die Römer. Einnahme Jerusalems. Erwartung des Weltgerichtes. Erneute Empörung: Sichaufraffen des zu Tode gehetzten Volkes am Gesetz trotz Zerstörung des Tempels und Opferverbots. Dies zähe Ausharren als dämonischer Ausdruck des jüdischen Machtwillens. Die Führer der revolutionären Bewegung von der Weihe messianischer Würde umstrahlt. Zerreißen des Gewebes des Rationalismus durch die aus den Volkstiefen aufrauschenden revolutionär-religiösen Kräfte. Auftauchen gewaltiger Gestalten aus der Atmosphäre des aufgewühlten Volkes: Johannes der Täufer, Jesus und Paulus. Ihre Stellung ähnlich wie die der großen Propheten der zerbröckelnden Kultur der Heldenzeit gegenüber. Fühlen sich trotz ihrer hohen Ursprünglichkeit zum Volke hingezogen. Die neuen Propheten mit dem Volke lebend, nicht wie früher von ihm unverstanden. Jüdische Leidenschaft der Liebe und des Grolles auch in Jesus und Paulus wach. Auch Zauberglaube noch von Bedeutung. Verinnerlichte Frömmigkeit. Jesus und Paulus als Juden das Gesetz nicht schlechthin verwerfend. Glauben an das baldige Kommen des Reiches Gottes. Ihre Lehre sich an alle Menschen wendend. Ablehnung des nationalen Hochmutes. Jesus und Paulus als Krönung der gegen die Zivilisation sich wendenden Bewegung: Durchbruch einer neuen späten Kultur 571

DER SIEG DER NEUEN KULTUR: DAS CHRISTENTUM

JOHANNES DER TÄUFER ALS VORBOTE

Wie ein Mystiker als Asket lebend, einsam, selbstherrlich dastehend, nicht in Gemeinschaft. Vielleicht einmal Beziehungen zu mystischen Bruderschaften. Seine Mahnung zur Buße: sittliche Reinheit des einzelnen als Vor-

bereitung auf das Kommen des Messias. Die Schwere seiner Gebote für die Herrschenden sowohl als auch für die Massen. Altprophetische Anschauung, daß Jahwe dem Gerechten sich zuneige. Messianisches Ideal wieder von den Schlacken der Zivilisation befreit. Der Heldentrotz des Johannes: sein Opfertod 586

JESUS

In die Fußstapfen des Johannes tretend. Von gläubigem Sinne bald zum Gotte erhöht. Jesu Seelenleben alle Züge des großen jüdischen Geisteshelden aufzeigend. Der jüdische Instinkt Jesu davor bewahrend, sich selbst zum Messias zu erhöhen. Sein Werk wie das der Propheten den Abglanz tragend der aufgewühlten, doch triumphierend sich aufschwingenden jüdischen Seele. Mit besonderer Stärke das Glück der Harmonie erlebend als Gnade Gottes. Schmerz des jüdischen Propheten im Anblick der Verwilderung des Volkes auch hier lebendig. Jesus als Sohn des Volkes der Welt der Gebildeten und Herrschenden ferngerückt. Ursprüngliche Kraft der Sprache: keine Spur von rationalistischer Verdünnung und Leere, doch die Wucht der alten Propheten wohl nicht erreicht. Mit den einfachen Leuten fernab von aller Askese lebend: fröhlich mit den Fröhlichen. Nach dem Dämonenglauben der Zeit mit der Kraft begabt, Kranke zu heilen. Das Volk empfindet die ursprüngliche Gewalt seiner Rede gegenüber den Schriftgelehrten. Gibt als Prophet Kunde von den ewigen Dingen. Spricht aus der grollenden, tief erregten, nach Glück lechzenden Seele des Volkes. Die Verfasser der Evangelien wohl nicht imstande, die Glut seiner Rede wiederzugeben. Jesus Revolutionär wie Amos und Jeremia: hätte sonst niemals die Masse des Volkes packen können. Nicht der sanfte Himmelsjüngling, sondern zählend zu den von gewaltigen Gegensätzen durchstürmten jüdischen Propheten. Der Rachedurst seiner Vorgänger auch in ihm zuweilen lebendig. Oft derbe Leidenschaft des Enterbten in den Reden Jesu; wenn im Banne solcher Stimmungen: wenig vom Geiste der Liebe zu spüren. Jesus der Freund der Armen: Jahwe als grimmiger Feind der Herrschenden, Verklärung der Armen wie bei den Propheten. Apokalyptische Schreckensbilder von der bevorstehenden Zeitwende auch bei ihm. Gedanke der strafenden Gerechtigkeit gegenüber den Herrschenden. Der Kampf um das messianische Reich von Jesus ohne Gewalt der Waffen gedacht: durch die Wunderkraft Gottes kommend. Einer Fälschung gleichbedeutend, wenn Jesus allein als Sprecher proletarischer Massen hingestellt wird. Löst sich auch wieder aus der Masse heraus. Sein Zukunftsbild wieder abweichend von dem des Volkes: Erhöhung aller Menschen möglich, nicht allein Erhöhung Israels. Frömmigkeit als Geist der Liebe, die sich in guten Taten ausströmt: Forderung des sittlichen Heroismus. Wertvoll allein das große, liebeatmende Herz, wie auch schon bei den alten Propheten. Hervortreten der Hoheit der Menschenseele wie nie zuvor. Jesus um die Gefahren wissend der in die Welt verstrickten Seele. Alles versinkend neben dem Glück der Hingabe an Gott. Bisher unerreichte Verinnerlichung: Geist der Hingabe, Sanftmut, des Verstehens, Verzeihens. Steigerung der sittlichen Forderungen der alten Propheten: Adel der Seele sich beweisend im Dienste Gottes und des Menschen. Bei allem Kampfestrotz und Groll auch wieder Sehnsucht nach Erlösung und Friede. Der Preis der Liebe, Friedseligkeit in der schenkenden Güte. Streben nach Gottesgemeinschaft. Auch hier wieder erneute Verinnerlichung von Kräften der jüdischen Seele: der Mensch reinen Sinnes von Gott geführt auf verklärte Höhen. Im Gebet besonders Heilsgewißheit erfahrend. Völlige Überwindung des Gesetzes als Rechtsordnung und des rohen Machtstrebens in der zivilisatorischen Form des messianischen Gedankens. Die gegen den Geist der Zivilisation gerichtete Strömung in Jesus ihre höchste Verinnerlichung erreichend: Werk der Pro-

pheten gekrönt. Wenn Jesus im Banne der segnenden Frömmigkeit, Stimmen des Grolles und der Rache versunken. Jesu Reich der Erfüllung höher gerückt als die derben Gelüsten entstammende messianische Idee der Entrechteten. Der Friede des Gottseligen auch schon in dieser Welt: damit neue Form des messianischen Gedankens gewonnen. Gerichtsgedanke von der liebeatmenden Seele sich abhebend wie ein Mißklang. Gottesreich nicht nur in die Zukunft verlegt, wurzelnd auch in der Tiefe des Herzens. Kein sichtbarer Herrscherthron vonnöten. Streben des gottdurchfluteten Menschen nach dem Reiche der Gnade: in solchen Höhen Qual des Sündengefühles überwunden, Erlösungsglanz auf allen Erscheinungen der Welt. Jesus dennoch kein Mystiker: Gottheit bleibt immer erhalten als selbständige Lebensmacht. In dieser Selbstbehauptung der Gottheit bei Jesus Zugehörigkeit zur jüdischen Kultur sich deutlich offenbarend. Keine messianische Zukunft, die den Bann des Fluches erst brechen muß: die erlösende Gottestat im Herzen sich vollziehend. Weltheiligung Jesu: in der Heldenzeit, bei Deuterojesaja und den Mystikern vorbereitet. Die Grunderlebnisse Jesu bald gesondert hervortretend, bald verbunden. Seine Persönlichkeit nicht so eindeutig wie die der früheren Propheten: Vertreter einer ganz späten Kultur 588

PAULUS

Auch in Paulus die Besonderheit des jüdischen Geisteshelden prachtvoll sichtbar. Seine Leidenschaft in der Verfolgung seiner Ideen. Jüdische Gesetzestreue zuweilen deutlich betont, hie und da leise der Geist des Schriftgelehrten zu bemerken, doch immer wieder von der Glut des Gefühles durchflammt. Paulus als echt jüdischer Prophet: das Ungestüme seiner Liebe und seines Grolles, der Sprecher der Armen und Entrechteten, der eherne Wille im Kampfe um sein Ideal trotz Krankheit, Leiden und Verfolgungen. Die gewaltige Spannung seiner Seele: der Geist der Liebe und doch die schauerlichen Visionen von Gericht und Hölle; seine Siegesgewißheit und doch Weltangst; der Preis der Schwäche und der stürmische Willensdrang voll der heißesten Sehnsucht nach Erlösung und Frieden in Gott. Haßgelüste nicht ganz überwunden. Vergangenheit und Gegenwart in die Wasser des Fluches getaucht. Wie Jesu Gott zuweilen auch der des Paulus racheschnaubender Dämon: „proletarischer" Einschlag der jüdischen Frömmigkeit gewahrt. Dann wieder Preis des liebenden, auferstandenen Christus, dessen Gnade er erfahren. Verklärung des am Kreuze gestorbenen Jesus zum mystischen Heiland und Messias: als Christus zum Sohne Gottes erhoben: vornehmlich des Paulus' Werk. Der Messias als schon gekommen gedacht, damit Sprengung der Gesetzesreligion. Paulus vermag sich auf der Höhe dieser Heilsgewißheit nicht immer zu halten: daher Gedanke des Gerichtes und der erst kommenden messianischen Herrlichkeit. Mystische Frömmigkeit neben weltumgestaltendem Tatendrang. Das Entscheidende der Frömmigkeit des Paulus: Leben in Christo, triumphierendes Glück des wiedergeborenen, erretteten Menschen; ihm Kraft leihend in allen Gefahren des Lebens. So der Gedanke entstehend, daß messianisches Reich schon da. Mystische Hingabe an Christus: ohne Christus keine Rettung. Immer wieder Rückfall in das jüdische Erbe: Hoffnung auf die Heilszeit als himmlisches Paradies: in Wahrheit Weltverklärung. Tradition des messianischen Ideals hier gewahrt. Doch Widerspruch zwischen der messianischen Zukunft und der Seligkeit des in Christo Lebenden zu überbrücken gesucht durch den Gedanken des Christus als Retter im Gericht. Sich noch mehr loslösend von den messianischen Hoffnungen des jüdischen Volkes als Jesus: Gedanke der Gnadenwahl. — Von Christusgeist erfüllte Gemeinschaften als Pflanzstätten

der neuen Kultur. Damit neues Lebensgefühl den Bann der Zivilisation auch in Form äußerer Ordnungen durchbrechend. Die Ausbreitung des Christentums ermöglicht durch die Krisenstimmung der versinkenden Antike: Erlösungsbedürfnis im Sinne der Jenseitshoffnung. Im Christentum alle Sehnsucht der Zeit zum Ausdruck gebracht: aristokratischer Geist des Erwählten, Lobpreis sittlichen Heldentums, Hinneigung zum Volke, Gedanke der Gleichheit der Menschen, Gemeinschaft der Frommen, Hoffnung auf endliche Erlösung von der Sündenpein, Sehnsucht nach Friede und Freiheit hienieden und im Jenseits. Die überragende Gestalt des Paulus gegenüber den ähnliches erstrebenden mystischen Bewegungen der Zeit 611

DIE JÜDISCHE KULTUR ALS GESAMTERSCHEINUNG

Die jüdische Kultur als Auswirkung des Urphänomens. Fortbauend am Werke des babylonischen Geistes, nicht dessen Vielgestaltigkeit. Machtdrang sich vornehmlich entfaltend auf dem Gebiete der Religion. Das Titanische der großen Propheten: Machtwille erlebt als Kundgebung der Gottheit. Entfaltung heldenhaften Geistes in den Kämpfen gegen fremde Völker mit dem Ziel der Herrschaft des Volkes, später Gedanke der Weltherrschaft Judas verklärt im messianischen Ideal. Der bannende Machtwille der jüdischen Kirche: Weltreich des Geistes. Der mächtige Trieb des Juden in die Ferne: Missionsdrang. Machtwille nicht nur politisch und wirtschaftlich sich auswirkend: das Imperialistische in den Zeiten jüdischer Kultur vergeistigt im völkerumspannenden messianischen Ideal. Erzene Kräfte in der Dichtung, vornehmlich dem Erhabenen zugewandt, Verklärung ungeheurer, majestätischer Naturgewalten. Unter der Wucht des religiösen Erlebnisses philosophische Besinnung zurückgedrängt. Dem geschichtlichen Leben zugewandt: Versuch, ihm einen Sinn abzuringen. Messianisches Reich dem Werden nicht entrückt. Die Weihe des nach Weltbeherrschung lechzenden Geistes der Juden im Bilde Jahwes: der Gott der Natur, der Helfer im Waffenkampfe, der Schutzgeist der Revolutionen, der Gott der die Mächte des Aufruhrs bändigenden Gerechtigkeit, der Gott des die Sünder zerschmetternden Gerichtes: vornehmlich dionysisch-titanischer Gott. Jahwe als Symbol der jüdischen Seele. Die machtvolle Behauptung Judas im schicksalsvollen Gang seiner Geschichte: nie verzagend trotz der härtesten Schläge. Das jüdische Volk wohl das leidenschaftlichste der Weltgeschichte. — Das Chaotische der jüdischen Seele sich offenbarend in den Gerichtsvisionen. Idee der Fluchzeit. Schwäche und Angstgefühle selbst der kühnsten Geister. Die Spannung in der Seele der Propheten: scharfe Durchleuchtung der Wirklichkeit, dann wieder Wunderglaube; Weltangst und doch Heldentrotz; bald Seelenfriede, bald wilde Ausbrüche des Hasses. Ähnliche Spannung auch in der Zeit der Zivilisation. Auch die Entwicklung des Volkes als Ganzes voller Disharmonien. Das Labyrinthische der jüdischen Seele im Bilde Jahwes symbolisiert: Jahwe als Dämon, und doch auch als Friedensfürst. Furchtbares Chaos in den Gerichtsgemälden, Gefühl der Sünde und Schwäche als Folge seelischer Wirrung, Schilderung der grauenhaften Erhabenheit der Gottheit in der Natur. — Diesem Chaos mächtiges Erlösungsstreben entgegengesetzt. Die Wunschbilder der Gepeinigten. Verlangen nach Harmonie in allen Sphären des Lebens. Das Schicksal der führenden jüdischen Geister voll düsterer Erschütterungen: um so mächtiger das Befreiende der Erlösung empfunden. Juda eine der stärksten Lebensmächte der Weltgeschichte 633

DIE JÜDISCHE KULTUR UND DAS ABENDLAND

Der Rhythmus der jüdischen und abendländischen Seele miteinander verwandt, daher ihr großer Einfluß auf die letztere. Hineindrängen in die Gebiete des Werdens. Besonders machtvoll in der Seele der Deutschen sich entfaltend. Der Drang nach dem Unendlichen in der Religion, der Philosophie, Kunst, Politik und Wirtschaft. Der Machtwille als Triumph über das Chaos auch den Abendländer mit Hochgefühlen beseelend. Der Machtwille der Kirchen des Abendlandes; in der Philosophie im Sinne des Strebens, die Welterscheinungen einheitlich zu bemeistern. Die Kunst als machtvolle Bändigung und Verklärung des Lebens. Politische Machtkämpfe: Kriege, Revolutionen, Klassen- und Parteikämpfe. Drang nach Harmonie in der Religion als gnadenvolle Ruhe in Gott; in der Philosophie. Das Erlösungsstreben im sozialen Leben: das messianische Ideal in verschiedensten Formen zu allen Zeiten der abendländischen Entwicklung mächtig die Geister bannend. Die Kunst als Weg zur Erlösung. Reichere Entfaltung der abendländischen Seele als die des jüdischen Volkes: Hochtaten auch auf dem Gebiete der Musik, Malerei, Architektur, Philosophie, des Wirtschaftslebens und der Politik. Die hohe Bedeutung der jüdischen Kultur für die Entfaltung des Abendlandes 652

EINLEITUNG

GESCHICHTSPHILOSOPHISCHE GRUNDSÄTZE

1.

DIE ungeheuren Schicksalswechsel, welche die Völker des Abendlandes in den letzten Jahren erschüttert, haben selbst denen, die dumpf in den Tag hineinlebten, die bange Frage aufgedrängt, welcher Sinn denn im geschichtlichen Dasein beschlossen ist. In die Finsternis tobender Kräfte hineingerissen, wie ein Spielball von dämonischen Mächten hin- und hergeschleudert, lechzt der denkende Mensch danach, den Knäuel zu entwirren. Und da wird denn die Geschichte aufgerufen, um der düsteren Frage Antwort zu stehen: die Geschichte, die von ähnlichen Katastrophen berichtet, aber auch das Licht erstrahlen läßt, das aus den Finsternissen des Völkerlebens sich wieder herausgerungen.

Nicht erst in unserer Zeit haben sich bei dem grauenhaften Einbruch dämonischer Mächte die Blicke der Suchenden und Fragenden nach der Vergangenheit gewandt. Schon im vorchristlichen China und Juda, in Griechenland, in unserem Mittelalter vor allem auch, suchte man den Sinn des Lebens zu erschließen, indem man die geschichtliche Entwicklung durchleuchtet, und mit einem wahren Heißhunger stürzt sich der Mensch unserer Tage auf die geschichtlichen Erscheinungen, sie beschwörend, ihm die Not seiner Seele abzunehmen. An die Pforten aller Kulturen, deren Fülle nie erlahmender Forscherfleiß ausbreitet, wird gepocht, auf daß sie sich öffnen und dem Suchenden das Geheimnis offenbaren. Aber was ist das Ergebnis? Vorerst gewiß ein betäubendes Stimmengewirr aus allen Reichen des Völkerlebens, kein machtvoller Chor harmonisch ineinander tönender Klänge! Aus Bereichen urzeitlichen Lebens, aus dem alten China, Indien, Ägypten, Persien, Juda und Griechenland, aus den Bezirken der keltisch-germanischen Heldenzeit, unseres Mittelalters, dann der diesem folgenden Kulturen hallt es

heraus, daß man, sucht man sich dieses Gewirrs zu bemächtigen, zuerst wie betäubt dasteht, fragend, ob nicht ein boshafter Geist die Menschen narre.

Und in der Tat zeigt dieses rastlose Suchen, daß in der abendländischen Seele gleichsam ein Gift eingemischt ist, das Fieberträume hervorruft, in denen längstvergangene Kulturen wie Blendwerke auftauchen, an denen sich der Kranke in schwüler, unheimlicher Stimmung weidet wie an einem glückverheißenden Zauberbild. Da wird dem einen zur Offenbarung tiefer Weisheit und Seelenfülle die Kultur primitiver Völker, während der andere sich mit Abscheu von dieser wegwendet und die entzückende Klarheit des griechischen Geistes preist; da versenkt sich der eine wollüstig in die Geheimnisse der chinesischen, indischen oder abendländischen Mystik, während dem anderen Juda zur Leuchte wird in der Nacht; da wird der deutsche Idealismus gefeiert mit der gewaltigen Fülle seines Lebens, auf daß er das Chaos der Zeit lichte, während auf der anderen Seite der rohe Machtwille, der Krieg, wirtschaftliche Anstrengungen, dann der soziale Kampf den Weg weisen sollen, der aus dem Labyrinth herausführe. Den einen beschwingt die Vergangenheit in seinem Glauben an eine Großes ankündigende Weltwende, während der andere, der die Zukunft in düsteren Farben hinmalt, für seine Überzeugung ebenfalls eine Stütze finden will in Lehren der Geschichte, die ihm untrügliche Beweiskraft haben. Ja, wie das großartige Beispiel Friedrich Nietzsches zeigt: es kann der Fall eintreten, daß in einer einzigen Persönlichkeit die Kräfte einer ganzen Reihe von Kulturen vereinigt sind und zur Wirksamkeit gelangen, stärker oder schwächer auftretende Regungen etwa christlichen, mystischen, romantischen, griechischen oder rationalistischen Geistes, so daß ein unheimliches Gewirr entsteht, das der Seele, will sie sich seiner entwinden, schwerste Not bereitet.

Ein Problem von größter Bedeutung drängt sich nun auf. Man hat neuerdings behauptet, daß die Kulturen der einzelnen Völkerkreise strenge von einander geschieden sind, gleichsam wie in sich selbst ruhende, in ihrer eigenen Atmosphäre schwebende Organismen, und daß es, wenn nicht unmöglich, so doch äußerst schwer sei, die Atemzüge ihres Wesens zu erlauschen. Man hat diese Kulturen voneinander abgesondert nach dem Vorbild der einzelnen Reiche der Natur, hat ihren unermeßlichen Abstand betont, als seien sie geschieden wie die Welten der Gestirne, der Pflanzen, der Tiere.

Wie aber, wenn es Tatsache ist, daß der Mensch des Abendlandes je nach seiner besonderen seelischen Beschaffenheit sich bald zur indischen, bald zur jüdisch-christlichen oder zur griechischen Kultur machtvoll hingezogen fühlt, in ihre Welt eintretend als in eine ihn wie mit Mutterarmen umfangende Heimat: müssen denn da nicht irgendwie verschiedene Stimmen harmonisch zusammenklingen, Stimmen der abendländischen Seele nämlich mit den Lauten jener fremden Kulturen, denen sich der einen festen Grund Suchende wie einer alle Rätsel lösenden Offenbarung hingibt? Und wäre denn einer Forschung, die die Eigenart zeitlich und örtlich ferngerückter Kulturen erfassen möchte, nicht das Tor versperrt, wenn nicht im Innersten der Seele des Forschers Kräfte beschlossen wären, die wesensgleich sind den Kräften jenes zu entschleiernden Geistesreiches anderer Völker? So sei denn unsere Überzeugung, die wir eingehend zu begründen suchen, ausgesprochen: die Überzeugung, daß alle Kulturen als Äußerung der menschlichen Seele in ihrem tiefsten Grunde miteinander verwandt sind, daß sie, bei all ihrer Besonderheit, auf ein Urprinzip zurückgeführt werden können.

Gelingt es nun, das Walten eines solchen Urphänomens zu entschleiern, so sind wir auf dem Wege, die Erklärung dafür zu finden, daß eine ganze Reihe fremder Kulturen als mehr oder minder bestimmende und gestaltende Mächte in einem Volke oder auch bei einem Einzelnen wirksam werden können: und das auf den ersten Blick unheimlich wirkende Kulturchaos unserer Zeit fände eine einleuchtende, allerdings zu geheimnisvollen Tiefen der Seele führende Begründung.

2.

BEI solchem Versuch, die unermeßliche geschichtliche Wirklichkeit zu bemeistern, soll uns Goethe ein Führer sein: Goethe, der Beherrscher eines gewaltigen Geistesreiches, dem wir die tiefsten Bemerkungen verdanken über den Weg, der hin zu jenem geheimnisvollen Schoße führt, aus dem die Erscheinungen des Lebens in unendlich mannigfaltigem Spiel hervorquellen. Goethes hoher Rang unter den Naturforschern, die erhabene Kraft seines Geistes, die es ihm ermöglichte, eine gewaltige Fülle von Naturerscheinungen zur Einheit eines von atmendem Leben durchströmten Geschehens zusammenzuschauen, ist bekannt. Und gepriesen wird er auch als Historiker: wir verdanken ihm feine, tief-

dringende geschichtsphilosophische Deutungen, wertvolle Beleuchtungen einzelner Zeiten, die wichtigen geschichtlichen Abhandlungen in „Dichtung und Wahrheit", das großartige Werk über Winckelmann. Doch möge es gleich gesagt sein: wir stellen den Naturphilosophen Goethe hoch über den Historiker. Goethe wurde im Anblick der geschichtlichen Erscheinungen, soweit sie nicht in sein Leben verschlungen waren, immer von einem solchen Grauen erfaßt, daß er ihnen einen, die verworrene Tatsachenfülle bändigenden Willen nicht entgegenzusetzen vermochte und sich so nie das Ziel steckte, die gewaltige Welt der Geschichte zu durchdringen gemäß den Weisungen eines „Urphänomens", wiewohl er von dem Walten eines solchen auch im Menschenleben spricht. Auch im Anblick der Natur hat er das Grauen empfunden, das eine vom Chaos erfüllte Welt in einem nach Harmonie, Durchsichtigkeit und Klarheit strebenden Menschen hervorruft. Wir denken dabei jetzt weniger an das Entsetzen im Sinne Werthers, dem, von bitterem Seelenleid bedrückt, die Natur als ein gefräßiges Ungeheuer erscheint, das auch die erhabensten Bildungen zermalmt, als an das Grauen vor den zahllosen Erscheinungen, die eine gleichsam mit blinden Augen arbeitende Naturwissenschaft anhäuft, ohne daß sie der Atem eines Ordnung und Leben enthüllenden Rhythmus durchhaucht. Aber in eine Raserei des Forschens und Fragens konnte Goethe, wie er selbst gesteht, versetzt werden, um vorzudringen zu dem Grunde, aus dem die Erscheinungen der Natur hervorströmen, und wenn es ihm auch nicht gelang, das ganze Reich der Natur unter seine Herrschermacht zu beugen, auf daß er erlöst werde von der Qual der Wirrung und in der reinen Luft eines die Fülle bezwingenden Schauens sich bewege: große, dem Pflanzen- und Tierreich angehörende Gebiete, dann die Welt der Farben hat er sich doch als ein wahrer König untertan gemacht. Gewiß, dem höchsten Ideal, dem er selbst gelegentlich Ausdruck verliehen, hat er nicht zugestrebt: er hat sich damit begnügt, die einzelnen Naturgebiete selbständig zu behandeln, ohne zu versuchen, ihre Grunderscheinungen wieder von einem höheren und letzten Prinzip abzuleiten. Aber in unvergleichlicher Weise hat uns Goethe gezeigt, wie es möglich ist, die grenzenlose, geistverwirrende „Empirie" durch eine höhere Betrachtungsart zu ersetzen und zu überwinden, und zwar nicht so zu überwinden, daß das Leben etwa durch das Machtgebot einer abstrakten Formel bewältigt, sondern daß Ordnung und Klarheit geschaffen wird, indem seine

ganze Fülle und Mannigfaltigkeit gedeutet wird als Auswirkung einer erhabenen Urtatsache.

Das Ideal einer Geschichtsauffassung, das uns vorschwebt, und das letzten Endes beschlossen ist in Goethes Ideal einer wissenschaftlichen Betrachtung der Wirklichkeit überhaupt, könnte vielleicht so hingezeichnet werden: es müßte gelingen, die gewaltige Masse aller Vorgänge begreiflich zu machen als solche, die einem nicht weiter ableitbaren Letzten sich entringen, wobei aber diese Deutung nicht zu einer Entseelung des Lebens führen darf, insofern, als es gewaltsam in ein starres Schema gepreßt werden könnte, das das farbige Spiel der Erscheinungen tötet. Gewiß soll gezeigt werden, wie allem geschichtlichen Leben ein Gleiches, ein Einfaches zugrunde liegt, aber von diesem Gleichen hebt sich ab, innigst zugleich mit ihm verbunden, die geschichtliche Wirklichkeit, in tausend und abertausend Formen sich ausstrahlend, die es eben in ihrer quellenden Lebendigkeit zu erfassen gilt. Eine solche Betrachtung müßte uns auf eine Höhe führen, von der aus wir gewaltige Weiten im Sinne eines mit den Augen des Geistes zu bewältigenden Bildes zu überschauen vermöchten, eines Bildes, in das nicht etwa die starren Linien der Abstraktion eingezeichnet sind, sondern das erfüllt ist vom ewig bewegten, flutenden Leben selbst.

Eine solche Bemeisterung der Wirklichkeit fordert die Goethesche Lehre vom Urphänomen, zu der freilich lediglich der Zugang gewinnt, dem die chaotisch sich drängende Masse der Erscheinungen wie ein betäubender Mißklang in die Seele greift, und der zugleich lechzt nach einer Deutung, die ihn dem Gewirr entrückt und dieses sich abklären läßt zur Harmonie eines strömenden, doch gebändigten Lebens.

Das Urphänomen des geschichtlichen Lebens, wie wir es im Sinne Goethes auffassen, bietet sich uns nicht dar als eine Erscheinung, die sich gleichsam mit den Händen fassen läßt wie eine Pflanze, es handelt sich vielmehr um ein Erzeugnis unseres Geistes, das dieser der chaotischen Wirklichkeit abringt, um es dann in sie hineinzuschauen, auf daß die sinnlose, die Seele beschwerende Fülle Gestalt empfange. Um ein Inbild, eine Gedankengestalt handelt es sich, die freilich machtvoll und majestätisch vor unserem Geiste weben kann als jenes Urprinzip, das in allen Erscheinungen wirksam wird.

Wenn das Urphänomen als Gedankengestalt ein feines Werkzeug, einen Zauberstab gleichsam bildet, der es ermöglicht, das Dunkel der Verworrenheit zu lichten und das vielfältige Leben als ein Ganzes zu

erschauen, so muß es ein Seelisches in sich schließen. Wie Goethe versucht, die Lebensgesetze der Natur zu ergründen, indem er diese, wie es prachtvoll namentlich seine Farbenlehre zeigt, als Auswirkung seelischer Kräfte deutet, so muß das Urphänomen der Geschichte, soll es gelingen, diese uns gleichsam einzuverleiben und uns verständlich zu machen, die Bedeutung eines seelischen Prinzipes besitzen. Nichts Stoffliches, „Materielles" kann es für den Historiker geben, alles muß sich ihm offenbaren als Ausdruck jenes Lebens, das eben auch in seinem Innern pulsiert. Leben, Bewegung ist alles geschichtliche Geschehen, ein Ausströmen seelischer Energien, die wie aus einem unerschöpflichen Grunde herausfluten.

„Und umzuschaffen das Geschaffne,
Damit sich's nicht zum Starren waffne,
Wirkt ewiges, lebend'ges Tun.
Und was nicht war, nun will es werden
Zu reinen Sonnen, farb'gen Erden;
In keinem Falle darf es ruhn.
Es soll sich regen, schaffend handeln,
Erst sich gestalten, dann verwandeln;
Nur scheinbar steht's Momente still."

Keine geschichtliche Lebenserscheinung, mag sie sich auch vor uns aufrecken wie gewaltige, geballte Stoffmassen, kein noch so plumpes, wie von roher Titanenenergie aufgebautes Bauwerk darf dem Historiker als ein Äußerliches, für sich Bestehendes erscheinen. Eine Seele, sei es auch eine rauhe Seele, wohnt in ihm, die gleich dem Zartesten und Feinsten im Urphänomen wurzelt. Es gibt in der Welt der Geschichte keinen Vorgang, keine Erscheinung, die losgelöst ist von der geheimnisvollen Atmosphäre, die um das Urlebendige webt; alles, Hohes und Niedriges, barbarische Heldenkraft und die erhabene Tat des Künstlers und Religionsstifters, die derbe Leidenschaft des sinnlichen Menschen und der göttliche Hauch des Sängers, alles strömt aus dem Born des Urlebendigen, des Urwesens.

Unzählige Versuche sind schon unternommen worden, die Gesetze des geschichtlichen Lebens zu entschleiern, aber alle diese Versuche, von denen manche als erhabene Geistestaten fortleben werden, tragen ein dem Geiste Goethes widerstreitendes Gepräge, mag man sich auch oft mit Nachdruck auf den Namen des erlauchten Meisters berufen. Noch nicht ist es, soweit wir sehen, gelungen, das Leben der Kulturen in

ihrer ganzen Fülle einheitlich zu durchdringen. Und wenn Friedrich Nietzsche zuweilen mit unerhörtem Tiefblick einzelne geschichtliche Erscheinungen allumfassend zu ergründen versuchte, indem nicht allein ihre lichte und anlockende Seite gesehen, sondern auch ihre Verwurzelung im Nächtigen, Abgründigen enthüllt wird: die Geschichte als ein Ganzes in solcher Weise zu beleuchten, fehlte ihm, dem ewig sich Wandelnden, die Kraft.

Alle diese geschichtsphilosophischen Versuche vergewaltigen, oft in einer unerhörten Weise, das Leben der Völker. Wo, wie bei den jüdischen Propheten, bei Hesiod, bei Augustin und den mittelalterlichen Geschichtsphilosophen, bei den deutschen Idealisten, bei Saint-Simon und Karl Marx und vielen anderen, die Sehnsucht nach einer Zeit der Vollkommenheit und Freiheit den deutenden Geist beflügelt, da legt sich ein trüber Schleier über die Vergangenheit, mögen auch gelegentlich durch ihn farbige, leuchtende Bilder dringen: die Vergangenheit gilt als ein Unvollkommenes, nicht als das wahre, den Geist befriedigende Leben. Nächtige Gemälde von Chaos, Druck, Not werden entworfen, ja, die Anschauung wird zuweilen vertreten, daß, bevor die Weltwende eintritt, die geschichtlichen Wandlungen immer tiefer in den Abgrund führen, als ob ein böser Geist die Menschen in die Irre, in den Sumpf des Verderbens führe. Und wo, wie im deutschen Idealismus, die Anschauung vorherrscht, daß der Geist des Fortschrittes den Geschichtsverlauf durchwalte, da gilt auch die Vergangenheit, mögen auch einmal herrliche Bildwerke den Blick bannen, als Ankündigung erst des Vollkommenen, nur daß die düsteren Wolken, je weiter der Schritt des Historikers vordringt, zurückweichen, bis dann in der Zeit einer sehnsüchtig erwarteten Weltwende der gute Genius des Lebens mit seinen Fittichen die Dünste verscheucht und dem Lichte Eingang verschafft, daß es verkläre alle Weiten.

Eine solche Betrachtung, die dem Geschichtsphilosophen erst ein Wohlgefühl einbringt, wenn sein Auge auf den Glanzwerken des Erhabenen und Schönen ruhen kann, geht von einer falschen Auffassung des Lebens aus, und zum Ruhm der erhabenen Frommen, der großen Künstler auch gehört es, daß sie in einer unverfälschten Weise das Leben in ihre Werke gebannt haben. In die Denkmale der chinesischen, der indischen, der persischen und der jüdisch-christlichen Frömmigkeit, in die Poesie der großen griechischen Tragiker, in die Gotik, die Werke Dantes, Michelangelos, Shakespeares, Rembrandts, Beethovens, Goethes,

Nietzsches — um nur auf ganz große Erscheinungen hinzuweisen — in diese Werke ist es mit schauerlichem Merkzeichen eingeschrieben, daß das Leben, raubt man ihm den düsteren, nächtigen Untergrund, der so entsetzensvoll auf die Historiker eindringt, eine Sinnlosigkeit, die ewige Leere ist: daß also zum Licht das Chaos gehört, soll es seine Macht entfalten. Wohlan, Goethe und nach ihm der als Kulturpsychologe unvergleichliche Nietzsche haben es klar erkannt: daß das Leben in Bezügen besteht, das es nicht lediglich nach einer Richtung hin, gleichsam wie ein Lichtstrahl, flutet und sich entfaltet, sondern in eine Atmosphäre einbezogen ist, in der die Finsternis und das Licht ewig miteinander streiten; daß, wenn goldene, im Sonnenglanz funkelnde Gestalten aufstrahlen, die bannende Pracht ein Sieg des Lichtes ist über nächtige, hemmende Gewalten.

In unvergleichlicher Klarheit hat Goethe diese Erkenntnis, die für den Historiker ein Forschungsprinzip ersten Ranges bildet, festgehalten. Sie liegt einmal seinen naturwissenschaftlichen Forschungen zugrunde und macht das immer wieder betonte Eigenste seines Verfahrens aus. Führen wir am besten einige bezeichnende Stellen aus Goethes wissenschaftlichen Werken an. Immer ist sein Auge auf das Urphänomen gerichtet, aus dem die Lebenserscheinungen der Natur ihren Gehalt schöpfen, und so unternimmt er es denn, den Rhythmus, der die Entfaltung dieses Urprinzips ausmacht, zu umschreiben.

In seiner naiven Weise bezeichnet er einmal die Farben als „Taten des Lichts, Taten und Leiden." Auf den Kampf des Lichts mit der Finsternis führt er die Farben zurück, und bald hat das Licht, bald das Nächtige das Übergewicht. „So mannigfaltig, so verwickelt und unverständlich uns oft diese Sprache scheinen mag, so bleiben doch ihre Elemente immer dieselbigen. Mit leisem Gewicht und Gegengewicht wägt sich die Natur hin und her, und so entsteht ein Hüben und Drüben, ein Oben und Unten, ein Zuvor und Hernach, wodurch alle die Erscheinungen bedingt werden, die uns im Raum und in der Zeit entgegentreten.

Diese allgemeinen Bewegungen und Bestimmungen werden wir auf die verschiedenste Weise gewahr, bald als ein einfaches Abstoßen und Anziehen, bald als ein aufblinkendes und verschwindendes Licht, als Bewegung der Luft, als Erschütterung des Körpers, als Säurung und Entsäurung; jedoch immer als verbindend oder trennend, das Dasein bewegend und irgend eine Art von Leben befördernd.

Indem man aber jenes Gewicht und Gegengewicht von ungleicher Wirkung zu finden glaubt, so hat man auch dieses Verhältnis zu bezeichnen versucht. Man hat ein Mehr und Weniger, ein Wirken ein Widerstreben, ein Tun ein Leiden, ein Vordringendes ein Zurückhaltendes, ein Heftiges ein Mäßigendes, ein Männliches ein Weibliches überall gemerkt und genannt; und so entsteht eine Sprache, eine Symbolik, die man auf ähnliche Fälle als Gleichnis, als nahverwandten Ausdruck, als unmittelbar passendes Wort anwenden und benutzen mag."

Alles dies gilt von der Natur schlechthin und so von den Farben im Besonderen. Hier ist das Leben der Natur erfaßt als ein in Bezügen sich vollziehendes Geschehen, und in leisen Anklängen meldet sich eine seelische Deutung: von Taten und Leiden ist die Rede, von einem Heftigen und Mäßigen, von einem Männlichen und Weiblichen, von einem Aktiven und Passiven. Soll eine Farbe entstehen, so sind unbedingt Gegensätze vonnöten, es wird „zur Erzeugung der Farbe Licht und Finsternis, Helles und Dunkles oder, wenn man sich einer allgemeineren Formel bedienen will, Licht und Nichtlicht gefordert."

Immer wieder sucht Goethe das „Werdende, Wachsende, Bewegliche, der Umwendung Fähige" anschaulich zu erfassen im Bilde der Systole und Diastole. Alles, was erscheint, muß andeuten „eine ursprüngliche Entzweiung, die einer Vereinigung fähig ist, oder eine ursprüngliche Einheit, die zur Entzweiung gelangt.... Das Geeinte zu entzweien, das Entzweite zu einigen, ist das Leben der Natur; dies ist die ewige Systole und Diastole, die ewige Synkrisis und Diakrisis, das Ein- und Ausatmen der Welt, in der wir leben, weben und sind." Auch im Bilde der Polarität sucht sich Goethe die Entfaltung des Urphänomens klar zu machen, jenen Vorgang, dem zufolge „die Einheit sich in Zweiheit selbst auseinanderlege", jenes Wechselleben, das in allen Erscheinungen der Natur hervortritt und sich als „immerwährendes Anziehen und Abstoßen" kundgibt. Er ruft die Poesie zu Hilfe, um das schwer zu Fassende in bildkräftiger Form auszusprechen:

„So schauet mit bescheid'nem Blick
Der ewigen Weberin Meisterstück,
Wie ein Tritt tausend Fäden regt,
Die Schifflein hinüber herüber schießen,
Die Fäden sich begegnend fließen,
Ein Schlag tausend Verbindungen schlägt;
Das hat sie nicht zusammengebettelt,

Sie hat's von Ewigkeit angezettelt,
Damit der ewige Meistermann
Getrost den Einschlag werfen kann."

Und so hat es denn Goethe unternommen, die Urpolarität der Vorgänge jener Reiche der Natur zu erweisen, in die er sich voll Eroberermut hineinwagte: die ewige Formel des Lebens, die Systole und Diastole kündet sich ihm auf dem Gebiet der Farbenerscheinungen als der nie rastende Kampf zwischen Licht und Finsternis; die Entwicklung der Pflanze aus dem Urphänomen, der Urpflanze, offenbart sich ihm im Wechsel von Zusammenziehung und Ausdehnung; die ins Unendliche gehende Veränderung des allgemeinen Typus im Tierreich spricht sich darin aus, „daß die Mannigfaltigkeit der Gestalt" entsteht, indem „diesem oder jenem Teil ein Übergewicht über die anderen zugestanden wird." Die atmosphärischen Erscheinungen werden ebenfalls auf gegensätzliche Kräfte zurückgeführt: von einem Wettstreit der Atmosphäre wird ausgegangen, den sie „mit Dunst und Nebel und Wolken aller Art zu bestehen hat."

Bei der Betrachtung der einzelnen, ihn gerade fesselnden Reiche der Natur bleibt jedoch Goethe nicht stehen. Auch die Natur als ein Ganzes, die ungeheure Welt, die uns mit ihren Schrecken und Herrlichkeiten umfängt, will er betrachtet wissen als Wirkungsstätte eines Urlebendigen, so daß ein in immer neuen Farben sich äußerndes Leben begriffen wird gemäß den Atemzügen einer gewaltigen Systole und Diastole. Wie, mag man vielleicht einwenden, weilt denn das Auge Goethes auf der Natur nicht wie auf einer vollkommenen, vom Hauch der Gottheit bewegten Welt, die dem Menschen, gibt er sich ihr hin, die Bande der Erdenschwere abnimmt und ihn erschauern läßt in Hochgefühlen des Friedens und der Erlösung? Hat nicht gerade Goethe seine Meisterschaft darin erreicht, als ein wahrer Zauberer im Reiche des Geistes, als der große Dichter, den wir alle verehren, die Natur aufleuchten zu lassen in göttlicher Hoheit; ist denn bei ihm die Natur nicht geschwellt mit göttlicher Fülle, daß der Mensch ausbricht in Preis und Dank? Wir werden es noch sehen, daß Goethe gewiß der Natur solche Weihe verleiht, und gemäß unserer geschichtsphilosophischen Methode, deren Begründung sich der Leser immer mehr nähert, wird leicht zu zeigen sein, wie wir in dieser Verklärung der Natur das Walten des Ewig-Einen, von dem wir ausgehen als dem Quellgrund alles Lebens, belauschen können. Aber wie oberflächlich ist es, zu sagen,

Goethe wäre Pantheist in dem Sinne, daß er die Natur lediglich als der Gottheit lebendiges Kleid, lediglich als das herrliche Königreich des Ewigen kenne! Er kennt, und seine Schriften bieten manches Zeugnis dafür, die Natur auch als eine Welt wilder, dämonischer Kräfte, die wie in einem unheimlichen Abgrund, gleich den titanischen Gewalten des Mythus, in der Wut der Zerstörung Felsen auf Felsen türmen, ungebändigt in die Bezirke gestalteten Lebens einbrechen, und, wenn einmal ihr Rasen nachgelassen, lauern, um wieder ihr grauenvolles Spiel zu spielen. Auch die Natur als Ganzes ist webendes, wechselndes und zwar in Gegensätzen sich entfaltendes Leben, und nicht immer ist es ein göttlicher Geist, der den Menschen hier besänftigend, erhebend anweht. Nein, verblassen, völlig verschwinden kann das Glanzbild des Ewigen, von zerstörenden Kräften überwältigt.

„Warum verbirgst du hinter düstern Teppichen
Dein Antlitz, deiner Sterne strahlende Heiterkeit?
Ist es dein ewiger Wille? Sind es der Natur
Unbänd'ge taube Kräfte, die im Widerstreit,
Dein Werk zerstörend, uns zerknirschen?"

Goethe kennt eine Anschauung von der Natur, die diese als eine von ewiger Harmonie erfüllte Welt einfach nicht gelten läßt: eine Natur, die von der Gottheit getrennt ist wie die Finsternis vom Licht. Auch hier wirkt sich das Leben in der Form der Systole und Diastole aus, indem die „Gott-Natur" und die Natur als Reich Luzifers, des finsteren Dämons, in einem ewigen Ringen begriffen sind, in welchem bald das Licht als die ordnende, bändigende göttliche Kraft, bald die Finsternis, das Chaos, das Übergewicht bekommt. Eine Gottheit, die beständig im Glanze der Vollkommenheit schwebt und in sich selbst ruht, indem ihre Herrlichkeit gleichsam aus ihrer eigenen Tiefe quillt, ist für Goethe, den Forscher, ein Undenkbares: ein Trugbild, das einfach nicht zu fassen. Auch die Gottheit braucht, soll ihr Wesen zur Erscheinung gelangen, ein Material, einen Gegner gleichsam, um an ihm kämpfend ihre Kraft zu entfalten. Dieser Gegner, der Urfeind alles gestalteten Lebens, ist der Fürst des Chaos, Luzifer, und Grauen herrscht, wo er allein gebietet, während die Gottheit, wenn sie mit der Sonnenmacht ihrer Liebe auf ihn eindringt, all jene Wunder schafft, die der Mensch verehrt und anstaunt als Botschaften aus der Höhe. Wenn Gott, wie es der Mensch in Stunden der Andacht immer wieder erfährt, die Liebe, die Harmonie ist, wie könnte ein solcher Gott seine Größe und Herrlichkeit offenbaren, wäre nicht

das Böse, das Dunkle, das Leere in der Welt, und wenn die Gottheit den Inbegriff des Lebens und zwar des gestalteten Lebens darstellt, wie sollte da, indem alles Leben in Bezügen besteht, ihre Macht ein Betätigungsfeld finden, wenn nicht Luzifer mit seinen dämonischen Heerscharen sich ihr entgegenstellte?

Am schroffsten vielleicht bringt Goethe seine Naturauffassung in seiner Jugend zum Ausdruck, wo ihn rasende Leidenschaften bewegten, die ihn bald aufjubeln ließen in der Trunkenheit göttlichen Glückes, bald hineinzwangen in nächtige Abgründe. Unter dem Anhauch solch jäh wechselnder Stimmungen quillt die Natur bald im Siegesglanz auf, daß er sie feiert, herrlicher als der Psalmist, als die Freudenbotschaft des Allmächtigen und Alliebenden, „der uns in ewiger Wonne schwebend trägt und erhält", bald vor ihr erschauert als vor dem „Abgrund des ewig offenen Grabes", vor einem „ewig verschlingenden, ewig wiederkäuenden Ungeheuer." Später hat sich, was hier in Form von Stimmungen sich äußerte, abgeklärt zu jener philosophischen Grundanschauung, die wir eben beleuchtet haben, wobei freilich bemerkt werden muß, daß Goethe, der nach Harmonie Lechzende, zum Unterschied etwa von Schopenhauer, vor allem der Tagseite sich zugewandt, um die Schrekkensklänge der Zerstörung abzuwehren, die ihn, der wie jeder große Mensch in sich selbst Chaos trug, aufs Tiefste erschüttert, zu seinem Leid noch neues Leid hinzugefügt hätten.

3.

DAS für unsere Aufgabe Wichtige besteht nun darin, daß Goethe auch den Menschen als Abbild der Natur betrachtet, indem lichte und dunkle Mächte in seiner Seele miteinander im Streite liegen. Schon in seiner Durchleuchtung einzelner Naturgebiete kommt der Meister gelegentlich zu Deutungen, die ganz den Regungen der Menschenseele entnommen sind: das Leben und Weben der Farben, wie es vom menschlichen Geist empfunden wird, er schildert es als ein Spiel und Widerspiel seelischer Kräfte, und in einem Abschnitt der Farbenlehre hat er mit der ganzen Meisterschaft seiner Schilderungskunst uns das Wirken des Urphänomens als Vorgang im Bereiche der Seele zur Anschauung gebracht. Er spricht davon, wie wir beim Betrachten der Farben „zu einzelnen Empfindungen fortgerissen werden, uns bald lebhaft und strebend, bald weich und sehnend, bald zum Edlen emporgehoben, bald zum Gemeinen herab-

gezogen fühlen". Und er weist darauf hin, wie „das Bedürfnis nach Totalität, welches unserem Organ eingeboren ist, uns aus dieser Beschränkung" herausführt. „Es setzt sich selbst in Freiheit, indem es den Gegensatz des ihm aufgedrungenen Einzelnen und somit eine befriedigende Ganzheit hervorbringt."

Hier wird das Walten der Urseele, die in allen seelischen Vorgängen durchleuchtet, in knappester Weise zur Anschauung gebracht: erfaßt ist der Rhythmus des Lebens, dergestalt, daß bald tätig, folgend einer Willensgewalt, die Seele sich äußert, daß sie bald hingebend, „weich und sehnend" sich entfaltet; daß sie sich entweder erhoben weiß, vom Hauch der Verklärung umweht, oder sich hinabgezogen fühlt in düstere, peinigende Niederungen.

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, die seelischen Wirkungen der Farben, wie sie Goethe zu erfassen versucht hat, in allen Einzelheiten hier wiederzugeben, dieses bannende Spiel und Widerspiel, demzufolge die Farben den menschlichen Geist mit einem ewig bewegten, auf- und abwallenden Leben erfüllen. Betonen wir vor allem, daß Goethe Farben unterscheidet, welche den Eindruck des Tätigen, Willensmäßigen oder auch hingebender Stimmungen erwecken: der männliche und weibliche Teil der menschlichen Seele wird also jeweils von besonderen Farben in Schwingung versetzt. Keine Farbe, behauptet Goethe, und damit berührt er ein Prinzip, das für die Ausdeutung der Seele auch der Kulturen von hoher Bedeutung werden kann — keine Farbe läßt sich als stillstehend betrachten, und nun gibt es Farben, die, geben wir uns ihrem Eindruck hin, uns beschwingen, als werde in uns eine starke Willensgewalt wirksam. Wird Gelb ins Rötliche gesteigert, so wird die Kraft des Heiteren, die Gelb auslöst, mächtig beflügelt, wir werden erhoben und treten in eine herrliche Region ein. Wird das Rotgelb zum Gelbroten gesteigert, so ist es uns, als ob uns eine stürmische Gewalt erfasse, daß wir bis in die Tiefen der Seele aufgewühlt werden: „eine unglaubliche Erschütterung" kann eintreten. Als eine aktiv wirkende Farbe erscheint auch das Rot: das Erschütternde fehlt, in seinem dunklen Zustand löst es die Stimmung gebändigter Kraft aus, Ernst und Würde. Und tiefster, ja unheimlicher Ernst kann uns überkommen, wie sie das Walten einer gewaltigen, doch hoheitsvollen Macht hervorruft, wenn eine Landschaft im Flammenschein des Rot vor uns auftaucht. „Das Purpurglas zeigt eine wohlerleuchtete Landschaft in furchtbarem Lichte. So müßte der Farbeton über Erd und Himmel am Tage des Gerichtes ausgebreitet sein."

Wie im Rot, „im besten Karmin“ etwa, das Aktive und Passive ein Gleichgewicht findet, daß wir in den Zustand der Ruhe und Befriedigung gelangen, ohne nach der einen oder anderen Seite hingezogen zu werden: so gibt es auch Farben, die uns mit der Unruhe des Sehnens erfüllen, und zwar des Sehnens in dem Sinne, daß wir das Drängende des Willens von uns abschütteln möchten, um einzutauchen in eine uns besänftigende, liebevoll aufnehmende Sphäre. Das Blau ist eine solche Farbe. Mächtig wie mit Mutterarmen zieht uns das Blau des Himmels an, wir möchten aufschweben in seine Reinheit, aufgehen in seiner Herrlichkeit.

Und nun möge die Skala der Stimmungen noch erweitert werden: Tiefen des Seelenlebens werden uns erschlossen, die eben auch dem Blick des Geschichtsphilosophen sich eröffnen. Es gibt Farben, möchten wir, Goethe ausdeutend sagen, in denen gleichsam ein erhabener oder gütiger Genius waltet, so daß wir uns behütet und beglückt wissen: auf das Hoheitsvolle und Erhebende der roten Farbe sei nochmals hingewiesen. Gelb nun „führt in seiner höchsten Reinheit immer die Natur des Hellen mit sich und besitzt eine heitere, muntere, sanft reizende Eigenschaft“, Grün versetzt uns in ein Gleichgewicht, es wirkt behaglich, lösend. Man will, wenn die Mutterfarben gelb und blau harmonisch gemischt sind, „nicht weiter und man kann nicht weiter“.

Aber das Leben, und damit auch das Leben der in unsere Seele so tief eingreifenden Farben, das Goethe so fein schildert, bewegt sich nicht immer auf Höhen, wo wir uns geborgen fühlen. Die Nacht bricht herein, oft eine unheimliche Nacht, aus der sich eben wieder der jubelnde Tag herausringt. Es gibt Farben, die uns stärker oder schwächer daran gemahnen, daß wir aus dem Paradies vertrieben und in die Öde gestoßen worden. Wir haben schon gesehen, wie das Rotgelb uns förmlich aus dem Gleichgewicht bringen kann. In der Tat, es wirkt, als ob eine Explosion in uns stattfände. Die niederdrückende Stimmung des Chaos löst auch die gelbe Farbe aus, wenn sie „unreinen und unedelen Oberflächen mitgeteilt wird. Durch eine geringe und unmerkliche Bewegung wird der schöne Eindruck des Feuers und Goldes in die Empfindung des Kotigen verwandelt und die Farbe der Ehre und Wonne zur Farbe der Schande, des Abscheus und Mißbehagens umgekehrt.“ Ein Gefühl beklemmender Unruhe entsteht, wenn das Blaue ins Rotblaue sich wandelt, und diese Unruhe kann geradezu unerträglich wirken, wird die Steigerung des Blauen ins Rote fortgesetzt.

Nun macht es den höchsten Reiz der Goetheschen Farbenlehre aus, nicht allein, daß der Meister zeigt, wie eine Farbe in die andere übergehen kann — wobei er eine aufsteigende und absteigende Linie, das Aktive und Hingebende der ausgelösten Stimmung hinzeichnet — sondern auch, daß gezeigt wird, wie das Auge, sobald es auf eine Farbe blickt, „seiner Natur gemäß auf der Stelle eine andere, so unbewußt als notwendig" hervorbringt, „welche mit der gegebenen die Totalität des ganzen Farbenkreises enthält". „Gelb fordert Rotblau, Blau fordert Rotgelb, Purpur fordert Grün." Was bedeutet nun diese unbewußte Tätigkeit? In ihr kommt zum Ausdruck das Streben nach Allgemeinheit, nach Harmonie. Sobald wir uns einer einzelnen Farbe hingeben, befinden wir uns in einer Beschränkung. Aus dieser aber „führt uns das Bedürfnis nach Totalität, welches unserm Organ eingeboren", heraus; „es setzt sich selbst in Freiheit, indem es den Gegensatz des ihm aufgedrungenen Einzelnen und somit eine befriedigende Ganzheit hervorbringt."

Aber, möchte man vielleicht einwenden, ist denn die Goethesche Lehre auch richtig, handelt es sich hier nicht lediglich um die Anschauung eines Einzelnen, wo sie doch in das schwankende, schwer zu enträtselnde Gebiet der Seele hineinführt? Jedenfalls gibt sie uns einen tiefen Einblick in das Seelenleben eines ursprünglichen, großen Geistes, und sie zeigt uns, daß dieses Seelenleben sich offenbart als eine ewige Bewegung, als Glück und Leid — wobei beide im Wechselverhältnis zu einander stehen, das eine das andere fordert — dann als Streben nach Harmonie, als ein immer wieder durchbrechendes Verlangen inmitten des rastlosen Spieles der Kräfte. Damit kommt das Urphänomen, aus dem die Farben quellen, als das Urphänomen der Seele des Forschers Goethe prachtvoll zur Anschauung. Der Gegensatz von Natur und Geist ist überbrückt, beide sind Ausstrahlungen einer einzigen Urkraft: des Urwesens, des Urlebendigen.

Goethe hat es zuweilen deutlich ausgesprochen, daß jener Zwiespalt, der durch die Natur geht, indem hier die Kraft des Lichtes mit dem Fürsten des Chaos, mit Luzifer, beständig ringend sich mißt, auch das Leben der Seele des Menschen bestimmt. Die Macht des Lichtes stellt sich auch hier den Gewalten der Dunkelheit entgegen, und die göttlichen Kräfte können nicht als ein Fürsichbestehendes betrachtet werden: im Kampfe allein mit niederzwingenden, nächtigen Energien gelangen sie zur Wirksamkeit und Sichtbarkeit, und um so reiner treten sie auf, je

mehr es gelingt, dem Chaos das Flammensiegel des Lichtes aufzudrücken. In der Natur wie im Menschen waltet das gleiche Urphänomen, freilich ist es Goethe mitnichten gelungen, diese großartige Auffassung im Einzelnen zu begründen. Nicht allein, daß er nur wenige Gebiete der Natur mit den Augen seines nach Einheit strebenden Geistes wissenschaftlich zu durchleuchten sucht: die große Welt des geschichtlichen Geschehens hat er nie gemäß den Weisungen seiner Lehre vom Urphänomen zu durchforschen unternommen, so daß auf einem festen Grunde ein unfertiges Gebäude sich erhebt. Aber immer wieder betont er die engste Zusammengehörigkeit von Natur und Mensch. „Unsere Zustände schreiben wir bald Gott, bald dem Teufel zu und fehlen ein wie das andere Mal: in uns selbst liegt das Rätsel, die wir Ausgeburt zweier Welten sind."

4.

NUN sei es ausgesprochen, was in diesem Werk und den folgenden Bänden auf breiter Grundlage erwiesen werden soll: daß das Urphänomen, das im geschichtlichen Leben, in den großen Kulturen, den großen Geistern, den Gemeinschaften, in jedem einzelnen Menschen sich äußert, begriffen werden kann als nie rastendes Wechselspiel von Machtwillen und Erlösungsdrang.

Nicht willkürlich sind wir zu dieser Anschauung gelangt, sondern erst nachdem wir uns in das Wesen und Werden einer unermeßlichen Anzahl geschichtlicher Erscheinungen versenkt, voll Verlangen, den Grund zu erspähen, der sie alle trägt und nährt, erst dann trat uns die majestätische Urgestalt, die in allem Geschehen zutage tritt, vor die Augen unseres Geistes. Eine solche Deutung des geschichtlichen Geschehens — wir gestehen es — hat zunächst einmal Gültigkeit lediglich für uns, sie ist Ausdruck der seelischen Kräfte, die in uns walten. Und wenn wir wissen, daß es Unzählige gibt, die für eine solche Deutung völlig unempfänglich sind, so wissen wir auch, daß sie anderen das sein wird, was sie uns geworden: eine Leuchte in der schrecklichen Wirrnis der Einzeltatsachen, die eine richtungslos arbeitende, in der Fülle und Oberfläche der Erscheinungen sich verlierende Wissenschaft um uns ausbreitet.

Es kann nicht die Aufgabe dieser Einleitung sein, mehr als andeutend die Art der Äußerungen der Urseele im Bereiche der Kulturen zu

behandeln: den folgenden Ausführungen bleibt es vorbehalten, das Wogen und Wallen des farbigen Lebens zu erfassen.

Gerüstet ist nun der Leser, ist er diesen philosophischen Betrachtungen teilnehmend gefolgt, zu verstehen, wenn wir sagen, daß wir, welche Gebiete auch zum Vorwurf dienen, das Leben immer als ein Gegensätzliches, Zwiespältiges betrachten, so daß wir davor behütet sind, uns sowohl in nächtigen Abgründen zu verlieren, als auch, das Dasein fälschend, uns beständig auf sonnverklärten Höhen zu ergehen. Nein, die Polarität, wie sie sich im Naturgeschehen erweist, sie bestimmt auch das geschichtliche Leben: auch hier gibt die von Goethe als Systole und Diastole bezeichnete Formel den Rhythmus an, der alles beherrscht. Und da ein Leben im Sinne der Gestaltung undenkbar ist, ohne daß das Chaos immer wieder den Menschen in seine Wirbel hineinzieht, so müssen, soll das Urphänomen in seinen Wandlungen ergründet werden, die düsteren Tiefen aufgedeckt werden, aus denen die Zauberkraft des menschlichen Geistes die verklärenden Strahlen hervorlockt.

Welcher Art dieses Chaos ist, wird die Betrachtung der einzelnen Kulturen ergeben. Auf die mannigfaltigste Weise kann es den Menschen bedrängen: sei es, daß es auftritt als unheimlicher Naturschrecken, indem das Gespenst des Todes Angstgefühle erweckt, oder Seuchen, Aufruhr in der Natur, Grauen um sich breiten; sei es, daß es die Seele aufwirbelt, indem soziale Gebrechen wüten: Krieg, Mord, dämonische Leidenschaften rasen, die Machtgier überhaupt in unzähligen Weisen ihr grausiges Werk vollbringt. Die Gewalt des Chaos durchschauert den Menschen weiterhin, indem er im Gefühl seiner Mängel, der Begrenztheit seiner Kräfte niedersinkt, und das Genie sowohl, wie der einfache Mann des Volkes, kann so in den Bann unheimlicher Stimmungen geraten: sei es, daß jenes bei seiner außerordentlichen Reizbarkeit aufs tiefste verwundet wird durch die Erkenntnis der Unfertigkeit des Lebens überhaupt, sei es, daß es zurückbebt vor den rätselhaften Leidenschaften, die in seinem Innern walten, oder ächzt unter der Last der großen Aufgabe, die ihm auferlegt ist; wie überhaupt jeden Menschen, kommt er zur Besinnung, immer wieder die düstere Melodie von der Unvollkommenheit und Gebrechlichkeit des Lebens umsummt.

Aber begnügen wir uns hier mit diesen Andeutungen und fragen wir uns, auf welche Weise der Mensch diese nächtigen Gewölbe der Not zu durchbrechen sucht. Da begegnen uns zwei Grundformen, in welchen sich entweder ein Aktives, Männliches oder ein mehr Passives, Weib-

liches darbietet: der Machtwille und die Erlösungssehnsucht. Es gibt keine Kultur, in der nicht irgendwie diese beiden Grundregungen, die als Systole und Diastole innigst zusammengehören, wirksam sind, nur daß der Stärkegrad, ihre Abtönung eine unendliche Mannigfaltigkeit aufzeigt, die eben der Historiker festzuhalten hat.

In düsterer, unheimlicher Form kann der Machtwille sich äußern: als roher Kampf ums Dasein, als Wüten sinnlicher Leidenschaft, als wirtschaftliches und politisches Herrschaftsstreben, als Ringen des Einzelnen mit dem Einzelnen, als Kampf der Stände und Klassen, als Krieg, in dem die Machtgier barbarisch sich austobt. Aber auch feinere Formen des Machtwillens treten uns entgegen. Die Wissenschaft sucht, namentlich als Philosophie, die verworrene Welt der Erscheinungen zu beherrschen, auf daß der von ihrer Wirrung bedrückte Mensch sich in diesem Chaos zu behaupten weiß, als ein Freier, Gebietender, dem die Erscheinungen Rede und Antwort stehen, um sich zu blicken vermag. Auch der Künstler bändigt die Erscheinungen oder die in seiner Seele sich drängenden Regungen, sie so beherrschend, daß sie sich gleichsam zu einem tönenden Kosmos gestalten, während die Religion, bei welcher ja immer irgendwie die philosophische Besinnung, wenn auch verschleiert, sich bemerkbar macht, zudem ja auch künstlerische Kräfte sich äußern, ebenfalls das von Schreckensmächten durchzogene Dasein zu bändigen sucht, auf daß der Mensch von dem Wirbel nicht verschlungen und als ein Freier auf festem Grunde stehe.

Ungeheure Herrschaftsansprüche können sich in diesen Gebieten des geistigen Lebens melden, gewaltige, Tod und Teufel sich triumphierend entgegenstellende Kräfte rauschen hier auf; bis zur verwegenen Behauptung, daß der Mensch selbst der Schöpfer der Welt, daß er als ein Künstlergott, von übermenschlicher Erhabenheit umflossen, dem Reich des Ewigen angehört, wo Anfang und Ende aller Dinge ist: bis zu solcher Verwegenheit kann der Machtwille aufglühen. Und grausige Taten der Eroberergier werden vollbracht im Namen der Religion: von Haß- und Rachgier durchloht, stürmen die frommen Streiter auf ihre Feinde, wie auch die religiösen Machthaber, oft tiefen Ernstes voll, nicht zurückschrecken, im Namen der Religion erbarmungslos ihre Feinde auszurotten oder doch niederzuhalten.

Aber die Bahn, die der Machtwille vorzeichnet, ist nicht die einzige Richtung, in der das Leben verläuft; ein immer nach der gleichen Seite hin sich entfaltendes Leben ist ein Unding. Es sind die männlichen

Energien, die mit dem Chaos ringen, um es zu gestalten, aber nie, weder in der Kultur eines Volkes, noch beim einzelnen Menschen, hält diese vom Machtwillen beflügelte Bewegung an: die Systole fordert die Diastole: das Weibliche, das in der menschlichen Seele beschlossen ist, macht sich geltend, und so folgt gleichsam eine Umkehr: ein Drang, sich hinzugeben, aufzugeben, unterzutauchen in einer Sphäre der Harmonie, der Ruhe, des Vergessens, der Reinheit: die Erlösungssehnsucht stellt sich ein. Wo immer der Machtwille gebietet, der in die Wirrnis einbricht, um sie ringend zu überwältigen, da ist die Bewegung der Seele von Unruhe durchschauert, die in unzähligen Stärkegraden auftritt, und so stellt sich das Verlangen ein, dieser Unruhe zu entfliehen, um langgezogenen Klängen zu lauschen, die alle Spannung lösen und die Seele balsamisch berühren. Es kann der Machtwille etwa in Form sinnlicher Leidenschaft, wirtschaftlicher, sozialer, politischer Kämpfe, weiterhin in Form gewaltiger sittlicher Energie, die einer ganzen Welt trotzt: ein solcher Machtwille kann selbst wieder furchtbare Wirrnis hervorrufen, er kann das Chaos, das beherrscht werden soll, von Neuem aufreißen, daß die Finsternis mit ihren Schrecken hereinbricht. So wird es weiterhin verständlich, daß sich dem Machtstreben der Erlösungsdrang entgegenstellt.

Wie bezeichnend ist es doch, daß die sozialen Gemeinschaften und Organisationen aller Art, die im Dienste des Machtwillens stehen, etwa das Geschlecht in mittelalterlichen Zeiten, dann die Stände, weiterhin der Staat, um nur wenige zu nennen, zugleich Schutzwälle bilden, hinter denen sich der Mensch geborgen weiß! Heimatlüfte wehen im Bereiche des Geschlechtes, so daß der, der seinem Boden entrissen, sich nach ihm sehnt als der Stätte der Freiheit, der Erlösung von aller Pein. Die Genossenschaften einer ständisch geordneten Zeit stellen wohl Herrschaftsbezirke der Menschen dar, und revolutionäre Kräfte lohen immer wieder empor: aber schützende Hallen sind sie auch dem Menschen, der als Einzelner sich schwach fühlt, so daß er, wenn er etwa aus einer solchen Gemeinschaft ausgeschlossen, von Gefühlen durchschauert wird, als sei er aus dem Paradiese, wo ein gütiges Auge über ihm wachte, verstoßen worden. Gewiß ist der Staat eine großartige Erscheinungsform des Urphänomens im Sinne des Machtwillens, und wild flammt dieser oft in Kriegen auf. Aber ist er nicht zugleich eine Organisation, hinter deren Mauern sich der Einzelne geborgen weiß, indem dem Kampfe aller gegen alle, in seiner schlimmsten Form wenig-

stens, ein Ende bereitet ist, und jedem, auch dem Ärmsten schließlich, einmal ein Plätzchen bereitet wird, wo der Streit verstummt und die Ruhe einkehrt? In Zeiten nationaler Knechtschaft, wie gewaltig wird da der Staat als eine solche Ruhe und Frieden verbürgende Segensmacht empfunden, und wenn es zum Kampfe kommt, da lodert das nationale Gefühl empor auch als Sehnsucht nach Freiheit, nach Erlösung: messianische Bilder von Glück und Eintracht tauchen inmitten des Kampfgewühles in lieblichen Farben auf.

Wenn es keine Religion gibt, in der nicht irgendwie das Machtstreben des Einzelnen oder einer Gemeinschaft zur Offenbarung gelangt, es wird in der Form einer nie ausbleibenden mächtigen Diastole ergänzt durch das Erlösungsstreben. Im Zauberglauben sucht der urzeitlich geprägte Mensch Macht zu gewinnen über die bösen Geister, und hochaufwallende Herrschaftsgefühle, als könnten die Naturgewalten, Stürme und Wetter gebändigt werden, stellen sich ein. Aber der Sieg über die dämonischen Mächte wird genossen auch in der Form eines erlösenden Gefühles, und in der beschaulichen Ekstase geht der Zauberer ein in das Reich des Friedens und der Stille, das ihm ein Glück schenkt, das alle Erdenschwere überwindet. In Zeiten, wo die Religion die Völker als eine imperialistische Macht durchwallt, in den Heldenzeitaltern vor allem, da sind die Götter nicht allein die grollenden Unholde, die mit barbarischer Machtgier den Feinden entgegenstürmen, sondern auch Fürsten des Friedens: die Retter in der Not, die, wenn mit ihrer Hilfe die Feinde bezwungen sind, ein Friedensreich gründen, dem eine Harmonie entquillt, die alle erlittene Pein vergessen läßt: immer wieder werden diese Götter gefeiert als Erlöserkönige. Auf den Jenseitsgedanken, der in den verschiedensten Kulturen seine bannende Macht entfaltet, indem er eröffnet Gefilde der Seligkeit, wo alle Erdennot verbannt; auf das Glück des Frommen, das ihm zuteil wird, wenn er sich im Gebet, in der Beschauung versenkt in den Glanz des göttlichen Wesens, wo allem Ringen, aller Pein ein Ende bereitet, sei hier nur hingewiesen.

In den Gebieten der Kunst und Philosophie enthüllt sich das gleiche Lebensprinzip, wie es denn überhaupt keine seelische Erscheinung gibt, in der es nicht wirksam ist. Der Künstler beherrscht wohl den Stoff, den Stoff einer chaotischen Außenwelt oder das Material gleichsam seiner Erlebnisse. Und wenn ihm so die Gefühle zuwachsen des Siegers — und es gibt keine Kunst, in welcher nicht irgendwie der Wille gestaltend eingreift — der Künstler schafft, indem er das Chaos formt,

eine Welt, in der er atmet wie in einem Reich der Freiheit, der Harmonie. Alle Kunst, auch die, welche in Gefilde eines jenseitigen Lebens hineinweist oder die schrecklichsten Vorgänge darstellt, verklärt irgendwie das Leben, sie ist nicht allein ein Sieg der Geisteskraft über die chaotischen Gewalten des Lebens, sondern auch ein Hochgesang der Freiheit, der Erlösung. Bald tritt der Herrschaftswille roh, massig, barbarisch auf, und nur schwach klingt das Erlösungsstreben an. Bald ist der rauhe, wirr wogende Stoff so vergeistigt, daß man wähnen könnte, der Herrschaftswille sei ganz ausgeschaltet und die Erlösungssehnsucht hauche sich in zarten, verwehenden Klängen, verschwebenden Farben aus. Bald befindet sich das männliche und weibliche Prinzip vollkommen im Einklang, und die Hoheit und Anmut des klassischen Kunstwerkes wird erreicht. Bald überwiegt das männliche Prinzip, und das Erhabene gewaltiger Kraft leuchtet vor uns auf; bald ist ersteres so zurückgedrängt, daß idyllische Stimmungen entbunden werden. Bald umwallt uns, indem der Machtwille mit grausigen Mächten kämpft, ein nächtiges Dunkel, daß der Eindruck entsteht, das Chaos breche herein: aber der Held der Tragödie, an den wir denken, er erhellt die Finsternis, indem er in den Abgrund sinkt, umloht vom Gefühl der Freiheit, der Erlösung aus schauriger Not. Doch wollten wir fortfahren, wir müßten eine Ästhetik gemäß den Grundsätzen entwerfen, die uns bei unseren Betrachtungen leiten.

Leicht wird nun der Leser, ist er unseren Ausführungen gefolgt, begreifen, wie auch für die Philosophie, und zwar die Philosophie aller Zeiten und Völker, der im Urphänomen beschlossene Rhythmus seelischer Entfaltung seine Geltung besitzt. Immer führt ein allmählicher Übergang von der Religion zur Philosophie, und schließlich sucht diese das gleiche Problem wie die Religion, nur auf verschiedene Weise, zu lösen: die ungeheuren, auf- und abwogenden Massen der Erscheinungen sollen sich unter ein Gesetz beugen, das eben der menschliche Geist, der nach Macht dürstende, ihnen auferlegt. Und wenn so die Philosophie ein Ringen mit dem Chaos darstellt, auf daß der Strahl der Vernunft es erleuchte, der belebende Odem der Seele es gestalte zum Kosmos oder doch zu einem überschaubaren Ganzen: erhabene Gefühle der Freiheit, der Erlösung ziehen in die Seele des Philosophen ein, ist es ihm gelungen, sich auf den Gipfel zu schwingen, wo der Herrscherthron bereitet ist. Ein Gefühl der Sicherheit, des Geborgenseins, der Ruhe, des Erlöstseins auch von den Qualen des Zweifels, den beklemmenden Dünsten

der chaotischen Niederungen überkommt ihn, und wie oft ist sie von den großen Philosophen beschrieben worden die Seligkeit, die das Schauen der Wirklichkeit gewährt, das Schauen mit Augen, denen das Getrennte sich eint, die wirre Fülle zur erhabenen Form wird!

Noch wäre einer Reihe von Erscheinungen zu gedenken, in denen das Urgesetz des Lebens sich enthüllt: der Geschlechtsliebe etwa, die bald als rasende Besitzgier, bald als himmlische Seligkeit sich äußert; der Freundschaft, der Bünde, der Stände und Klassen; dann der Volksfeste aller Zeiten, bei denen oft in prachtvoller Weise der Herrschaftswille sich offenbart, indem alle Mächte der Kultur aufgeboten werden, auf daß sie ihren Glanz über die Feiernden gießen, wo diese aber auch zugleich ein Glück umfängt, daß sie sich, für Stunden wenigstens, erhoben wissen in ein Reich jenseits aller Erdenschwere. Doch wir müssen uns beschränken: nur als Notbehelf sollen uns diese Betrachtungen allgemeiner Art dienen, das geschichtliche Leben soll vielmehr in sprühender Lebendigkeit im Spiegel der Forschung aufgefangen werden.

Bei dem Bestreben, die geschichtlichen Vorgänge nach den Weisungen unseres Prinzips zu durchdringen, müssen wir uns immer bewußt bleiben, daß, da die Seele sich als eine Einheit darbietet, die Grundkräfte nie oder doch nur selten ganz rein durchleuchten. Entfaltet sich der Machtwille, so kann das Erlösungsgefühl zugleich leiser oder stärker anklingen, in das Erlösungsstreben aber kann das Machtstreben deutlich sich einmischen. Der Machtwille kann von schauerlichen tragischen Erschütterungen durchdrungen sein, etwa beim Helden des Schwertes oder des Geistes, der todverachtend sich den Feinden entgegenstellt; aber er kann auch aufglühen in ekstatischen Wonnen, die alle Schmerzen und Schrecken vergolden und den, welcher von ihnen ergriffen wird, hineintragen in ein Lichtreich, dessen Herrlichkeit ihn als Glanz der Erlösung umfängt: er versinkt gleichsam, überwältigt vom Rausch der Ekstase, in einen Abgrund von Göttlichkeit, und es ist bezeichnend, daß bei der dionysischen Ekstase leicht Visionen sich einstellen von der Art der beschaulichen Verzückung, wo der Wille zur Ruhe eingeht. Oder auf der anderen Seite: der Mystiker, der mit geschlossenen Augen in den Wesensgrund der alles umfassenden Gottheit eintaucht und hier die Unruhe des Werdens, die Unruhe des Reiches des Machtwillens überwindet: er kann zugleich als solch Erlöster, indem er eins mit der Gottheit geworden, sich als Weltenkönig fühlen: als

herrschgewaltige Urmacht, die aller Dinge Ursprung. Oder im Reiche des Jenseits, wie es sich etwa die Christen ausmalen, sind die Seelen nicht allein befreit von der Erdennot, indem sie als Vollendete schweben in der Lichtherrlichkeit der Gottheit, auch als Könige werden sie gepriesen, indem die Herrschermacht der Gottheit auch auf sie übergeht.

Bei solchen und ähnlichen Fällen muß der Historiker herauswittern, was das Vorwiegende, das Herrschende ist, und in der Tat, im Leben sowohl des Einzelnen als auch der Gemeinschaften drängen sich immer die beiden Grunderscheinungen auf. Bald überwiegt der Machtwille, bald der Erlösungsdrang, bald wird der Erlösungsdrang abgelöst vom Machtwillen oder umgekehrt. Und in der Form gewaltiger Reaktionen kann solcher Wechsel eintreten: so, beispielsweise, wenn auf das indische Mittelalter mit seiner rasenden Lebensgier eine Zeit der Besinnung, der Einkehr, der Sehnsucht nach Frieden sich einstellt, oder im abendländischen Mittelalter stets auf eine Zeit der Verweltlichung eine asketische Gegenströmung einsetzt, oder Gestalten wie Shakespeare, Michelangelo, Rembrandt, Richard Wagner und viele andere nach schweren Kämpfen mit den unholden Mächten des Lebens nach Frieden und Harmonie lechzen.

5.

DAS Urphänomen kann erfaßt werden als ein Grundprinzip, das die Weihe der platonischen Idee besitzt: also einer Urgestalt, die jenseits von Zeit und Raum thront, und in der in geheimnisvoller Weise alle einzelnen Gestalten der Welt der Erscheinungen beschlossen sind. Hier betreten wir demütigen Sinnes ein Gebiet, wo die Sprache kaum ausreicht, um zum Ausdruck zu bringen, was die Seele im Innersten bewegt.

Das Streben, vorzudringen zum Kerne alles Geschehens, kann uns so machtvoll ergreifen, daß wir das Urlebendige in der Weise erfassen möchten, daß hier das Gegensätzliche, das in seinen Äußerungen hervortritt, in einer vollkommenen Einheit ausgelöscht ist. Die Sehnsucht, sich einem Letzten, vollkommen in sich selbst Beschlossenen, einem in Ruhe Thronenden und zugleich das wechselnde Leben Bestimmenden hinzugeben, solche Sehnsucht erweckt die Anschauung eines raum- und zeitlosen Urlebendigen, und wiederum hat Goethe machtvoll, wie vielleicht nur noch Plato und einzelne Mystiker, tiefe Geheimnisse der menschlichen Seele entschleiert. „Das unschaubare, das ewig tätige Leben,“

sagt er einmal, „soll in Ruhe gedacht werden," ewig und einzig sei die Idee, „unabhängig von Raum und Zeit", und in ihr sei „Simultanes und Sukzessives innigst verbunden". Alles dieses widerstreitet der Erfahrung, und in der Tat, will man mit den Mitteln des kalten Verstandes sich der Idee bemächtigen, so kann sie, wie Goethe einmal bemerkt, in uns eine Art Wahnsinn hervorrufen. Nur dem Gefühl, dem gleichsam schauenden, bauenden Gefühl erschließt sich die Urseele in ihrer Reinheit, das Urphänomen, das erst die Erfahrung, das Begreifen der Welt der Erscheinungen möglich macht und im Grunde ihres Wesens verankert ist.

Dichterisch hat Goethe versucht, das Unsagbare zu sagen: im Faust spricht er sich erhaben aus über das Reich der Mütter:

„In eurem Namen, Mütter, die ihr thront
Im Grenzenlosen, ewig einsam wohnt,
Und doch gesellig! Euer Haupt umschweben
Des Lebens Bilder, regsam, ohne Leben.
Was einmal war, in allem Glanz und Schein,
Es regt sich dort; denn es will ewig sein:
Und ihr verteilt es, allgewaltige Mächte,
Im Zelt des Tages, zum Gewölb' der Nächte."

Noch vollkommener ist es Goethe gelungen, das Unnennbare zu deuten in dem folgenden herrlichen Gedicht:

„Wenn im Unendlichen dasselbe
Sich wiederholend ewig fließt,
Das tausendfältige Gewölbe
Sich kräftig ineinander schließt;
Strömt Lebenslust aus allen Dingen,
Dem kleinsten wie dem größten Stern,
Und alles Drängen, alles Ringen
Ist ewige Ruh' in Gott dem Herrn."

In der Atmosphäre solchen Erlebens, das die höchsten Höhen und tiefsten Tiefen des Daseins zugleich umfaßt, webt also das Geheimnis der Wirklichkeit, und nicht erst Goethe hat versucht, das kaum zu Nennende mit der Kraft des Wortes zu entzaubern. Wir möchten sagen, daß in allen Kulturen, in denen der philosophische Trieb irgendwie waltet, dieses innerste Geheimnis des dem Ewigen zugewandten Herzens seine Sprache gefunden hat: bei den Chinesen, den Indern, den Persern, Juden und Griechen. Mögen wenigstens einzelne Klänge aus dem Abgrund des Ewigen laut werden.

Jahrtausende vor Goethe hat Laotse schon in der Weise unseres Meisters mit dem Geheimnis des Lebens gerungen:

„Endlos drängt sich's und ist wie beharrend.
In seinem Wirken bleibt es mühelos."

„Der Wesen zahllose Menge entwickelt sich,
Doch jedes wendet sich zurück zu seiner Wurzel.
Zurückgewandt sein zur Wurzel: das ist Stille.
Stille: das ist Rückkehr zur Bestimmung.
Rückkehr zur Bestimmung: das ist Ewigkeit."

„Sein und Nichtsein ist ungetrennt durcheinander
Ehe Himmel und Erde entstehen.
So still! so leer!
Allein steht es und kennt keinen Wechsel.
Es wandelt im Kreise und kennt keine Unsicherheit.
Man kann es fassen als Mutter der Welt.
Ich weiß seinen Namen nicht.
Ich bezeichne es als ‚TAO'.
Mich mühend seine Art zu künden,
Nenne ich es: ‚groß'.
Groß: damit meine ich immer im Flusse.
Immer im Flusse, damit meine ich: in allen Fernen.
In allen Fernen, damit meine ich: in sich zurückkehrend."

Immer wieder bemühen sich die indischen Philosophen, das Rätsel des Lebens in der Sprache zu enthüllen:

„Der jedem Mutterschoß als der Eine vorsteht,
In dem die Welt zergeht und sich entfaltet,
Wer den als Herrn, als Gott, reichspendend, preiswert
Erkennt, geht ein in jene Ruh' für immer."

„Wer ihn fein, überfein in dem Gemenge,
Als Weltenschöpfer vielfach sich gestaltend,
Den Einen, der das Weltall hält umschlossen,
Als Seligen weiß, geht ein zur Ruh' für immer."

Zarathushtra, der Iranier, stimmt ebenfalls ein in den Chor der heiligen Sänger:

„Was war, und was ist, und was sein wird,
Alles ist zeitlos in ihm beschlossen.
Schon jetzt wartet Ewigkeit,
Beglückend den Guten,
Vernichtend den Bösen.
Denn Gott ist die Stille
Im tobenden Sturm."

In der jüdischen Kultur gewinnt das Allebendige ähnlichen Ausdruck, indem Jahwe, der gewaltige Herr der Welt, die Schattenkühle bereitet, in der sich die gepeinigte, von den Mächten der Welt bedrängte Seele friedvoll lagern kann. Und für die griechische Kultur möge der Hinweis auf Plato genügen, für den die Urseele, die Gottheit, als die jenseits von Raum und Zeit beharrende Idee des Guten gilt, die er zugleich als Weltenschöpfer feiert.

Von allen Erscheinungen steht dem Urphänomen am nächsten die Musik. Man hat uns neuerdings beweisen wollen, daß die Musik als eine raumbeherrschende Macht sich offenbare und deshalb namentlich in der von imperialistischen Gelüsten beherrschten abendländischen Kultur die eifrigste Pflege gefunden. Wer die Kraft hat, sich in die geheimnisvolle Atmosphäre der Musik zu versenken, wer imstande ist, sich in die Schöpfertätigkeit des großen Musikers einzufühlen, der weiß, daß diese Kunst jenseits von Raum und Zeit ihre Macht entfaltet. In ihr wird die tiefste Stille in der Form der Bewegung offenbar, sie ist die Seligkeit, die vom Glanz der Ewigkeit umstrahlte Seligkeit des Werdens selbst. Mögen gewaltige, unheimliche Kräfte aufrauschen: ein Lichtglanz geht durch den Aufruhr und verzaubert ihn zur Harmonie.

So läßt es sich erklären, daß wir bei allen großen Kulturen eine leidenschaftliche Sehnsucht nach Musik antreffen. Immer wieder wird die Gottheit, das Urphänomen, gefeiert als die Harmonie, die mit Mutterarmen das Chaos umschließt und besänftigt. Herrlich wissen die großen Chinesen das göttliche Weltwesen, den Urgeist, als Macht der Harmonie im Sinne des Genius der Musik zu schildern; die Inder sind voll Staunens, daß eine wunderbare Melodie durch all das Gebrause der Welt als Stimme des Alliebenden geht; als Sänger seines Gottes fühlt sich Zarathushtra, und welche Rolle die Musik bei den Griechen, den antiken Juden, im Abendland spielt, das wird noch zu zeigen sein.

Auch Goethe hat empfunden, was wir andeuteten: ihm ist „die Kunst eine Vermittlerin des Unaussprechlichen", und unter den Künsten gilt ihm die Musik als die erhabenste, „weil sie keinen Stoff hat, der abgerechnet werden müßte". „Die Musik ist heilig oder profan. Das Heilige ist ihrer Würde ganz gemäß, und hier hat sie die größte Wirkung aufs Leben, welche sich durch alle Zeiten und Epochen gleichbleibt."

Man könnte vielleicht fragen, ob es denn wirklich geboten war, in die Abgründe der Metaphysik hinabzusteigen, wo es sich doch um die Durchleuchtung lediglich geschichtlicher Erscheinungen handelt.

Nun, auch die geschichtlichen Vorgänge gehören dem Leben an, das die Philosophie und Religion zu entwirren suchen, und schon der Hinweis auf die Bedeutung der Musik im Völkerleben hat gezeigt, wie wichtig eine auf metaphysische Prinzipien zurückgehende Betrachtung für unsere Zwecke ist. Aber ein Anderes kommt noch in Betracht. Gewiß könnte man sich beruhigen, wenn es zur Not gelänge, die Entfaltung des Urwesens in den Erscheinungen des geschichtlichen Werdens zu erweisen, ohne sich weiter um den metaphysischen Lebensgrund zu bekümmern. Aber mag es auch noch so sehr gelingen, die Einheit in der Mannigfaltigkeit des Geschehens aufzuspüren: die selbst von klarem Lichte durchflutete Mannigfaltigkeit kann wieder verwirrend auf uns einwirken, in Stunden nämlich, wo wir, frommer Schauer voll, von der Sehnsucht ergriffen werden, ins Tiefste des Weltgeistes einzudringen, um hier in einer alles bergenden Einheit beseligend unterzutauchen. Schwer läßt es sich in Worte fassen, was hier in der Seele vor sich geht. Aber wer es vermag, gewaltige Zeiträume zu überspannen; wer die geistige Kraft aufbringt, in den unzähligen Erscheinungen etwa der jüdischen, griechischen und abendländischen Kultur das Walten der gleichen göttlichen Grundkraft zu enthüllen; wem es gelingt, etwa den heutigen Proletarier und Äschylos, Beethoven und einen beliebigen Revolutionär der urchristlichen Zeit, die Gotik und die indische Philosophie, eine dröhnende Maschine und ein vom Mondschein überhauchtes lyrisches Gedicht auf eine aus dem Urphänomen herausstrahlende Linie zu rücken: der kann so von dessen Urgewalt erfaßt werden, daß er und mit ihm die ganze Wirklichkeit beseligt in den Abgrund stürzt, wo alles Drängen, alles Ringen ewige Ruhe ist. Was namentlich den indischen und mittelalterlichen Mystikern in weihevollen Stunden zur Gewißheit ward, indem sie eintraten in die alles bergende göttliche Einheit: den Historiker können die gleichen religiösen Hochgefühle durchschauern, indem ihn der Atem des jenseits von Zeit und Raum in glühender Stille webenden Weltgeistes auch im Leben der Geschichte anweht und erlösend umfängt. In Visionen bemächtigt er sich der Einheit von geschichtlichen Vorgängen, die selbst durch gewaltige Räume und Zeiten getrennt sind, und vom Hochgefühl solcher Visionen erfüllt, schwebt er hinein in das Reich der Mütter, in dessen erhabener Einsamkeit im dunklen Grunde die ewige Quelle murmelt, die den Mutterschoß bildet alles Lebens.

6.

DAS Auszeichnende der Goetheschen Betrachtung der Welt, der wir nachzueifern bestrebt sind, macht aus, daß das geistige Auge sich sowohl auf die Einheit als auch auf die Mannigfaltigkeit des Geschehens richtet. Die Mannigfaltigkeit nun kann eine Wertung, eine Gliederung erfahren, die dazu beiträgt, daß sie leichter zu überschauen ist, als wenn eine solche fehlt. Goethe greift zu diesem Zwecke die Leibnitz'sche Idee der Monade auf, und in der Tat, gerade auch für die Geschichtsphilosophie ist dieses metaphysische Prinzip von hoher, erleuchtender Bedeutung.

Darnach könnte das Urphänomen als Zentralmonade betrachtet werden, in der alles in gewaltiger, majestätischer Fülle beschlossen ist, was im geschichtlichen Leben tausendfältig zur Offenbarung gelangt. Und ausgehend von der Zentralmonade könnte ein Stufenbau von Monaden errichtet werden, dessen einzelne Glieder sich immer mehr von der leuchtenden Zentralsonne entfernen, bis sie zu verlöschen scheinen in der Dumpfheit und Dunkelheit: dergestalt, daß die einzelnen Kulturen, die Genies aller Art als dem Urphänomen nahegerückte, die Massen etwa des Volkes als ferner gerückte Monaden begriffen werden könnten. Gelänge es, einen solchen Stufenbau zu schaffen, so wäre in neuer, verfeinerter Weise zum Ausdruck gebracht, daß alle Erscheinungen des geschichtlichen Lebens Offenbarungen des Urphänomens bilden, daß irgendwie dessen Wesensbestimmtheit in ihnen zur Sichtbarkeit gelangte, nur daß die Urkraft bald stärker, bald schwächer leuchtete. Und von Neuem würde eine solche Gliederung der geschichtlichen Kräfte davor bewahren, daß die Darstellung sich, wie es so oft geschehen, entweder den Genies oder den Bewegungen der Massen einseitig zuwendet. Alles, was das Leben der Geschichte darbietet, sowohl was auf den Höhen als auch in den Tiefen der Gesellschaft sich abspielt, müßte in charakteristischen Erscheinungen herausgehoben werden aus der wirren Flut der Lebensäußerungen, um eingereiht zu werden in den Kosmos der Kultur gemäß dem Rang, den der intuitiv wertende Blick ergründet. Die Religion, die Kunst, die Philosophie, die Einzelwissenschaften, die Gemeinschaften aller Art, das Wirtschaftsleben, empfangen so ihre metaphysische Weihe, und auch die gröbsten Erscheinungen des Tages wären nicht zu gering, als daß sie nicht in den Umkreis einer liebevollen Betrachtung einbezogen werden könnten, über den eben der Hauch des Urlebendigen bald stärker, bald schwächer streift.

Freilich kann der Historiker nicht jede einzelne Erscheinung seinem Bauwerk einfügen: es wäre überladen und würde durch die Überfülle immer wiederkehrender gleichartiger Erscheinungen beklemmend wirken. Er wird sich so lediglich jener Manifestationen des Urphänomens bemächtigen, die als ein Besonderes machtvoll das Allgemeine zur Anschauung bringen. Symbole hat er aufzubauen, und als solche gelten ihm einmal die großen Geister, dann das im Bereich der Gemeinschaft flutende Leben des Volkes, wie es etwa quillt im Wirtschaftsleben, in den sozialen, politischen, religiösen Vorgängen. Hier muß das Charakteristische erfaßt, das Nebensächliche beiseitegeschoben werden, ja viele Einzelheiten dürfen unberücksichtigt bleiben, indem eben in den Vorgängen von symbolischer Bedeutung die ganze Fülle des Lebens irgendwie sichtbar wird.

Muß es noch betont werden, daß eine solche Geschichtsbetrachtung dem heute herrschenden wissenschaftlichen Betrieb völlig entrückt ist, daß sie einer Atmosphäre des Geistes entstammt, die in unserer, jede Besinnung raubenden Zeit nur schwer und selten sich durchringt? Die heutige Wissenschaft mit ihrer sinnlos ins Unendliche hineintreibenden Spezialisierung zerreißt das Leben in Millionen Fetzen, sie erstickt es, indem sie es in starre Formeln preßt, oder indem sie ein Geröll von Einzeltatsachen ausbreitet, daß uns eine Öde anstarrt, über die der Hauch des Todes streift. Wir aber bemühen uns, das Leben als ein Ganzes, als quellende Fülle zu begreifen, und wenn es auch uns mächtig zu den Einzelerscheinungen hinlockt, so suchen wir uns von der Gefahr wirrer Überfülle zu retten, indem wir sie in Beziehung zur Urseele bringen. Solche Betrachtung der Wirklichkeit hat nichts mit der nur die Oberfläche der Dinge streifenden Methode der heutigen Natur- und Geisteswissenschaften zu tun. Goethe spricht einmal von „einer zarten Empirie, die sich mit dem Gegenstand innigst identisch macht und dadurch zur eigentlichen Theorie wird". Nun, solcher Empirie muß sich der Historiker befleißigen, will er den aus dem Kerne der Dinge dringenden Hauch verspüren; mit allen Kräften seiner Seele, unter denen die Liebe an erster Stelle steht, muß er sich in die sich ihm darbietenden Erscheinungen versenken, auf daß gleichsam sein Herz mit ihnen schlägt, ihre Seele in seinem Inneren pulsiert. Der Geschichtsphilosoph, der das Einzelne verachtet, um, angetrieben von einer Formel, sogleich zum Allgemeinen vorzudringen, gerät ins Leere: er wischt dem Leben den Farbenzauber ab, reißt die Blüten vom Baume, preßt

die flutende Wirklichkeit in ein Schema, daß ihr Herz zerdrückt wird. Soll die Fülle gebändigt werden, so darf sie nicht mit rohem Sinn vergewaltigt werden. Schauend vielmehr, mit liebevollem Sinn muß das Getrennte vereinigt, und in nie rastender Systole und Diastole muß der Historiker versuchen, die Wirrnis zu durchdringen: sei es, daß er bald ausgeht vom Urphänomen, um von ihm aus die Erscheinungen als dessen Ausstrahlungen zu begreifen, sei es, daß er vom Einzelnen ausgeht, um in ihm das Walten des Urgeistes zu ergründen.

Nur wo die Seele des Forschers noch von strömendem Blut erfüllt ist, kann eine solche Deutung zu fruchtbaren Ergebnissen gelangen. Alle Kräfte der Seele müssen aufgeboten werden, damit die verworrene Welt sich lichte: der trennende Verstand, ein vor dem Chaos nicht zurückschreckender Wille, eine das Verhüllte entschleiernde Phantasie, frische Sinne, dann die Kraft der Liebe, die das Zerstreute eint; die Fähigkeit, sich in die verschiedensten, gegensätzlichsten Vorgänge einzuleben und sie gleichsam in die Atmosphäre der eigenen Seele zu ziehen: alles dies ist vonnöten, soll das zu entwerfende Bild von quellenden Kräften belebt sein.

Eine solche Geschichtsbetrachtung steht wahrer Kunst viel näher als manche der Künste von heute, und sie ist ein anderes als die vielgepriesene Wissenschaft unserer Zeit, die nicht reife Früchte darbietet, die den Duft und das Glück des Herbstes ausströmen, sondern gleichsam ausgepreßte, denen man ihr Bestes geraubt. Goethe hat sich schon seine Gedanken über das Verhältnis des Historikers zum Künstler gemacht, und er hat die hohe Würde des Historikers im Reiche des Geistes deutlich betont. „Die Frage, wer höher steht, der Historiker oder der Dichter, darf gar nicht aufgeworfen werden; sie konkurrieren nicht miteinander, so wenig als der Wettläufer und der Faustkämpfer. Jedem gebührt seine eigene Krone.“ Doch wenn der Historiker in Form von Visionen sich des chaotischen Stoffes zu bemächtigen sucht, wenn er überall, auch im Derben und Rohen, in äußeren Einrichtungen ein Seelisches in lebendigem Bilde festzuhalten sucht, so rückt er eben in die Nähe des Dichters. Eine seelische Welt baut er wie dieser auf, und die Hauptkraft des Dichters, die Phantasie und das Gefühl, gewinnt auch bei ihm überragende schöpferische Bedeutung. Nicht immer wird er in der Lage sein, die bildende Macht des im geschichtlichen Werden sich entfaltenden Urphänomens rein zu erschauen: oft wird er stammeln, Mißgriffe werden ihm nicht erspart bleiben. Und wo sich ihm das Gefühl

aufdrängt, daß seine Geisteskraft nicht ausreicht, durch die verworrene Fülle zur Urseele vorzudringen, da wird er sich bescheiden: verehrend das Unerforschliche, sich beugend vor der Macht des göttlichen Schöpfergeistes und seinem geheimnisvollen Walten.

7.

WENN es wahr ist, daß alle Schöpfungen des Menschengeistes irgendwie im Urphänomen verankert sind, so muß auch unsere Methode als Ausdruck desselben begriffen werden können. Auch sie ist ja ein Gebilde des Geistes, und der Machtwille und das Erlösungsstreben müssen auch ihr zugrundeliegen, so gut wie dem Wirtschaftsleben, der Politik, der Kunst und den übrigen Gebieten der Kultur. Wir zeigten soeben, daß der Historiker, so wie wir ihn verstehen, in der Nähe des Künstlers sich befindet, und wir sahen, daß auch religiöse Stimmungen sich seiner bemächtigen können im Anschauen der ewig quellenden, ins Unendliche hineinweisenden Wirklichkeit. Und zudem soll ja eine Aufgabe gelöst werden durchaus philosophischer Prägung: das Leben, hier das Leben der Geschichte, soll mit der Kraft des das Chaos der „Empirie" überwindenden wissenschaftlichen Geistes durchdrungen werden, daß es sich zum Kosmos gestaltet und also der Seele einverleibt werden kann. In der Tat, in der Methode, der wir das Wort reden, waltet die Urseele in der sichtbarsten Weise: vom Machtwillen ist sie eingegeben, und Erlösungsgefühle werden uns zuteil, bemächtigen wir uns ihrer mit Geschick. Wir wollen uns nicht von der Unsumme der Erfahrungstatsachen, die von den Einzelwissenschaften in blindem Eifer aufgestapelt werden, erdrücken lassen, wir wollen diese beherrschen und setzen so dem beklemmende Gefühle auslösenden Chaos unseren Willen entgegen, auf daß es sich lichte, von den Strahlen des Geistes durchdrungen werde. Und mögen uns auch, indem wir es wagen, in das Dickicht zu dringen, manche Nöte bereitet werden, mögen wir, wenn kein lichtverheißender Weg sich zeigen will, immer wieder gezwungen sein, den Kampf mit dem Ungetüm der „Empirie" aufzunehmen: haben wir einen Sieg errungen, indem es gelungen, die auseinanderfallenden Erscheinungen einer Kultur zusammenzuschauen, so spannt sich ein beglückender Himmel über uns: wir fühlen uns erhoben, beruhigt, atmen in der Luft der Freiheit: von einem schweren Druck sind wir erlöst. Und religiöse Hochgefühle können uns überkommen, indem wir uns beständig in einer

Welt voll Mysterien bewegen, zumal wir immer auf ein Letztes hingewiesen werden, auf ein Nichtabzuleitendes, auf das Urphänomen, das, ungeheure Kräfte bergend, in immer neuer Weise sich offenbart: in gewaltiger Majestät sich entfaltend, die wir, frommer Schauer voll, anstaunen. Ihm, diesem Göttlichen, dessen Atmosphäre jede Erscheinung umhüllt, geben wir uns hin als dem Nichtzuenträtselnden, beglückt, wenn wir ein wenig den Schleier heben dürfen, so daß uns ein Blick in sein Wunderreich vergönnt ist. Freilich gibt es da keine andauernde Beruhigung und Beseligung: immer wieder haben wir uns, indem in unendlichen Bildungen die geschichtliche Wirklichkeit aufquillt, zu wappnen für den Kampf, um sie zu erobern, und immer nur kurz wird die Rast sein auf dem Gipfel, der uns die Schau hinein in die Weiten des besonnten Landes ermöglicht. Wir müssen immer wieder in die Niederungen hinabsteigen, müssen uns immer wieder in die wogenden Nebel und Dünste des Lebens hineinwagen, denn auch für uns gilt das im Rhythmus der Systole und Diastole sich aussprechende Gesetz: daß die Stunden der Freiheit Feierstunden sind nach hartem Kampfe, und daß das Leben schal wird, wenn nicht immer wieder die Bewegung in uns pulsiert.

8.

WIR haben nicht die Absicht, in dieser Einleitung alle die Probleme, die sich uns aufdrängten, zu behandeln: späteren Studien soll es vorbehalten bleiben, nach allen Richtungen hin die Fruchtbarkeit unserer Methode zu erweisen. Doch soll wenigstens auf einige Fragen, die für jeden Historiker von Bedeutung sind, hier kurz eingegangen werden.

Mit dem Siegeszug der mechanischen Naturbetrachtung im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert brach der Glaube durch, daß es möglich sei, auch die geschichtlichen Erscheinungen nach streng „wissenschaftlichen" Grundsätzen zu bearbeiten: zum Range einer Naturwissenschaft sollte die Geschichtswissenschaft erhoben werden. Turgot, Condorcet, besonders Saint-Simon und Comte waren bemüht, den Geist der Naturwissenschaft in die Geschichtsschreibung einzuführen, und da suchte man denn in kausaler Weise die Entwicklung der Vorgänge zu deuten. Es läßt sich nicht leugnen, daß diesen Historikern, im besonderen Saint-Simon, manche feine Beleuchtung geschichtlicher Zusammenhänge gelungen ist. Aber nicht ihrer Methode hatten dies die

Historiker zu verdanken, sondern ihrem Tiefblick, der sie, der Methode zum Trotz, auf noch wenig betretene Bahnen führte.

Allen diesen Geschichtsphilosophen, denen wir auch Karl Marx beigesellen dürfen, schwebt gewiß ein Großes vor. Sie wollen alle geschichtlichen Erscheinungen auf ein Grundprinzip zurückführen, um so die Fülle einheitlich zu durchdringen. Nach Übersicht streben sie, aber sie gelangen zu solcher Klarheit auf Kosten einer Verfälschung des Lebens. Sie wollen die Erscheinungen wiederum aus Erscheinungen erklären, sprechen von einem kulturellen „Überbau", der sich auf dem Grunde einer geschichtlichen Tatsache erhebt, etwa auf dem wissenschaftlichen Geist oder dem Wirtschaftsleben, und sind so völlig im unklaren darüber, daß es einfach eine Willkür ist, eine solche Grunderscheinung einem „Überbau" gegenüberzustellen.

Wie, die Wirtschaft soll, um uns an Karl Marx' zu weltgeschichtlicher Bedeutung gelangte Behauptungen zu halten, die Ursache, das bestimmende Prinzip aller übrigen Erscheinungen der Kultur, des Rechtes, der Philosophie, der Kunst und Religion sein? Ist denn die Wirtschaft wie ein metaphysisches Urphänomen in sich selbst beschlossen? Aber da Karl Marx alle Metaphysik ablehnt, oder sie doch aus dem Wirtschaftlichen selbst wieder ableitet, so hat diese Frage für ihn gar keinen Sinn. Also bildet das Wirtschaftsleben eine „Ursache", und so fragen wir, auf welche Ursache denn die Wirtschaft selbst wieder zurückzuführen.

Wir sehen: Marx greift einfach eine sich mit besonderer Gewalt aufdrängende Erscheinung auf, erhebt sie ohne jede philosophische Besinnung zum Rang einer Grunderscheinung und sucht nun von ihr aus kausal die ganze Fülle der kulturellen Lebensäußerungen abzuleiten. Ein solches Verfahren ist Ausgeburt einer seelischen Haltung, derzufolge es nicht mehr gelingt, das Leben als ein Ganzes zu erfassen. Gewiß, das Wirtschaftsleben und eine nach „Ursachen" spürende Wissenschaft spielt in unserer neueren Zeit eine ungeheure Rolle. Wenn nun dieser Kraft der Rang einer geschichtlichen Grundmacht zuerteilt wird, so ist dadurch bewiesen, daß Karl Marx selbst vom Geiste unserer Zeit beherrscht ist. Er fühlt nicht mehr, daß jede Erscheinung, auch das Wirtschaftsleben — man denke etwa an den Feudalismus und das mittelalterliche Handwerk — von einer Atmosphäre umhüllt ist, in der alle Kräfte der Kultur schweben und schwingen können, er reißt willkürlich eine

Erscheinung aus dem Kosmos des Lebens heraus, vermag nicht mehr, dieses in seiner „Totalität" zu beschauen.

Wir werden es noch zu zeigen haben, wie auch das Wirtschaftsleben in den Kosmos der Seele eingebettet ist, und wie eine Fülle der wichtigsten geschichtsphilosophischen Probleme Karl Marx, da ihm jede metaphysische Besinnung fehlt, einfach verschlossen bleibt. Die Seele einer Kultur stellt ein tausendfältiges Wechselspiel der Kräfte dar, und in den Kreis dieser Kräfte ist eben einbezogen auch das Wirtschaftsleben. Aber ihm schlechthin eine besondere Stellung etwa gegenüber der Kunst oder Religion zuzuweisen, gleichsam als ob hier die alles Übrige „verursachenden" Kräfte sprudelten, läßt sich nur erklären aus einer seelischen Verfassung heraus, die es unmöglich macht, das Leben zu betrachten als eine in allen Gebieten der Kultur sich entfaltende Urgewalt, die jeder Erklärung spottet und vom Geheimnis umwallt ist. In einem treffenden Bilde hat Goethe einmal das Oberflächliche der ursächlichen Deutung, gegen die er immer wieder ankämpft, gekennzeichnet: „So hat auch jeder Weg, durch den wir zu einer neuen Entdeckung gelangen, Einfluß auf Ansicht und Theorie. Wir erwehren uns kaum, zu denken: was uns zu einer Erfahrung geleite, sei auch der Beginn, die Ursache derselben; dabei beharren wir, anstatt von der umgekehrten Seite heranzugehen und die Probe auf unsere erste Ansicht zu machen, um das Ganze zu gewinnen. Was würden wir von dem Architekten sagen, der durch eine Seitentüre in einen Palast gekommen wäre und nun, bei Beschreibung und Darstellung eines solchen Gebäudes, alles auf diese erste untergeordnete Seite beziehen wollte? Und doch geschieht dies in den Wissenschaften jeden Tag." Goethe meint zwar, daß wir in der Geschichte ein solches Verfahren zugeben müssen, womit freilich für uns nur bewiesen ist, daß der Meister es nicht voll vermochte, seine Methode auch für die Geisteswissenschaften fruchtbar zu machen.

Im übrigen wird es gut sein, hier nicht in Form allgemeiner Betrachtungen gegen die kausale Geschichtsbetrachtung Sturm zu laufen. Wir müssen zeigen, was wir mit unserer Methode zu leisten imstande sind, und wir gehören gewiß nicht zu denen, die Marxens Geschichtsphilosophie jeden Wert absprechen. Gerade unsere Methode gibt uns die Möglichkeit, Marx gerecht zu werden: auch seine Geschichtsauffassung muß als Ausfluß des Urphänomens begriffen werden können, und in

der Tat, in solcher Weise beleuchtet, bietet sich uns Karl Marx, der große Sozialist, als eine höchst charakteristische Erscheinung dar.

Marx erblickt im Wirtschaftsleben, in den Klassenkämpfen die Hauptmacht des geschichtlichen Daseins: die Triebkraft gleichsam, die alles übrige Geschehen bedingt. Was aber macht den seelischen Gehalt dieser von ihm zur Hauptursache erhobenen Erscheinungen aus? Nun doch der Machtwille, das Herrschaftsstreben der Menschen, die sich ringend im Chaos der Welt durchzusetzen suchen. Es sieht also Marx eine jener Grundkräfte, die wir in das Urphänomen hineinschauen, in Lebensäußerungen walten, die wir als ein Abgeleitetes betrachten, aber immerhin: er hat eine der Hauptrichtungen des geschichtlichen Lebens erfaßt. Doch abgesehen davon, daß es ihm nicht gelingt, das Walten des Machtprinzipes im Bereiche der einzelnen Kulturen aufzudecken: wenn er gelegentlich den Versuch einer Deutung wagt, indem er etwa die Philosophie der Aufklärung oder das Christentum der neueren Zeit auf den Machtwillen herrschender oder nach Herrschaft strebender Schichten zurückführt: diese Deutungen nehmen sich roh, starr, mechanisch aus. Immer handelt es sich für ihn um ein soziales Machtstreben, von dem metaphysischen Problem des Machtwillens, indem es sich in jeder Kultur darum handelt, durch die Geistesmächte der Philosophie, Religion und Kunst der chaotischen Welt einen Sinn abzuringen, hat er keine Ahnung. Die ganze, in unsäglich feinen Abtönungen sich entfaltende Skala des Machtstrebens im Bereiche der einzelnen Kulturgebiete ist ihm verborgen. Eine derbe Kraftäußerung, in der wir lediglich ein Abgeleitetes, dem Urphänomen Entströmendes erblicken, das soziale und politische Herrschaftsstreben, erhebt er zum Range einer Grundmacht, das geheimnisvolle Leben der Seele der Kulturen wie der einzelnen Menschen, die versuchen, in den verschiedensten Formen sich ringend im Leben zu behaupten, ist ihm verschlossen.

Wie, sollte Karl Marx selbst nicht mehr als eine im Sinne der Kultur aus üppig quellenden Seelenkräften schöpfende Persönlichkeit gelten können, so daß seine Methode gleichsam zum Verräter würde? In der Tat, Marx ist der Vertreter, vielleicht der größte Vertreter einer Zeit, in welcher sich das Seelenleben — werten wir es gemäß dem Maßstab der Kultur — in einer unerhörten Weise vergröbert hat. Auch diese Zeit können wir als Offenbarung des Urphänomens begreifen, und da zeigt es sich denn, daß mit einer ungeheuren Gewalt der Herrschaftswille sich

offenbart, und zwar vor allem als rasendes politisches und wirtschaftliches Machtstreben. In Kriegen, in sozialen Kämpfen messen die Völker und Klassen ihre Kräfte, und alles, Kunst, Philosophie, Religion, tritt zurück gegenüber dieser dämonischen Machtgier. Mag auch Marx als Sprecher des Proletariates, einer zu seiner Zeit schmählich unterdrückten Klasse, auftreten: er lebt ganz in dieser Atmosphäre des Machtrausches, und seine Geschichtsphilosophie ist ein getreuer Ausdruck dieser Stimmung. Die Philosophie, die Kunst, die Religion: sie sind als erhabene Lebensmächte entthront: das ganze geschichtliche Leben wird zurückgeführt auf das wirtschaftliche und soziale Herrschaftsstreben: die fortreißenden Lebensmächte seiner Zeit gelten Marx als Grundmächte der Geschichte schlechthin, das ganze Leben, das geheimnisvolle, aus ewigen Bezirken flutende, erstarrt zu einer Art Mechanik, die eine derbe Formel zu umschreiben sucht.

Wie aber, gewinnt es nicht den Anschein, daß unsere Methode versagt, wenn wir in einer solchen Weise Karl Marx zu begreifen suchen? Wenn der Machtwille das Grundprinzip seiner Geschichtsphilosophie und so auch seiner eigenen Seele und der Klasse bildet, als deren Herold er auftritt, kann denn da von einer Wirksamkeit des Urphänomens noch die Rede sein? Nun, auch bei Marx spielt das Erlösungsstreben noch eine Rolle, aber wiederum kommt es in grober Weise zum Vorschein. Er kennt es vor allem als Streben nach Befreiung von politischer und sozialer Knechtschaft: die gewaltige Sehnsucht des Menschen der Kultur, der sich herausringen möchte aus dem labyrinthischen Gewoge der Welt, um auf den Schwingen des Genius der Religion, der Kunst, der Philosophie auf eine Höhe zu gelangen, wo er in einem Reiche göttlicher Freiheit atmet, diese Sehnsucht, die aus Anfechtungen, erschütternden Zweifeln, düsteren Seelenkämpfen herausgeboren wird, klingt so gut wie nicht an. Mag zuweilen so etwas wie ein Ideal der Kultur bei Marx aufdämmern: er ist außerstande, ihm die Kraft des beschwingenden, aus der Tiefe einer großen Seele kommenden Wortes zu verleihen. Ein gigantischer sozialer Machtwille verschlingt bei ihm — und zwar auch in seiner Geschichtsdeutung — die übrigen Kräfte der Seele, somit auch die Kraft, die zu wahrer philosophischer Besinnung gegenüber den Erscheinungen der Geschichte führt, und so ist seine Geschichtsauffassung ein Ausdruck der Vergröberung der

Seele, wie sie sich schicksalhaft einstellt mit der Vorherrschaft der Zivilisation.*)

9.

DAS Problem der Zivilisation, auf das wir hiermit stoßen, und mit dem wir uns noch eingehend beschäftigen werden, wenn wir uns auf geschichtliche, vom Standpunkt unserer Methode aus beleuchtete Tatsachen stützen können, dieses Problem gewinnt heute, wo der Genius der Kultur von einer dämonisch vorstürmenden Entwicklung gleichsam niedergerungen worden ist, die größte Bedeutung. Aber noch hat kein Historiker, der die Weiten des Geschichtsverlaufes der Völker zu überschauen vermag und mit den entscheidenden Tatsachen wirklich vertraut ist, zu diesem Problem Stellung genommen. Man hat sich allzusehr von den Eindrücken der jüngsten Vergangenheit bestimmen lassen und so Erscheinungen vergangener Zeiten gemäß einem Schema gedeutet, das zu einer Vergewaltigung führt.

Einer völligen Verkennung des Wesens der Zivilisation kommt es gleich, wenn man, wie Spengler, in ihr lediglich eine Erstarrung erblickt. Nein, auch in den Zeiten der Zivilisation können ungeheure, mitunter rasend herausbrechende Kräfte sich offenbaren, wie dies doch die Zeit des Hochkapitalismus und des Weltkrieges mit einer erschreckenden Aufdringlichkeit zeigt, und es ist bezeichnend, daß Karl Marx, der Wortführer des von imperialistischen Gelüsten beherrschten Proletariates, die Zeiten mittelalterlicher Kultur als wahre Bärenhäuterei empfunden hat gegenüber den mächtigen Leistungen des die ganze Welt durchstürmenden Kapitalismus. Nicht von einem Nachlassen oder Versiegen der seelischen Kräfte schlechthin darf gesprochen werden, nein, die Seele kann, wie der dämonisch emporlodernde Machtwille unserer Zeit zeigt, bis zum Bersten mit Kräften erfüllt sein. Freilich, diesen fehlt die Weihe einer feinen Gestaltung. Unsere heutige Zeit der Zivilisation, von der Höhe etwa der mittelalterlichen Kultur aus betrachtet, nimmt sich aus als eine Welt, die lediglich vom Toben roher Kräfte durchrauscht ist: der Kampf um die soziale Macht wirkt sich mit einer solchen Ausschließlichkeit aus, daß daneben alles, was ehedem als ein Hohes und Höchstes galt, versinkt. Gewaltiges wird in

*) Eingehend beleuchtet wird die ökonomische Geschichtsauffassung vom Standpunkt der hier entwickelten Grundsätze aus in der demnächst erscheinenden Schrift H. Buddensiegs: Das Problem der Geschichtsphilosophie und das Schicksal unserer Zeit.

dieser Zeit der Zivilisation geleistet. Riesige Energien entfesselt das die Völker verbindende Wirtschaftsleben; die Städte sind von einem wie Sturmesmacht dahinsausenden Rhythmus nie versiegender Kräfte durchrast; die Technik reiht Erfindung an Erfindung, mit denen die Natur den Herrschaftszwecken des Menschen unterworfen wird, und im Weltkrieg sind in kürzester Zeit solch gewaltige Energien entfesselt worden, daß ihnen keine Zeit auch nur etwas Ähnliches zur Seite zu stellen hat. Wohlan, nicht um eine Erstarrung handelt es sich, eher wäre man berechtigt zu sagen, daß das Zeitalter des Hochkapitalismus als eine Zeit des Sturmes und Dranges zu gelten hat, wie es eine solche noch nie gegeben.

Freilich, der Reichtum der Seele, der in Zeiten der Kultur aufstrahlt in prachtvollen Denkmalen des Geistes, ist verloren gegangen. Keine große Kunst und Philosophie, keine erhabene Religion wölbt sich mehr über die Menschen, und wo noch derartige Offenbarungen sich zeigen, da handelt es sich immer um Nachklänge aus Zeiten der Kultur, nicht um die hallenden Akkorde einer von frischen Kräften durchströmten Seele. Auch in Zeiten der Kultur — wir werden es noch zu zeigen haben — können rohe Mächte herausbrechen und furchtbar wüten: Kriege und Revolutionen düngen den Boden mit Blut. Aber immer ist es ein in Hochgefühlen emporloderndes und damit auch religiös und oft künstlerisch sich äußerndes Machtstreben, das hier den Wall der Ordnung durchbricht, und wenn auch die Selbstsucht des Einzelnen rasen und mit verhüllten Augen sich auf ihr Opfer stürzen kann: es handelt sich um die Selbstsucht leidenschaftlicher, nicht verrohter Menschen, indem diese auch wieder hinschmelzen in Tränen und sich beugen unter die Autorität von Mächten, denen ihr Herz mit feurigen Pulsen entgegenschlägt. Im Zeitalter unserer Zivilisation dagegen herrscht, würde der Genius der Kultur sein Urteil abgeben, die Roheit. Alle Regungen der Kultur leben wohl noch in einzelnen Kreisen fort, aber vergröbert und geschändet: die schöpferischen Kräfte, die, den Tiefen der Seele entquellend, sich äußern in Werken, welche der Hauch der Frische und Ursprünglichkeit umweht, fehlen. Weitaus die meisten Menschen sind dem Bannkreis der Kultur völlig entrückt. Der Taumel des Machtstrebens wehrt ab jene wundervollen Harmonien, die in Zeiten der Kultur wie himmlische Stimmen das Chaos überwältigen; was den Vorfahren ein Ehrwürdiges war, ist nun aufgegangen in Dunst und Rauch. Die soziale Lebensordnung, ehedem, trotz aller Ständekämpfe und sozialer Gebre-

chen, eine vom Hauch der Seele durchwehte, den Menschen mit dem Menschen innig verbindende Lebensmacht, sie ist geborsten; fremd, ja feindselig steht der Einzelne dem Einzelnen gegenüber, und würde nicht der Staat mit ehernen Klammern das Gefüge zusammenhalten: das furchtbarste Chaos bräche herein.

Nun hat man gemeint, daß die Kultur jedes Volkes unentrinnbar dem Siechtum der Zivilisation verfalle: in einen Abgrund gerate, aus dem es kein Entrinnen mehr gibt. Die Universalgeschichte zeigt, daß Epochen zivilisatorischer Vergröberung fast regelmäßig als Zeiten des Verfalles eines Kulturstadiums sich einstellen, ohne aber daß dadurch die Entfaltung einer neuen Kultur schlechthin unterbunden wäre. Laotse gegenüber bedeutet Konfutse zweifellos eine Erscheinung der Zivilisation: die edlen, die Weiten und Tiefen der Welt umschlingenden Kräfte der Seele sind erloschen. Aber mitnichten ist von nun an der Tod der chinesischen Kultur besiegelt. Immer wieder wallen aus den Abgründen der Seele Ströme glühenden Lebens hervor: es vermögen sich große Philosophen vom Range eines Dschuangtse und Yangschu Konfutse gegenüber zu behaupten, und die wundervolle chinesische Lyrik, die der Blütenduft feinster Kultur umschwebt, sie gehört späteren Jahrhunderten an.

In Indien kündet vornehmlich Buddha jene Entwicklung an, die herausführt aus dem Lichtkreis der Kultur: im Vergleich zu den großen Philosophen wirkt er matt, ja derb und ungeschlacht. Der Reichtum seelischer Energien, die diese aufbrachten, um das Weltproblem zu lösen, geht ihm ab. Aber steht etwa Buddha am Eingang des Tores, hinter dem nichts als Öde lagert? Gewiß, Zivilisationsmächte sind da, aber welche Seelentöne berühren wieder auch unser Ohr? Die schmelzenden Weisen des indischen Dramas und der Lyrik verkünden uns, daß auch noch lange nach Buddha der Geist der Kultur mit starken Schwingen aufschwebte zu den Gefilden der Harmonie.

In Juda errang der Geist der Zivilisation mit dem Auftreten Esras und Nehemias einen wahren Triumph, aber bedeutete die Herrschaft des Gesetzes das Ende der jüdischen Kultur? Nein, in einer machtvollen Gegenströmung rang sich der Geist der Kultur wieder durch, um sich mit dem Christentum weithin auszubreiten.

Die Sophisten und Sokrates bedeuten für die Entfaltung des griechischen Geistes zweifellos eine zivilisatorische Verkümmerung der

Kräfte: aber folgte auf Sokrates nicht Plato, wohl die erhabenste Gestalt der griechischen Kultur?

Und schieben sich nicht auch in die Entwicklung der Kultur des Abendlandes Zwischenstufen ein, die eine zivilisatorische Färbung besitzen? Die so innige, von gewaltiger seelischer Fülle durchströmte ritterliche Dichtung unseres Mittelalters führte zuletzt zu einem öden Geleier; das Rittertum selbst, einst hohen Idealen hingegeben und in mächtigen Schöpfungen des Geistes sich rechtfertigend und verklärend, es verlumpte, bar jeder Idee, in einem rohen Herrschaftsstreben. Die Reformation, von lodernden Seelengewalten entbunden, erstarrte im Luthertum; die Aufklärung, aus der geistesmächtige Gestalten wie Spinoza und Leibniz herausragen, sie haucht zuletzt die Stürmer und Dränger, in denen der Genius der Kultur wieder aufflammte, an wie erstickender Gräbergeruch. Immer handelt es sich in diesen Fällen um Zwischenspiele: um Atempausen gleichsam der Entwicklung, um ein Sinken der Kraft, bis dann wieder frische Lüfte sie umfangen, erweckend Blüten ohne Zahl.

Freilich folgt in der Entwicklung eines in eigenwüchsigen Leistungen sich verherrlichenden Volkes auf Zeiten des Glanzes eine solche langwährender kultureller Ohnmacht: Spätzeiten stellen sich ein, in denen der Geist der Kultur die feine Bildform einer in hohen Taten aufglühenden Lebensmacht verliert und rohe Züge annimmt. Aber wenn wir etwa an die derben Gelüste der hellenistischen Zeit oder der römischen Kaiserzeit denken: dauern sie denn ewig an, oder regt sich unter der Decke eines wilden Treibens nicht auch ein neues Leben: die Sehnsucht nach einem religiösen Halt in einer wüst und öde gewordenen Welt, eine Frömmigkeit, die in mystischen Kulten eifrige Pflege findet und zuletzt zum Sieg des Christentums führt? Mag man nachzuweisen suchen, daß die Ausbreitung der orientalischen Mystik im Abendland gleichkam dem Einströmen einer fremden Kultur: nie hätte diese die Geister angezogen, hätte sie ihnen nicht eine Botschaft überbracht, nach der sie eben selbst voll Verlangen waren. Um das Aufwallen religiöser Stimmungen handelt es sich, die auch schon früher, in Zeiten der Vollkraft der Kultur anklangen, nur daß sie jetzt mächtig auflodern und mit der Zeit die Zivilisation überwinden, ankündigend eine Kultur, die im Mittelalter der romanischen und germanischen Völker prachtvolle Ausdrucksformen schuf.

Doch verlieren wir uns jetzt nicht in Einzelheiten und heben wir unsere Grundauffassung scharf heraus. Danach wären Zeiten der Zivilisation einmal als Zeiten der Erschlaffung kultureller Lebenskräfte zu betrachten, und in unzähligen Graden kann diese Erschlaffung zur Erscheinung gelangen. Bald legt sich der Frost lediglich auf bisher führende Kreise — wie etwa im Ausgang unseres Mittelalters, wo das Rittertum kulturell verwahrloste, während andere Schichten sich aufrecken, um in kulturellen Großtaten ihre Würde zu offenbaren: das Aufsteigen des Bürgertums beleuchtet diese Erscheinung. Bald ist es so, daß eine noch durch Kulturleistungen sich auszeichnende Schicht zu Fall gebracht wird durch eine von Zivilisationskräften beherrschte Klasse, die nach dem Sturze der alten Mächte die Herrschaft antritt: der Ansturm und Sieg des revolutionären Bürgertums Frankreichs rückt diesen Vorgang in helles Licht. Bald greift der Geist der Zivilisation mit einer ungestümen Gewalt um sich und zieht alle Schichten in seinen Bann, so daß der Anschein entsteht, als seien die Zeiten der Kultur für immer dahin: die jüdische Entwicklung kurz vor Esras Auftreten, wo man spottete über den Jahweglauben, in dem sich die jüdische Kultur einen prachtvollen Ausdruck verschafft hatte, stellt einen solchen Fall dar, oder das Abendland von heute, wo in allen Kreisen die seelischen Kräfte vor allem nach außen drängen.

Doch man hüte sich, die Herrschaft dieser Zivilisation, auch wenn deren Geist wie ein um sich fressendes Gift immer mehr das zarte Wurzelwerk der Kultur abtötet, als ein Endgültiges zu bezeichnen: sie kann gewiß den Untergang der Kultur besiegeln, doch ist das geschichtliche Geschehen so rätselhaft, es wird von solch geheimnisvollen, unberechenbaren Kräften gelenkt, daß kein Verstand der Verständigen mit fester Hand die Linien des Kommenden hinzuzeichnen vermag. Unzähligemal, das ganze Mittelalter hindurch, ist angesichts der Verderbnis der Menschen das die irdische Entwicklung für immer abbrechende Gericht, der Untergang also, prophezeit worden: die tiefsten Geister sahen sich schon umflammt vom Graus des göttlichen Zornes, und wieviele Frühlinge und Herbste haben diese düsteren Voraussetzungen Lügen gestraft!

Zudem übersehe man nicht, daß auch in Zeiten der Zivilisation die Seele der Völker im Innersten noch Kräfte birgt, die wie ein Sturm herausfahren können als Hochgefühle, wie sie eben Zeiten der Kultur eigen sind. Stark war die revolutionäre Bourgeoisie Frankreichs, wie in des Verfassers Buch über „Das Kulturproblem der französischen Revolu-

tion“ zu lesen (Lichtenstein, Jena), dem Geist des Rationalismus und also der Zivilisation verfallen. Aber als der Kampf mit den alten Gewalten losbrach, da rauschten nicht allein Herrschaftsgefühle auf als Äußerungen des Machtwillens einer niedergehaltenen Klasse, sondern auch messianische Hochgefühle beseelten diese, der Glaube, daß nun der Glanz der Erlösung alle Weiten der Welt übergießen werde. In Harmonien von Welterlösung schwelgte das große Herz dieser Klasse, und als die düstere Wirklichkeit ihre glühenden Hoffnungen höhnte und das Kleinbürgertum ihr das Szepter aus der Hand riß, da wiederholte sich das bannende Schauspiel: es wallte die Seele des Kleinbürgertums hoch auf, und mit Heldensinn, angefeuert vom Siegesglanz einer gewaltigen, die Menschen mit einer neuen, erlösenden Würde krönenden Idee, stürmte man in den Kampf, um die Feinde des Messiasvolkes niederzuringen.

Solch lodernde Feuergewalten inmitten einer Zeit der Zivilisation zeigen, daß es auch hier noch Abgründe der Seele gibt, die hineinreichen in jene geheimnisvolle Tiefe des Lebens, aus dem eben auch die Schöpfungen der Kultur hervorquellen, und noch in den letzten Jahren bot sich uns ein großartiges Schauspiel dar, das beweist, daß mit dem Schlagwort „Zivilisation“ das seelische Problem der Spätzeit nicht gelöst wird. Gerade in dem Lande, wo vielleicht die Zivilisation in den derbsten Formen sich äußerte, in Deutschland, schmolz, als der Weltkrieg ausbrach, in fast ekstatisch aufflammender Begeisterung ein verrohtes Volk zu einer einzigen glühenden Masse zusammen, in der wie durch ein Wunder eine neue, große Seele lebendig wurde: eine Heldenkräfte bergende, ganz einer erhabenen Idee sich hingebende Seele. Mag auch die folgende Entwicklung die mächtige Leuchte dieser Seele wieder ausgelöscht haben: daß dieses Volk überhaupt aus seinen Niederungen sich erhob und inmitten des Grauens wie eine Siegesfackel emporloderte, beweist erneut, daß es auch in Zeiten der Zivilisation Abgründe der Seele gibt, in denen der Genius der Kultur gleichsam schlummert, um sich aufzurecken, wenn geheimnisvolle Kräfte an die Pforte klopfen.

Und zeigt nicht auch der Fall Nietzsche, daß selbst dann, wenn der frevlerische Geist der Zivilisation herrscht, noch berückende Klänge aus dem Reiche der Kultur durch die Seele schweben können, und sind denn die unzähligen Versuche unserer Zeit, der Verrohung Einhalt zu gebieten und die Laute der Seele wieder zum Erklingen zu bringen, nicht

Anzeichen dafür, daß sich etwas regt, das sich gegen die Umklammerung durch den Geist der Zivilisation zur Wehr setzt?

Wie gesagt: mit Schlagworten wie „Kultur" und „Zivilisation" läßt sich nicht der Reichtum der geschichtlichen Entwicklung erschöpfen. Das geheimnisvolle, nur dem liebend-schauenden Auge sich erschließende Spiel der seelischen Kräfte gilt es zu erfassen, jene Systole und Diastole vor allem, die sich entfaltet als eine in unzähligen Formen sich vollziehende Auswirkung des Machtwillens und Erlösungsstrebens, die auch in Zeiten der Zivilisation sich darbietet.

Das Problem der Zivilisation, suchen wir es durch universalgeschichtliche Betrachtungen zu erhellen, führt uns in die verschiedensten Welten hinein: die Zivilisation jedes eigenwüchsigen Volkes trägt ihre besondere Farbe. Irgendwie kommt der Rhythmus der Kultur, die von ihr abgelöst oder doch zurückgedrängt wird, wieder zum Vorschein. Die indische, die jüdische, die griechisch-römische, die abendländische Zivilisation können wohl als Ausstrahlungen des gleichen Urphänomens begriffen werden, aber jedesmal schafft sich dieses seine eigene Ausdrucksform. Die römische Zivilisation z. B. zeigt ein Erschlaffen, ein Versiegen selbst der nach außen gewandten Kräfte — der Verfall etwa des Wirtschaftslebens, der politischen Energie, ergibt dies deutlich; die abendländische Zivilisation unserer Zeit dagegen entfaltet sich, wie ein Blick auf die kapitalistische Entwicklung ergibt, in der Form eines bis zur Raserei gesteigerten Machtwillens, der den Himmel stürmen würde, wären ihm keine Grenzen gesetzt. Diese Besonderheiten und Abtönungen der einzelnen Zivilisationen hat eben der Historiker herauszuwittern.

10.

DER Leser, der unseren Ausführungen teilnehmend gefolgt ist, wird erkannt haben, daß wir jeder Charakteristik kultureller Erscheinungen abhold sind, die mit Schlagworten und Begriffen glaubt, zum Ziel gelangen zu können. Solche Begriffe sind entweder leer, oder heben nur eine Seite irgend eines Vorganges heraus, während es sich darum handelt, den Rhythmus des in der Form einer Systole und Diastole sich vollziehenden Werdens zu erlauschen.

Da werden Zeiten wie die verschiedenen „Mittelalter" als solche der sozialen und religiösen Gebundenheit beschrieben: während ein reines Anschauen der Wirklichkeit zeigt, daß der Mensch dieser Zeiten sich durchaus auch ein Reich der Freiheit schafft: sei es, daß er kühn die

Schranken der sozialen Ordnung durchbricht, um sich selbstherrlich, in wilden Fehden etwa, durchzusetzen, sei es, daß er in der Kunst den Aufschwung erlebt zu Höhen, die jenseits aller sozialen Gebundenheit liegen, oder in religiösen Wallungen sich das Hochgefühl einer Freiheit verschafft, die ihn über alles Menschenwesen hinausrückt: die furchtbaren sozialen Wirren, die Kunst und Mystik unseres Mittelalters liefern Beispiele in Fülle. Da werden weiterhin andere Zeiten als solche des „Individualismus" behandelt, als ob der Mensch ganz auf sich selbst gestellt sei, in sich selbst ruhe, auf eigenem Grund und Boden erblühe: während es sich so verhält, daß der von einem starken Selbstgefühl beherrschte Einzelne gewiß sich aus Bindungen, die ihn behindern, herauslöst, aber immer auch sich ausströmt, um mit einem anderen zu verschmelzen: sei es, daß er die Natur beseelt, um in ihrem Reiche beglückt unterzutauchen, daß er einem sozialen Ideal huldigt, um sich der Idee einer Gemeinschaft liebevoll hinzugeben, sei es, daß ihn eine Frömmigkeit durchschauert, die ihn beseligt eingehen läßt in die Hallen der Gottheit. Da hebt das Wort „Sozialismus" lediglich die eine Seite einer Kulturerscheinung heraus: die soziale Gebundenheit, während doch die sozialistische Ordnung nicht allein bezwecken soll, daß die auseinanderstrebenden Menschen von starken Banden umschlungen werden, sondern auch, daß ihnen ein Reich der Freiheit bereitet wird.

Man spricht weiterhin von Verfallszeiten, während es für den, der das Ganze der geschichtlichen Entwicklung zu überschauen vermag, einen absoluten Verfall einfach nicht gibt. Man kann sprechen vom Verfall irgend einer Kultur, etwa der griechischen, aber immer meldet der Verfall ein neues an: Frühlingsboten verkünden, daß unter der Schneedecke sich neues Leben regt.

Solche Besinnung ist nicht überflüssig. Sie mahnt uns, das Leben als eine in Gegensätzen bestehende, immer im Flusse sich befindende Einheit zu betrachten, die Atemzüge seines Werdens zu beobachten und es nicht in Begriffe zu pressen, die es vergewaltigen, ja töten.

11.

DER Abendländer steht im Banne einer immer wieder hinreißenden Idee, die dem Historiker geradezu gefährlich werden kann, indem sie dazu verleitet, das geschichtliche Geschehen nicht voraussetzungslos zu betrachten, sondern es zu werten gemäß den Weisungen dieser Idee: im Banne eines Ideales der Freiheit, das, wie man hoffnungsfreudig

glaubt, sich in der Zukunft auf die Erde senken werde. Immer wieder läßt die messianische Hoffnung herrlich glühende Farben am Horizont der Zukunft aufleuchten: das ganze Mittelalter hindurch, in der Reformationszeit, der Zeit der Aufklärung, des Idealismus, ja selbst der Zivilisation, geben sich einzelne Schichten der Erwartung hin, daß bald der Siegesstrahl der Freiheit die Nebel der Wirrung durchbrechen und ein Gefilde der Harmonie eröffnen werde. Und gerade auch die Geschichtsphilosophie ist durchtränkt von diesem Glauben, und alle Geisteskräfte werden aufgeboten, um zu erweisen, daß der Verlauf der Entwicklung den Anbruch eines herrlichen Morgens ankündige. Wenn auch wir uns hoffnungsfreudig einem Ideal hingeben, ohne daß unser Leben schal wäre: unsere Auffassung des geschichtlichen Lebens verbietet es uns, die ersehnte neue Zeit als lichtübergossenes, in fleckenlose Harmonie getauchtes Friedensreich zu schildern, und wir lehnen vor allem die mißgünstige Beurteilung der vergangenen Zeiten ab, die allen geschichtsphilosophischen Betrachtungen der Propheten eigen. Hat doch selbst Hegel, der vielleicht mit Ausnahme von Herder, am umfassendsten die Weiten und Tiefen des Völkerlebens zu umspannen vermochte, sogar die Glanzzeiten der Geschichte, gebannt von seinem Ideal, in eine mißgünstige Beleuchtung gerückt, von einem Ideal, das eben die Entwicklung krönen und so ihren Abschluß im Sinne der Vollendung bezeichnen sollte.

Unsere Methode gibt uns die Möglichkeit, diese Ausdeutung der Zukunft begreiflich zu machen: die Erlösungssehnsucht erweckt nämlich die Hoffnung, daß einmal eine Zeit sich auf die blutbefleckte, von rasenden Leidenschaften aufgewühlte Erde senken werde, die aller Wirrung ein Ende bereitet und den Tempel der Eintracht erstehen läßt als Wahrzeichen eines Gottes- oder Vernunftreiches, in dem die düsteren Gewalten der Machtgier und der Finsternis verbannt sind. Und so hat denn diese Sehnsucht nach kultureller Harmonie wundervolle Visionen von Frieden und Freiheit und Menschenherrlichkeit gezeitigt, Glanzbilder der Vollkommenheit, an denen sich das durch die ewige Wirrung verletzte Auge weidet wie an paradiesischen Gefilden. Wohlan, wir begreifen, indem wir hier eine edle Sehnsucht schöpferisch walten sehen, die seelische Notwendigkeit dieser Visionen und sind ferne davon, sie als Hirngespinste von Phantasten und Träumern zu verspotten. Aber wir sind gleicher Weise fern davon, in den gewiß weihevollen Chor jener Menschenfreunde und Propheten einzustimmen, indem wir über ein

Wissen verfügen, das jenen abging: der tragische Untergrund aller Kulturen, mag auch ein Hauch von Göttlichkeit über ihnen liegen, hat sich uns oft in erschreckender Deutlichkeit auf unserer weiten Wanderung durch die Reiche der Geschichte aufgetan. Und unsere Grundauffassung des seelischen Lebens verbietet es uns, glänzende Bilder von Freude und Vollkommenheit aufleuchten zu lassen und der Hoffnung zu leben, daß je die Seligkeit der Fabelländer Menschengemeinschaften mit himmlischen Klängen erfüllen werde. Ein Leben ohne Leidenschaften und ohne daß die schwarze Flut des Leides in es einströme, ist eine Vision, die gewiß von höchster künstlerischer und religiöser Bedeutung sein kann, aber wir wehren uns dagegen, daß es uns die Richtung unseres der Umgestaltung der Welt zugewandten Handelns anweise. Ohne Chaos gibt es keine Kultur, indem deren Wesen eben darin besteht, daß das Chaos niedergerungen wird; und wie nur im dunklen Weltenraum das Licht seine Wunder entfaltet, so kann allein auf dem Grunde des Leides der Siegestempel der menschlichen Freiheit gebaut werden. Immer wieder, mögen auch die herrlichsten Siege erfochten sein, muß das Leid sich in die Seele eingraben, soll dieser gleichsam der Stoff zu Gebote stehen, an dem sie die Meisterschaft des Gestaltens erproben kann. Ja wir möchten sagen: die herrlichsten Siegestaten der Kultur führen hin zu Zeiten, wo die Finsternis des Lebens grauenhafte Ungeheuer barg, nicht zu glanzbedeckten Höhen, sondern zu Niederungen des Elends, seelischer und sozialer Not, und im tragischen Kampfe mit dem Leid erweist sich der Mensch als Schöpfer all jener Werke, deren Inbegriff die Kultur eines Volkes ausmacht. Und eine große Zukunft, wenn sie je wieder dem Abendland beschieden sein sollte, wird keine Welt ewigen Frohsinns und Friedens sein, sondern eine zerklüftete Welt, die von Schrecken, Ängsten und Qualen durchzuckt ist, freilich wird sich diesem Chaos der Sieges- und Erlösungswille entgegenstellen und sich verherrlichen in Werken, in denen, glanzdurchhaucht, die seelische Not immer wieder überwunden wird. Wo wie im Paradies die wilde Kraft Luzifers gebrochen ist, da hat der Mensch sein Menschentum verloren, und um so erhabener ist dieses, je mehr es ihm gelingt, die dämonischen Mächte des Lebens zu überwinden, auf daß ein Erdreich entstehe, auf dem, im Kampfe mit Sturm und Wetter, die Bäume triumphierend ihre Krone entfalten können. Wohl ist auch unsere Zeit der Zivilisation mit Leid förmlich durchsetzt, und immer wieder dringen an unser Ohr die Schmerzensschreie derer, die die Not würgt. Aber es

fehlt die seelische Kraft, dem Leid mit jener Entschlossenheit zu begegnen, daß es aufglänzt gleichsam in der Seligkeit, wie sie in der Religion und Kunst als Lebensformen aller hohen Kulturen sichtbar wird.

Wenn wir sagten, daß die abendländische Geschichtsphilosophie die Vergangenheit, gebannt von einem Ideal, dunkel überfärbt, so verdient diese Feststellung eine Einschränkung. Auf einzelnen Zeiten ruhte das Auge mitunter mit wahrem Wohlgefallen, während andere Zeiten mit Finsternissen übergossen wurden. Die Romantiker haben das Mittelalter als Zeit der Eintracht und des Seelenfriedens verherrlicht, während Vertreter der Aufklärung dieses als eine Epoche der Barbarei schilderten. Der deutsche Idealismus hat die griechische Kultur als hoheitsvollste Offenbarung menschlicher Kraft gefeiert; im Mittelalter galt die urchristliche Zeit als Ideal, während die Sozialisten zuweilen die ganze Vergangenheit im Aufruhr daliegen sehen. Wo nun Ausschnitte der geschichtlichen Entwicklung verherrlicht werden, da geht es nicht ohne, freilich verständliche, Fälschung ab: das messianische Bild einer erträumten Zukunft spiegelt sich dann in einer vergangenen Kultur, die Sehnsucht nach einem Wunderreich der Vollkommenheit läßt eine solche Kultur als ein entschwundenes Paradies erscheinen, und so wird denn die Bewunderung erregende Zeit in die kristallene Atmosphäre des Visionären gerückt, die wie ein Götterland durchhaucht ist von Reinheit und Vollkommenheit. Schillers und Hölderlins Verherrlichung des Griechentums, das mit der griechischen Kultur der Wirklichkeit wenig zu tun hat, ist zu verstehen als künstlerische Verkündigung eines Traumbildes, das aus der Erlösungssehnsucht herausgeboren gleichwie des Novalis Verklärung des Mittelalters oder Chateaubriands Verklärung des Katholizismus. Solche Visionen sind Kunstwerke und von den Visionen des Historikers, die einer Schau der Wirklichkeit entspringen, durch eine Welt getrennt.

12.

Es drängt sich nun die Frage auf, ob es dem Historiker, der es wagt, aus einem Urphänomen die Besonderheit der einzelnen Kulturen abzuleiten, nicht verwehrt ist, einem Ideal zu huldigen, nach welchem eine gebrechliche Wirklichkeit ausgestaltet werden soll. Gerät er dann nicht in Konflikt mit jener dem Göttlichen nahegerückten Urmacht, aus der alles Geschehen geheimnisvoll herausflutet? Ist es nicht Vermessenheit,

gleichsam dem Göttlichen vorzugreifen und Linien der Entwicklung hinzuzeichnen, nach deren Weisungen sich gewissermaßen das Urlebendige zu richten hat? Um uns kurz, aber klar zu fassen: wir lehnen jene Deutung der Zukunft, die sich stützt auf Entwicklungsrichtungen der Vergangenheit — indem etwa der Anbruch eines Zeitalters der Zivilisation nach Zeiten der Kultur als etwas Gesetzmäßiges betrachtet wird: eine solche Deutung lehnen wir ab. Auf geheimnisvolle Weise wirkt sich das Urphänomen aus, und wenn tausend Kulturen zur Zivilisation erstarrt wären, so ist uns damit nicht bewiesen, daß in einer vorhandenen Zivilisation die Kultur eines Volkes für alle Zeiten ihren Geist aushauche. Es kann dies sein, aber es braucht dies nicht zu sein. Damit gewinnen wir die Freiheit des Handelns: der Alp eines historischen „Gesetzes", einer ehernen Tendenz lastet nicht auf uns, freilich ist diese Freiheit wohl von Willkür zu unterscheiden. Wenn wir einem Ideal leben, von dem wir erwarten, daß es werbende Kraft besitze, so darf es kein Phantasiegebilde sein, das uns in einer verträumten Stunde aufgegangen, es muß vielmehr verankert sein in der Wirklichkeit des Geschehens. Und gerade wer die Fähigkeit besitzt, frühere Kulturen in Form einer Schau ihres eigensten Wesens zu erfassen, dem kann es auch gelingen, im Wirrwarr einer noch nicht zu klaren Entscheidungen gelangten Gegenwart sich zurechtzufinden: indem sich ihm ein Ideal ankündigt in den Stimmungen einmal seiner eigenen Seele, dann in den seelischen Regungen auch der Zeit. Was genialen Menschen früherer Zeiten gelungen, indem sie, ohne sich irgendwie geschichtlichen Besinnungen hinzugeben, mit feiner Witterung das Kommende erschlossen und ihm als einem Ideal ihre Kräfte weihten, das kann nun erst recht dem Historiker gelingen: was dort nur mehr gefühlsmäßig erfaßt ist, hier kann es herausquellen aus einer klaren, die Fülle der Zeit umspannenden Erkenntnis, die wieder, durchhaucht von den Kräften des Gefühles, zur Höhe des Ideales emporgerückt werden mag. Als Handelnde aber gewinnen wir, ist unsere Seele nicht in das Fangnetz von grauen Theorien geraten, volle Freiheit. Mag das Ergebnis einer wissenschaftlichen Bewältigung des Geschichtsverlaufes sein, welches es wolle, mag sich selbst der Eindruck ergeben, als ob gesetzmäßig der Ablauf der Kulturen sich vollziehe: als Handelnde sind wir, wie Goethe einmal sagt, gewissenlos. Sind Hochgefühle eines Ideales in uns lebendig, so vermag nichts, keine theoretische Erwägung, unsere Kraft zu lähmen: einem Glauben weihen wir uns, der hineinweist in eine Sphäre jenseits aller Theorie.

13.

In unserer Zeit, wo Stimmen aus allen Reichen fremder Kulturen laut werden, gewinnt das Problem der Einwirkung einer Kultur auf eine andere besondere Bedeutung. Noch nie ist diese für die Geschichtsschreibung so wichtige Frage, so weit wir sehen, gründlich beleuchtet worden, ja für Spengler hat sie überhaupt keinen Sinn, indem er die einzelnen Kulturen als in sich selbst ruhende pflanzenartige Organismen betrachtet. Ein Blick auf die Universalgeschichte jedoch belehrt uns, daß oft machtvoll der Geist eines Volkes die Entwicklung eines anderen befruchten kann. Sollen wir hinweisen auf die Ausbreitung des Buddhismus im fernen Osten, der persischen Religion in Juda, die Ausbreitung der hellenistischen Kultur über die Weiten des römischen Reiches, auf den Einfluß orientalischer Kultur auf das Abendland in der frühchristlichen Zeit, die Einwirkung des Christentums auf die abendländische Kultur in allen ihren Epochen, dann auch der griechischen und indischen auf diese? Und sehen wir nicht, wie neuerdings die westeuropäische Zivilisation in Rußland, China und Japan eingedrungen?

Wer jede einzelne Kultur als ein Fürsichbestehendes, gleichsam beständig in seiner eigenen Atmosphäre Webendes betrachtet, der verschließt sein Auge vor einer der gewaltigsten geschichtlichen Erscheinungen, oder tut er dies nicht, so vermag er keine Deutung zu geben.

Unsere Methode breitet nun helles Licht über diese Tatsache. Wir leiten alle Kulturen aus dem gleichen Urphänomen ab: also müssen die Grundkräfte des Urgeistes, der Machtwille und das Erlösungsstreben, in jeder dieser Kulturen, wenn auch in besonderer Weise, lebendig sein. Wenn auch nach unserer Auffassung jede Kultur in eine gerade ihr eigenen Atmosphäre eingehüllt ist: alle Kulturen sind wieder von einer Gesamtatmosphäre umgeben, indem sie ohne Ausnahme als Auswirkungen des gleichen Urphänomens begriffen werden können. So werden sie einander wieder seelisch nahegerückt, und so ist zu verstehen, daß eine Kultur oder doch Kräfte einer Kultur in den Bereich einer anderen überströmen können.

Diese Einwirkung darf aber nicht als ein Äußerliches betrachtet werden. Nicht als ein völlig Fremdes wurde das Christentum den Germanen überbracht, sondern indem die Seele dieser jugendfrischen, aber von furchtbaren Schicksalsschlägen heimgesuchten Völker von Stimmungen ergriffen wurde, die im Christentum einen machtvollen Aus-

druck gewonnen hatten, vermochte dieses seinen Siegeszug anzutreten. Nicht der Kapitalismus hat den zivilisatorischen Machtwillen der Japaner geweckt, sondern ein in der japanischen Seele schon vorhandenes, in Fehden und Kriegen, in kulturellen Offenbarungen aller Art sich längst auswirkendes Machtstreben wurde durch den westeuropäischen Kapitalismus auf eine Bahn geleitet, der nun diese Seele als einem auch ihr Zusagenden folgt. Nicht die rohe Gewalt der hellenistischen Cäsaren hat in der Makkabäerzeit bei den Juden die Neigung zur griechischen Kultur geweckt, sondern das tiefe Verlangen der zerrissenen jüdischen Seele nach Harmonie ließ die griechische Kultur als ein Hohes und Begehrenswertes erscheinen.

Solcher Kultureinfluß kann von mächtiger Wirkung sein. Was erst leise sich regt, kann, wie von einer Zaubermacht hervorgelockt, in starken Strömen hervorbrechen, in den Strömen selbst einer neuen Kultur, die freilich dann nicht einen Abklatsch der fremden bildet, sondern durchhaucht ist auch von dem Eigensten des Geistes jenes Volkes, auf dessen Gefilde der befruchtende Regen fiel: die Renaissance sei da als erleuchtender Fall genannt.

Geradezu grotesk wirkt die Behauptung der Eigenwüchsigkeit aller Kulturen in einer Zeit, wo immer mehr die Schranken der Nationen durchbrochen werden und die großen Völker der Erde sich näher gerückt sind als etwa im Mittelalter einzelne Gaue des gleichen Landstriches. Die Idee der Menschheit, die im Altertum den Juden schon, im Mittelalter und nun einer Reihe erhabener Propheten der neueren Zeit voranleuchtet als ein Ideal, drängt sich mit gewaltiger Macht auf, und wer sie wie Nietzsche verspottet als ein altes, ekelhaftes Weib oder ihr, wie Spengler, allen Sinn abspricht, der beweist damit, daß es Probleme gibt, denen er eben nicht gewachsen. Die Idee der Menschheit, so verstanden, daß alle Völker verschmolzen werden sollen zu einem von gleichem Geist erfüllten gewaltigen Bund, der also besondere Kulturen nicht gelten läßt: diese Idee lehnen auch wir als ein Hirngespinst ab. Einem öden Völkerbrei käme diese Lebensordnung gleich, und alle Erfahrung widerspricht einer solchen Möglichkeit der Entwicklung. Wer ein göttliches Auge besäße, der könnte feststellen, wie selbst Durchschnittsmenschen, die von der gleichen seelischen Atmosphäre umgeben sind, sich aufs tiefste unterscheiden, daß also jeder Mensch, um uns unserer Sprache zu bedienen, eine eigenartige Ausstrahlung des Urphänomens darstellt. Unsere Lehre vom Urphänomen aber verleiht der

Idee der Menschheit einen tiefen Sinn. Es handelt sich um eine Gedankengestalt, zu der wir unsere Zuflucht nehmen müssen, um die Fülle der einzelnen, in besonderen Farben und Klängen sich äußernden Kulturen als eine Einheit begreifen zu können. Und diese Einheit wird dadurch begründet, daß eben alle diese Kulturen dem quellenden Boden des Urgeistes entstammen, so daß ihnen, bei all ihrer Ursprünglichkeit, ein Gleiches zugrunde liegt.

Und wo diese Idee die Bedeutung eines Ideales gewinnt, da verheißt letzteres nicht eine Lebensordnung, in die alle Völker hineingepreßt sind wie in eine, jede eigenwüchsige Regung unterdrückende starre Form, sondern eine Gemeinschaft, die der Entfaltung jedes Volkes Raum gewährt. Wohl wissen wir, daß die heutige Zivilisation in einer unerhörten Weise die Völker in seelischer Hinsicht verflacht und so einander naherückt. Aber immer noch behauptet jedes Volk seine freilich schwer zu fassende Eigenart. Bei aller Übereinstimmung der Lebensführung und der Lebensziele schafft sich das Urphänomen auch bei den einzelnen, in den Strom der Zivilisation hineingerissenen Völkern seine besondere Ausprägung, nur daß diese Erscheinungen noch nicht erforscht sind. Der amerikanische, englische, französische und deutsche Proletarier trägt jeweils eine besondere Farbe, und das Gleiche gilt für den Gelehrten und den Kapitalisten. Und anzunehmen ist, daß, wenn je wieder die Entwicklung einlenken sollte in Bahnen der Kultur, die neuen Offenbarungen, um das Modewort zu gebrauchen, auch völkische Eigenart besitzen werden. Ein Blick auf Dichter vom Range des Amerikaners Walt Whitman und des Flämen Verhaeren, die beide durchrauscht sind von den Gewalten des heutigen Lebens, doch sie in jeweils ursprünglicher Weise zu künden wissen, deutet an, was wir meinen.

14.

Ob unsere Geschichtsbetrachtung zu fruchtbaren Ergebnissen führt, hängt nicht allein von der Brauchbarkeit des Prinzips ab, auf das wir die ungeheure Masse der Erscheinungen zurückführen wollen, sondern vor allem von der seelischen Kraft und Fülle, über die wir verfügen. Wir müssen die Fähigkeit haben, uns liebenden Sinnes tausendfältig zu entäußern, in fremde Gestalten gleichsam einzutauchen, um den düsteren und holden Klängen ihres Lebens zu lauschen, und wir müssen zugleich die Fähigkeit besitzen, das Gewoge der einzelnen Melodien zu

begreifen als Offenbarungen der Urmelodie, in der sich die Majestät des göttlichen Urgeistes offenbart. Nur demütigen Sinnes wird der Historiker, dem solche Ziele voranleuchten, sich an die Lösung seiner Aufgabe heranwagen, im Gefühl, wie begrenzt seine Kräfte, wie reich und geheimnisvoll das Leben ist, dessen Spuren er folgen möchte. Und so schwer es ihm auch fallen kann, seine Neigungen und Abneigungen zurückzudrängen, auf daß sie nicht seine Darstellung überfärben und dem Bilde, das er entwirft, fälschende Züge verleihen: er muß mit Aufbietung aller Kraft versuchen, die Welt zu verstehen, den Rhythmus ihres Werdens mit liebendem Auge zu verfolgen. Und mögen manchmal auch seine Augen getrübt sein: man wird ihm sein Straucheln verzeihen, beweist er, daß ein reines Streben ihn erfüllt und nichts als die Enthüllung dessen, was wir Wahrheit nennen, sein Ziel bildet.

Man könnte vielleicht einwerfen, daß eine solche, große Kulturkreise umspannende Betrachtung Vielen wohl eine erwünschte Schau hinein in Gebiete, die ihnen noch verschlossen sind, ermöglichen werde, daß aber den meisten derer, die forschend sich betätigen, wenig Gewinn zufallen wird. Gewiß, aus der seelischen Not eines Einzelnen einmal ist dieser Versuch einer philosophischen Durchleuchtung einer Reihe von Kulturen herausgeboren, und auf Fragen, die ihn vor allem peinigten, gilt es, Antwort zu geben. Aber unsere Methode erschließt ein Feld der Betätigung auch dem, der sich nicht in das weite Meer der Universalgeschichte forschend hineinwagt. Unsere Aufgabe kann es vorerst nur sein, die großen Linien der Kulturkreise herauszuheben: eine Fülle von Erscheinungen, die es verdienten, dem Kosmos unserer Betrachtung eingefügt zu werden, muß unberücksichtigt bleiben. Aber alle geschichtlichen Forschungsgebiete können gemäß den Weisungen unserer Methode, die den Fähigkeiten des Forschers den größten Spielraum gewährt und nichts von dem Starren einer mechanischen Formel verrät, neu bearbeitet werden, und deutlich schwebt unserem Auge das Bild dieser auf neuer Grundlage aufgebauten Einzelwissenschaften vor. Die wirtschaftliche, politische und soziale Entwicklung der Völker, die Geschichte der Religionen, der Kunst, des Denkens: alle diese Gebiete können gemäß unserer Methode neu beackert werden, und groß wäre der Gewinn für eine auf die Ergebnisse dieser Einzelforschungen sich stützende Bewältigung des universalgeschichtlichen Problems. Von jedem Forschungsgebiet aus könnten Streiflichter fallen auf das Gesamtgebiet des geschichtlichen Geschehens, und um so wertvoller wäre

die Leistung, je mehr es gelänge, von einer geschichtlichen Einzelerscheinung, etwa von wirtschaftlichen oder religiösen Vorgängen aus, die mit ihnen aufs engste verflochtenen übrigen Kulturgebiete zu erhellen. Daß eine Behandlung geschichtlicher Teilgebiete gemäß unserer Methode zu fruchtbaren Ergebnissen führt, hat der Verfasser wohl bewiesen in seinen Arbeiten: „Das Kulturproblem der französischen Revolution" (Lichtenstein, 1921) und „Friedrich Nietzsche und der Zusammenbruch der Kultur" (Duncker & Humblot, 1921). Der Geist, der in dem vorliegenden universalgeschichtlichen Werke waltet, erfüllt auch diese Forschungen. Geht die wissenschaftliche Arbeit in der bisher betriebenen Weise weiter, so versinken wir rettungslos im Chaos: gespenstisch umschwirren uns Millionen von Tatsachen, und nie wird die schauerliche geistige Verödung, an der unsere Zeit krankt, überwunden werden.

15.

NUN hat sich Oswald Spengler in seinem berühmt gewordenen Werk „Der Untergang des Abendlandes" angepriesen als der Retter in der Not: als der große Bändiger der durch die Einzelwissenschaften wirr aufgetürmten Stoffmassen. So ungeheuer der Erfolg dieses Werkes war, so sehr wird es nun abgelehnt gleichsam als eine groteske Mythologie, indem man nachweist, daß der als großer Philosoph sich zur Schau stellende Verfasser zu seinen Ergebnissen lediglich gelangen konnte, indem er mit einer nicht zu überbietenden Kühnheit feststehende Ergebnisse der Wissenschaften mißachtet hat, um Raum zu gewinnen für sein in der Luft hängendes phantastisches Gebäude. Wir gehören nicht zu denen, die ohne Weiteres in den Chor der Spezialisten und „Eckensteher" einstimmen, wenn sie daran sind, die Maden und Würmer einer von großen Prinzipien geleiteten Forscherarbeit aufzuspüren, um sich selbst durch einen kleinen Triumph die Mühen und Nöte des Tages zu erleichtern. Aber Spenglers Mißachtung geschichtlicher Erscheinungen macht auch den, der besten Willens ist, ihm gerecht zu werden, stutzig. Gerade der Historiker, der seine Augen auf weite Horizonte richtet, um die Fülle großer Gebiete zu umspannen, darf das, was auf den ersten Blick vielleicht unscheinbar sich ausnimmt, nicht mißachten, da er andernfalls ins Phantastische gerät, einem Dichten und Trachten verfällt, das mehr schadet als nützt. Trotz alledem darf Spengler ein großes Verdienst nicht abgesprochen werden. Er hat wieder den Mut

gehabt, die ganze Erbärmlichkeit unseres heutigen wissenschaftlichen Betriebes aufzudecken, hat die Kraft gefunden, ein Problem aufzurollen, das zwar nicht neu ist, aber immer wieder denen, die ihr armseliges Leben hinbringen, indem sie geistlos toten Stoff anhäufen, eingeschärft werden muß: daß alle geschichtliche Forschung, steht sie nicht im Dienste einer Gesamtschau des Lebens, als Arbeit niederen Ranges zu betrachten ist, die den Menschen selbst schänden kann.

Spengler hätte, das zeigt der rissige Bau seines gewiß groß angelegten Werkes, nie die Kraft gefunden, sich in das Chaos der geschichtlichen Erscheinungen hineinzuwagen, um ihnen einen Sinn abzugewinnen, hätte ihm nicht Goethes Auffassung des Weltgeschehens die Richtlinien vorgezeichnet: und mit dem Anspruch, aus dem Geiste Goethes die Kulturen zu deuten, tritt er auf.

So möge denn, da auch wir uns auf den großen Meister berufen, dessen philosophische Grundanschauung als Maßstab für die Beurteilung des Spenglerschen Werkes dienen. Und da sei es denn gleich ausgesprochen: Spengler zeigt sich außerstande, nicht nur Goethes Philosophie getreu wiederzugeben, sondern auch gemäß ihren Prinzipien die geschichtliche Wirklichkeit zu bemeistern.

Unsere Darstellung hat doch wohl mit voller Klarheit ergeben, daß zum Wesen des seelischen Lebens im Sinne Goethes gehört, daß Kräfte mit Gegenkräften ringen, daß ein Rhythmus im Sinne einer Systole und Diastole es durchzieht, daß weiterhin, wenn nicht ein solcher Rhythmus sich ausprägt, von Leben gar nicht gesprochen werden kann. Also muß, wer sich auf Goethe beruft und gleichsam mit dessen Augen die Wirrung des geschichtlichen Geschehens durchdringen will, nachzuweisen suchen, daß jede Kultur, um uns der Worte des Meisters zu bedienen, ein Ringen des Lichtes mit der Finsternis darstellt, daß es keine Kultur ohne Kampf gibt, und kommt der Forscher zu anderen Ergebnissen, indem etwa Kulturen sich darbieten, die kampflos sich entfalten, indem sie immer der gleichen Richtung des Geschehens folgen: so muß er betonen, daß eben in diesem Falle die Idee des Lebens, so wie sie Goethe versteht, keine Gültigkeit besitzt.

Da ist es denn vielsagend, daß bei Spengler die ungemein wichtige Einsicht Goethes, daß in der Form einer Systole und Diastole das Leben seine tausendfältige Gestalt empfängt, so gut wie keine Rolle spielt. Er läßt eine Reihe von Kulturen an uns vorüberziehen, und keine einzige dieser Kulturen empfängt in seiner Darstellung ihre Eigenart dadurch,

daß in einem Kampfe mit dem Chaos, in einem nie aufhörenden Ringen mit der Finsternis, in einem ewigen Hin und Her, wie Goethe sagen würde, ihr Lebensvorgang sich äußert.

Wir behaupten — und das vorliegende Werk, namentlich auch die noch folgenden Bände, werden es zu erweisen suchen — daß keine einzige der Deutungen der Kulturen, wie sie in Spenglers Werk hervortreten, die Fülle und den Rhythmus des Lebens einfängt: daß das Leben, wie er es auffaßt, ein starres Denkgebilde ist, und zwar das Denkgebilde eines Mannes, in dem selbst kein volles, ursprüngliches Leben mehr flutet. Spengler reißt allen Kulturen, indem er es nicht vermag, den ewigen Widerstreit der Kräfte aufzudecken, gleichsam das Herz heraus, und so wirken seine Deutungen auf uns zuweilen geradezu gespenstisch.

Da wird behauptet, die Inder „besäßen keine Lebenserinnerungen, keine Sorge. Was wir .... indische Geschichte nennen, ist ohne das geringste Bewußtsein seiner selbst verwirklicht worden. Das Jahrtausend der indischen Kultur, von den Veden bis auf Buddha herab, wirkt auf uns wie die Regungen eines Schlafenden. Hier war das Leben wirklich ein Traum.“ Diese Deutung wirkt auf uns wie eine Groteske. Das Leben der Inder, der indischen Heldenzeit, der Philosophen ein Traum! Ist das nicht ein Leben ohne wahres Leben, ein Unding also? Wir werden uns noch eingehend mit der indischen Kultur zu beschäftigen haben, hier sei nur gesagt: die indische Entwicklung ist, und zwar auch noch in ihren letzten seelischen Offenbarungen, erfüllt von einem glutvollen, drängenden Leben, und das Leben war auch den Indern, was es uns ist: einmal ein von Leidenschaften bewegtes und schweres Leiden, ja furchtbare „Sorgen“ bringendes Chaos, und in wahren Nachtgemälden haben sowohl die Philosophen wie auch Buddha dieses von höllischen Gewalten durchraste Dasein geschildert. Das Bild des ewig träumend im Waldesschatten liegenden Inders ist eine Erfindung, aber keine geschichtliche Wirklichkeit. Nicht träumend wandelten die Frommen durchs Leben, sondern aufgeschreckt wurden sie von finsteren Mächten, und durchleuchtet von einer erhabenen philosophischen Besinnung, suchten sie gewiß entsagend, aber auch kämpfend das Chaos des Lebens zu bezwingen, um die Qual, die Furcht, die ewige Sorge, mit denen dieses den Menschen aufschreckt, von sich abzuwenden. Und wir werden sehen, daß auch der Lebensprozeß dieser großartigen Kultur sich auswirkt in der Form einer deutlich zu fassenden Systole und Diastole, wobei bald

der Machtwille, bald der Erlösungsdrang vorherrscht. Das Bild, das Spengler ohne eingehende Kenntnis der indischen Kultur entwirft, preßt das flutende Leben in eine von außen herangetragene Form, so daß es erstarrt zu einem Unding. Der Geist Goethes, der gebietet, sich liebend und teilnehmend in das Fremde zu versenken, auf daß es in uns lebendig werde, wird durch solche willkürliche Deutungen förmlich verhöhnt.

Auch aus der griechischen Kultur wird alles, was auf eine Entwicklung, einen Kampf, auf Erschütterungen und Gegensätze hinweist, hinweggedeutet, und zwar mit einer Kühnheit, die uns in Erstaunen versetzt. Spengler hat Goethe und Nietzsche gelesen, weiß also, daß das Eigenste der griechischen Kultur im Apollinischen beschlossen ist. Aber die Schönheit, die Harmonie, die würde- und weihevolle, von Anmut und Hoheit übergossene Form ist ihm nichts Errungenes, sondern sie quillt, gleichsam vom Zauberhauch eines Genius geweckt, hervor wie eine in paradiesischen Gefilden wurzelnde Pflanze, der es erspart bleibt, im Kampf mit Wettern sich zu behaupten und zu entfalten. Ja, was noch schwerer zu fassen ist, im Apollinischen, in der wundervollen Harmonie etwa der Bildwerke, der Architektur und der Sprache erblickt Spengler nicht ein Geformtes, das seine Weihe spendet, indem hier Kräfte so gebändigt werden, daß sie harmonisch ineinander strömen: er sieht in dieser Harmonie ein räumlich Begrenztes. Die antike Zahl, die er als Symbol der griechischen Kultur betrachtet, bedeutet ihm „sinnliche Grenze, abgeschlossene Größe", die alles verneint, was an Kraft erinnert: als ein Quantitatives wird sie wie die ganze Kultur begriffen. „Das reife antike Denken konnte seinem ganzen Weltgefühl nach in der Mathematik nur die Lehre von den Größen-, Maß- und Gestaltverhältnissen leibhafter Körper sehen." „Der behandelte Stein ist nur insofern ein Etwas, als er abgewogene Grenzen und gemessene Form besitzt, als das, was er unter dem Meißel des Künstlers geworden ist." Der Sinn für die Ferne, die Unendlichkeit, die Vergangenheit und Zukunft ist dem Griechen nach Spengler völlig verschlossen: er ruht in sich selbst und kennt so auch keine Sorge. Er lebt völlig in der Gegenwart, ja „die antike, historische, euklidische Seele hat keine Entwicklung. Die abendländische erschöpft sich in ihr; ... die eine ‚ist', die andere ‚wird'."

Wir müssen gestehen, daß wir vollkommen außerstande sind, diese Deutung zu erfassen: wir haben einfach kein seelisches Organ, um ihr einen Sinn abzugewinnen. Geben wir zu, daß die euklidische Mathe-

matik richtig gekennzeichnet ist: aber eine euklidische Seele, die im wirtschaftlichen, sozialen und politischen Leben, zudem in der Religion, Philosophie und Kunst sich offenbaren soll, ist eben keine Seele, sondern ein Trugbild, ein klapperndes, gespenstisches Gerippe. Leidenschaftlich hat Goethe, der Kronzeuge Spenglers, immer wieder seine Abneigung gegen mathematische Formeln ausgesprochen, weil sie das Leben in dem Auf und Ab, Hin und Her seines Wogens und Flutens nicht gelten lassen und ihm gleichsam das Blut, das bald fiebernde, bald ruhig fließende Blut auspressen. Die Entschleierung aber einer Kultur gar gemäß den Weisungen der euklidischen Mathematik hätte er als eine Tollheit abgewiesen, sie hätte auf ihn gewirkt wie das „Système de la nature": unheimlich, gespenstisch.

Es liegt nicht in unserer Absicht, in dieser Einleitung das Bild der griechischen Kultur, wie es in unserem Geiste lebendig ist, zu entwerfen: im dritten Bande dieses Werkes sollen ihre Wesenszüge herausgearbeitet werden. Nur das sei gesagt: auch in Griechenland begegnet uns der Drang in die Ferne, und zwar auch als geschichtlicher Geist, es begegnen uns in die Zukunft weisende Ideale, also Sorge im Spenglerschen Sinne, weiterhin ein Machtwille, der in allen kulturellen Offenbarungen sichtbar wird und selbst zu grauenhaften Kriegen und sozialen Revolutionen führt, so daß immer wieder das Chaos über dieses heißblütige Volk der Griechen hereinbricht. Und um die Qualen seelischer Erschütterungen zu überwinden, haben die Griechen ihre Welten der Harmonie aufgebaut in der Form einmal der Religion, der Kunst, der Philosophie, des Staates: ja, die Erlösungssehnsucht kann mit solcher Macht die Geister ergreifen, daß das Auge in mystischer Ergriffenheit sich hinwendet zum Ewigen, um einzugehen in ein jenseits des Raumes und der Zeit schwebendes Reich der Vollendung. Die griechische Kultur steht gewissermaßen zwischen der indischen und der abendländischen. Das Tempo der Entwicklung ist beflügelter, der Machtwille stärker als dort und greift weiter um sich, während die abendländische Kultur die griechische wieder übertrifft durch ein gigantisches Machtstreben, das die Unendlichkeit erstürmen möchte und tragische und dionysische Energien aufbringt, die in Hellas nur gelegentlich aufströmen. So gelingt es den Griechen, leichter sich zu zügeln als den Abendländern, die zuweilen gewiß wild aufschäumenden Kräfte in eine besänftigende, harmonisierende Form zu gießen.

Betont sei nun vor allem, daß auch in der griechischen Kultur, ganz wie in der indischen, das Leben so pulsiert, wie wir es auffassen. Mag auch der Grieche nicht von der gleichen Gewalt eines unersättlichen, immer wieder weitertreibenden Machtwillens beherrscht sein wie der Abendländer, mag er bedächtiger sein und sich, wo dieser in düsteren Abgründen mit Ungetümen kämpft, oder mit wilden Stürmen in die Weiten hineinbraust, sich flüchten in den weihevollen Bezirk der Harmonie: auch sein Leben ist von Gegensätzen durchwühlt, und immer können die Siege, die errungen worden, begriffen werden als Abschluß eines Ringens mit dem Chaos, das die Seele so martern kann, daß sie klagt, ja im Schmerz aufschreit. Auch hier ist das Leben, so wenig wie in Indien, ein Eindeutiges, sondern die Form der Systole und Diastole beschreibt seine Entfaltung, und wenn die Erlösungssehnsucht jenseitige Gefilde eröffnet, wo die „Mütter" thronen und allem Ringen ein Ende bereitet ist, so wird dadurch bewiesen, wie selbst die weltverklärende Kraft etwa der Kunst nicht die Sehnsucht zu stillen vermag, dem Reich des ewigen Werdens zu entfliehen. Und deutlich hat Plato das Leben als ein Reich des Werdens geschildert, in dem gewiß auch der Schönheit eine Stätte bereitet ist, aber das doch mit seinen Leiden, seiner Unruhe und seinen Wirren zu wesenlosem Schein versinkt gegenüber der in kristallenem Lichte strahlenden Herrlichkeit des ewigen Seins, das dem Auge des Frommen sich eröffnet.

Und nun hat es Spengler gar unternommen, auch die abendländische Kultur in ein Gerüst zu spannen, daß sie gleichsam am Atmen verhindert wird. Hier sieht er nichts als Bewegung, aber eine immer in gleicher Richtung sich auswirkende Bewegung: ein leidenschaftliches Drängen hinein in die Ferne, die Ferne der Zukunft, des Raumes, und diese Bewegung läßt er entspringen einem Machtwillen, der immer wieder über das Erreichte hinaustreibt. Wer wollte leugnen, daß in der Tat eine solche Richtung sich feststellen läßt, aber krankt nicht auch diese Deutung wieder daran, daß nur das Eine gesehen wird, nicht auch das Andere: nicht die entsetzliche Pein, welche die ewige Unruhe des Werdens hervorruft, jene Pein, die so die Sehnsucht erweckt nach Erlösung, auf daß einmal der Horizont nicht mehr weiche, und der Gemarterte umfächelt werde von der Weihe der Stille, des Friedens, der Ruhe in einem Vollkommenen, in Gott? Wiederum verweisen wir auf die Ausführungen der folgenden Bände dieses Werkes, hier soll nur an einzelnen Beispielen gezeigt werden, wie Spengler sich außerstande zeigt,

dem Genius der abendländischen Kultur seine Geheimnisse abzulauschen.

Da lesen wir, daß der Wille zur Macht in der Gotik und den Kreuzzügen „das Verhalten der nordischen Seele ihrer Welt gegenüber bezeichnet". Wer wollte leugnen, daß die gotischen Kathedralen düster aufstrahlen als Offenbarungen eines gewaltigen Machtwillens, zumal viele dieser Kirchen von Schichten gebaut wurden, die von rauhem kriegerischem Geist beseelt waren! Aber wer nicht in den jäh emporlodernden Flammen auch den Schrei des Gepeinigten heraushört, der seine Qualen in den harten Stein hineingemeißelt hat, den Hilferuf dessen, der nach einem Erlöser Ausschau hält: wer nicht ergriffen wird von der mystischen Stimmung, die geheimnisvoll im Innern dieser Kathedralen webt, von jener Andacht, als sei dem Staunenden ein Blick vergönnt in das Reich der Gnade, wo alle Erdenschwere aufgehoben: der hat nie die Gewalt dieser Baukunst empfunden. Und gewiß hat sich in den Kreuzzügen der Machtwille unheimlich ausgetobt. Aber umfaßt er denn auch alle seelischen Kräfte dieser mächtigen Bewegung? Wohl stürmten die Streiter voll rasenden Hasses und rasender Rachgier, voll Beutelust und Abenteurersinn in das Schlachtgewoge; aber bevor sie das Schwert zückten, fielen sie weinend und klagend vor dem Kreuze nieder, inbrünstig erbittend die Gnade des Erlösers: wohl den Sieg, aber auch ein seliges Leben erflehend, wenn die Feinde sie niederstrecken sollten. Das Kreuz haben sie an ihre Rüstung geheftet, und das Kreuz war im Mittelalter, namentlich auch in den furchtbar ernsten Zeiten der Kreuzzüge, eine Wirklichkeit, bei deren Anblick die Seele erbeben und in ihren Tiefen erschüttert werden konnte. Zum Machtwillen gesellt sich mithin der Erlösungsdrang, und so verhält es sich bei allen Erscheinungen der abendländischen Kultur.

Spengler will sogar für jene Macht, in welcher der Erlösungsdrang am reinsten und mächtigsten sich offenbart, nachweisen, daß in ihr vor allem Herrschaftsgefühle walten: für die Musik. Die Orgel gilt ihm „als raumbeherrschendes Instrument", die Musik überhaupt als raumbeherrschende Macht. Wir dürfen sagen, daß wir uns vielleicht in keinem Gebiet der Kultur so heimisch fühlen als in dem der Musik, und da müssen wir denn gestehen, daß wir uns wiederum völlig außerstande zeigen, die Spenglersche Geheimsprache zu verstehen. Wir sagten schon einmal, daß, wer wirklich für die Macht der Musik

empfänglich ist, über Raum und Zeit hinausgehoben wird, und da stoßen wir denn zufällig auf ein Wort Goethes, das ein Ähnliches aussagt. Der Meister hörte einmal Fugen Bachs, und da war es ihm, „als wenn die ewige Harmonie sich mit sich selbst unterhielte, wie sich's etwa in Gottes Busen, kurz vor der Weltschöpfung möchte zugetragen haben. So bewegte sich's auch in meinem Innern, und es war mir, als wenn ich weder Ohren, am wenigsten Augen, und weiter keine Sinne besäße, noch brauchte." Hier wird also dargetan, daß uns die Musik geradezu aus dem Reich des Werdens mit seinem Chaos hinausrückt und uns zum abgeschlossenen, vollendeten, in seligen Harmonien schwelgenden Kosmos gestaltet. Wir selbst sehen in der Musik, wie schon früher angedeutet worden und noch weiterhin dargetan werden soll, sowohl den Machtwillen als auch den Erlösungsdrang am Werk; eine Auffassung aber wie die Spenglersche widerstreitet einfach unserem tiefsten Innern. Nicht den Raum beherrscht die Musik, und nicht die Zeit beherrscht sie. Auch wo der Machtwille sich kündet, werden wir in ein Reich gehoben, das überhaupt nicht von dieser Welt ist.

Doch wie bezeichnend ist es, daß auch hier wieder Spengler den Strom des Lebens lediglich nach einer Richtung hinfluten läßt, und wenn er in der abendländischen Kultur überall den Machtwillen aufspürt, wenn er damit in einer unerhörten Weise unzählige flehentliche, inbrünstige, oder auch jubelnde, vom Glück der Erlösung durchhauchte Stimmen überhört; wenn er so gerade jenes Goethesche Prinzip des Lebens nicht gelten läßt, das dieser in seiner eigenen Seele und damit der Seele eines der großartigsten Geister der abendländischen Kultur entnommen hat, den in der Form einer Systole und Diastole sich vollziehenden Rhythmus des Lebens: wird er damit nicht zum Verräter: zum Verräter seiner eigenen Seele, insofern, als in dieser das Leben nicht mehr in vollen Strömen flutet, d. h. so wie es der große Dichter philosophisch zu fassen suchte?

16.

WIEDERUM soll unsere Methode uns den Dienst erweisen, Spenglers Haltung begreiflich zu machen und demgemäß zu würdigen. Um unsere Anschauung gleich auszusprechen: es erscheint uns, daß Spengler auf der Grenzscheide steht zwischen Kultur und Zivilisation, indem er stark vom Geist der letzteren beherrscht ist, aber immerhin noch die Kraft

aufbringt, eine Gesamtschau des Lebens, wie sie Zeitaltern der Kultur gelingt, wenigstens als große Aufgabe zu empfinden.

In der abendländischen Zivilisation ringt sich der Machtwille in einer Ausschließlichkeit durch wie nie zuvor. Gewiß fehlt etwa beim Kapitalisten und Proletarier das Erlösungsstreben nicht, aber es versinkt zur Bedeutungslosigkeit, hingesehen auf die Inbrunst, mit der es in Zeiten der Kultur die Seele erfüllt: die Philosophie, die Kunst, die Religion sind als erlösende Mächte entweiht, und wenn der aufgehetzte, von rohen Energien beherrschte Mensch einmal Vergessen sucht und dem Wettersturm, in den er verschlagen, entrinnen möchte: da gibt er sich derben Lustbarkeiten hin. So bleibt wohl die Systole und Diastole gewahrt, aber die Seele ist aus der Atmosphäre herausgerissen, in der die hohen Werke reifen, und zudem überwiegt der Machtwille sowohl beim Unternehmertum als auch beim Proletariat, dem klassenbewußten, nach politischer und wirtschaftlicher Herrschaft strebenden, so sehr, daß unheimliche Katastrophen, wie der Weltkrieg und die Revolutionen der jüngsten Zeit zeigen, sich einstellen können.

Es will uns bedünken, daß Spengler stärker im Banne der Zivilisation steht, als es auf den ersten Blick hin erscheinen möchte. Eben weil er nicht mehr von der Gewalt der Erlösungssehnsucht ergriffen wird wie die Menschen der Kultur, weil er nicht mehr die Mitternächte der Trübsal und das Himmelhochjauchzen des schwerringenden und nach Licht lechzenden Geistes kennt, vermag er es nicht mehr, sich in den Rhythmus des kulturellen Geschehens einzufühlen. So ist zu verstehen, daß er sowohl die indische wie die griechische und abendländische, zudem auch die arabische und ägyptische Kultur ihres Herzschlages beraubt, das tiefsinnige Spiel und Gegenspiel des Machtwillens und Erlösungsstrebens nicht mehr zu durchschauen vermag. Und wie vielsagend ist es namentlich, daß er in der Seele des Abendlandes lediglich den Machtwillen wirken sieht, also jene Kraft, die in der Zeit der Zivilisation geradezu mit einer dämonischen Unersättlichkeit um sich greift! So ergibt sich, daß die Atmosphäre unserer Zeit seiner Deutung der abendländischen Kultur, ohne daß er sich dessen bewußt wäre, die Grundfarbe verleiht, mag er auch den Machtwillen der Kultur von dem der Zivilisation zuweilen scheiden.

Und Spengler nimmt gegenüber allen Bestrebungen, einer neuen, edlen Geistigkeit wieder zum Siege zu verhelfen, offen Partei für die

Zivilisation, deren nicht mehr zu entwurzelnde Herrschaft er begründet sieht in der Gesetzmäßigkeit des Geschehens, indem eben in Spätzeiten die Kultur sterbe und derbe Gelüste, nach außen gewandte Kräfte die Oberhand gewinnen. Doch wie schwankend ist wieder seine Stellung: auf der einen Seite erscheint ihm die Zivilisation als ein Minderwertiges, Verächtliches, als ein abgestorbener Baum der Kultur, der seine dürren Äste jammernd ausstreckt, auf der anderen Seite preist er die hohen Leistungen der Wirtschaft. Dabei bringt er die Kraft, anfeuernd sein Ideal der Zivilisation zu künden, nicht mehr auf. Und wie sollte er dies, wo er sich, wohl in Anlehnung an Nietzsche, stolz als Skeptiker bekennt und dabei die Skepsis als die einer Spätzeit einzig würdige Haltung betrachtet?

Damit bekennt er sich selbst deutlich als Sohn seiner Zeit, die ihm aber, sobald er sich von der Kultur her ihr nähert, immer als ein Minderwertiges, Rohes erscheint. Und in der Tat sind seinem Werke die Zeichen der Zeit eingegraben. Spengler fehlt die Liebe, die das, was es zu erforschen gilt, gleichsam in die Seele bettet, auf daß diese mit ihm eins werde. Er kann nicht schauen mit gütigen Augen, welche die Erscheinungen, die sich ihnen darbieten, umschmeicheln, auf daß sie ihr Geheimnis verraten. Die Formeln, mit denen er glaubt, die einzelnen Kulturen entschleiern zu können, sind nicht das Ergebnis einer eingehenden Beschäftigung mit diesen Gebieten, sondern sie stehen von vornherein fest und dienen so als Brecheisen, mit denen die kostbaren Schreine unbarmherzig geöffnet werden. So ist zu verstehen, daß Spengler zuweilen in roher Weise die geschichtliche Wirklichkeit vergewaltigt, längst feststehende Tatsachen überlegenen Sinnes mißachtet, so daß sein Werk das Entsetzen vieler Historiker hervorgerufen hat. Aber Spengler kann auch nicht bauen. Die Kulturen fallen völlig auseinander: sie sind durchaus getrennte Gebiete, kein Pfad führt von der einen zur anderen, die einzelnen Kulturen leben ein Leben für sich: auf verschiedenen Sternen errichten sie ihre Bauwerke. Sie erheben sich nicht auf dem Grunde eines einzigen Urphänomens, sondern jede Kultur wird als Urphänomen begriffen, ohne daß im mindesten der Versuch gemacht wird, sie zu einander in seelische Beziehungen zu bringen. Dabei ist es seltsam, daß Spengler als Abendländer es überhaupt wagt, fremde Kulturgebiete zum Zwecke ihrer Erforschung zu betreten, wo sie doch nach seiner Versicherung dem abendländischen Menschen unendlich ferne gerückt sind.

Es zeigt sich Spenglers Unfähigkeit zu bauen weiterhin darin, daß sein Werk von Widersprüchen völlig durchsetzt ist. Und in diesen kommt zum Vorschein, daß das Grundprinzip, aus dem er die Kulturen ableiten möchte, nicht errungen worden ist, indem er etwa jahrelang mit den wirren Erscheinungen gekämpft, um ihnen das Geheimnis ihres Lebens abzutrotzen, sondern seine Formeln sind willkürlich, auf Grund mißverstandener Lektüre auch, aufgerafft worden. So vergißt er sie immer wieder, und so ergeht er sich oft in Ausführungen, die seine Formeln förmlich verhöhnen.

Verächtlich spricht Spengler davon, daß Nietzsche, dem er übrigens unendlich viel zu verdanken, den Pöbel in den Gliedern habe. Wohlan, Nietzsche hat wenigstens mit den Problemen des Lebens gekämpft, bis er zerbrochen niedersank. Und wenn sein Werk mehr einem Wirbel von Gegensätzen gleicht als einem wohlgestalteten Bauwerk, es liegt immerhin die Weihe eines erhabenen Ringens über ihm. Aber auch Spenglers Werk zerfällt ähnlich wie das Nietzsches in tausend Stücke, nur empfangen wir nicht den Eindruck, daß hier ein hoher Geist sich vergebens abgemüht, um einem gewaltigen Problem den Schleier abzuziehen. Keine religiösen Schauer erfüllen mehr sein Werk, das doch vorgibt, zu den letzten Quellen des Daseins vordringen zu wollen; die furchtbare Tragik des menschlichen Lebens, die doch gerade bei einer solchen universalgeschichtlichen Wanderung sich auf Schritt und Tritt aufdrängen müßte, hallt kaum in einem ergreifenden Laut wieder; dabei drängt sich die Persönlichkeit Spenglers in zuweilen großsprecherischer Weise in den Vordergrund, während eine Geschichtsbetrachtung, die wirklich in die Tiefen des Lebens hineinführt, zur Demut stimmt. Aber Spengler weiß es anders. Er rückt sich selbst in die Nähe der Gewaltmenschen, für die er eine besondere Vorliebe bekundet, hofft, daß seine umwälzende Leistung sich würdig erweise den Hochtaten Ludendorffs, nach unserer Auffassung also eines der rohesten Gewaltmenschen aller Zeiten. Wohlan, wir schätzen Spenglers Leistung höher als die des deutschen Generals, aber wie deutlich kommt doch die Instinktverlassenheit des Historikers zum Vorschein, wenn er, der das Werk Goethes fortsetzen möchte, sich einem ausgeprägten Zivilisationsmenschen gleichstellt. In einem lichten Augenblick also ist es ihm selbst zum Bewußtsein gekommen, was wir zu erweisen suchten: nämlich, daß er in starker Weise den Einflüssen des Geistes der Zivilisation ausgesetzt ist.

Doch verdient sein Werk nicht die Ablehnung, die es von seiten der Fachgelehrten erfahren hat — von den Literaten, die über Spengler herfallen, um ihr eigenes Licht leuchten zu lassen, sprechen wir lieber nicht: ein großes Problem hat er aufgegriffen, und als die Leistung eines Geistes, der über einen in die Weiten des Völkerlebens eindringenden Blick, zudem über einen außerordentlichen Verstand gebietet und guten Willens ist, die schreckliche „Empirie" unserer Zeit zu überwinden, wird es geschichtliche Bedeutung gewinnen.

ZWEI SYMBOLE

GOETHES FAUST

Chaos

Es wird vielleicht jenen Lesern, denen philosophische Betrachtungen ferner liegen, erwünscht sein, wenn wir nach diesen Ausführungen allgemeiner Art an erleuchtenden Beispielen zeigen, was wir mit unserer Methode zu leisten imstande sind. Es muß also gelingen, Kulturerscheinungen, mögen sie auch durch Jahrtausende oder gewaltige Räume getrennt sein, auf eine vom Urphänomen ausgehende Strahlenbahn zu rücken, so daß deutlich sichtbar wird, wie diese Urgewalt in ihnen sich entfaltet. Wir wählen Goethes Faust und die religiösen Offenbarungen des Jahrhunderte vor Christus lebenden Iraniers Zarathushtra, indem wir annehmen dürfen, hier Gebiete zu betreten, die dem Gebildeten mehr oder minder vertraut sind. Und es sei betont, daß wir uns zu dieser Wahl verstanden haben nicht deshalb, weil etwa die zu behandelnden Probleme unserer Methode besonders angemessen wären. Nein, die Probe würde auch gelingen, wenn wir einen beliebigen Zauberer der Urzeit und Michelangelo, die babylonische Architektur und Dante, einen römischen Kapitalisten und Novalis, Plotin und Napoleon zum Vorwurf ausersehen hätten, und wir hoffen, daß das vorliegende Werk, vor allem auch die bis zur Gegenwart führenden folgenden Bände nachweisen werden, wie das Urphänomen in allen Erscheinungen, die in den Kreis einer geschichtlichen Entwicklung einbezogen sind, lebt und webt.

Goethe hat sein erhabenstes Werk mit der Meisterschaft des großen Gestalters herausgehoben aus den Abgründen seiner unermeßlichen Seele: einer Seele, in der das Leben flutet mit all seinen unheimlichen Schauern und tiefen Beglückungen. Nie hätte er die furchtbaren Schrecknisse, die dem Dasein einverleibt sind, so ergreifend zu schildern vermocht, hätten sie nicht seine eigene Seele durchwühlt, oder hätte er nicht die Gabe

besessen, mit feinfühligem, allen Erscheinungen zugewandtem Geiste die Ängste und Nöte, die den Menschen peinigen, mitzuempfinden. Und Goethe ist nicht der Sohn des Glückes, als der er so oft gepriesen worden, nicht, meinen wir, der harmonieumflossene Göttersohn, der nur die Hand auszustrecken braucht, um mit leichtem Druck von paradiesischen Bäumen die Früchte zu brechen. Er hat, denkt man an sein langes Leben und die große Zahl seiner Werke, die er sich oft in schmerzensvollem Ringen abgetrotzt, eine Fülle von Leid getragen, und wenn sein Werk durchhallt ist auch von Lauten der Harmonie; wenn er, wie nur je ein großer Mensch, das Glück der Erlösung, des Friedens, der Wonne in Gott besungen hat in unvergleichlichen Melodien: er ist mit Blutstropfen besprengt der Kranz, der das Haupt des Beseligten schmückt. Und in keinem Werk hat er den unheimlichen Untergrund alles Erhabenen und Großen, das in unser fragwürdiges Leben hineinglänzt, so rückhaltlos aufgedeckt wie im Faust, diesem Werk, das die Schrecken der Hölle entkoppelt und in schmelzenden Lauten himmlische Weisen erklingen läßt.

Ist es richtig, wie man behauptet hat, daß Goethes Faust lediglich als eine Äußerung des abendländischen Geistes zu gelten hat, daß sich also in ihm ein Leben verdichtet, das strenge zu scheiden vom Rhythmus der anderen Kulturen? Es würde unserer geschichtsphilosophischen Grundauffassung widersprechen, wollten wir solcher Anschauung beipflichten. Gewiß, eine Fülle von Zügen ist in die Gestalt Faustens eingemeißelt, die seine Zugehörigkeit zur abendländischen Kultur erweisen: und wir geben zu, daß es einem Inder schwer fallen würde, das auf schwankendem Grunde sich abspielende verworrene Leben des Goetheschen Helden ohne weiteres als Widerhall eigener seelischer Erfahrungen zu empfinden. Aber trotz alledem: auch Faust bietet sich in dem Hin und Her seines Lebens, in seinem Ringen mit unheimlichen Mächten, seinem Aufstieg zu den Gipfeln erlösender Wonnen, seinem ewigen Drängen, seinem nie verstummenden Kampf mit der Unvernunft des Lebens, auf daß die Schlacken sich abscheiden und reinem Metall der Ton des Glückes entschwebe: auch Faust bietet sich dar als Verkörperung des Lebens, so wie wir es auffassen: ein großartiges Symbol ist er des Menschenwehs und Menschenglückes, wie es tausendfältig in allen Kulturen lebendig ist.

Goethe hat, schöpfend aus seiner reichen seelischen Erfahrung, in einer überwältigenden Weise in seinem Drama zur Anschauung ge-

bracht, wie in der Form der Systole und Diastole das Leben sich entfaltet: als nie rastender Kampf zwischen Licht und Finsternis wird dieses begriffen, und wenn eben noch Faust im Lichtreich der Wonne steht, anbetend und preisend die gütige Macht, die mit zarter Hand sein fiebriges Herz besänftigt und mit Frieden erfüllt: es währt nicht lange, und unholde Geister zertrümmern die herrliche Welt, die er in seinem Busen aufgebaut hat, auf daß erneut dem Chaos der Sieg abgerungen werde.

Das Leben der Natur bildet ein Abbild auch des Menschenlebens:

„Und schnell und unbegreiflich schnelle
Dreht sich umher der Erde Pracht;
Es wechselt Paradieseshelle
Mit tiefer, schauervoller Nacht;
Es schäumt das Meer in breiten Flüssen
Am tiefen Grund der Felsen auf,
Und Fels und Meer wird fortgerissen
In ewig schnellem Sphärenlauf.
Und Stürme brausen um die Wette,
Vom Meer aufs Land, vom Land aufs Meer
Und bilden wütend eine Kette
Der tiefsten Wirkung ringsumher.
Da flammt ein blitzendes Verheeren
Dem Pfade vor des Donnerschlags;
Doch deine Boten, Herr, verehren
Das sanfte Wandeln deines Tags."

Und in den Worten des Erdgeistes wird das Leben in all seiner furchtbaren Gegensätzlichkeit, in deren Strudel eben auch der Mensch einbezogen ist, herrlich geschildert:

„In Lebensfluten, im Tatensturm
Wall' ich auf und ab,
Wehe hin und her!
Geburt und Grab,
Ein ewiges Meer,
Ein wechselnd Weben,
Ein glühend Leben,
So schaff' ich am sausenden Webstuhl der Zeit
Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid."

So begreifen wir, daß Faust als der nach großen Taten lechzende Mensch, der Mut fühlt, sich in die Welt hineinzuwagen, nie auf die Dauer, mögen auch herrliche Triumphe seine Stirne umglänzen, einen unheimlichen Gefährten los wird: Mephistopheles. Und Goethe hat,

indem er diese Gestalt schuf, die Faust bis an sein Lebensende als eine düstere Ausgeburt des Abgrundes begleitet, eine dichterische Großtat sondergleichen vollbracht.

Mephistopheles ist die Verkörperung der Hölle, der Finsternis, der menschlichen Gebrechlichkeit, die aus dem Leben im Sinn dessen, was wir als Kultur betrachten, gar nicht wegzudenken ist. Würde das Böse fehlen, wie könnten die Menschen das Gute vollbringen; wäre die Finsternis verbannt, wie könnten sie sich dem Lichte zuwenden und den Lichtgesängen der Sterne lauschen; würde das Chaos nicht die Seele aufwühlen, wie könnten sie hinstreben zu Gestaden, wo die entzückenden, harmoniedurchhauchten Marmorbilder stehen! So empfängt durch die Gestalt des Mephistopheles, der Goethe mit höchster Meisterschaft all das Unheimliche und Fragwürdige des Daseins einverleibt hat, das Chaos, und zwar als kosmisches und damit auch als seelisches und soziales Chaos, seine Rechtfertigung. Es bildet den durcheinanderwogenden Rohstoff gleichsam, an dem der Mensch seine bildenden Kräfte ausläßt, auf daß er sich ordne zum wohlgeformten, Vollendungsglanz ausstrahlenden Gebilde. Mephistopheles mag wohl als der verruchte Geist, der Faust in unsägliches Unglück stürzt, dessen Abscheu erregen: aber er ist alles andere als die Verkörperung der Sinnlosigkeit, er ist die Kraft, die das Böse will und das Gute schafft, indem eben der strebende Mensch im Kampfe sein Menschentum entfaltet und so seinem Leben einen Sinn verleiht. Alles, was die Menschen „Sünde, Zerstörung, das Böse" nennen, ist wohl des Mephistopheles Element, und wo er die Vorherrschaft besitzt, da ist die Erde mit der Finsternis des Chaos bedeckt. Aber er ist auch ein Weiteres: nämlich die Voraussetzung dafür, daß das Licht seine Kraft erprobe, das Licht, das nur aus der Finsternis sich herausringen kann. So kann er sagen:

„Ich bin ein Teil des Teils, der anfangs alles war,
Ein Teil der Finsternis, die sich das Licht gebar,
Das stolze Licht, das nun der Mutter Nacht
Den alten Rang, den Raum ihr streitig macht."

Und mit feiner Berechnung hat Goethe im Prolog Mephistopheles unter das Gesinde des Herrn gereiht. Unendlich ist zwar der Abstand zwischen ihm und der Gottheit; denn an allem, was deren Majestät kundgibt, läßt er als der Ruchlose, der Verneinende, der Spötter, der Verächter alles Hohen seinen Hohn aus. Aber, wie Goethe sagt, das Leben besteht in Bezügen, und so kann denn auch die Gottheit nur

gedacht werden als Gegenpol Luzifers, als der ordnende Geist, dessen Odem die wilden Gewalten des Aufruhrs niederzwingt, auf daß sich gründe das Reich der Harmonie.

In der Gestalt des Mephistopheles hat Goethe die verneinenden, zerstörenden Gewalten, die im einzelnen Menschen, aber auch in den Kulturen der Völker hervorbrechen, gleichsam angesammelt, und so ist denn seine Bahn, die uns das Drama hinzeichnet, mit Trümmern übersät. Alles das, was die Kultur dem Chaos abgewinnt, auf daß der Mensch sein Haupt ins Licht tauche und sich aus dem Banne herauslöse, den die wilden Mächte des Daseins um ihn legen, alles dies wird von Mephistopheles verachtet. Von Sonnen und Welten, die geheimnisvolle, fromme Schauer in der Menschenbrust wecken, weiß er nichts zu sagen; in den Anstrengungen der Menschen sieht er nicht Vorboten eines sie verklärenden Sieges, er sieht nur, „wie sich die Menschen plagen". Alle die Denkmale ihrer Herrschermacht und ihres Strebens nach Erlösung sind ihm ein Gespött. Der Mensch ist stolz darauf, als ein vernunftbegabtes Wesen sich der Finsternis entgegenzustellen: aber die Vernunft, die als Glanz des Himmels ihn erleuchten soll, sie bringt ihn nach Mephistopheles dahin, daß er „nur tierischer als jedes Tier" ist:

„Er scheint mir, mit Verlaub von Euer Gnaden,
Wie eine der langbeinigen Zikaden,
Die immer fliegt und fliegend springt
Und gleich im Gras ihr altes Liedchen singt;
Und läg' er nur noch immer in dem Grase!
In jeden Quark begräbt er seine Nase."

Mephistopheles erblickt im Dasein der Menschen nichts als ein Gewühle, für ihn gibt es keine sinnbegabte geschichtliche Entwicklung, kein Leben, das die Weihe empfängt durch ein Ideal, das den Menschen herauslöst aus seinem Jammer und das Glück des Lichtes in seine Seele leitet. Alles was dieser als Gaben der Gottheit dankbar hinnimmt: für Mephistopheles bildet es die Zielscheibe seiner Zerstörungswut: mit einem Worthauch verwandelt er sie zu nichts. Ihm fehlt die Macht der Liebe, der Leben schaffenden, das Leben heiligenden Liebe. Wenn Faust sich beschwingt weiß von Hochgefühlen, die ihm eine erlösende Welt des Geistes eröffnen, da stellt sich Mephistopheles höhnend ein, niederreißend den Ätherbau, an dem sich Fausts Auge beglückt weidet. Faust wird vom balsamischen Hauch des Frühlings angeweht, und es ist ihm, als ob neue Lebensglut ihn erfülle. Solches Naturgefühl, das wie ein

Strahl von oben das wilde Herz des Menschen besänftigt und beseligt, berührt Mephistopheles nicht:

„Fürwahr, ich spüre nichts davon!
Mir ist es winterlich im Leibe;
Ich wünschte Schnee und Frost auf meiner Bahn.
Wie traurig steigt die unvollkommne Scheibe
Des roten Monds mit später Glut heran
Und leuchtet schlecht, daß man bei jedem Schritte
Vor einen Baum, vor einen Felsen rennt!
Erlaub', daß ich ein Irrlicht bitte!"

Nicht dort, wo die Harmonie den Menschen überwölbt, ist sein Reich, sondern dort, wo dämonische Kräfte toben und alles zerschmettern, was ihnen im Wege steht. Gewaltig weiß Goethe dieses unheimliche Rasen der Elemente zu schildern:

„Ein Nebel verdichtet die Nacht.
Höre, wie's durch die Wälder kracht!
Aufgescheucht fliegen die Eulen.
Hör'! es splittern die Säulen
Ewig grüner Paläste.
Girren und Brechen der Äste!
Der Stämme mächtiges Dröhnen!
Der Wurzeln Knarren und Gähnen!
Im fürchterlich verworrenen Falle
Übereinander krachen sie alle,
Und durch die übertrümmerten Klüfte
Zischen und heulen die Lüfte.
Hörst du die Stimmen in der Höhe?
In der Ferne, in der Nähe?
Ja, den ganzen Berg entlang
Strömt ein wütender Zaubergesang!"

Über alles, was Faust beseligt, gießt Mephistopheles seine giftige Säure. Himmelsglück zieht in Fausts Seele ein, nachdem sich Gretchen an sein Herz gehängt und Wonnen aus seinen zauberkräftigen Augen gesogen, und wie eine Madonna verklärt Faust das liebliche Kind. Mephistopheles aber ist Gretchen eine Dirne, für die paradiesischen Wonnen des Beglückten hat er kein Organ. Und als Faust aufstrahlt im Glücksgefühl des Herrschers, dem es gelungen, einen Boden zu bereiten für eine Menschengemeinschaft, auf deren Zinnen das Banner der Freiheit weht, und als er inmitten der Arbeit vom Tode hinweggerafft wird, da erfüllt den unholden Geist das so herrlich endende Leben nicht

mit Wohlgefallen. Als ein Nichts erscheint ihm all das Mühen des unbändigen Helden, als ein Schutthaufen der Tempel der Freiheit, der den hemmenden Elementen abgerungen wird:

„Was soll uns denn das ew'ge Schaffen!
Geschaffenes zu nichts hinwegzuraffen!
‚Da ist's vorbei!' Was ist daran zu lesen?
Es ist so gut, als wär' es nicht gewesen,
Und treibt sich doch im Kreis, als wenn es wäre.
Ich liebte mir dafür das Ewig-Leere."

Und als Fausts Unsterbliches zum Himmel schwebt, wo für immer die Unruhe und das Leid verbannt, und die Heerscharen des Ewigen aus ihrer Glorie heraus es mit Engelszungen willkommen heißen: da bleibt Mephistopheles kalt, ja er wehrt die überirdischen Stimmen ab wie peinigendes Gekrächze. Denn die Harmonie ist sein Todfeind, die Zielscheibe, auf die er immer wieder die zerstörenden Blitze seiner Bosheit schleudert:

„Mißtöne hör' ich, garstiges Geklimper,
Von oben kommt's mit unwillkommnem Tag;
Es ist das bübisch-mädchenhafte Gestümper,
Wie frömmelnder Geschmack sich's lieben mag.
Ihr wißt, wie wir in tiefverruchten Stunden
Vernichtung sannen menschlichem Geschlecht:
Das Schändlichste, was wir erfunden,
Ist ihrer Andacht eben recht.
Sie kommen gleisnerisch, die Laffen!
So haben sie uns manchen weggeschnappt,
Bekriegen uns mit unsern eignen Waffen;
Es sind auch Teufel, doch verkappt.
Hier zu verlieren, wär' euch ew'ge Schande;
Ans Grab heran und haltet fest am Rande!"

Wir sind nun vorbereitet, um die tragischen Erschütterungen im Leben Fausts, die symbolisch die Nachtseite des Daseins darstellen, zu verstehen als Abgründe, in die ihn Mephistopheles hineinzieht, als Abgründe auch, aus denen er herausstrebt, um zum Lichte, zur Harmonie zu gelangen. Goethe hat die Gestalt des Mephistopheles äußerlich von Faust losgelöst, um sie plastisch herauszuarbeiten, das in das Leben eingemischte Entsetzen sinnfällig zur Anschauung zu bringen. In Wirklichkeit ist Mephistopheles eine Grundkraft des strebenden Faust, ohne die dessen Ringen und Hoffen, Sehnsüchte und Siege nicht zu verstehen wären, ja ohne die er zu einem Schemen verblassen würde. Faust ist

der nach dem Höchsten strebende Mensch der Kultur, voll edler, überschäumender Kräfte, und so ist von vornherein der Sieg über die Unvernunft des Lebens verbürgt, mögen auch schreckliche Erschütterungen sich einstellen, entsetzliche Abgründe, die ihm das Herz erstarren machen, sich auftun. Aber er selbst ist sein eigener Feind, und mit den dämonischen Mächten seines Inneren hat er sich zu messen, um sich zu behaupten und die Krone zu erwerben. Diese feindliche Macht verkörpert sich eben in Mephistopheles, der Faust von seinem Urquell abführt, und dem dieser folgt, wenn die göttlichen Stimmen seines Innern verstummen, der Drang, sich in wilder Lust ins Chaos zu stürzen, die Oberhand gewinnt.

So führt denn seine Lebensbahn durch Klüfte des Elends, und wenn ihn einmal das Glück verklärt: es hält nicht an: immer wieder reißt ihn Mephistopheles heraus aus den Gefilden der Wonne. Sein Leben ist ein ewiges Irren, aber auch ein ewiges Streben nach der Höhe der Vollendung, des Frieden ausbreitenden Glückes. Ohne daß das Leid sich in die Seele gräbt, würde der Mensch verkümmern: seinem Leben würde fehlen der beschwingende Rhythmus, der aus der Tiefe zur Höhe führt, nicht könnten dem Chaos die Quadern entnommen werden, die eine Meisterhand auftürmt zu einem triumphierenden Gebäude.

Mephistopheles ist mithin der Geist, der stets verneint, der die feinen Gebilde, die der Menschengeist ersonnen, wieder zersprengt, er ist der Frost, der die Blütentäler verwüstet: aber er ist auch die Kraft, die das Leben durchpulst, daß es nicht erstarrt. Im Prolog ist es in der Rede des Herrn deutlich ausgesprochen:

„Des Menschen Tätigkeit kann allzu leicht erschlaffen,
Er liebt sich bald die unbedingte Ruh';
Drum geb' ich gern ihm den Gesellen zu,
Der reizt und wirkt und muß als Teufel schaffen."

Über Fausts Himmel ziehen immer wieder dunkle Wolken; auch wo Goethe Mephistopheles nicht eingreifen läßt, durchzückt der Schmerz seine Seele: der Schmerz, der eben der Begleiter des Menschen ist, der ringend das aus einem Abgrund hervorwallende Leben zu bemeistern sucht. Leidenschaftlich strebt Faust darnach, dem Dasein den Schleier abzunehmen, um es mit der Leuchte der Vernunft zu durchdringen, auf daß er die Quelle, aus der alles strömt, beseligt schauen kann. Aber ein tiefer Schmerz zerreißt ihm die Brust. Als ein armer Tor fühlt er sich,

trotzdem er alle Wissenschaften studiert; er sieht, daß wir nichts wissen können, und so ist alle Freude von ihm gewichen. Seine Studierstube, die ihm zum Tempel werden sollte, wo sich seinen verehrenden Blicken das Geheimnis des Lebens darbietet, sie erscheint ihm als ein Kerker, als ein dumpfes Mauerloch, das ihm, der wähnte, im Himmelslicht wandeln zu können, am Atmen verhindert. Und als ihm der Erdgeist erscheint, die gewaltige Flammenbildung, in der das Geheimnisvolle des Daseins in majestätischer Größe sich darbietet, da sinkt er, erschauernd vor der übermächtigen Erscheinung, zusammen: ein „erbärmlich Grauen" faßt ihn an: die Angst vor der unheimlichen Macht des Daseins packt ihn, die Weltangst drückt ihn zu Boden. Er hat sich aufgereckt im Hochgefühl des Eroberers, aber als es galt, das Tor, hinter dem das Geheimnis geistert, zu sprengen, da findet er sich zu schwach: „ins ungewisse Menschenlos" fällt er zurück, ein Donnerwort erinnert ihn an seine Nichtigkeit. Das Unheimliche des Lebens ist ihm offenbar geworden: das schaurige Chaos, das es umstürmt und immer wieder die hohen Gefühle befleckt; die hemmenden Gewalten, die vor dem strebenden Menschen Wälle auftürmen, ihn leicht zu Falle bringen.

„Ach! unsre Taten selbst, so gut als unsre Leiden,
Sie hemmen unsres Lebens Gang.
Dem Herrlichsten, was auch der Geist empfangen,
Drängt immer fremd- und fremder Stoff sich an;
Wenn wir zum Guten dieser Welt gelangen,
Dann heißt das Beßre Trug und Wahn.
Die uns das Leben gaben, herrliche Gefühle,
Erstarren in dem irdischen Gewühle.
Wenn Phantasie sich sonst mit kühnem Flug
Und hoffnungsvoll zum Ewigen erweitert,
So ist ein kleiner Raum ihr gut genug,
Wenn Glück auf Glück im Zeitenstrudel scheitert.
Die Sorge nistet gleich im tiefen Herzen,
Dort wirket sie geheime Schmerzen,
Unruhig wiegt sie sich und störet Lust und Ruh;
Sie deckt sich stets mit neuen Masken zu,
Sie mag als Haus und Hof, als Weib und Kind erscheinen,
Als Feuer, Wasser, Dolch und Gift;
Du bebst vor allem, was nicht trifft,
Und was du nie verlierst, das mußt du stets beweinen.
Den Göttern gleich' ich nicht! Zu tief ist es gefühlt;
Dem Wurme gleich' ich, der den Staub durchwühlt;
Den, wie er sich im Staube nährend lebt,
Des Wandrers Tritt vernichtet und begräbt."

So gewaltig empfindet Faust seine Gebrechlichkeit, ja seine Nichtigkeit, daß er sich entschließt, seinem elenden Dasein ein Ende zu bereiten: hoffend, in einem neuen, reinen Leben zu finden, was ihm hienieden versagt worden, aber auch auf die Gefahr hin, für immer zu versinken. Schon hat er die Phiole ergriffen, als feierlicher Ostergesang ihn abhält, den letzten Schritt zu wagen. Er ist dem Leben wieder gewonnen, und mag er fürderhin auch Weihestunden erleben, indem er sich in die beglückende Herrlichkeit der Natur versenkt, aus der ihm der Hauch der Gottheit entgegenweht: er muß es erfahren, daß seine hohe Stimmung nicht anhält, daß ein unbändiger Geist ihn herausreißt aus den Gefilden, die die Glorie des Ewigen umschwebt.

„Aber ach! schon fühl' ich bei dem besten Willen,
Befriedigung nicht mehr aus dem Busen quillen.
Aber warum muß der Strom so bald versiegen,
Und wir wieder im Durste liegen?"

Der unholde Geist Mephistopheles bemächtigt sich seiner, der, wie Faust sagt, als des „Chaos wunderlicher Sohn" „der ewig regen, der heilsam schaffenden Gewalt die kalte Teufelsfaust" entgegengesetzt, und so schließt er mit ihm einen Vertrag. Wird es dem Sohn des Abgrundes gelingen, Faust zu umschlingen, oder wird dieser die Kraft aufbringen, dem schauerlichen Gesellen die Siegesmacht seines Geistes entgegenzustellen, um ihn zu überwältigen?

Unheimliche Stimmungen überkommen Faust, nachdem er sich Mephistopheles verschrieben. Quälend legt sich die Pein des engen Erdenlebens auf seine Seele, finstere Nacht umhüllt ihn, von ängstigenden Fratzen bevölkert:

„Nur mit Entsetzen wach' ich morgens auf,
Ich möchte bittre Tränen weinen,
Den Tag zu sehn, der mir in seinem Lauf
Nicht einen Wunsch erfüllen wird, nicht einen,
Der selbst die Ahnung jeder Lust
Mit eigensinnigem Krittel mindert,
Die Schöpfung meiner regen Brust
Mit tausend Lebensfratzen hindert.
Auch muß ich, wenn die Nacht sich niedersenkt,
Mich ängstlich auf das Lager strecken;
Auch da wird keine Rast geschenkt,
Mich werden wilde Träume schrecken....
Und so ist mir das Dasein eine Last,
Der Tod erwünscht, das Leben mir verhaßt."

Er erleidet einen furchtbaren Zusammenbruch, die Verzweiflung durchschüttert ihm das Gebein, er hat den Glauben an das Hohe, an die Siegesmacht des Menschen verloren und schleudert allem, was hoffende, liebende Menschen verehren, einen gräßlichen Fluch zu.

Damit ist er in den Bann des Mephistopheles geraten, doch bald regt sich wieder sein besseres Selbst. Nie wird es der böse Geist erleben, daß er ihm endgültig verfällt. In ekelhafte Tiefen des Lebens führt ihn Mephistopheles, doch Faust fühlt sich von dem tollen Treiben angewidert: die Raserei des Genußlebens flößt ihm Abscheu ein. Die Sehnsucht nach reineren Freuden durchdringt ihn, und nun scheint des Himmels Wonne auf ihn herabzuschweben: dem „Flüchtling", dem „Unbehausten", dem „Unmenschen ohne Zweck und Ruh", dem „Gottverhaßten" wirft sich ein liebliches Mädchen ans Herz: Gretchen.

Aber so hoch das Glück Faust auch trägt: welche entsetzensvolle Martern entspringen dem Liebesbund. Abgeschieden, vom Glück des stillen Hauses umweht, lebt Gretchen dahin, und nun ist ihm der Friede genommen, mit unheimlicher Gewalt packt es die Liebe, seine Seele aus den Fugen reißend. Und die Angst würgt nun auch Faust. Gretchen fühlt deutlich, daß, so lange Mephistopheles in Fausts Nähe weilt, das Liebesglück von Sturmgewalten bedroht ist. Es gibt sich Faust hin, und nun zerreißt ein eisiger Sturm die Frühlingsbilder des Glückes des holden Mädchens. In erschütternden Versen hat Goethe den Liebesjammer des aus dem Traum der Unschuld herausgerissenen Kindes geschildert, nirgends ist wohl das Weh der hingebenden Liebe so ergreifend offenbart worden wie in diesen Versen. Zum Schrecken gesellt sich neuer Schrecken. Gretchens Mutter wird ein Opfer seiner Liebe, Gretchens Bruder wird von Faust niedergestochen, Gretchen ertränkt sein Kind, und nun bricht weiteres gräßliches Unheil über die Verlassene herein. Furchtbare Gedanken umflammen es, schwarze Nachtgestalten martern selbst in der Kirche die Seele des Mädchens, Weltuntergangsstimmung dringt auf es ein: die Nacht des schaurigsten Elends hüllt es ein. Gretchen wird in den Kerker geworfen, der Wahnsinn zerstückt seine Sinne.

Faust aber leidet das ganze Elend der Verzweifelnden mit: der Menschheit ganzer Jammer faßt ihn an. Sein holdestes Glück ist zerstört, und er schleudert einen furchtbaren Fluch seinem gespenstischen Genossen, Mephistopheles, zu, der all dies Unheil verschuldet und „gelassen über das Schicksal von Tausenden grinst". Er fleht die Gottheit

an, ihn von dem Schandgesellen zu erlösen, „der sich am Schaden weidet und am Verderben letzt". Er bemüht sich, Gretchen zu retten, doch es gelingt ihm nicht: Himmlische Geister erlösen die Geliebte von ihrer Pein. —

Auch der zweite Teil des Gedichtes, den wir wie den ersten nur in seinen Hauptzügen beschauen wollen, ist erfüllt vom Chaos, das freilich nie für sich besteht, sondern immer irgendwie die Wirkungsstätte meisternder, erlösender Kraft bildet. Fausts Seele wird beruhigt, indem er am Born der Natur saugt: singend umschweben ihn Elfen, es „jammert sie der Unglücksmann". Mit ihren zarten Geisterhänden streicheln sie seine fiebrige Stirne, daß er in einen erlösenden Schlaf fällt. Neue Kraft strömt wieder durch seine Glieder, und so beginnt von neuem die Fahrt ins Leben. Zum höchsten Dasein will er streben, und wieder stellt sich so Mephistopheles ein. Wenn auch Faust die Wildheit seines bisherigen Strebens abgelegt, wenn er besonnener geworden ist: das Schicksal zwingt ihn hinein in die Wirrnis: Mephistopheles kann er nicht entbehren.

Wir gelangen an den Kaiserhof, erfahren, daß die Grundfesten des Reiches wanken, und nun ist Mephistopheles in seinem Element. Er findet, daß alles in Ordnung sei, doch meint er, daß eines noch fehle, um alles zur schönsten „Harmonie" zu gestalten: das Geld. Hier ist Mephistopheles von dem untätigen Faust losgelöst, als Geist der Zerstörung tritt er auf, der im Völkerleben, wo der Machtwille seine Opfer fordert, Verwüstung schafft. Faust aber, der Unbändige, der durch seine Unbändigkeit unheimliche Schrecken erfahren, sehnt sich aus der Sphäre der Verneinung und Zerrüttung heraus; nach einem vollen, in Schönheit prangenden, wohlgestalteten Leben dürstet sein Sinn, und so taucht denn Helena auf, das Symbol der Harmonie, des Maßes, des edelgeformten Daseins.

In den Helenaszenen, dann in den Lynkeusgesängen hat Goethe meisterhaft das Entzücken geschildert, das den ruhelosen, verworrenen abendländischen Menschen überkommt, wenn in seine zerrissene Seele der Zauberstrahl der Harmonie fällt, und was später Nietzsche in der „Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik" so stark betonte: nämlich daß die Schönheit kein Göttergeschenk ist, das ohne Zutun des Menschen Verklärung um sich breitet, sondern daß sie erworben, errungen, der düsteren Nacht der Seelennot abgetrotzt werden muß:

Goethe hat dies in unvergleichlicher Weise zum Ausdruck gebracht. Solange Helena, dieses Symbol der Schönheit, in Gefangenschaft weilt, herrscht in ihres Hauses Hallen ein schauerlicher Geist: Phorkyas, eine der Töchter des Chaos, in die Mephistopheles geschlüpft, führt ihr unheimliches Regiment. Und wo dieses Scheusal sein flammenumlohtes Szepter trägt, da umschlingt Angst den Geist, und doch ist solche Angst die Voraussetzung dafür, daß die Seele den Strahl der Schönheit als Labsal der Erlösung empfindet.

„Doch uns Sterbliche nötigt, ach,
Leider trauriges Mißgeschick
Zu dem unsäglichen Augenschmerz,
Den das Verwerfliche, Ewig-Unselige
Schönheitliebenden rege macht."

So wird denn gezeigt, wie sich Phorkyas, die von Verworrenheit durchbebte Finsternis, dem nach Schönheit ringenden Menschen entgegenstellt. In den Worten Helenas ist es ausgesprochen:

„Doch das Entsetzen, das, dem Schoß der alten Nacht
Von Urbeginn entsteigend, vielgestaltet noch
Wie glühnde Wolken aus des Berges Feuerschlund
Herauf sich wälzt, erschüttert auch des Helden Brust.
So haben heute grauenvoll die Stygischen
Ins Haus den Eintritt mir bezeichnet, daß ich gern
Von oft betretner langersehnter Schwelle mich,
Entlassnem Gaste gleich, entfernend scheiden mag.
Doch nein! gewichen bin ich her ans Licht, und sollt
Ihr weiter nicht mich treiben, Mächte, wer ihr seid.
Auf Weihe will ich sinnen, dann gereinigt mag
Des Herdes Glut die Frau begrüßen wie den Herrn."

Nun zeigt Goethe in feinen Bildern weiter, wie das Leben dafür sorgt, daß die Schönheit, will der Mensch in ihrer Glorie verharren, schwere Kämpfe erfordert: immer wieder muß sie erobert werden. Wird doch der Liebesbund zwischen Faust und Helena zum Zielpunkt eines Angriffes: die Heerscharen des Gatten der Helena suchen die Burg, auf der der beglückte Faust weilt, zu erstürmen, müssen aber vor dessen Mannen zurückweichen.

Die klassische Welt versinkt wieder, und erneut führt Goethe Faust in Abgründe der Not, um zeigen zu können, wie die entscheidende Hochtat des Helden in der Bändigung aufrührerischer Kräfte besteht. Das Reich ist von Anarchie durchschauert, und dem Kaiser gelingt es nicht,

die Ordnung herzustellen. Im Anblick dieser verworrenen Zustände ringt sich Faust zu dem Entschluß durch, durch eine erhabene Tat den Siegeskranz eines edlen Menschentums zu erwerben: dem Meere will er Boden abgewinnen, um auf ihm ein glückliches Geschlecht anzusiedeln. Doch als das Werk im Gang ist, als er, mit der Herrscherwürde gekrönt, inmitten der seinen Befehlen gehorchenden Scharen steht, da tritt wieder der Versucher an ihn heran. Verwegener Machtwille beherrscht ihn und läßt ihn zu einer Freveltat hinreißen. In die Gefilde des Friedens bricht er ein und schafft Zerstörung. In einem idyllischen Hütte verbringt ein altes Paar, Philemon und Baucis, die Lebenstage, die ihm noch beschieden sind, und nun schreckt es der Lärm der arbeitenden Scharen Fausts, ja es wird in höchste Angst versetzt, indem Faust das kleine Friedensreich bedroht. Dieser empfindet es als eine Beeinträchtigung seiner Machtfülle, daß inmitten seines Reiches ein Gebiet seiner Herrschaft entzogen ist, und so reift in ihm, nachdem ihn Mephistopheles aufgestachelt, der Entschluß, die alten, im Frieden dahinlebenden Leute zu vertreiben.

„Die Alten droben sollen weichen,
Die Linden wünscht' ich mir zum Sitz,
Die wenigen Bäume, nicht mein eigen,
Verderben mir den Weltbesitz.
Dort wollt' ich, weit umher zu schauen,
Von Ast zu Ast Gerüste bauen,
Dem Blick eröffnen weite Bahn,
Zu sehn, was alles ich getan,
Zu überschaun mit einem Blick
Des Menschengeistes Meisterstück,
Betätigend mit klugem Sinn
Der Völker breiten Wohngewinn.
So sind am härt'sten wir gequält:
Im Reichtum fühlend, was uns fehlt.
Des Glöckchens Klang, der Linden Duft
Umfängt mich wie in Kirch' und Gruft.
Des Allgewaltigen Willenskür
Bricht sich an diesem Sande hier.
Wie schaff' ich mir es vom Gemüte!
Das Glöcklein läutet, und ich wüte."

Die Hütte geht in Flammen auf, die alten Leute werden von den Flammen verzehrt. Mephistopheles hat das Unheil angerichtet, denn Tausch wollte Faust, keinen Raub. Doch wenn er nun wieder Mephi-

stopheles verflucht und sich von ihm abwendet: auch er ist mit Schuld belastet. Sein Machtstreben hat ihn aufgestachelt, sich an fremdem Eigentum zu vergreifen, friedliche Menschen aus ihrer ihnen lieb gewordenen Heimat zu vertreiben.

Hier hat Goethe — wiederum symbolisch — gezeigt, welche unheimliche Schatten das Völkerleben verfinstern, wie ein großes Werk, wie die Gründung eines Staates, auch wenn ein hohes Ideal den Führer leitet, Unheil schaffen kann, und so empfindet denn Faust am Ende seines Lebens, nachdem ihm so Erhabenes gelungen, noch einmal die ganze Not des Lebens, die uns Goethe in ergreifenden Bildern vorführt. Schauerliche Angst beklemmt das Herz des nun alt gewordenen Faust. Wohl besitzt er Herrscherwürde: sein Gebot ist ein Befehl. Aber das Glück, nach dem er so oft gestrebt, stellt sich nicht ein. Schauerliche Geister entsteigen der Asche der Hütte, die Mephistopheles, sein Genosse, zerstört: vier graue Weiber, der Mangel, die Schuld, die Sorge, die Not, und zur Gestalt der Not gesellt sich ihr düsterer, gespenstischer Bruder: der Tod. Das Grauenvolle des Lebens drängt sich ihm, nun, wo er wähnt, am Ende einer sieggekrönten Laufbahn zu stehen, entsetzensvoll auf:

„Wenn auch ein Tag uns klar vernünftig lacht,
In Traumgespinst verwickelt uns die Nacht;
Wir kehren froh von junger Flur zurück,
Ein Vogel krächzt; was krächzt er? Mißgeschick."

Freilich, er, der noch immer Kräfte zu wagemutigem Tun in sich spürt, wehrt sich gegen den Andrang der grauen Gespenster, aber zu schwach ist er, ihren Bann zu brechen.

„Unselige Gespenster! So behandelt ihr
Das menschliche Geschlecht zu tausendmalen;
Gleichgültige Tage selbst verwandelt ihr
Im garstigen Wirrwarr netzumstrickter Qualen.
Dämonen, weiß ich, wird man schwerlich los,
Das geistig-strenge Band ist nicht zu trennen;
Doch deine Macht, o Sorge, schleichend groß,
Ich werde sie nicht anerkennen."

Doch das Gespenst der Sorge haucht Faust an, und so erblindet er. Wohl umfängt ihn nun die Nacht, aber in seinem Inneren leuchtet helles Licht: noch verfügt er über die Kraft zu befehlen, sein Werk der Völkerbefreiung will er fördern, eine große Zukunft aufbauen. Aber wiederum durchkreuzt eine blinde Schicksalsmacht seine Pläne: der Tod

steht vor der Pforte und begehrt Einlaß. Mephistopheles, der Geist der Zerstörung, ist wieder auf dem Plan. Lemuren schaufeln unter seiner Aufsicht das Grab Fausts, und ergreifend wirkt es, wie dieser wähnt, der Lärm der Werkzeuge dringe als rauher Siegesgesang der Arbeit seiner Knechte zu ihm. Fausts Kräfte versiegen, der Tod setzt das Siegel auf sein Leben, und so findet er nicht hienieden die Erlösung, sondern dort, wo keine Qual und Angst mehr die Seele bedrückt: im himmlischen Paradies.

Goethe hat in großartiger Weise in Anlehnung an die Schicksale Fausts das Leben so geschildert, wie es sich schlechthin dem Historiker darbietet: als nie verstummende Systole und Diastole, als ewigen Kampf zwischen Finsternis und Licht. Immer wieder läßt er uns ins Chaos hineinblicken, und wo eine Glorie den Menschen verklärt, da zeigt er, wie sie sich ringend herauslöst aus den Finsternissen, um von diesen wieder verschlungen zu werden.

Machtwille

Unsere Darstellung hat bereits alle seelischen Grundkräfte Fausts irgendwie berührt, doch war unser Auge vor allem der Nachtseite des Daseins zugewandt, indem wir den düsteren Untergrund freilegen wollten, auf dem sich das Leben des Helden erhebt. Seelische Gebrechen und Nöte drängten sich auf, und es gilt nun im einzelnen zu zeigen, in welcher Weise Faust deren Last von sich abzuwälzen sucht, um sich zu retten, die Freiheit der Seele zu gewinnen.

Da ergibt sich denn, daß er in zweierlei Art sich zu behaupten sucht: das Männliche in ihm setzt sich zur Wehr in Form des Machtwillens, das Weibliche äußert sich in Form des Erlösungsstrebens. Doch lassen sich die beiden Tendenzen nicht scharf trennen: und Aufgabe einer erleuchtenden Darstellung ist es, jeweils den vorwaltenden Klang zu erlauschen.

Die Gestalt Faustens bietet sich dar als eine großartige Verkörperung des Genius des Abendlandes: ein dämonischer Machtwille durchstürmt ihn. Das Leben in all seinen Höhen und Tiefen will er ausmessen:

„Ihn treibt die Gärung in die Ferne;
Er ist sich seiner Tollheit halb bewußt:
Vom Himmel fordert er die schönsten Sterne

Und von der Erde jede höchste Lust,
Und alle Näh' und alle Ferne
Befriedigt nicht die tiefbewegte Brust."

Der leidenschaftliche Drang erfüllt ihn, sein Menschentum zu steigern zur alles überschattenden Größe, sein Ich auszuweiten zur Riesenhaftigkeit, im Wirbel des Daseins aufzustrahlen als eine majestätische Gewalt. Die Welt will er bemeistern mit der Kraft seiner Vernunft, auf daß sie durchleuchtet werde mit Klarheit und sich vor ihm ausbreite als ein Reich, in dem er Herrscher und Gebieter ist. Er hat alle Wissenschaften studiert, Hölle und Teufel stemmt er seine erzene Brust entgegen, um sie zu besiegen, und als er, furchtbar gepeinigt, erkennen muß, daß sich das geheimnisvolle Tor nicht öffnen will, durch das der Weg hinführt zu den innersten Quellen des Lebens, da ergibt er sich der Magie, hoffend, daß sie das Welträtsel ihm löse. Die tobende Unruhe des Fragens und Forschens erfüllt ihn, einen tiefen Schmerz bereitet ihm das Bewußtsein, als ein Tor in dieser geheimnisvollen Welt dastehen zu müssen, aber gegen diesen Schmerz bäumt sich der Wille auf, das Chaos zu bändigen, auf daß es seiner leidenschaftlichen Frage Antwort gebe.

„Ich fühle Mut, mich in die Welt zu wagen,
Der Erde Weh, der Erde Glück zu tragen,
Mit Stürmen mich herumzuschlagen
Und in des Schiffsbruchs Knirschen nicht zu zagen."

Bis zur Gottähnlichkeit fühlt er sich zuweilen erhoben, beschwingt vom Glauben, daß es gelingen müsse, die Dunkelheit zu durchdringen; freilich, auf den Aufstieg folgt jäh der Fall in den Abgrund, indem es ihm bewußt wird, daß zu schwach seine Kräfte, das Weltgeheimnis zu enthüllen. Unerhört bleibt sein machtvolles Seelenflehen, zu gewaltig ist das Weltwesen, als daß es gelingen könnte, es gleichsam im Sturm zu erobern.

So wird er wieder ins ungewisse Menschenlos mit all seinen Schranken und Schrecken zurückgestoßen. Es bleibt ihm nichts übrig, als den Kampf mit dem Leben erneut aufzunehmen. Gewiß, schon hat er einen Fuß in das Reich des Todes gesetzt, Selbstmordgedanken lassen ihn nach Gift greifen. Und wenn die Osterglocken seinen zerstörten Geist besänftigen und Friede und Freude verkünden und ihn wieder bestimmen, sich dem Lichte der Sonne zuzuwenden: neue Pein erwartet ihn, will er sich kämpfend im Dasein aufrechterhalten. An der Seite des Mephi-

stopheles wagt er sich wieder ins Leben hinein, und gelingt es ihm auch zuweilen, diesen bösen Geist von sich abzuschütteln: immer wieder gerät er in die Netze des verruchten Dämons.

Mächtig wallt Faust, nachdem erneut der Lebensmut ihn beflügelt und Mephistopheles seine Dienste angeboten hat, im Gefühl seiner Heldenstärke auf. Er bietet die Wette, daß es dem finsteren Dämon des Chaos nicht gelingen werde, ihn von der Bahn seiner hohen Bestimmung abzulenken, daß es sein letzter Tag sein möge, wenn er sich der trägen, schändlichen Ruhe hingeben oder im rohen Genuß seine Befriedigung finden werde. Aber auskosten will er das Leben in seinen Höhen und Tiefen:

„Und was der ganzen Menschheit zugeteilt ist,
Will ich in meinem innern Selbst genießen,
Mit meinem Geist das Höchst' und Tiefste greifen,
Ihr Wohl und Weh auf meinen Busen häufen,
Und so mein eigen Selbst zu ihrem Selbst erweitern,
Und, wie sie selbst, am End' auch ich zerscheitern."

Auch seine glühende Sinnlichkeit will Faust austoben lassen, die ganze Fülle der Menschheit soll ihn durchströmen, auf daß er seine Macht und Majestät erprobe, ja verruchten Sinnes fordert er sein Schicksal heraus: möge er am Ende auch zerbrechen: seine Unbändigkeit weicht vor keiner Gefahr zurück.

So beginnt denn der wilde Lauf, der Faust als Siegespreis die Krone der Menschheit einbringen soll. In der Gestalt des Mephistopheles gewinnt die Maßlosigkeit und Leidenschaft des Machtwillens plastischen Ausdruck: er ist die Kraft, die Faust immer wieder aufstachelt, ins wilde Leben hineinzustürmen, unersättlich immer einem Neuen zuzustreben, die Macht, die ihn von den beglänzten, vom Frieden bedeckten Höhen ins Chaos hinabführt. Und so geschieht denn bald das Furchtbare: Faust erlebt, nachdem das himmlische Glück der Liebe ihn beseligt, auch den ganzen Jammer der Liebe: in der Gretchentragödie hat Goethe dem Weltelend, das auf die höchsten Wonnen folgt, und das nun auch Faust an der Seele frißt, ein erhaben-schauerliches Denkmal gesetzt.

Wiederum findet Faust, nachdem schreckliche Finsternis sein Glück verschlungen, den Zugang zum Leben, aber wiederum stellt sich Mephistopheles ein. Faust kommt an den Kaiserhof, und hier eröffnet sich ihm das soziale und politische Leben, und wenn er auch nicht tätig eingreift,

um seinen Herrscherwillen zu offenbaren: eine tiefe Bedeutung hat doch die Vorführung des sozialen Chaos insofern, als nun der düstere Hintergrund gewonnen ist, von dem sich zuletzt strahlend das Lebenswerk des Helden abhebt: die Gründung eines Reiches der Eintracht und des Glückes, das den Menschen eine wahre Heimat bereiten soll.

Man hat mit Recht betont, daß es Goethe nicht gelungen ist, in den langen Akten des zweiten Teiles Fausts Herrschaftsstreben so zu offenbaren, wie man es gemäß dem leidenschaftlichen Begehren seines Helden erwarten könnte. Dafür aber hat Goethe allegorisch das Machtstreben des abendländischen Menschen und seine schauerliche und erhabene Bedeutung geschildert: die Auflösung des Reiches, die Faust mit ansieht, sie ist die Folge der Selbstsucht der Herrschenden, die, mißachtend die Bedürfnisse des Ganzen, sich dem Luxus hingeben und nun hoffen, durch Ausgabe von Papiergeld dem Übel abhelfen zu können. Wir erleben es, wie jugendfrische Völker in das durch die Selbstsucht der Herrschenden unterhöhlte Land einbrechen, wie die Revolution auflodert, und wir erraten es, daß Goethe hier bestimmte Vorgänge der abendländischen Geschichte im Auge hat.

Auch in den Helenaszenen werden Vorgänge zur Anschauung gebracht, die begriffen werden können als Ausprägung eines freilich nun zur Harmonie führenden Machtwillens. Das Ideal des abendländischen Menschen, das Leben mit der Schönheit zu vermählen, wird hier feierlich verkündet, und wiederum sehen wir, daß ein Kampf vonnöten ist, soll das Grauen des Daseins, in dessen Chaos Gespenster geistern, verdrängt werden durch die Weihestrahlen der Schönheit, in denen besänftigende Klänge auf- und niederschweben. „Die grausen Nachtgeburten drängt der Schönheitsfreund Phöbus hinweg in Höhlen oder bändigt sie.“ Freilich, hier ist der Machtwille besonnen: er stürmt nicht fessellos in grenzenlose Fernen, bedächtig vielmehr sucht er das Chaos zu formen, daß ihm entquelle „die Gestalt aller Gestalten“, „die Königin der Seele“.

Von dieser hoheitsvollen Meisterschaft, mit der das Chaos überwunden wird, hebt sich grell ab das Ungestüm, mit dem sich Euphorion seinem leidenschaftlichen Machtwillen überläßt. Mag Goethe wirklich die Gestalt Byrons, des ungebändigten Briten, vorgeschwebt haben? Wohlan, wie viel von dem Ungebändigten des Machtwillens auch Faustens ist in Euphorion lebendig, und wie meisterhaft hat es Goethe wiederum ver-

standen, die ungemessene, Tod und Teufel höhnende Willensentfaltung des abendländischen Menschen zu schildern!

Zu eng ist Euphorion die Welt, als daß er hier frei atmen könnte: mit dem Sturm möchte er dahinbrausen, in die Wogen des Meeres sich werfen, auf daß seiner Unersättlichkeit Genüge geleistet werde. Die höchsten Berge möchte er erklimmen, um mit seinem Blick unermeßliche Weiten zu umspannen. Verhaßt ist ihm der Friede. Übermut und Gefahr, den Krieg heiligt er. Und so stürzt er denn in die Tiefe, ein Opfer seiner Leidenschaft des Machtstrebens, der das Schwerste gerade recht ist, um die Heldenstärke an ihm zu erproben.

Trauernd besingt der Chor dieses so jammervoll endende Heldenleben, und von diesem hebt sich ab als eine hoheitsvolle Erscheinung Helena, der Fausts Liebe sich zugewandt. Aber wie bezeichnend ist es, daß auch Helena wieder versinkt. In neue Lebensgebiete stürmt Faust hinein, und wiederum ist er beherrscht von der Glut eines in die Weiten hineindrängenden Machtwillens: vom Herrschaftswillen des Eroberers, dessen Blick in die Fernen der Erde schweift, um sie sich untertan zu machen, auf daß sie zur Heimat werden eines mit Freiheit gekrönten Volkes. Prachtvoll wird hier der imperialistische Herrschaftswille des abendländischen Geistes sichtbar, der Wille, die Natur zu unterjochen, auf daß die Königsmacht des Menschen sich bewähre, seine Freiheit und Würde sichtbar werde in Hochtaten. Zur Verzweiflung wird Faust getrieben, indem er mit ansehen muß, wie tobende Wellen den Menschen hindern, fruchtbare Landgebiete für seine Zwecke zu nützen, triumphierend aber schwingt er sich auf zu dem Entschluß, der ungebändigten Gewalt des Meeres Trotz zu bieten, seinem zerstörenden Chaos seinen Siegeswillen entgegenzusetzen.

„Da herrschet Well' auf Welle kraftbegeistet,
Zieht sich zurück, und es ist nichts geleistet,
Was zur Verzweiflung mich beängstigen könnte!
Zwecklose Kraft unbändiger Elemente!
Da wagt mein Geist, sich selbst zu überfliegen;
Hier möcht' ich kämpfen, dies möcht' ich besiegen."

Er macht sich daran, das gefräßige, verwüstende Element zurückzudrängen und stellt sich so als Befehlshaber an die Spitze von Arbeiterscharen, um das Werk in Angriff zu nehmen und „im Befehlen Seligkeit zu empfinden". Ein großes Reich möchte er gründen, und wir wissen, wie er selbst nicht davor zurückschreckt, in Bezirke des Friedens einzu-

brechen, um die träge Ruhe, die ihn, den leidenschaftlich nach großen Taten lechzenden Menschen, peinigt, zu verscheuchen: Philemon und Baucis, die das idyllische Dasein verkörpern, gehen zugrunde. Mit „allgewaltigem Willen" möchte er alle Hindernisse hinwegräumen, die seinen Großtaten entgegenstehen, und wie ein Hochgesang der Freiheit dringt an sein Ohr das Dröhnen der Hämmer, der Lärm der Arbeit.

„Wie das Geklirr der Spaten mich ergetzt!
Es ist die Menge, die mir frönet,
Die Erde mit sich selbst versöhnet,
Den Wellen ihre Grenzen setzt,
Das Meer mit strengem Band umzieht."

Freilich, der Tod reißt ihm die funkelnde Herrscherkrone, mit der er sich schon bedeckt sieht, vom Haupte. Aber bis zum letzten Augenblick lebt er der Hoffnung auf endgültigen Sieg. Mag ihn auch, nun, wo er blind geworden, die Nacht umgeben: seine Gedanken weilen bei seinem Werk, das als ein Siegesdenkmal seines Herrscherwillens die Zeiten überdauern soll.

Die leidenschaftliche Liebe zum Leben, aufwallend in einem dem Höchsten geltenden, zähe mit dem Chaos ringenden Machtwillen, hat nirgends in der abendländischen Dichtung solch großartige Darstellung gefunden wie in Goethes Faust.

Erlösungssehnsucht

Goethes Faust gilt allgemein als ein Erlösungsdrama, wobei das Problem der Erlösung so aufgefaßt wird, daß der Held, nachdem er leidenschaftlich das Leben durchstürmt, am Ende seiner Laufbahn für immer ins Land der Freiheit gelangt. Gewiß, Goethe führt uns am Schluß des Dramas vor, wie Faust daran ist, den Bau der Freiheit aufzutürmen, und zudem läßt er seinen Helden eingehen in die Gefilde himmlischen Friedens. Aber es heißt das Wesen Fausts und damit der abendländischen Seele verkennen, zu glauben, daß die tröstenden und beglückenden Sterne Faust erst am Ende seines Lebens in die Seele leuchten. Nein, in einer unvergleichlichen Weise kommt in Goethes Werk zum Ausdruck das, was wir die Systole und Diastole des Lebens nennen: ein immer wiederkehrender Rhythmus beherrscht dieses Drama, wonach bald der Machtwille sich mit den chaotischen Fluten des Daseins mißt, um sie einzudämmen, bald die Erlösungssehnsucht dem Geiste Schwingen

verleiht, auf daß der Mensch hin zu Fluren gelange, wo die Harmonie waltet. Gewiß gelingt es ihm nicht immer, den Druck der Erdenschwere und Erdennot abzuwälzen, unerhört bleibt zuweilen Fausts Flehen. Aber es fallen auch wieder die Ketten von ihm ab, so daß er, durchhaucht von Seligkeitsgefühlen, heiligen Boden betritt. Und wenn dieser wieder weicht und erneut die dämonischen Kräfte des Lebens ihn umstürmen: aufs neue erwacht der Drang, das Leid des Werdens abzuschütteln, um unter einem reinen Himmel das Glück des Friedens zu finden.

Je stärker Faust von solcher Sehnsucht nach Harmonie ergriffen wird, desto mehr wird Mephistopheles zurückgedrängt. Wenn einmal die schwarzen, von Blitzen durchzuckten Wolken sich verzogen haben und reines Blau in seine Seele hineinleuchtet: da ist Mephistopheles überwunden: die wilden Elemente des Chaos hat eine göttliche Gewalt, der sich Faust liebeatmend hingibt, gebändigt.

Wiederum müssen wir darauf verzichten, im einzelnen zu verfolgen, wie Fausts Seele unter dem Anhauch balsamischer Klänge der Harmonie die Wonnen der Erlösung durchschauern. Nur die wichtigsten Inseln des Friedens mögen aus dem stürmischen Meer, als welches sich des Helden Leben darbietet, auftauchen.

Wir sagten, der gewaltige Wissensdrang Fausts sei eingegeben von einem dämonischen Machtwillen: dem Willen, das Ungetüm der rätselhaften Welt mit der Kraft des Geistes zu überwältigen, auf daß es von Klarheit erfüllt werde und so vor dem Menschen sich ausbreite als ein Reich, das ihm untertan. In diesen Machtwillen strömt aber ein das Bestreben, durch eine Lösung der Welträtsel befreit zu werden von der peinigenden Unruhe des Forschens, von dem beklemmenden Anblick der Verworrenheit. In die Tiefen der Gottheit möchte Faust hinabsteigen, um hier der Melodie der Lebensquelle zu lauschen und gleichsam ihre beseligenden Laute in seine Seele einströmen zu lassen, daß sie eins werde mit dem allerhaltenden, in Harmonien sich aushauchenden Ewigen.

In verschiedenen Formen tritt nun dieses Streben nach Erlösung hervor: einmal als philosophisches Erkenntnisstreben, dann in der Form des Naturgefühles, wobei freilich keine scharfe Trennung vorgenommen werden darf. So wundervolle, unvergeßliche Verse sind Goethes großem, selbst mächtig nach Erlösung verlangendem Herzen entquollen, daß man zögert, sie zu umschreiben.

Welche Harmonie durchströmt Faust, als er wähnt, der Bann, der den Menschen in die Finsternis einer von dämonischen Kräften durch-

tobten Welt hineinzwingt, sei gebrochen und der Weltgeist, der Makrokosmos, eröffne heiliges Reich!

„Ha! welche Wonne fließt in diesem Blick
Auf einmal mir durch alle Sinnen!
Ich fühle junges, heil'ges Lebensglück
Neuglühend mir durch Nerv' und Adern rinnen.
War es ein Gott, der diese Zeichen schrieb,
Die mir das innre Toben stillen,
Das arme Herz mit Freuden füllen,
Und mit geheimnisvollem Trieb
Die Kräfte der Natur rings um mich her enthüllen?
Bin ich ein Gott? Mir wird so licht!
Ich schau' in diesen reinen Zügen
Die wirkende Natur vor meiner Seele liegen.
Jetzt erst erkenn' ich, was der Weise spricht:
Die Geisterwelt ist nicht verschlossen;
Dein Sinn ist zu, dein Herz ist tot!
Auf, bade, Schüler, unverdrossen
Die ird'sche Brust im Morgenrot."

Anbetend möchte er niedersinken vor der Majestät des Ewigen, um in seinem Glanze verklärt zu werden, und immer wieder wird namentlich im ersten Teil des Dramas die Sehnsucht laut, sich einem Hohen, Reinen, Erhabenen hinzugeben, um Frieden und Seligkeit zu erlangen.

Die Natur vor allem wird empfunden als das Reich der Gottheit, wo der Kampf der Kräfte verstummt und der vom Leben umhergewirbelte Mensch eingeht in die Weihe der Vollendung. Die Nacht mit ihrer Stille durchhaucht die gemarterte Seele mit himmlischem Harfengetön: und mächtig sehnt sich Faust aus seinem Elend heraus, angelockt vom milden, tröstenden Schein des Mondes, in dem er sich beseligt auflösen möchte.

„O sähst du, voller Mondenschein,
Zum letztenmal auf meine Pein,
Die ich so manche Mitternacht
An diesem Pult herangewacht:
Dann, über Büchern und Papier,
Trübsel'ger Freund, erschienst du mir!
Ach! könnt' ich doch auf Bergeshöh'n
In deinem lieben Lichte gehn,
Um Bergeshöhle mit Geistern schweben,
Auf Wiesen in deinem Dämmer weben,
Von allem Wissensqualm entladen
In deinem Tau gesund mich baden!"

Der sinkenden Sonne mit ihrer Purpurglut: er möchte ihr nachstreben, um, schwebend im ewigen Abendstrahl, erlöst von aller Not, die Welt unter sich liegen zu sehen. Das Licht der Sonne: es wird ihm zum Sinnbild des ewigen Lichtes, und für immer möchte er eingehen in seine Herrlichkeit: aufschwebend mit der Lerche und dem Adler, fortfliegend mit dem Kranich, um zur erlösenden Heimat zu gelangen.

In unvergleichlicher Weise hat es Goethe verstanden, neben den männlichen Kräften in Fausts Brust auch die weiblichen in den Weihelauten der Dichtung zu offenbaren. Als den großen Liebenden hat er seinen Helden geschildert, der sich immer wieder aus der rauhen Welt des Kampfes heraussehnt, um in milder, von göttlichem Geist durchhauchter Luft zu verschweben, um am Herzen des Ewigen auszuruhen und Trost und Seligkeit einzusaugen. Die Gottheit ist Faust „der Allumfasser, der Allerhalter", und ihre Hoheit wird ihm gewaltig offenbar eben in der Natur, zu der ihn ein „unbegreiflich, holdes Sehnen" hinaustreibt, der Natur, die seine Liebe verklärt zu einem paradiesischen Reich: seinem Königreich.

Diese so in Schauern frommer Glücksgefühle genossene Natur ist gleichsam der Gegenpol des Reichs, in dem Mephistopheles herrscht. Der Abglanz der Gottheit ist über sie gebreitet, und in brüderlicher Liebe ist Faust mit ihren Erscheinungen verbunden, deren Wunder ihn stimmen zur Anbetung der geheimnisvollen, erhabenen, göttlichen Lebensmacht, die in ihnen webt.

In Himmelsglanz und Klarheit möchte Faust eingehen, um die drückende Schwere des Lebens loszuwerden, und als er sich entschlossen hat, seinem elenden Leben ein Ende zu bereiten, da taucht wohl das Schreckbild des Abgrundes auf, der ihn für immer verschlingen könnte, aber doch wird das Grausen zurückgedrängt von dem Glauben, daß, sobald des Lebens Faden durchschnitten, ein neues, weihevolles Dasein ihn umfange: ein Dasein in Götterwonne, eine Sphäre reiner Tätigkeit, hoch hinausgerückt über den Dunst und Lärm der Welt.

Es führt mithin die Frömmigkeit Fausts hinweg vom wilden Wellenspiel des Lebens, aber sie kann ihn auch wieder stärken, wenn der Schmerz ihn zu zerbrechen droht, kann ihn überreden, sich wieder dem Leben zuzuwenden, in ihm weckend die Frohgefühle dessen, den der Mut beflügelt. Als er daran ist, das Giftgefäß an seinen Mund zu setzen, da

besänftigen die heiligen Stimmen des Ostergesanges und der Osterglocken sein zerstörtes Gemüt und strömen Trost in seinen Busen: der Klang, „von Jugend auf gewöhnt", ruft ihn zurück ins Leben.

„O tönet fort, ihr süßen Himmelslieder!
Die Träne quillt, die Erde hat mich wieder!"

Hier sehen wir, wie zur sanften Stimmung der von Himmelstönen durchwehten Frömmigkeit sich der Lebenswille gesellt, der den Abgeschiedenen, in der Einsamkeit sich düsteren Sinnes Vergrabenden wieder zum Lichte der Sonne leitet, hinein in die Welt mit ihrem bunten Treiben, und so führt uns denn Goethe, nachdem er uns eben noch in Fausts unheimliche Seelenschmerzen hat blicken lassen, hinein in die Bezirke der Menschen: in eine sonnenüberglänzte, mit frohen Menschen erfüllte Frühlingslandschaft, die Fausts Brust ausweitet, daß er jubelnd ausruft: „Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein."

Und nachdem Faust, tief erschüttert durch Gretchens, aber auch sein eigenes Schicksal, wie von Donnergewalten niedergeworfen worden; als er, müde niedergesunken, Schlaf sucht, um die grausigen Vorgänge, die sein Herz zerreißen, zu vergessen: da ist es die Natur, das Königreich der Gottheit, die seine Seele reinigt, ihm Ruhe und Frieden einhaucht. Elfen umschweben ihn im Dämmerschein und träufeln Balsam auf seine gepeinigte Seele, und als die Sonne den Bann der Nacht durchbricht und in gewaltigen Fluten des Lichtes den Triumph ihrer Herrlichkeit verkündet, da erhebt sich Faust wie ein Neugeborener: neue Lust durchdringt ihn, dem Leben ist er wieder zugetan, und „zum höchsten Dasein will er immerfort streben".

Zur Natur als der erlösenden, tröstenden Macht gesellt sich die Liebe. Gewiß, unheimliche Lebensmächte haben Faust, nachdem ihn das Schicksal mit Gretchen zusammengeführt, in den Strudel der furchtbarsten Seelennot hineingerissen, aber welches Glück wurde ihm zuteil, solange noch Mephistopheles nicht in das heilige Land der süßesten Wonnen eingedrungen war! Als er zuerst die Gestalt Gretchens im Zauberspiegel sieht: da ist er wie gebannt: in seine unruhige, von Leidenschaften aufgewühlte Seele fällt ein Strahl aus himmlischen Höhen: die Pforte des Paradieses scheint sich ihm aufzutun, wo die Erdennot verbannt und himmlische Verklärung alles vergoldet. Alles Leid, das ihn bisher gepeinigt, die ganze furchtbare Not, die ihn beinahe überredete, seinem elenden Dasein ein Ende zu bereiten, ist vergessen, und

mit mächtiger Sehnsucht greift er nach der zaubermächtigen Erscheinung, um mit ihr ins Lichtreich des ewigen Glückes aufzuschweben.

„Was seh' ich? Welch ein himmlisch Bild
Zeigt sich in diesem Zauberspiegel!
O Liebe, leihe mir den schnellsten deiner Flügel
Und führe mich in ihr Gefild!
Ach, wenn ich nicht auf dieser Stelle bleibe,
Wenn ich es wage, nah zu gehn,
Kann ich sie nur als wie im Nebel sehn! —
Das schönste Bild von einem Weibe!
Ist's möglich, ist das Weib so schön?
Muß ich an diesem hingestreckten Leibe
Den Inbegriff von allen Himmeln sehn?
So etwas findet sich auf Erden?"

Und als der holde Traum Wirklichkeit wird, als er Gretchens ärmliches Zimmer betritt, da wähnt er, in ein Heiligtum gelangt zu sein, das jenseits aller Erdennot in elysischen Gefilden von himmlischen Händen aufgebaut worden.

„Willkommen, süßer Dämmerschein,
Der du dies Heiligtum durchwebst!
Ergreif mein Herz, du süße Liebespein,
Die du vom Tau der Hoffnung schmachtend lebst!
Wie atmet rings Gefühl der Stille,
Der Ordnung, der Zufriedenheit!
In dieser Armut welche Fülle!
In diesem Kerker welche Seligkeit!"

Ein Götterhauch geht von allem aus, was das geliebte Wesen berührt hat, hinschmelzen möchte Faust vor Seligkeit, zu Füßen würde er sich der Geliebten werfen, würde sie plötzlich erscheinen.

Diese Liebe Fausts ist von religiösen Hochgefühlen durchschauert. Mit der ganzen Inbrunst, mit der der Fromme sich seinem Gott hingibt, umfängt er das angebetete Wesen, himmlische Züge verleiht er ihm: es ist seine Madonna. Mit den höchsten Worten verleiht er seiner Liebesglut Ausdruck: „unendlich, ewig, ewig" nennt er sie. Und der Gedanke, daß je die erreichte Seligkeit von ihm weichen könnte: mit Dolchstößen martert er ihn, so gräßlich wie den Frommen der Gedanke martert, daß sein Gott sich von ihm abwenden könnte.

In eine ganz andere Atmosphäre der Erlösung gelangt Faust, indem er den Bund mit Helena schließt. Es ist vor allem die Kunst im Sinne der griechischen Harmonie, die Goethe, hinblickend auf die Zauber-

gestalt der hohen Frau, preist, die Kunst, die dem Leben das Siegel der Vollendung aufdrückt, indem sie die grausen, unholden Mächte bezwingt und den Menschen in Gefilde leitet, wo das Chaos verbannt, wo es zum herrlichtönenden Kosmos verwandelt wird. Wir haben gesehen, daß auch die Schönheit sich nicht wie mit einem Zauberschlag auf den Menschen senkt, daß auch sie, indem grauenvolle Mächte sich ihm entgegenstellen, erstritten werden muß. Aber der Machtwille, der die Schönheit entbindet, hat nichts an sich von der dämonischen Leidenschaft des fessellos ins Leben Hineinstürmenden; er ist gebändigt: mit weisem Bedacht bearbeitet er den ungefügen Marmor, auf daß hoheitsvoll ihm die entzückende Form entquelle. Und diese Form entbindet im Menschen, dem sie schaffenden oder sie beschauenden, nicht die tiefen, bis zur mystischen Verzückung führenden Schauer der Liebesleidenschaft — mag auch, solange sie noch nicht die Fessel des Chaos gelockert, die Sehnsucht des aus seiner Unruhe ihr Zustrebenden bis zum Wahnsinn aufglühen — Ruhe, lösende, sanft beglückende Harmonie strömt sie aus. Goethe hat im Vorspiel zum Faust die Macht des Dichters vor allem im Sinne dieser Harmonie ausstrahlenden Zauberkraft herrlich gefeiert, den Dichter, der die Herzen bewegt und die Elemente besiegt durch den „Einklang, der aus dem Busen dringt", der „das Einzelne zur allgemeinen Weihe ruft, wo es in herrlichen Akkorden schlägt"; der „den Olymp sichert, die Götter vereinet", und die Helenaszenen sind voll von Weihesprüchen, die der hoheitsvollen, besänftigenden Sonne des Südens gelten: der Schönheit.

Im Reiche der Helena hat Mephistopheles keine Stätte. Wohl führte der Weg „durch Graus und Wog und Welle der Einsamkeiten her zum festen Strand", aber wo Helena gebietet, da ist das Chaos versunken, und der Gang durch Schrecken hat Faust, indem er ins Wunderland der Schönheit gelangte, „seligsten Gewinn" gebracht. Erlöst ist er von der Pein dunkler Nächte, dem Ungestüm gefährlicher Leidenschaften, dem Drang hinein in die Ferne mit ihren Aufregungen, Wüsten und Finsternissen, und ein bisher unbekanntes, Vollendungsruhe auslösendes Glück durchströmt ihn, als er die wunderbare, von milder Sonne umleuchtete Gestalt gewahr wird. Nun ist Helena an Stelle Gretchens getreten. Und wie ehedem das Bild der Geliebten wie eine überirdische Erscheinung vor seinen Augen schwebte, so wähnt er, daß nun erst die holdeste Blüte des Lebens sich ihm erschlossen. Ja, als eine Schaumgestalt erscheint ihm neben Helena die Geliebte seiner Jugend.

So wallt er denn über im Lob und Preis des heiligen Bodens Griechenlands, wo er nun als ein Priester im Tempel der Schönheit opfern will. Neue Kräfte beleben ihn, das Glück der gebändigten Kraft, die Seligkeit der Ruhe, entquellend seiner vollen, aber von Unruhe und tobenden Leidenschaften befreiten Seele.

Doch auch Helenas Gaben befriedigen den ewig regsamen Geist nicht. Helena bildet das Sinnbild der schönen Form im Reiche vor allem der Kunst, aber gibt es nicht noch eine Welt, die, mißgestaltet, die bändigenden Kräfte des Menschen aufruft, soll nicht der Mißklang ihn betäuben: die soziale und politische Welt, in deren Brodeln und Gähren Faust an der Seite des Mephistopheles schaudernd hineingeblickt? Damit gelangen wir zu einer weiteren Form der Harmonie, zur Harmonie des sozialen Lebens, die dem Menschen eine von beglückenden Lüften durchfächelte, dem Wogenbraus des Chaos entrückte Heimat bereitet. Faust, der Imperator, der dem wilden Meer seinen ehernen Willen entgegensetzt, um es zurückzudrängen und Boden zu gewinnen für sein Kolonialwerk; Faust, der Held der Arbeit, ist von messianischer Würde umstrahlt: ein Friedenskönig ist er, der die Menschen erlösen will von den Notständen gebrechlicher sozialer Organisationen, ein Held der Arbeit, der nicht allein sich erhoben fühlt, wenn es gelingt, die unbändigen Mächte der Natur zu bezwingen, sondern der wahre Seligkeit erst dann empfängt, wenn der Segen der Arbeit wie ein Lichtstrom über die Menschengemeinschaft flutet, die dumpfen Gespenster der Not vertreibend mit der Flammenmacht einer frohes Leben erweckenden Sonne. Und es ist ergreifend zu sehen, wie dieses Verlangen nach sozialer Erlösung der Menschen ihn mächtig überkommt, als der Dämon der Sorge das Licht seiner Augen zum Erlöschen gebracht: segenspendend will er das Leben beschließen, die Erde, die ihm so viel Leid bereitet, will er mit sich selbst versöhnen, der Freiheit der Völker will er eine Bahn brechen. Das messianische Hochgefühl, das im Abendland immer wieder die Menschen der großen Liebe, Klassen und ganze Völker durchrauscht; der frohe Glaube, daß es möglich sein müsse, hier auf Erden schon ein Reich der Glückseligkeit zu gründen, hineingebaut in das Chaos, dessen Macht mit ehernem Willen zurückgedrängt wird: dieser Glaube legt um den schon vom Hauch des Todes berührten Faust eine Glorie von Verklärung, und in den allbekannten Worten, den letzten, die seinen Lippen entschweben, kündet er seine erhabene Sehnsucht nach Völkerglück und Völkerfriede:

„Das ist der Weisheit letzter Schluß:
Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß.
Und so verbringt, umrungen von Gefahr,
Hier Kindheit, Mann und Greis sein tüchtig Jahr.
Solch ein Gewimmel möcht' ich sehn,
Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn
Zum Augenblicke dürft' ich sagen:
Verweile doch, du bist so schön!
Es kann die Spur von meinen Erdentagen
Nicht in Äonen untergehn. —
Im Vorgefühl von solchem hohen Glück
Genieß' ich jetzt den höchsten Augenblick."

Alle die Erlösungsformen, die wir bisher berührt: der Drang des Philosophen, hin zu den Quellen des Lebens zu gelangen; das in religiösen Hochgefühlen sich aushauchende Naturgefühl, die Inbrunst der Liebe, die besänftigende Zaubermacht der Schönheit, das Reich der sozialen Harmonie: alle diese Formen tragen in sich den Keim der Zerstörung. Dem Leben entquellen sie, dem fragwürdigen, unheimlichen, immer wieder chaotisch den Menschen umschlingenden Leben, und deutlich hat es Goethe ausgesprochen, daß die Freiheit, die Erlösung hienieden täglich erobert werden muß. So ist das Leben, mag auch immer wieder Verklärung es überglänzen, ein ewig Werdendes; finstere Abgründe birgt es, aus denen jeden Augenblick die Flammen herausbrechen können, zerstörend die hohen Werke, die der Mensch, um sein Verlangen nach Macht und Glück zu stillen, aufgebaut. Und der Mensch selbst ist sein eigener Feind. Sein unstillbarer Drang nach dem Neuen, sein Machtwille, der auch am Größten nicht Genüge findet, die Anfälle der Schwäche, die ihn in dumpfe Niederungen hinabzwingen: alles dies hat zur Folge, daß auch das Erhabenste ihm schal wird, daß es ihm versagt bleibt, hier auf Erden der Sphärenmelodie ewigen Glückes zu lauschen. „Im Weiterschreiten" allein findet er „Qual und Glück, Er! unbefriedigt jeden Augenblick". Und so strebt er nach einer Stätte, wo der Bann des unaufhörlichen Werdens gebrochen ist und die Klarheit endgiltig erlösender Mächte beseligend leuchtet. Himmelwärts streckt er seine müden Hände aus, nach jener Heimat, wo keine gespenstischen Wolken mehr die Farben seines Glückes auffressen, wo er sich baden kann in der Reinheit kristallener Freude.

So bestreuen denn Engel den toten Faust mit Rosen; Boten aus dem himmlischen Paradies künden, daß der Flüchtling, der Unbehauste, nun,

wo seine Erdenbahn vollendet, eintreten darf in das ätherische Reich, das hinausgerückt ist über alle Not. Ewiger Tag, von der Macht der Liebe durchklungen, glänzt hier, erlöst wird er hier von seiner Gebrechlichkeit, „um in dem Allverein selig zu sein". Fausts Unsterbliches tragen die himmlischen Scharen zur Höhe: gerettet ist das edle Glied.

Goethe hat in den Schlußszenen seines Dramas in einer großartigen Weise der tiefsten religiösen Inbrunst des abendländischen Menschen Ausdruck verliehen: in unserer Sprache gesprochen, der Sehnsucht nach einem Zustand, wo der Machtwille für immer gebrochen, oder doch so umgeformt ist, daß das ewige, peinvolle Drängen seinen Sinn verloren hat. Dieses himmlische Paradies läßt sich begreifen als eine Steigerung des Glückes, das dem Menschen hienieden schon zuteil wird, wenn es ihm gelingt, den in die Ferne stürmenden Willen zum Schweigen zu bringen oder doch so zurückzudrängen, daß er, sich hingebend einem Höheren — sei es die Natur, die Kunst, sei es ein geliebtes Wesen oder sein Volk — von Erlösungsgefühlen erfüllt wird. Aber wenn im Erdenleben kein tiefes Glück durch die Seele klingt, wenn nicht kämpfend die finsteren Mächte der Unvernunft, des Bösen, der Verworrenheit eingedämmt werden, und wenn immer wieder Mephistopheles in die Gärten der Liebe verwüstend einbricht: in den himmlischen Regionen ist der Wonne ewige Dauer bereitet: kein Kampf ist vonnöten, und ewig strömt ihr Born dahin.

Mithin gelangen wir in das Reich der Gnade. Ins ewige Leben geht Faust ein, wo er, schwebend im Ätherglanz der Gottheit, ganz Hingabe, ganz Liebe, ganz „Ewig-Weibliches" geworden: wo er die Krone der Vollkommenheit trägt.

ZARATHUSHTRA

Wir wenden uns nun von Goethe, durchfliegend einen gewaltigen Zeitraum der geschichtlichen Entwicklung, hin zu dem Iranier Zarathushtra, der etwa gleichzeitig wie die ersten großen jüdischen Propheten wirkte und in einer hinreißenden und ergreifenden Weise die Not und das Glück seiner Seele in eine dichterische Sprache eingegossen hat.

Auch er, der in Trunkenheit geraten kann im Verlangen nach einem offenen, lichtdurchglühten Himmel, hat tiefsten Sinn für die Schreckensmächte, die in das Leben hineinragen, und in einer großartigen religiös-

philosophischen Offenbarung hat er den Verlauf des Weltgeschehens geschildert als Kampf des Lichtes mit der Finsternis. Und dieser Kampf beginnt nach ihm mit der Entstehung der Welt. Dem lichten, gütigen Genius wirft sich der schaurige Dämon der Finsternis entgegen, und die ganze Welt ist nun erfüllt von dem Tosen dieses Kampfes, in dessen Wirbel auch der Mensch hineingerissen ist.

Zarathushtra selbst, der Herold des gütigen, segnenden Gottes, hat, so sehr er mit Triumphgesängen seinen Schutzgeist zu feiern vermag, wie nur je ein Mensch das Grauen des Lebens zu spüren bekommen, ja, das lassen seine Schriften deutlich erkennen, auch wenn ihm das Glück zuteil wird, jubelnd hinaufschweben zu dürfen zur Stätte der Harmonie: immer wieder dringt die Macht der Finsternis auf ihn ein und bereitet ihm schwere Seelenqualen. Er ist voll Sehnsucht nach Liebe und Freundschaft, dann nach einer Ordnung, die als ewige Friedensgemeinschaft den Menschen segnend umfängt: verlassen aber steht er im Leben da, ein Einsamer, der bettelnd vor die Türen schleichen und es erleben muß, daß er wie ein Überflüssiger zurückgestoßen wird. Keine wahre Heimat ist ihm auf der Welt bereitet. Grauenvolle Öde umfängt ihn, kein Freundesblick dringt in seine Dunkelheit hinein, alles, hoch und nieder, meidet ihn, als gehe der Atem des Verderbens von ihm aus.

Was hat ihn in diese furchtbare Lage gebracht? Hat er sich selbst durch ein Verbrechen aus der menschlichen Gemeinschaft ausgestoßen, liegt ein Fluch auf ihm, steht er im Bunde mit Dämonen? Nichts von alledem. In grausigen Bildern hat sich das Elend der Welt in seine Seele eingegraben, und diese Bilder martern ihn, und er schreit so sein Leid in die Welt hinaus, anklagend die, die harten Sinnes den Strom des Grauens zum Schwellen bringen. Lug und Trug herrscht auf der Erde, nicht Gerechtigkeit, und schwere soziale Notstände erschüttern sein nach Licht lechzendes Gemüt. Erbarmungslos werden die Schwachen von den Mächtigen vergewaltigt, von Selbstsucht sind die Menschen zerfressen, und von diesem Dämon aufgereizt, taumeln sie in einem sinnverwirrenden Wirbel dahin. Geschändet ist die Erde: sie, die ein Garten sein könnte, in dem frohe Menschen die Bäume pflegen, daß sie sich mit Früchten schmücken, steht im Banne einer finsteren Gewalt. Der Geist des Bösen hat hier seinen düsteren Herrscherthron aufgeschlagen. Pfaffen und Adel haben die Macht an sich gerissen, und mit ehernen Händen zwingen sie die Schwachen in die Knechtschaft.

Aber Zarathushtra ist fern davon, in Selbstgerechtigkeit gegenüber der verrotteten Welt aufzuglänzen; seine Aufrichtigkeit läßt es nicht zu, sich selbst mit der Krone zu bedecken, um sich herauszulösen aus der Schar der Menschen als ein jenseits des Menschentums stehendes Wesen. Er kennt die Schwachheit der Menschen, und wenn er auch Zeiten erlebt, wo er sich dem unheimlichen Wirrsal des Daseins entrückt und vom beglückenden Hauch der Liebe umweht wähnt, der die Finsternis besiegt: vor der Herrlichkeit des Lichtes, das aus der Höhe kommt, kann auch er nicht bestehen. Auch er fühlt sich als ein schwacher Mensch, „auch der Heiligste hat seine Sünden," so ruft er aus, „wie sollte ich frei davon sein!" Auch er ist dem gleichen Stoff wie die sich gegenseitig marternden Menschen entnommen, auch durch ihn geht der Riß, der die Welt in das Heerlager der lichten und teuflischen Geister spaltet, und es ist ihm manchmal, daß er unter dem Eindruck der grauenvollen Erscheinungen des Lebens zusammenbrechen müßte.

Furchtbare Anfechtungen martern ihn. Die Raserei des Weltgetriebes quält ihn, und die bange Frage legt sich ihm auf die Zunge, ob denn wirklich ein Sinn im Weltgeschehen beschlossen ist und ob es denn Sinn hat, den Kampf mit dem Bösen aufzunehmen, oder ob es nicht besser ist, ihn aufzugeben und sich in den tosenden Wirbel hineinzustürzen.

Von der Angst gepackt, schreit er auf, daß ihn eine Hand aus dem Abgrund seiner Anfechtungen herausziehe, ihn von den würgenden Schlangen befreie. Aber diese bangen Zeiten der Verfinsterung gehen vorüber: machtvoll breitet die Sehnsucht nach dem himmlischen Retter die Schwingen aus, und in diese Sehnsucht klingt hinein die Gewißheit, daß es eine Stätte gibt, wo der Seele Frieden bereitet wird, daß eine majestätische, ewige Lichtgewalt in den Himmeln thront und sich herabneigt zu dem Menschen, der guten Willens ist.

Es begegnet uns also auch hier jene Systole und Diastole, die in Goethes Faust so eindrucksvoll hervortritt: aus der Friedlosigkeit und dem Jammer der Seelenfinsternis, aus dem Reiche des Bösen vor allem strebt der Gepeinigte hin zu einer Macht, die ihm die schmerzenden Bande abnimmt, und wo das Licht, die glückbringende Harmonie, ihre Zauber entfaltet: immer weitere Lichtkreise will Zarathushtra um sich ziehen, um die Dunkelheit zu verscheuchen.

Ergreifende Seelenlaute des gepeinigten, die Hände nach dem Thron des Lichtes ausstreckenden Menschen berühren uns:

„Wir sehnen uns nach dir
Wie nach erlösendem Feuer,
Das uns frei macht von allen Schlacken
Und jauchzend unser Bestes zum Himmel trägt."
(Übers. v. Eberhardt.)

Alles, was die gramdurchwühlte Erde entweiht: in der Gottheit hat es keine Stätte. Sie ist Güte und Friede, die Reinheit und die leuchtende Klarheit, der Seelenfreund, die Vollkommenheit und Ewigkeit. Und der Mensch, der sich ihr hingibt, demütig auf den Stufen des Gebetes hinschreitet zu ihrer Höhe: er wird verwandelt. Der Sturm des Herzens legt sich, die Unruhe weicht dem Frieden und der Festigkeit; die quälenden Zweifel fallen ab: denn hier, im Reiche des Ewigen, ist der Dämon der Finsternis, der die Seele mit Zweifeln erfüllt, verbannt; alle marternden Fragen haben hier keinen Sinn mehr, die Klarheit ist ausgegossen, und in ihrem Lichtreich steht der Fromme verklärt als ein Vollendeter, den das wilde Wellenspiel eines von rohen Gewalten des Aufruhrs durchtobten Lebens nicht mehr berührt. Die Reinheit des Gesegneten umwallt ihn, und wenn er auch am liebsten verstummen möchte: seine Stimme mischt sich ein in den Chor der Himmelsmelodien, die die Herrlichkeit und Majestät des Ewigen, des Geistes, dessen Wesen Vollendung ist, preisen.

Zarathushtra als der gegen die Gebrechen der Welt zu Felde ziehende Streiter seines Gottes, als der von Zweifeln Hin- und Hergerissene steht auf schwankendem Boden. So ist zu verstehen, daß er, der in Unwettern hineingerissene Flüchtling, machtvoll die Segnung der Stille, die erlösende, beseligende Wirkung schweigender Anbetung des Ewigen als der in sich selbst ruhenden Lebensmacht empfindet. Eine starke Spannung herrscht in dieser Seele. Gegenüber dem aufschreckenden Eindruck des wirbelnden Chaos der Welt, in die eben auch Zarathushtra hineingezogen ist als der Leidende und Ringende, regt sich der Drang, sich einem Höchsten hinzugeben, das entrückt ist dem Treiben fesselloser Mächte; einem Höchsten, in dessen Reich es kein Werden gibt, das alle sonst in ihrer Besonderheit sich aufreckenden Dinge in ihre vollkommene Einheit einbezieht.

„Was war, und was ist, und was sein wird,
Alles ist zeitlos in ihm beschlossen.
Schon jetzt wartet Ewigkeit,
Beglückend den Guten,

Vernichtend den Bösen.
Denn Gott ist die Stille
Im tobenden Sturm."

Wer sich liebenden Herzens diesem hohen, selig in seiner eigenen Fülle ruhenden Wesen hingibt, der ringt den Dämon der Finsternis nieder, daß er von ihm weicht immerdar. In dieser Zeitlichkeit hat er schon Anteil an der Ewigkeit, und ruft ihn der Tod hinweg, so geht er ein in ein Leben, das dahinströmt im Glanze des ewigen, von keiner Finsternis mehr befleckten Lichtes.

Dieses Glück des Frommen, dem Zarathushtra in bald schmelzenden, bald jubelnden Weisen zu huldigen weiß, ist einmal die Frucht eines Schauens, einer gefühlsdurchströmten Hingabe an die Gottheit, die in die Öde des Einsamen wie eine alles verklärende Wundererscheinung hineinleuchtet. Aber man beachte, wie gemäß dem Wechselspiel der Systole und Diastole auch wieder männliche Energien den Frommen durchrauschen, daß er sich wappnet, um unter die Menschen zu treten, ihnen die Macht seines himmlischen Herrn zu offenbaren.

„Ja, mein Leben sei mein Lied
Und meine Taten sein Klang."

Die Herrlichkeit der Gottheit wird nicht allein empfunden als Seligkeit des Schauens, sie offenbart sich vor allem auch in guten Werken und führt so den Frommen hinein in das Getriebe der Welt, auf daß er hier wirke als ein Abgesandter des Lichts. Gott selbst ist die Güte, und wer sich ihm weiht, der wird gegürtet mit dem Schwert der Güte, und sein Leben wird zu einem Triumphgesang der Liebe inmitten einer Welt voll Selbstsucht und Teufelei. Der Machtwille gattet sich also mit der Kraft der Hingabe, als schenkende Tugend strömt er ein in die Welt, um in ihrem Chaos Raum zu schaffen, auf daß der Born der Gottheit, der heilbringende Bronnen aufsprudeln kann.

„Laßt uns nicht müde werden
In gutem Denken, Reden und Tun!
Ein Hauch des Ewigen und Wahrhaftigen
Weht darin,
Und wir spüren Gottes Atem."

„O, du mein Gott,
Wie kann ich so ganz in dir sein,
Nicht nur in Sehnsucht — ein Leben,

In dir geborgen
Und in Güte getragen
Durch diese Welt!"

In immer neuen Wendungen preist Zarathushtra ein der guten Tat gewidmetes Leben als Einbruch göttlicher Macht in diese aufgewirbelte Welt der Zeitlichkeit, und bald läßt er die gute Tat entspringen der Seligkeit des Frommen in Gott, bald feiert er die Seligkeit als den Gewinn der selbstlosen Tat.

„Weil du gütig bist,
Darum nur bist du ewig
Und immer voll Seligkeit,
Und nur, wenn wir gut sind,
Dann gehn wir deine Straße,
Dann bist du uns nahe."
„Sehnsucht im Herzen
Und Andacht auf den Lippen,
So laßt uns klopfen an seine Pforten,
Dann wird die Wahrheit uns öffnen....
O, daß wir uns erhielten
In dieser Seligkeit!
Was dann auch komme,
Alles wird Segen.
Ein freudiges Wirken
Breitet sich aus
Von uns hin über Menschen und Tiere.
Alles Gute ist Freude
Und niemals ein Zwang."

Es ergibt sich, wie die Angst, das Grauen vor dem unheimlichen Reigen, in dem das Leben dahinfegt, Zarathushtra erbeben läßt, verlangend nach einer Heimat, wo kein Sturm das Vaterhaus umtobt, von der aber auch der Begnadete, vom Licht der Gottheit Umglänzte wieder in die Niederungen steigt, um hier das Dickicht zu lichten, auf daß die göttliche Macht eindringe in die Reiche der Menschen, um hier das Wunder eines neuen Lebens zu wirken. Das Grauen vor dem Dasein und dann eine leidenschaftliche Liebe zum Leben liegen in diesem Frommen miteinander im Streit, und wenn auch die segnenden, bald vom Sturm des Jubels, bald vom Hauch der Seligkeit durchwehten Weisen überwiegen: man überhöre nicht die Schmerzensschreie des Gepeinigten, übersehe nicht das Dunkel, das er ausbreitet, jenes Dunkel, das allein verständlich macht, daß er in Hochgefühlen aufglüht, wenn die lichtübergossene Herrlichkeit seines Gottes sich ihm darbietet. Auch Zarathushtra zeigt, daß die Auf-

fassung, die erlauchten Frommen atmeten beständig im Weiheschein der Gottheit, eine Fabel ist. Nein, gerade sie, diese Menschen einer tiefen Innerlichkeit, empfinden das Unfertige, die Schrecken des Daseins mit ungeheurer Schwere, und wenn sie überströmen in Freude und im Preise der Seligkeit, die ihnen zuteil wird als den Getreuen ihres Gottes, so ist ihr Jubel der Triumphgesang des Gemarterten, vor dessen Augen sich ein paradiesisches Land eröffnet.

Zarathushtra, mag er auch aus seiner Bedrängnis heraus sich hinflüchten zur Ewigkeit, voll Verlangen, in ihr zu versinken, auf daß er für immer von der Qual des Daseins erlöst werde: machtvoll bricht bei ihm immer wieder seine Liebe zum Leben durch. Und mag er auch schaudern im Anblick der Schandtaten, die die Menschen begehen und so die Erde entweihen: mitnichten ist ihm diese Welt lediglich eine Stätte des Grauens, ein Wüten rasender Kräfte. Nicht nur ist er, wie wir noch weiter sehen werden, von der Hoffnung beschwingt, daß es gelingen werde, den Wall der Finsternis niederzureißen, auf daß ein neues, von Frieden und Glück überhauchtes Menschengeschlecht erstehe: es gibt ein Reich, wo der Dämon der Finsternis keine Herrscherrechte hat und Gottes Güte dem Menschen solche Wunder bereitet, daß er, betritt er diesen Boden, wie ein Erlöster aufatmet: das Reich der Natur. Der erhabene Weltenraum mit seinen Sternen, die still auf ihrer Bahn dahinwandeln; die sicher ruhende Erde und die Wolken, die hoch in den Lüften dahinschweben; die rollenden Donner, die rasenden Stürme, die Pracht der Blumen: alles dies bereitet Zarathushtra Staunen: Botschaften sind ihm diese Erscheinungen der Wundermacht seines Gottes, die den Menschen, gibt er sich ihnen hin, herausheben aus der Erbärmlichkeit seiner Not und mit Hochgedanken bewegen, daß seine Seele sich ausweitet zu einem von Erlösungsjubel durchrauschten Tempel. Als eine Gnade empfindet er es, daß er alle diese Offenbarungen schauen darf, daß die zeugenden Kräfte der Sonne zur Wohlfahrt der Menschen dienen, die Erde grünt zu ihrem Heil.

Man darf Zarathushtras Frömmigkeit als Weltfrömmigkeit bezeichnen, wie es denn überhaupt keine Religion gibt, sieht man vielleicht vom Buddhismus ab, die nicht irgendwie auch dem Dasein unter der Sonne den Wert einer göttlichen Lebensmacht abgewinnt. „Als ich mich beugte zum Leibe der blühenden Erde," ruft Zarathushtra aus, „da war sie das Kind mir des ewigen Vaters." Allerdings, er hört aus der Natur vor allem den Einklang heraus; daß auch hier Unheilsmächte walten, ein

furchtbarer Kampf ums Dasein tobt, übersieht er, und von dieser so von göttlichen Wundern überquellenden Natur, vor der er sich anbetend neigt, hebt sich wie ein brodelnder Abgrund ab die Welt der Menschen.

Doch er ist durchglüht vom frohen Glauben an den Sieg des Lichtes: einmal wird die Zeit kommen, wo die Dämonen der Unterwelt sich ohnmächtig zurückziehen, auf daß Alleinherrscher sei die Güte, der Geist der Gerechtigkeit, der ihn bald mit Flammenmacht durchloht, bald durchweht im sanften Säuseln der Seligkeit. Seine erhabene Aufgabe ist es, den Triumph des Guten zu verkünden, damit die Menschen erlöst werden von dem Fluch des Bösen, das so gräßliches Unheil verschuldet. Als Herold tritt er unter die Menschen, ihnen zu künden die frohe Botschaft: daß die Gottheit als ein Erlöserkönig in den Himmeln thront, und daß sie herabsteigen werde zur Erde, sie in ein Reich ewiger Segnung zu verwandeln, wenn die Menschen sich ihrer Führung hingeben, der bösen Tat entsagen und mit der Pflugschar des Guten den Acker bearbeiten. In herrlichen Visionen hat der Prophet, der erdfrohe, dieses Reich der Gerechtigkeit und Glückseligkeit, der Freiheit und lichtübergossenen Harmonie hingezeichnet. Seine Gebete sind voll von der Inbrunst der Sehnsucht nach dieser verklärten Welt, wo die Arbeit nicht mehr ein Fluch sondern ein ewig quellender Born der Freude ist.

„Du allein, Gott, kannst alles wirken!
Gib der Erde ein freudiges Blühen
Und uns ein dankbar Genießen....
Hört wie die Erde spricht:
‚Herr Gott, mach' mich blühen.'
Wann wird die Zeit kommen,
Wo wir uns frei und klar
Ins Auge sehen?
Wo wir wandeln leuchtenden Blickes,
Gehalten in deiner Macht,
Durch die lachenden Fluren der Erde?
Wann naht das Geschlecht,
Milde in seiner Kraft
Und Frieden in seiner Stärke?
Wo seid ihr, ihr Helden?"

Damit ist ein erhabener Gedanke gewonnen, der auch in Babylon, in Juda, dann im Abendland machtvoll immer wieder die Geister bewegt: der Gedanke, daß der Lärm der Welt der Lärm des Kampfes des Lichtes mit der Finsternis ist, und daß, mögen auch immer wieder die Mächte

der Tiefe toben, es zuletzt gelingen wird, die Unholde zu überwältigen, so daß ein kristallener Himmel sich über die Menschen wölbt, die dann wohl säen und ernten, aber keinen Fluch säen und Böses ernten, sondern mit ihrer Hände Arbeit, den Taten des Geistes Quellen aufsprudeln lassen, deren Wasser Erlösung bringende Fluren letzen.

Wir haben bis jetzt vor allem die zarten, weiblichen Kräfte der Seele Zarathushtras enthüllt, ohne doch das Ganze seiner Persönlichkeit aus dem Auge zu verlieren. Aber unerläßlich ist es, soll sein Wesen nicht überfärbt werden, nun auch die andere Seite desselben klar herauszuheben: den starken, der Hölle trotzenden Machtwillen.

Dieser Machtwille läßt sich nicht scharf absondern vom Erlösungsstreben, aber zuweilen tritt er doch mit solcher Stärke hervor, daß Zarathushtra vor uns aufragt als eine erzene, kampfgestählte Gestalt, die im Kampfe all das Wehleidige und Zarte, das ihr anhaftet, abschüttelt und als ein heldenhafter, aller Gefahr trotzender Streiter dem göttlichen Herrn dient.

In verschiedenen Ausprägungen durchhallt der Machtwille das Werk des Propheten. Als ein scharfsichtiger Geist hat er tiefstes Verständnis für die bewegenden Kräfte der Welt, und wenn er das Weltgeschehen, namentlich auch das Völkergeschehen deutet als einen Kampf des Lichtes mit den Dämonen der Hölle: ist dieser Geist der Finsternis nicht der verkörperte Machtwille, der Machtwille im Sinne des Bösen, der im gesellschaftlichen Leben schrecklichen Ausdruck gewinnt in den Freveltaten der Herrschenden, im Lügengeist, in der Verleumdung? Und wenn es ihm gelingt, in einer großartigen philosophischen Auffassung dem Dasein einen Sinn abzuringen, indem er zwei Grundmächte, das Licht und die Finsternis als Urmächte herausstellt: schwingt er sich damit nicht auf eine Höhe der Betrachtung, von der aus er als ein Herrscher, als ein Eroberer die Reiche der Wirklichkeit unter sich liegen sieht, durchleuchtet von der Kraft seines kühnen Geistes?

Aber nicht begnügt er sich mit dieser Schau. Hinein wagt er sich in den Kampf, der seit Urbeginn der Welt entbrannt, voll Begierde, ein Streiter zu sein auf Seiten jener Macht, von der er glaubt, daß ihr zuletzt der Sieg zufallen werde: der Macht, die der Gottheit bald sanfter, bald brausender Odem durchdringt. Und so kann denn der sonst so zarte, inbrünstig nach Stille, Klarheit und Frieden lechzende Zarathushtra aufwallen im Groll gegen die, die mit ihren Schandtaten die Luft der Erde

verpesten und den Durchbruch des erlösenden Lichtes verhindern. Auch ihn durchstürmt ein Machtwille wie jene, die dem Geiste des Bösen verfallen, aber dieser Machtwille steht im Dienste des Guten, er ist geschwellt vom Odem seines Gottes und möchte dahinbrausen wie ein reinigender Sturm. Der Heldengeist eines Propheten lebt in Zarathushtra, der mit Aufbietung aller Kraft in die Teufelswelt hineinstürmt, um ihre Götzen zu zertrümmern, mit eherner Entschlossenheit, mag er auch zugrundegehen, den übermütigen Prassern und Ausbeutern seine lodernde Wahrheit entgegenschleudert. Als einen Schandgesellen entlarvt er den König seiner Zeit, der sich mit Unrecht mästet und die, welche dem Guten zustreben, aus seiner Wollust heraus schmäht: einen Mörder nennt er ihn des wahrhaften, gütigen Lebens. Pfaffen und Adel bekommen die Schärfe seiner Waffen zu spüren, und eine dionysische Lust durchwallt ihn, gedenkt er der erhabenen Aufgabe, die ihm zuteil geworden: nämlich die Bösen herauszureißen aus dem Abgrund und hinzutragen zum Lichte, auf daß sie unter dessen Anhauch gesunden und ein neues Leben gewinnen.

„Gott! Mit den Flügeln meines Gebetes
Will ich fernhalten,
Was dir fremd ist
Und gegen dich will.
Von den Mächtigen den Hochmut,
Von den Armen Verzagtheit,
Von meiner Flur
Alles Böse."

Bilder von Schlachtenkampf und Schlachtensieg glänzen vor ihm auf, als Streiter mit wallendem Helmbusch fühlt er sich, in dessen Brust ein Feuer loht, das herausbrechen möchte, um die Feinde zu fressen.

„Ein Sturm in die Welt
Auf jagenden Rossen,
Von Eifer durchglüht
Und getragen von Kraft,
So brausen heran wir.
Wollt ihr mit, seid bereit!"

Dieser Herrschaftswille nun, der Zarathushtras Seele schwellt, soll die schöpferischen Mächte entbinden, die im Laufe der Zeiten den Weg bahnen hinein in die Gefilde der Harmonie: des messianischen Reiches. Der Macht des Bösen wirft sich entgegen die Macht des Guten, und erst wenn im harten Kampfe des Einzelnen mit den unholden Geistern seiner

eigenen Brust und dann auch der übrigen Menschen das Böse niedergerungen ist, wird die Erlösung winken.

RÜCKBLICK

WER Goethes Faust und zugleich das Werk Zarathushtras kennt, der wird wohl zugeben können, daß es uns gelungen ist, mit den Mitteln, die uns unsere Methode in die Hand gibt, die Wesenszüge der beiden Schöpfungen klar herauszuheben: als Offenbarung des Urphänomens, aus dessen Grunde alle seelischen Erscheinungen herauswallen. Jedesmal wirkt sich das hier in Sprachwerke eingegossene Leben aus im Sinne einer Systole und Diastole, und in verschiedenen Formen kommt dieser Rhythmus zur Geltung. In das Chaos des Lebens dringt der Machtwille ein, um es zu überwältigen: in beiden Fällen sehen wir gewaltige männliche Energien sich entfalten, aber auch das Weibliche der Seele, das bald als Diastole gegenüber der Systole des Machtwillens, bald innig mit diesem verbunden, bald in der Form der Flucht aus der Wirrung des Lebens sich entfaltet, indem der Gepeinigte hinstrebt zu einer Stätte des Friedens: auch dieses Weibliche dringt in heißen und zarten Sehnsuchtslauten, in innigen, bald aufjubelnden, bald leise den Schauern der Anbetung sich entringenden Weisen an unser Ohr.

Und gehen wir mehr ins Einzelne, so ergibt sich mit aller Deutlichkeit, wie machtvoll das Urphänomen in Goethes Faust und im Werke Zarathushtras sich Ausdruck verschafft. Schwere Seelennöte sind den beiden Dichtungen eingezeichnet: in Fausts Seele brennt der Schmerz, daß es, auch mit Aufbietung aller Kraft, nicht gelingen will, in das Geheimnis des Weltgeschehens einzudringen; Zarathushtra erlebt Zeiten, wo die Welt ihm als ein unheimliches Rätsel erscheint, als ein sinnloses Getriebe, so daß er, der nach Klarheit, nach einem befreienden Wissen Strebende niedergedrückt wird von der Qual schwerer Anfechtungen. Und der Held der Goetheschen Tragödie wie der Iranier verbannen sich gleichsam selbst aus der Gemeinschaft der Menschen. Als hochstrebende Geister geraten sie in die Öde der Einsamkeit, umflattert von den Gespenstern ihrer Seelenpein. Klage stößt Zarathushtra aus, daß kein Vater- und Mutterland ihn schützend umfange, während Faust, von der Verzweiflung angetrieben, selbst den Giftbecher an den Mund setzt. Und auch das soziale Chaos, die wirbelnde Unordnung im Getriebe der Menschen, haucht sie wie erstickender Geruch an. Nach einer durch grausige

Schluchten führenden Irrfahrt entfacht es den Gestaltungswillen des Deutschen, während Zarathushtra von vornherein seinem schmerzenden Druck ausgesetzt ist.

Das Leben aber auch als kosmisches Geschehen wird jedesmal erfaßt in einem wogenden Gemälde gleichsam, in welchem das Licht und die Finsternis miteinander im Streite liegen, und die ewige Lebensmacht, der Mutterschoß alles Hohen, wird von Zarathushtra wie von Goethe — Faust gedacht als die formende Kraft, die das Chaos benötigt, um ihre Meisterschaft zu erproben. Und im Menschen, dem Ringenden, tritt dieser Zwiespalt erschreckend zum Vorschein, und zwar als schweres Leid, wenn die Finsternis über ihn hereinbricht, ein Wolkengewölbe die Sterne verdeckt.

Nun sehe man, wie der Machtwille dem verworrenen Leben die Stirne bietet, auf daß ein Glanz von Klarheit über es dahinflute: die den Menschen verherrlichende Form es bändige. Faust, der Philosoph, vertieft sich in alle Wissenschaften, um den Schlüssel zu finden, der das geheimnisvolle Tor, das ihm den Weg zu den Urkräften des Daseins versperrt, öffne, und zuletzt, als sich erfolglos erwies sein Mühen, ergibt er sich der Magie, im Wahn, daß sie ihm die Kraft verleihe, die schaurige Öde der Verworrenheit mit Siegerschritten zu durchmessen. Zarathushtra baut eine von quellenden Kräften belebte Mythologie auf, nach der sich ihm das Weltgeschehen darbietet als das Ringen zweier Urmächte, eine Mythologie, die seinem Herrscherwillen die Weihe verleiht, indem er sich siegesbewußt einreiht in die Heerscharen des Lichtes, die im Glanze stehen der Gottheit.

In der leidenschaftlichen Liebe zum Leben, die jedem der Helden eigen ist, begegnet uns eine weitere Auswirkung des Machtwillens: die Sonne und die prangende Erde jubeln in beiden Dichtungen aus der Seele von Menschen heraus, die sich hingezogen fühlen zum Leben, zum Leben der Natur sowohl wie der Menschen, um hier ihrer Herrscherwürde froh zu werden. Und wie wird im Schlusse des zweiten Teiles des Faust die königliche Tat gepriesen, der es gelingt, die Dämonen der Unordnung, die das gesellschaftliche Leben aufwühlen und Not verbreiten, zu bezwingen! Ist aber Zarathushtras Werk nicht ein Hochgesang auf den starken, willensmächtigen Menschen, der dem gesellschaftlichen Chaos entgegenstürmt mit dem ehernen Sinn des Helden, der nicht rastet und ruht, bis die Fluren aufjubeln im Vollendungsglück? Und wenn Zara-

thushtra, prophetischen Eifers voll, eindringt auf die mit Blindheit geschlagenen Menschen, um ihnen die Binde abzureißen und die Hoheit eines heroischen Lebens, die göttliche Pracht der guten Tat anzupreisen: etwas wie prophetische Weihe umwallt auch Faust, den Eroberer, der nicht allein die Elemente der Zerstörung zurückdrängen will, um fruchtbares, segenbringendes Land zu gewinnen, sondern auch durch seine mit Mühen und Not erkämpfte Tat ein Panier aufpflanzen und werben will, daß sie Nacheiferung finde.

Nun beachte man weiterhin, wie sich der beiden Gestalten das Erlösungsstreben bemächtigt. Die Unruhe eines von den Gewalten der Finsternis bedrängten Lebens wogt in ihnen, und so streben sie hin zu einer Atmosphäre, wo die erschütternden Willensgewalten verstummen und Harmonie sie umwallt. Faust findet zeitweilig Erlösung von seiner Erdenpein in der Natur, wo ihn die Stimmen des Ewigen umschweben. Zarathushtra fällt vor den Wundern der Natur staunend nieder, anbetend die Gottheit, die gütige Lebensmacht, die paradiesische Herrlichkeit vor ihm ausbreitet. Und wenn der Iranier inmitten des Chaos seiner Zeit Freiheitsgesänge anstimmt, wenn er, auf hoher Warte stehend, triumphierend hineinweist in die Heilszeit, die keine Vergewaltigung der Schwachen, kein Unrecht, keine Lüge und Verleumdung kennt, sondern ein Geschlecht umschließt, das in Taten der Liebe mit der Glorie des Glückes sich schmückt: gilt das Erobererwerk Faustens nicht ebenfalls einem Geschlecht, das seinen Frieden findet im „Gemeindrang"? Und wenn Goethe das Unsterbliche seines Helden in himmlische, harmoniedurchleuchtete Gefilde aufschweben läßt, wo alles Kämpfen einen Abschluß findet: ist diese Form der Erlösungssehnsucht nicht auch Zarathushtra eigen, ihm, der hienieden schon in Zeiten der Entrücktheit, vom Hauch der Stille getragen, in den göttlichen Wesensgrund versinkt, von der Seligkeit der Vollendung erfüllt? Kennt nicht auch Zarathushtra ein Leben über den Sternen, dem der Stachel der Erdenunrast genommen, ein Leben also, das dahinwallt im ewigen Wohllaut der Harmonie?

Doch ist mit dieser zusammenschauenden Deutung unsere Aufgabe mitnichten erschöpft. Wir haben lediglich übereinstimmende Züge herausgehoben, um die Entfaltung des Urphänomens deutlich zur Anschauung zu bringen. Aber Aufgabe der Geschichtsschreibung, wie wir sie auffassen, ist es, nicht allein die in allen Erscheinungen waltenden gleichen Grundkräfte freizulegen, sondern auch die Besonderheit ihrer Entfaltung

zu ergründen, und da ergibt sich denn, daß Goethes Faust und das Werk Zarathushtras uns entgegentreten als Ausstrahlungen durchaus eigentümlicher Kulturen. Dort handelt es sich um ein Drama, das symbolisch die seelische Entwicklung des Menschen Goethe zur Darstellung bringt, hier um die Offenbarungen eines Propheten, über die sich freilich ebenfalls der Hauch künstlerischer Verklärung breitet. Und Goethe hat in seinem Hauptwerk nicht allein die seelische Entfaltung Fausts hingezeichnet, er hat auch Weltbilder, wie etwa die klassische Walpurgisnacht, seinem Gedicht einverleibt, die wohl vom Faustproblem eingegeben sind, ohne daß hier aber Faust als sinnlich greifbare Persönlichkeit auftritt: womit der Dichter Wege beschreitet, die dem Iranier fernliegen.

Jede der beiden Gestalten, Faust und Zarathushtra, so sehr sie von gleichen Grundkräften beherrscht, sind wieder in eine besondere Sphäre hineingestellt. Der Held des Dramas durchmißt Stufen einer seelischen Entwicklung und erfährt dabei als Vertreter einer späten Kultur Erschütterungen und Beglückungen, wie sie in dieser Weise der große Prophet nie erlebt. Das Ringen Zarathushtras bewegt sich gleichsam in einem Kreis, immer treten uns die gleichen Erscheinungen entgegen: das Chaos der Welt, der die Erlösung in der Gottheit oder in einer harmonischen Lebensordnung suchende Prophet, der Kämpfer, der der Wahrheit die Bahn brechen will: während Faust in immer neuen Erlebnissen sein Menschentum entfaltet. Wie scharf hebt sich doch die Gestalt des Deutschen von der des Propheten ab: als Gelehrter, als Forscher, Philosoph und Magier beginnt Faust seine Laufbahn, und die Erkenntnis, daß beschränkt des Menschen Willenskraft, reißt ihn in den Strudel der Verzweiflung, während Zarathushtras Seelenweh doch vor allem begründet ist in der furchtbaren Tatsache, daß das Böse in der Welt triumphiert. Und völlig fehlt Zarathushtra der dämonische, vom Machtwillen und dem Streben nach Glück zugleich eingegebene Drang, sich zum Übermenschen zu steigern, sein Selbst zur Menschheit auszuweiten, um deren Niederlagen und Siege in verwegenem Hochgefühl auszukosten. Die frevlerischen Züge, die Faust, dem Ungebändigten, anhaften, gehen dem Propheten völlig ab, und so stürmt denn Faust in Lebensgebiete hinein, die gerade das Entsetzen Zarathushtras hervorrufen: in die Welt des sinnlichen Genusses.

Faust ist aufgewühlter als der von vornherein mehr gebändigte, von der Glorie seiner erlösenden Wahrheit bestrahlte Prophet, die zwar auch einmal sich verfinstern kann, doch immer wieder ihr tröstendes Licht

ausgießt. Und so erlebt er einen Zusammenbruch, der in einem furchtbaren Fluch Ausdruck gewinnt, ja, er ist entschlossen, sich in den Abgrund des Todes zu stürzen. Und wenn beide Gestalten nie aus dem Ringen mit dem Chaos des Lebens herauskommen, dieses Chaos tritt uns in Goethes Faust in besonderen Abtönungen entgegen. Schon daß dem deutschen Dichter das kaum Glaubliche gelungen, nämlich das Chaos in einer Gestalt, in Mephistopheles zusammenzuballen, bedeutet eine großartige Eigentümlichkeit des Dramas, und zudem ist Mephistopheles ein anderes als allein die Verkörperung des Bösen, in welchem der Iranier vor allem die Macht der Finsternis walten sieht, gegen die er ankämpft, um ihren Wall zu durchbrechen. In welchem Reichtum entfaltet sich doch der „Sohn des Chaos"! Einmal als Erkenntnis, daß in diesem Leben nie das Vollkommene, das Ewige, Erlösende dem Menschen zuteil wird, dann als Hohn und Spott, die das Hohe unterwühlen, weiterhin als Dämon der Versuchung, der Traumbilder vor den nach der Fülle lechzenden Menschen hinzaubert, ihn aber in den Wirbel schwerer Not hineinführt. Und wenn Zarathushtra tiefen Sinn besitzt für den tragischen Grundcharakter des Lebens, der auch seiner eigenen Gestalt eingeprägt ist: so entfaltet sich dieser doch vor allem in Kämpfen, die in das Reich des Sittlichen, der Freiheit führen: dem Guten, dem Sittlich-Erhabenen wirft sich der Dämon des Bösen entgegen, während bei Goethe die Grundkräfte, deren Ringen das Weltgeschehen und die Menschenentwicklung ausmachen, doch nur leise sittlich überfärbt sind. Auf das dämonische Streben nach der Fülle des Daseins, das verhöhnt wird durch die Gebrechlichkeit der menschlichen Natur, auf die unbändige Leidenschaft, die die Schranken des Menschentums durchbrechen will, führt er die Tragik seines Helden zurück, und diese Leidenschaft nimmt Formen an, die im Weltbilde Zarathushtras fehlen. Nicht nur das ungestüme philosophische Erkenntnisstreben, das Verlangen nach unbändigem Genuß, auch die Liebesleidenschaft, die nicht allein Gretchen, sondern auch Faust zuletzt in schreckliche Pein stürzt, indem das Höchste, das er glaubt errungen zu haben, ihm wieder entrissen wird: auch die Liebesleidenschaft spielt im Weltbild des Iraniers keine Rolle.

So könnten wir eine Fülle weiterer Züge herausheben, die dem Werke Goethes als ein Besonderes anhaften, indem es eben auf einem anderen Kulturboden erwachsen ist als das Zarathushtras: wie die dichterische

Verherrlichung der Welt des Schönen, die symbolisch die hoheitsvolle Erscheinung des gebändigten Menschen schildert, der die Gluten seines Wesens in die von Harmonie umflossene Form eingießt; dann die von Wonnegefühlen durchströmte Erschütterung, die der Ungebändigte erfährt, wenn die Glorie der Schönheit vor seinen Augen aufstrahlt, jene Erschütterung, die die Lynkeusgesänge durchwogt. Aber wir müssen einhalten. Nur das Wichtigste sollte berührt werden.

Das aber wird deutlich geworden sein, daß auch das Besondere, das beide Werke auszeichnet, eine Deutung zuläßt, die uns auf das Urphänomen hinweist: das eben in allen Erscheinungen waltet, doch jedesmal in einer eigentümlichen Weise.

VOM GEISTE DER INDISCHEN UND BABYLONISCHEN KULTUR

INDIEN

Das Zeitalter der Upanishads

DIE Entwicklung Judas, die wir nach allen Seiten hin gründlich durchforschen wollen, bildet einen Zweig der babylonischen Kultur. Wir glauben nun, zum Kerne der babylonischen und damit auch der jüdischen Entwicklung am besten vordringen zu können, wenn wir die ganz anders geartete indische Kultur zum Vergleiche heranziehen, um damit einen Standpunkt zu gewinnen, von dem aus ein ruhiges Beschauen möglich ist. Eine Welt eröffnet uns nämlich die indische Kultur, in der wohl das Urphänomen machtvoll nach Äußerung drängt, aber in einer solch eigentümlichen Form, daß, wenden wir uns von hier aus dem babylonisch-jüdischen Kulturverlauf zu, dessen Ursprünglichkeit in hellem Licht erscheint.

Man versteht die indische Kultur, die sich am großartigsten in der religiösen Philosophie der Upanishads entfaltet hat*), erst dann, wenn man sich darüber klar ist, daß es sich um eine in reichen seelischen Quellen aufsprudelnde Reaktion gegenüber dem Geist der Heldenzeit handelt: auf eine Zeit rasender, namentlich in kriegerischen Taten auflodernder Lebensgier folgt, nachdem die Volksseele gleichsam müde gehetzt war, die Besinnung und mit ihr die Abwendung vom tosenden Lärm des Tages. Aber man glaube nicht, daß nun das Urphänomen nicht mehr zu erkennen sei. Nein, dem liebevoll in diese Kultur sich versenkenden Auge erschließt es sich in deutlich zu erfassenden Erscheinungen: als Machtwille des Menschen, der sich in der Welt als ein Herrscher und König zu behaupten sucht, und als Erlösungsdrang, der einem Reiche sich zuwendet, wo das stürmische Wellenspiel des Lebens zur Ruhe gegangen und der Weiheglanz der Harmonie seine Wunder ausbreitet.

*) Wir beschränken uns mit Absicht auf eine Betrachtung wichtiger religiöser Erscheinungen der indischen Kultur. Deren Gesamtgebiet soll in einem späteren Werke durchleuchtet werden.

Wer einen Zugang gewinnen will zu der Welt der indischen Frommen, der wird gut tun, einmal alles zu vergessen, was die trockenen Gelehrten unserer Zeit, deren Verdienste wir gewiß nicht schmälern wollen, in ihren zahlreichen Abhandlungen über die indische Kultur zu berichten wissen: nichts verzerrter als die Bilder, die von den indischen Philosophen entworfen werden. Der Abendländer — und Schopenhauer ist hier vorausgegangen — ist immer wieder versucht, das Ideal, dem jene nach Heiligkeit strebenden Weisen nacheifern, wie einen Glorienschein um deren Haupt zu legen, so daß sie uns nicht begegnen als ringende, von schweren Erschütterungen durchbebte Menschen, sondern als Sieger, die, umhaucht von Vollendungsweihe, wie himmlische Wesen, in denen eine reine Harmonie tönt, vor uns stehen. Nein, auch die indischen Philosophen durchwallt der aufgeregte Strom des Lebens, sie sind nicht kühle, von Erschütterungen freie Menschen, sondern leidenschaftlich und so von schwerer Pein erfüllt, mag auch ihre Leidenschaft ganz anders geartet sein als die des im kriegerischen Getümmel sich Ruhmeskränze erobernden Recken.

Und gerade als die erregten, ungestümen Gestalten, die ein Chaos in der Seele bergen und schwer leiden unter den Wirrungen des Daseins, strömen sie über im Lobpreis des Friedens, der Ruhe, und nicht als ein Geschenk fällt ihnen dieses Glück vom Himmel, sondern erstritten muß es werden, erstritten in einem schweren Kampf gegen die Verlockungen der Welt, die Gelüste der Seele.

In den Upanishads ist es eingezeichnet, welche wilden, bohrenden, schmerzenden Kräfte im indischen Menschen hausen können. Man wird zuweilen geradezu an das Drängen Fausts erinnert, läßt man einzelne stürmische Rhythmen der Upanishads auf sich wirken.

„Auf eines Rosses Rücken jagen wir dahin...
Im Dämmergrauen schüttelt es die Mähnen,
Als Morgenrot umflattern sie sein Haupt.
Nun springt's empor, es glüht sein Sonnenauge,
Und bis zum Himmel reckt es sich hinauf.
Sein Huf scharrt Tage, tänzelnd geht der Monat hin,
Das Jahr — ein Satz, und jetzt, in jähen Sprüngen
Sprühn Sterne um den rasend schnellen Lauf.
In Wolkenflocken tropft der Schaum von dem Gebiß,
Es schnaubt der Sturm, und wirft's in seinem Donnergang
Den Kopf empor, dann zucken Blitze um die Berge seiner Flanken.
Der Regen trieft durch dieses Waldes Strähnen,

Und keuchend kocht in jenem Meer der Gischt.
Doch ob sich knackend biegt der Bäume Stamm,
Ob über Felsen wirr die Woge schlägt —
Alles dahin! Gerissen wird es ruhelos und ewig,
Durch Tag zur Nacht, aus Dunklem in das Helle...
So jagen wir durch dieses Äthers blaches Feld,
Du, ich, die Erde und die ganze Welt."
(Übersetzung von Eberhardt.)

Mit welcher Bildkraft ist hier das leidenschaftliche Drängen des Menschen, seine rastlose Lebensgier festgehalten, von der es an anderer Stelle heißt, daß ein Dämon den Menschen immer wieder aufpeitscht, bis er zusammenbricht! Mag es auch dem begnadeten Frommen gelingen, sich herauszulösen aus dem wirbelnden Meer der Gelüste und Leidenschaften: immer wieder brandet es in seiner Seele, und so sind denn die philosophischen Schriften der Inder voll von Schilderungen, in denen die zügellose Menschenseele auf- und abwogt.

„Furchtbar ist die ungestüme Macht erregter Sinne", heißt es einmal, selbst verständige, strebende Menschen reißen sie mit fort. „Wer oft an sinnliche Genüsse denkt, der hängt sein Herz daran; aus solchem Hang entsteht Begierde; die Begierde wächst zur wilden Leidenschaft; die Leidenschaft verblendet ihn, löscht die Erinnerung an reines Glück, das er einst fühlte, aus." (Bhagavadgita.) Brennend und verzehrend, unersättlich wie Feuer wird die Gier der Sinnenlust genannt, diese „unbändige Leidenschaft, deren Werk Unheil ist." Nicht die Ruhe, das Glück der Beschaulichkeit ist das Erbteil des Inders, nein, der „Geist hat keine Ruhe, ist stark und wirr und wild und schweifend schwer zu fassen wie der Wind." Es „wogt der Kampf in der Menschen Brust", ein Kräfte verzehrender, schmerzbringender Kampf.

Und nicht nur leidet der Inder schwer unter dem Gewühl und Drängen der Kräfte, die seiner Brust eingesenkt sind, unter diesem Chaos, das ihn mit seinen schrillen Mißklängen immer wieder aufschreckt: auch die Welt als solche, in die er ja einbezogen, dringt auf ihn ein mit Schreckenszügen. In einer ergreifenden Weise kommt in den Upanishads zum Ausdruck das Entsetzen vor den dämonischen Gewalten des Lebens, die den Menschen in einen Wirbel hineinziehen und ihn, mag er auch wähnen, in königlicher Haltung dahinzuschreiten, jäh wie ein schwaches Rohr knicken. Dahin sind die Zeiten, wo der Mensch noch auf der Bühne des geschichtlichen Lebens frohlockend seine Taten vollbrachte und,

bauend an einem in die Zukunft hineinwachsenden Werke, sich sein Glück schuf. Grauen erfüllt das auf die Menschenwelt gerichtete Auge des Philosophen; keinen tieferen Sinn vermag er mehr dem von Leidenschaften bewegten Dasein abzugewinnen. Ein Wirrsal tut sich vor ihm auf, in dem das Beste des Menschen versinkt wie in einem Morast; ein Drängen und Treiben, Hasten und Ringen, dem kein Klang wahren Glückes entsteigt, so leidenschaftlich auch die Menschen solchem nachjagen. Während in der Heldenzeit, als noch gewaltige Gottpersönlichkeiten über den Menschen als deren verklärte Ebenbilder thronten, das Leben genossen wurde, indem man sich verwegen einmischte in seinen Strom, wird nun das geschichtliche Geschehen empfunden als ein wirbelndes Chaos; kein goldenes Leuchten einer großen Zukunft bannt mehr den Blick, das Mühen der dem Tag anheimgegebenen Menschen erscheint als das ewige Wälzen eines Steines, der, sobald die Hand sich von ihm loslöst, wieder zurückrollt. Tief empfänglich wie man für das Leid ist, spürt man die Schatten, die in den Glanz des Lebens hineinragen, begierig auf: alle Siegesbilder menschlicher Tatkraft werden abgewiesen. Das auch damals gewiß noch vorhandene Erdenglück versinkt neben den düsteren Gemälden der Not, die man in das Weltgetriebe hineinsieht, so daß das Streben der Menschen, einerlei, ob sie nach Kronen greifen oder Geld und Gut nachjagen, als ein sinnloses Wühlen in einem nächtigen Abgrund erscheint. Als ein wirbelnder, von rasenden Gewalten dahingetriebener Strom erscheint das Leben derer, die noch nicht die weihevolle Höhe philosophischer Betrachtung erklommen, als ein Strom, der millionenfältig seine Opfer in die Tiefe zieht und mit fortwälzt wie Geröll.

Nie hätten die Philosophen in solch düsteren Betrachtungen sich ergehen können, hätte die geschichtliche Entwicklung noch beschwingende Kräfte ausgelöst. Und in der Tat handelt es sich um eine Zeit der Auflösung der ständischen Ordnung, wo gierig die Selbstsucht um sich frißt, die Ideale, denen einst die Besten zudrängten, ihre Leuchtkraft eingebüßt haben und ein neues soziales Ideal die Geister nicht mehr beflügelt.

Etwas wie die Verzweiflung Fausts hat sich der indischen Denker und Frommen bemächtigt. Sie sehen und haben es an sich selbst erfahren, wie sich die Menschen vergeblich abmühen, um sich im Getriebe der Welt zu behaupten; sehen, wie man vergebens Bauwerke der Wissenschaften, der „Theologie, Philologie, Juristerei, Medizin“ zu errichten

sucht, um sich in glorreichen Siegen zu verherrlichen. Denn was ist das Ergebnis? Ein Ringen ohne Ende, ein Wirbeln der Kräfte, kein wahrer, vom Leuchten des Glücks beglänzter Abschluß. In diesen Denkern ist der Sinn für ein im Kampfe mit den gefahrdrohenden Gewalten des Daseins sich entfaltendes Leben, für eine heroische oder gar dionysische Bejahung des Lebens im Sinne der ritterlichen Kultur vollkommen erstorben. Der Mensch, der als eine der Kräfte in dem wogenden Meer der Energien des Daseins sich durchzusetzen sucht, zerstörend und bauend, kämpfend und erobernd, erscheint ihnen als ein verlorener Sohn, hinausgeschleudert in eine wilde, von Dämonen erfüllte Wüste. In der Welt des sozialen Werdens gibt es für sie keine Heimat, hier herrscht eine eisige Luft, die dem Menschen die Blüten vom Haupte reißt, sein Herz zum Verdorren bringt. Aber auch die Frommen sind voll Verlangen nach Leben, und zwar einmal nach einem solchen, dem der Stachel der Unrast, der zuckende Rhythmus des Ringens, die Qual des Wechsels von Sieg und Niederlage, die Pein des Niezuendekommens genommen.

Eine zuweilen zu grausigen Visionen führende Angst vor dem unheimlichen Kräftespiel der Seele und der Welt schüttelt diese Frommen, und nur wer sich bewußt ist, wie immer wieder Finsternisse sie umringen, kann verstehen das tiefe, wie in langgezogenen Harmonien sich aushauchende Glück, das sie umfängt, wenn der Sternenglanz göttlicher Botschaft in ihr Auge fällt. Sie sind voll Sehnsucht nach Leben, diese Weisen, und zwar nach einem ruhig dahinfließenden, vom Frieden betauten Leben, und alles, was einem solchen Dasein widerstreitet, kann ihnen tiefe Qualen bereiten.

Erschauernd denken sie an die Macht des Todes: nie kann der Mensch froh werden, solange dieser gespenstische Gefährte nicht von seiner Seite weicht, jeden Augenblick bereit, ihn in den Abgrund zu ziehen. Der Leib, den man in der Heldenzeit gepriesen als das stolze Gebäude der Kraft, er erscheint als ein Minderwertiges, ja erweckt Grauen. „In diesem mit Leidenschaft, Zorn, Begierde, Wahn, Furcht, Verzagtheit, Neid, Trennung von Liebem, Bindung an Unliebes, Hunger, Durst, Alter, Tod, Krankheit, Kummer und dergleichen behafteten Leibe, — wie mag man nur Freude genießen!“ (Übersetzt von Deussen.) Muß der Mensch nicht erbeben, der erkannt hat, daß alle Herrlichkeit der Welt unbeständig ist, daß all die mächtigen Kriegshelden, die großen Könige und Welteroberer in Staub und Asche versinken; daß vertrocknen die großen Meere, einstürzen die Berge, daß die Zeit kommt, wo vergeht die Erde?

Solche Angstgefühle machen es begreiflich, daß der aus der Urzeit stammende Seelenwanderungsglaube festgehalten wird: in dem gewiß, da die Frommen nach dem Tode erhöht werden, auch die Sehnsucht nach Befreiung von der Marter des Lebens zum Vorschein kommt, aber in dem auch stark anklingt das Grauen vor dem Unheimlichen des Daseins. Wird doch der Böse nach dem Tode einverleibt oft niederen, ekelhaften Lebewesen, so daß das Gefühl der Schuld zu schwersten seelischen Nöten führen kann. Die ganze bunte, bewegte, von Leidenschaften durchwogte, ewig in Veränderung begriffene Welt erscheint zuweilen als Blendwerk, als ein Reich des Traumes, als eine Welt von Vorstellungen, denen keine Wirklichkeit im Sinne eines objektiven Seins entspricht: eine Feststellung, die gewiß beschwingende Kräfte auslösen kann, indem sie den Menschen antreibt, sich aus dem trügerischen Chaos herauszulösen und einem besseren Dasein zuzustreben, aber die auch in gottfernen Stunden grauenvoll wirken kann, indem sich der Mensch als ein ewig Verstoßener fühlt, den die Schrecken einer von Blendwerken erfüllten Wüste umringen.

So erleidet der Inder alle Qualen des verlassenen, von wilden Gewalten umtobten Menschen. Schwäche-, Furcht- und Sündengefühle können ihn umhüllen wie giftige Nebel, daß er ächzt und erschauert.

„Heute ist der Himmel leer,
Und die Furcht faßt uns im Dunkeln,
Ängstlich im verlassenen Meer
Tausend bange Sterne funkeln." (Übers. von Eberhardt.)

Unübertrefflich kündet diese Seelennot die Maitrayani-Upanishad: „Unabwendbar wie die Wellen großer Ströme ist für die Einzelseele ihr früheres Tun; unaufhaltbar wie die Gezeiten des Ozeans das Nahen des Todes. Von den Fesseln der Folgen guter und schlechter Werke ist sie wie ein Lahmer gehemmt, wie ein Gefangener unfrei; sie lebt inmitten großer Furcht wie einer, der im Reich des Yama wohnt; sie ist vom Rauschtrank der Verwirrung berauscht wie ein vom Rauschtrank Berauschter; sie irrt umher wie ein vom Übel Gepackter; sie ist von den Sinnesobjekten wie von einer großen Schlange gebissen; von Leidenschaften verdunkelt wie tiefe Finsternis; voller Schein wie ein Zauberstück, voll falscher Wahrnehmung wie ein Traum, kraftlos wie eine Bananenfrucht, den Anzug wechselnd wie ein Tänzer im Augenblick, eine trügerische Freude wie eine Kulisse." (Übersetzt von Hillebrandt.)

Unsere Betrachtung hat ergeben, daß das dem Dasein eingemischte Leid den stärksten Einwand bildet gegen das Leben: man will es nicht zugeben, daß auch dem Leid Kräfte entquellen, die den Menschen adeln, ihm erlösende Siegesgefühle einbringen können. Und so strebt man denn aus dem düsteren Kerker der Not heraus: nach langgezogenen Harmonien schmachtet das Ohr, um sich zu erholen von den störenden Zerrklängen eines losgebundenen Lebens; dem Wechsel, der Vielheit ist man gram. Und so leuchtet denn über dem Wogenschwall ein Sternbild am nächtlichen Himmel auf, das dem ruheverlangenden Auge zur Offenbarung wird alles dessen, was es ersehnt. Der Gottheit, dem Brahma, strebt die von dem blendenden, schmerzenden Licht des Tages gequälte Seele zu: sie ist ihr die Ruhe, der Urgrund, in dem alles sonst bewegte, unfertige Leben beschlossen ist in machtvollem Einklang. Frei ist die Gottheit von dem zitternden, bebenden Wellengang des Werdens, ein letztes und höchstes Sein ist sie, ein Abschluß von Ewigkeit zu Ewigkeit, hinausgerückt über alle Zeit, deren Bande die Menschen umschlingen. Dem gefühlsbewegten Denker erschließt sie sich, dem schauenden, vom Klang der Harmonie durchhauchten Geist.

Wo aber das Gefühl zur Leuchte wird, da waltet unergründliches Leben, und so ist denn die Gottheit dem indischen Denker alles andere als eine kahle, starre Abstraktion. Ja, als Inbegriff des Lebens selbst gilt sie in diesem Zusammenhang, freilich keines dionysisch auflodernden Lebens, sondern eines solchen, das gleichsam ein stilles Meer, eine glatte, vom Schein der Sterne verklärte Fläche geworden. Mit einer unerhörten Gewalt des Gefühls löst sich der indische Philosoph aus dem verwirrenden Lichtertanz des Werdens los, eintauchend die von rasenden Kräften erfüllte Welt in den stillen Glanz des göttlichen Wesens und sie damit erlösend von der Qual des Unfertigen, den ins Unendliche hineindrängenden Willensgewalten. Wohl ist die Gottheit ein anderes als die Welt, aber in ihr lebt und webt auch sie, freilich ganz anders als Dionysos, der seine Hoheit kund tut in dem ungeheuren, nie zur Ruhe kommenden Kräftespiel des Werdens. In einer nicht zu enträtselnden Weise hält der Atem der Gottheit die Welt zusammen; wie ein stiller Lichtglanz durch die Wolken geht ihr Geist durch die Welt, aussöhnend die Gegensätze, mit sanftem Hauche alles Drängende beschwichtigend, sie erlösend von der Unruhe des Wechsels. So schaut der Inder, auf den Höhen der Gottheit stehend, in das wirbelnde

Wellenspiel der Kräfte das Ureine hinein, alle Dinge werden durch die Macht seines Erlebnisses erlöst vom Fluch, der ihnen, so lange sie vereinzelt sind, anhaftet; das ganze ungeheure, chaotische Gewoge der Welt wird unter dem Hauch frommen Gefühls in eine einzige, in alle Ewigkeit andauernde Harmonie verwandelt, die nicht etwa als Aussöhnung von Gegensätzen immer wieder neu gewonnen wird, sondern zeitlos ist wie die Gottheit selbst. Mag es auch dröhnen im Weltenraum; mag in furchtbaren Erscheinungen das Gesetz des Wechsels offenbar werden: in all dem großen Gebrause ist Gott selbst die Ruhe, die Leuchte, die inmitten des Aufruhrs der Sturmgewalten ihren heiligen Strahl, unberührt von diesen, wie im Frieden der Tempelruhe aussendet.

So führt der Weg hin zur Gottheit als dem Orte der Erlösung: Menschenweh und Menschenlust sind hier verbannt. Die Zeit, die alles in den Fluß des Werdens hineinzieht, hat ihren Sinn verloren. Hier gibt es keine Welt als ein Fürsichbestehen der Dinge, sondern ewig verharrt die Gottheit in sich selbst, selig im Frieden ungestörter Harmonie. Und dieses göttliche Vollendungsglück wird eben zuteil auch dem Menschen, dem die Binde von den Augen gefallen, und der so mit den zaubermächtigen Augen der Gottheit in das Weltgetriebe hineinschaut. Das Leuchten des göttlichen Wesens verklärt die Seele des Menschen, der auf dem Lichtpfad mystischer Versenkung in den Grund des Alleinen gelangt ist; erlöst wird er vom Banne der sich selbstherrlich aufreckenden Einzelerscheinungen, von der Friedlosigkeit des Strebens und Wollens, vom verwirrenden Schauspiel des Wechsels und Werdens. Auch für ihn gibt es nun kein von aufhetzenden Gewalten beherrschtes Außen mehr, sondern alles, was da lebt und webt und wallt und wogt, wird unter dem Anhauch des Gefühls erlöst von der Dämonie, dem es anheimgegeben: geht ein in das Reich der Stille und Seligkeit. Zur Weltseele selbst wird das in die Gottheit eingegangene Ich, es fallen in ihm die Schranken, die die Zeit und das Gesetz der Kausalität aufrichtet; alle Wesen, alle Erscheinungen verschmelzen in dem einen himmlischen Klang, dem weltsegnenden, weltverklärenden und zugleich welterlösenden: dem feierlichen Klang, der das Glück der Ruhe, der Stille, der lichten Finsternis kündet.

In dieser ganz zur Religion gewordenen Philosophie ist alles verbannt, was an die Haltung der im geschäftigen Treiben des Tages aufgehenden Menschen erinnert. Sie führt hinein in die Tiefen der Menschenseele, wo

diese sich mit dem Göttlichen als dem ewigen Sein verbindet: sie entwertet alles Geschehen, soweit dieses sich vollzieht unter dem Antrieb von Willensgewalten. All das Große, das Menschen gelingen kann, indem sie Siegesdenkmale ihrer Herrschermacht errichten, Reiche gründen, in Eroberungen aller Art ihre Kraft offenbaren, versinkt zur Nichtigkeit, insofern, als es dem Fluch der Zeit, des Werdens und Vergehens ausgesetzt ist. Das Wesen dieser Religion besteht in einer zu einer großartigen Vereinfachung führenden Innenschau, und die schöpferische Macht, die in ihr waltet, ist letzten Endes das Gefühl, das alles in die Sphärenklänge eines mystischen Seins einbettet. Pessimisten sind diese nach Heiligung strebenden Philosophen gewiß insofern, als ihnen die ganze soziale und kulturelle Entwicklung als ein Trügerisches erscheint: denn keinen Abschluß gibt es hier, keine Heimat, die Ruhe bringt der abgehetzten Seele. Ihr ganzes Sinnen und Trachten ist darauf gerichtet, die Seele, die im wilden Aufruhr der Welt erdrückt würde, zu retten; und da ihnen das Glück vor allem ein Leben der Ruhe in den heiligen Hallen der zeitlos gedachten Gottheit ist, so schirren sie die Kräfte ab, die das Innere erregend durchdringen: wie eine zarte Leuchte über tobendem Wasser, stehen sie als Erlöste im Chaos der Erscheinungen da, ganz segnendes, liebendes, milde blickendes Auge geworden, an dem alles, was mit dem Makel des Unfertigen, des Werdens behaftet ist, spurlos vorübergeht, während es das nicht zu enträtselnde, nur fühlend zu erfassende Alleine, in dem alle Dinge erlöst weben, als göttliche Herrlichkeit genießt. Ja, um die anlockenden Stimmen der Welt abzuwehren, lösen sich die Frommen aus der Gemeinschaft der wahnbefangenen Menschen los, alle Kraft der Seele dem Ewigen zuwendend, und selbst die Askese wird nicht verschmäht, um die sinnlichen Gewalten zu zerbrechen und den Geist zu befreien von den Fesseln der Zeit. Überwunden soll alles Subjektive werden, einströmen soll der Mensch in den Atem des Unendlichen, das wesensgleich ist der alles Besondere auslöschenden göttlichen Majestät.

Die Spannung der indischen Seele hat sich uns nun enthüllt: vom tief empfundenen nächtigen Chaos der Seele und der Welt hebt sich ab die Wonne des Friedens, die den Frommen durchschauert, wenn er einströmt in den lichtlosen und doch glanzerfüllten Abgrund der Gottheit. Hier herrscht völlige Einheit, höchstes Glück, hier ist alles, mag auch die Sonne untergegangen sein, lauteres Licht; hoch thront der gottgewordene Mensch über dem Sündenstaub, der Unruhe des Werdens, dem Toben

der Leidenschaften, dem finsteren Meer der Furcht; unvergänglich ist er, und Raum und Zeit, in denen der von Dämonen erfüllte Strom des Lebens dahinwirbelt, sind überwunden: heilige Lüfte wehen, der Sternendom einer unendlichen Reinheit überwölbt die vollkommen gewordene Seele.

Wie aber, widerstreitet diese Beleuchtung der indischen Frömmigkeit nicht dem Urphänomen, von dem wir behaupteten, daß es allem Leben zugrundeliegt? Scheint es nicht, als ob hier der Machtwille völlig entwurzelt sei? Nun, abgesehen davon, daß ein starker Wille vonnöten ist, um sich aus dem Getriebe der Welt loszulösen und die Leidenschaften zu bändigen: der indische Philosoph erlebt nicht allein das Hochgefühl der Erlösung, sondern auch das Triumphgefühl des Königs, dem ein gewaltiges Reich untertan. Mag er auch die Welt verlästern und schildern als höllischen Wirrwarr: er stellt diesem Chaos die Macht seines Geistes entgegen und bildet ihm gleichsam Kräfte ein, die es formen zum wohltönenden Kosmos: zu einer gotterfüllten, in Schönheit prangenden Welt.

So erschließt sich uns allmählich der Rhythmus dieses eigenartigen Seelenlebens: bald ist die indische Seele von der Wirrnis bedrängt, bald befreit sie sich von dieser, um einzumünden in das göttliche Urwesen, wo alle Dinge erlöschen; bald entströmt sie dem göttlichen Brunnquell, um sich zu ergießen in die Welt, diese verwandelnd zu einem mit Herrlichkeiten bedeckten Reich des Ewigen. Nichts verkehrter, als sich die indischen Philosophen lediglich als lebensfeindliche Geister vorzustellen. Sie sind gram dem von der Selbstsucht durchrasten sozialen Leben ihrer Zeit, gram ihrer von Gelüsten und Leidenschaften erregten Seele, und aus schwerer Seelennot heraus lechzen sie nach der Stätte, wo ewiger Friede waltet. Aber immer wieder lockt auch sie das Leben unter der Sonne an, die Herrlichkeit der Natur vor allem, und wie bezeichnend ist es, daß sie dem Reich der Natur und damit dem Leben gerne die Farben entnehmen, um das Unsagbare, das Eingehen des Heiligen in den göttlichen Lebensgrund, zu künden. Farben, Töne, Düfte: alles dies hat hier eigentlich seinen Sinn verloren. Aber in oft herrlichen Bildern wird die Weihe des Brahma gepriesen. Lauter Licht, heißt es, ist das Unsterbliche, das Brahma: die Sonne gilt als Symbol des Ewigen, die Sonne, die der lichttrunkene Mensch jauchzend begrüßt. Und wie dringen die Bilder aus dem Reich der Welt hinein in das Reich des Unendlichen, wenn berichtet wird, daß der Geist im höchsten Licht „umherwandelt, indem er scherzt und spielt und sich

ergötzt, sei es mit Weibern oder mit Wagen oder mit Freunden, und nicht zurückdenkt an dieses Anhängsel von Leib, an welches das Prana angespannt ist wie das Zugtier an den Karren?" Und welchen „Weltgeist" atmet die folgende Stelle: wer in die Brahmawelt eingetreten ist, dem werden höchste Ehren zuteil: „Dann gehen ihm fünfhundert Asparas entgegen, hundert mit Früchten in den Händen, hundert mit Salben, hundert mit Kränzen, hundert mit Gewändern, hundert mit wohlriechendem Pulver; die schmücken ihn aus mit dem Schmucke des Brahman; und nachdem er mit dem Schmucke des Brahman ausgeschmückt ist, geht er, der Brahmawisser, hin zu Brahman." Von Brahmaduft, Brahmaglanz, Brahmaherrlichkeit ist die Rede, und immer wieder wird seine Pracht gepriesen. „In goldener, herrlichster Hülle, staublos und teillos Brahman thront; glanzvoll, der Lichter Licht ist es."

Nun ist dieses Brahma wohl das Nichtzunennende, jenseits aller Sinnenwelt, alles Lichtes geheimnisvoll waltende Urewige, in dem alle Erscheinungen als vollkommene Einheit enthalten sind: ausgelöscht mit all ihren Farben und Düften, ihrem Entstehen und Vergehen. Aber der Systole entspricht die Diastole: das Brahma ist zugleich der Schöpfer der Welt, es quellen aus ihm in einem geheimnisvollen Vorgang die Erscheinungen, die Sterne und Welten, die Menschen und Tiere und Pflanzen: kurz die ganze Welt des Werdens strömt aus seinem Urgrund heraus. Als eine ungeheure Willensgewalt wird die Gottheit empfunden, Großherr, höchster Fürst der Fürsten wird sie genannt, allmächtiger und allweiser Schöpfer, und in immer neuen Schilderungen wird ihre Macht und Herrlichkeit gefeiert. Alle Dinge sind in ihr verwurzelt, sie baut und zerstört die Welten, alle Wesen beherrscht und lenkt sie; zu ihren Füßen rollen dahin die Tage und Jahre; sie bildet die Brücke, welche die Welten zusammenhält. Überall gebietet und webt der Geist der Gottheit, das Brahma, im winzigen Tierchen sowohl wie in der majestätischen Sonne, im Aufruhr des Gewitters sowohl wie in der Stille des Waldes, im frommen Gebet wie im Toben der Leidenschaft. Und nun beachte man: die Gottheit steht dem indischen Frommen nicht wie etwa dem Juden als eine selbständige Lebensmacht gegenüber. Nein, dadurch, daß der Fromme seine Leidenschaften abschirrt und sich versenkt in den Abgrund des Herzens, wird er ja selbst Brahma, so daß er teilnimmt an dem geheimnisvollen Leben und Weben des Unendlichen.

Ein Rhythmus von hoher Bedeutung erschließt sich uns so. Nicht immer vermag sich der Weise auf der Höhe der Ewigkeit zu halten, auf jener abgründigen Höhe, wo aller Dinge Anfang und Ende zugleich und alles erlöst wird: es regt sich der Machtwille, der Drang nach Tätigkeit, nach Bewegung, und aus diesem Erlebnis heraus wird die erhabene Gestalt des weltenschaffenden Gottes geboren. Wie schon die Askese die Bedeutung hat, dem in die Einsamkeit sich zurückziehenden Frommen das Wohlgefühl der Tätigkeit, der Willensregung zu verschaffen, wie der Asket seinen Machtwillen an sich selbst ausläßt, um die mit der Zeit drückend werdende Stille, das beklemmende Schweigen zu durchbrechen und gleichsam die entschlummernden Lebensgeister wieder zu entfesseln: so quillt auch wie durch ein Wunder aus dem vom Schweigen bedeckten Abgrunde der Seele ein mächtiger Lebensstrom, der sich ergießt in die unendlichen Weiten der Welt.

Die Berichte über die Weltentstehung verraten es deutlich, welche seelischen Regungen der Herausbildung der Gestalt des Weltenschöpfers zugrundeliegen. Im Anfang, so heißt es, war das Brahma noch nicht entfaltet, es war einsam und wurde in der Einsamkeit von der Angst gepackt. Da schuf es die Welt, um nicht allein zu sein, und aus der Wonne strömte diese hervor. Und als die Sonne sich aus der Finsternis des Abgrundes herausrang, „da erhob sich lärmendes Jauchzen hinter ihr her und alle Wesen und Wünsche."

Hier ist es ausgesprochen: um die Qual des Alleinseins abzuschütteln, regt sich der Machtwille, und Hochgefühle, Wonnegefühle umflammen ihn, den König der Welt. Wohlan, der Heilige, der das Brahma verehrt, ist selbst der Glanzfürst dieser Welt. Allwünschend, allwirkend, allriechend, allschmeckend ist er; die ganze Welt ist in seinem Herzen beschlossen, die unendlichen Himmelsräume, die dahinflutende Zeit, alle Schrecken und Freuden des Daseins, alle Herrlichkeiten und die finsteren Mächte, alles was da lebt und webt. Mit Herrscherkräften gebietet er über die Welt, denn sie ist sein Eigentum, seine Schöpfung. Die Krone höchster Macht hat er empfangen. Er ist siegreich, bezwingt alle anderen, allgewaltig ist er; unendliche Welten gewinnt, wer das erhabene Wissen hat. Die Brahmaburg wird das Herz genannt, Herrschersitz des Großkönigs, auf dessen Befehl hin sich alles beugt. Schön wird in der Bhagavadgita dieses aus dem Machtwillen herauswallende Hochgefühl besungen:

„.....ich bin
Das Werden und Vergehn der ganzen Welt.
Nichts anderes, nichts Höh'res gibt es als ich!
Auf mir ist alles dieses aufgereiht
Wie eine Reihe Perlen auf der Schnur.
Ich bin des Wassers labender Geschmack,
Ich bin der Glanz der Sonne und des Monds,
Ich bin der Vedalehre heil'ges Om,
Im leeren Raume schwinge ich als Ton,
Bin Manneskraft im Mann. — Der Wohlgeruch
Der feuchten Erde und des Feuers Glut,
In allen Wesen das Lebendige."

(Übers. von Th. Springmann.)

So ergibt sich, wie das Streben nach Stille und Vollendung, nach der Wonne des Einsseins mit dem göttlichen Urgrund abgelöst wird vom Machtwillen, der hineinführt in die Welt des Werdens, ja, diese Welt des Werdens in einem nicht weiter zu deutenden seelischen Vorgang selbst schafft. Dadurch entsteht in der Seele eine Bewegung, ohne die kein hohes Leben denkbar ist: abwechselnd wird sie vom Machtwillen und Erlösungsdrang erfaßt, und je nach der Besonderheit des Rhythmus, in dem sich diese Bewegung vollzieht, empfängt das Leben der Frommen verschiedene Gestalt.

Aber nun gelingt dem Inder noch ein Großes: aus dem Machtstreben quillt in einem geheimnisvollen seelischen Vorgang die Welt des Werdens, aber wird denn diese nicht als ein Abgrund von Bosheit und Leidenschaft, von Qual und Not empfunden, welcher der nach Erkenntnis strebende Mensch entflieht, um als ein Erlöster im Wonneschein der Gottheit zu verharren? Machtvoll ist diese Linie dem Seelenbild des Frommen eingeprägt, aber er bringt auch die Kraft auf, wenigstens ein Teilgebiet der Wirklichkeit so zu verklären, daß es als ein wohltönender Kosmos sich seiner Seele einschmeichelt: das Reich der Natur. Verschafft ihm schon der Machtwille das Wonnegefühl des Schöpfers, so werden ihm erneut Hochgefühle des Freien zuteil, indem er das Reich der Natur wieder in der Weise formt, daß die schrillen Klänge einmünden in eine beseeligende Harmonie. Der Mensch als Herr der Welt ist zugleich Beschauer, und mit schauendem Auge, mit dem Hauche einer liebeatmenden Seele verklärt er sie, daß sie aufquillt in göttlichen Farben. Staunend steht der Fromme vor den Wundern der Natur, in die er hineinblickt den Allgeist, der selbst seine Seele ist. Die Natur wird beseelt und in oft

herrlichen Hymnen gefeiert ihre Schönheit und Erhabenheit. Der Glanz des Allgeistes durchdringt sie, und tief empfänglich ist man für die Atemzüge der Stille, der zarten Wonnen ihrer Andachtsfeiern. „Ja, es ist eine Melodie in der Welt — welch Wunder, daß sie stets zusammenklingt." Die jubelnde Sonne, der träumende Mond, die funkelnden Sterne: sie sind die Boten der Gottheit: glanz- und lichterfüllt ist das All, durchweht vom Atem des Ewigen. Ja selbst dionysische Flammenmacht schlägt uns zuweilen entgegen aus den Hymnen der Frommen: womit bewiesen ist, wie auch einmal stürmisch aufwallen konnte ihre Seele, die so inbrünstig nach ewigem Frieden lechzende: durch Prajapati fuhr „ein loderndes Feuer, und er grüßte die Sonne wie seine Schwester. Seine Seele wogte wie ein Sturm durch die Welt, und sie brach wie ein Meer durch alle Dämme. ‚Meinem Gott will ich singen', rief er, ‚meinem Gott, der in mir ist'." (Übers. von Eberhardt.) Und von dem Selbst, das in vielen Masken sich bergen kann, wird versichert, daß es nicht allein als Blume am Bächlein sinnig steht, nicht allein als Schmetterling kost oder leise im Bache plätschert, sondern auch als Sturm durch die Wälder braust und im Meere aufheult, als Flamme hochauflodert, ja, als Raubtierwut sich auf seine Feinde stürzt.

Damit haben wir die Hauptäußerungen des Urphänomens im Bereiche der indischen Kultur enthüllt: den Willen zur Macht, der vor allem sich auswirkt als Weltschöpfungsdrang, dann das Erlösungsbedürfnis, demzufolge sich über die Seele Verklärung breitet, indem sie die Natur als Gottesreich der Harmonie empfindet, dann, indem sie sich versenkt in das Geheimnis des Herzens, wo Brahma wohnt, in dem alle Dinge wonnevoll zur Ruhe gebettet sind. Wenn Goethe singt, daß alles Drängen, alles Ringen ewige Ruhe ist in Gott dem Herrn, so kann der Inder mit voller Seele einstimmen, umschreibt er doch das Weltgeheimnis in ähnlicher Weise:

„Wie aus dem wohlentflammten Feuer die Funken,
Ihm gleichen Wesens, tausendfach entspringen,
So gehn, o Teurer, aus dem Unvergänglichen
Die mannigfachen Wesen
Hervor und wieder in dasselbe ein."

Oder, um die bereits angeführten Verse nochmals wiederzugeben:

„Der jedem Mutterschoße als der Eine vorsteht,
In dem die Welt zergeht und sich entfaltet,
Wer den als Herrn, als Gott, reichspendend, preiswert
Erkennt, geht ein in jene Ruh für immer.“..

„Wer ihn fein, überfein in dem Gemenge,
Als Weltenschöpfer vielfach sich gestaltend,
Den Einen, der das Weltall hält umschlossen,
Als Seligen weiß, geht ein zur Ruh für immer."
(Übers. von Deussen.)

„Gleichzeitig innerhalb und außerhalb,
Zu gleicher Zeit bewegt und unbewegt,
So fein, daß es sich nicht erkennen läßt,
Undenkbar fern und dennoch völlig nah,
Unteilbar haust es, gleich als teilt es sich,
In jedem Wesen als sein Ursprungsquell,
Ernährer und Verschlinger wird's erkannt."
(Übers. von Springmann.)

Deutlich bemerken wir hier die Systole und Diastole des Lebens, und bewußt müssen wir uns bleiben, daß die Bewegung und Gegenbewegung sich stets vollzieht im Kampfe mit dem Chaos: der Wirrung der Welt, der Qual der unfertigen Seele. Doch dieser Kampf ist frei von den ungeheuren Erschütterungen, denen etwa die jüdische und abendländische Seele ausgesetzt ist: er hat nichts an sich von dem unheimlichen, Tod und Teufel herausfordernden Ringen der großen Gestalten Judas und auch des Abendlandes, die Spannung der Seele ist stark, aber es stehen keine Gewitterwolken über ihr, aus der todbringende Blitze zucken könnten. Nach dem Glück der Ruhe, des Friedens dürstet man vor allem, und wo Machtgelüste sich einstellen, da handelt es sich um Machtgefühle des Menschen, der sich aus dem Getöse der Menschenwelt herausgelöst und im Schauen vor allem, im Betrachten, in der Versenkung die Freiheit des Herrschers und Königs erlebt. Linder, lösender Herbsthauch streicht über die Gefilde der indischen Kultur, in der gewiß noch das Leben mit seinen Gegensätzen, seinen Leidenschaften, seiner Not quillt: aber schon tief ist die Sonne gesunken, und machtvoller wirkt die Lockung des Frieden verheißenden Abends als die im Kampfe mit unheimlichen Mächten ihre Werke wirkende Welt. Noch streift deren Brandung die Seele, aber nicht gelüstet es diese, sich in düsterer Entschlossenheit in das Wogengebrause zu mischen, trotzend den Stürmen, sich aufbäumend gegen die Unholde, um sie mit gepanzerter Brust niederzuringen. Es ist Abend geworden, die Schiffe kehren heim, der Hafen wartet, sie aufzunehmen. Und kündet auch einmal die Sonne einen neuen Tag, so vermag nichts den Pilger zu überreden, sich in die Wüste des Meeres hineinzuwagen; dem Strande allein vertraut er sein Fahrzeug an,

sich zurückziehend, wenn ein Sturm im Anzug ist, das Auge weidend an der Herrlichkeit der stillen Feier, die bald wieder über das Meer glänzt, voll Verlangen, einzugehen in die beseligende Stille der Nacht, wo ein göttliches Schweigen alle Fragen löst, alle Pein abnimmt.

Der Buddhismus

Der Buddhismus stellt nach unserer Auffassung eine Verflachung der Frömmigkeit dar, wie sie die Upanishads künden. Entwicklungsgeschichtlich betrachtet, nimmt er der Religion der großen indischen Denker gegenüber eine gleiche Stellung ein wie die jüdische Gesetzesreligion gegenüber der glutvollen, aus dem Abgrund einer tiefbewegten Seele emporwallenden Frömmigkeit der großen Propheten. Dort, bei den Philosophen, handelt es sich um ein glühendes, weltläuterndes Erleben, ein Leben, das, wenn es auch in den Hafen der Stille einmündet, doch durchwogt ist von den Strömen eines übervollen Herzens, während im Buddhismus die seelischen Quellen nur mehr spärlich fließen. Restlos läßt sich der Buddhismus aus der Philosophie der Upanishads ableiten, und als ein verdünnter, kaum mehr ergreifender Klang wirkt er auf den, dessen Ohr feine seelische Unterschiede zu erfassen vermag. In einer herbstlichen Landschaft gleichsam stehen die großen indischen Denker, und in den zarten, bunten Farben der feiernden, stille gewordenen Natur, in dem Säuseln der aus dem göttlichen Blau herabwehenden Lüfte verspüren sie den Atem des Weltgeistes, die Botschaft aus dem Reiche des Friedens und der Seligkeit. Die Landschaft Buddhas aber erinnert mehr an den Winter: eine oft eisige Kühle streift durch seine Seele. Da gibt es kein erschauerndes Versenken in die Wunder der Natur, kein göttlicher Tempel thront mehr auf den mystischen Säulen, die anbetender Sinn in das unendliche Reich der Stille hineinsieht: Buddha vermag sich nicht mehr weltsegnend, weltfeiernd auszuströmen, sein Innenleben entbehrt der überströmenden, gefühlsbewegten Fülle. Und selbst wo er auf dem Pfad mystischer Erlebnisse dahinschreitet, da weht uns etwas wie der Geruch der Öde an: keine Blumen umsäumen diesen Pfad, er führt durch eine mit Geröll übersäte Wüste, die höchstens durch die Urgewalt einer unendlichen Leere der Seele ein Erschauern einbringt.

Buddha und seine Nachfolger borgen der Sprache der großen Philosophen fast alle entscheidenden Begriffe ab. Auch sie nennen beispielsweise das Letzte und Höchste, das sie erstreben, die Stätte der Seligkeit und des erlösenden Friedens; aber wie kühl, wie abstrakt ist ihre Sprache

geworden, wie ist ihr ausgepreßt der Atem jener erhabenen Seele, der, blühendes Leben hervorlockend, uns immer wieder aus den Offenbarungen der Philosophen entgegenweht. Nicht zu verkennen ist der rationalistische Einschlag in der Lehre Buddhas, und wie auch sonst der Rationalismus sich hohen kulturellen Offenbarungen gegenüber stets zerstörend auswirkt, außerstande, ihre Tiefen zu ermessen, so hat auch Buddha dem erhabenen Geistesbau der indischen Philosophen das edelste Bildwerk geraubt, so daß nichts als kahle, frostige, geisterhafte Mauern übrigblieben.

Wie die jüdischen Priester, die die Herrschaft des Gesetzes aufrichteten, unfähig waren, dem hohen Fluge des Geistes der Propheten zu folgen, und wie sie so namentlich auch dem messianischen Ideal den erhabenen, edlen Schmuck raubten, so hat Buddha der Frömmigkeit der Philosophen gleichsam das Herz herausgerissen. Alles das, was den Philosophen der Inbegriff des höchsten Lebens ist, die Gottheit, die Seele, die Natur, überhaupt die durch den Geist der Gottheit zusammengehaltene Weltordnung wird abgewiesen, und übrig bleibt nichts als ein grauenhaftes Chaos, gegenüber dem es nur eines gibt: die Flucht. Hier hat die Weltmüdigkeit den denkbar höchsten Grad erreicht. Nicht mehr weilt das Auge liebend und entzückt auf den Wundererscheinungen der Natur, in denen der Geist der Gottheit waltet als die Melodie, die von Frieden und Seligkeit singt; kein Lobpreis des ewigen Wesens kommt aus dem Munde des Buddhisten, nicht steht er staunend vor dem Geheimnis der Seele, die hineinreicht in den Abgrund des ewigen Seins: er sieht sich umringt lediglich von einem schaurigen Wirrsal und sucht Erlösung in einem Etwas, das so unbestimmt, so leer ist, daß er es selbst nicht wagt, es anbetend, feiernd aus geschwelltem Herzen heraus, zu benennen.

Das seelische Erleben Buddhas ist im Vergleich zu dem der großen Philosophen höchst einfach, mag er es auch in ein verwickeltes Gewebe von Begriffen einspannen. Hier gibt es kein, wenn auch noch so verborgenes und geheimgehaltenes Ringen mit großen Weltproblemen; dieses Denken huscht über die Oberfläche der Dinge dahin, und wo es den Anschein erweckt, daß es in die Tiefe gräbt, da handelt es sich um eine Wiedergabe von falsch verstandenen Anschauungen der Philosophen.

Das tiefe Erleben der Philosophen weist auf einen ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht hin: auf die Gottheit und die ihr wesensverwandte Seele, die fest in sich gegründet sind als ein ewiges Sein, aber zugleich sich ausströmen und das, was sie durchdringen, zu einer nur

durch das Gefühl zu erfassenden Harmonie gestalten. So sind hier eine Fülle aufbauender Kräfte lebendig — wie es das Naturgefühl zeigt, dann der philosophische, die Einzelheiten des Geschehens zu einem ganzen verschmelzenden Blick, weiter die tiefe Frömmigkeit — während die Seele des Buddhisten so frostig ist, daß sie sich nicht mehr liebend, schenkend und verklärend auszuströmen vermag. Sie gibt den Rest des ihr noch verbliebenen Lebens aus in der Abwehr des Chaos des Weltgeschehens. Und wo so etwas wie eine philosophische Besinnung waltet, da erschöpft sie sich in der Ausmalung eines grauenhaften Bildes des Weltgeschehens, in das der Mensch hineingerissen ist. Hier ist der auch dem Chaos gegenüber sich behauptende Drang zur Gestaltung, dem bei den Philosophen noch so Großes in der Weltausdeutung gelingt, völlig geschwunden: das Persönlichkeitsgefühl ist so geschwächt, daß das Weltgeschehen lediglich betäubend wirkt. Man vermag es nicht mehr, auch im Wechsel ein Beharrendes zu erkennen; dieser Wechsel macht vielmehr den Eindruck einer sinnlosen, rasenden Bewegung: ein wütendes, tobendes Meer ist das Dasein, ein Wirbel gespenstisch emporlodernder Flammen, und in dieses unheimliche Chaos ist der Mensch hineingebannt, der, von der Begierde, dem nie zu stillenden Willen zum Leben erfaßt, ohnmächtig dahintaumelt, von Leid zu Leid getrieben, das der Buddhismus in unheimlich wirkenden Schilderungen festhält. Buddha kennt nicht mehr wie die Philosophen den inmitten des wirbelnden Daseins sich behauptenden Menschen: den Menschen, dem aus der Tiefe seiner zur Gottheit führenden Seele eine Selbstsicherheit zuströmt, die ihm, umwogt von den Harmonien des Friedens, das Wohlgefühl einbringt, auf einem verklärten Boden zu stehen. Eine Seele — und hier wird das in Auflösung sich befindende Persönlichkeitsgefühl des Buddhisten begrifflich festgehalten — im Sinne einer Einheit, eines Bleibenden, Dauernden inmitten alles Wechsels gibt es nicht; auch die Seele ist ein ewig Werdendes, ein in immer neuen Farben schillernder Tummelplatz der Vorstellungen, Empfindungen und Gefühle: ein sinnloses Wogen und Wallen von Vorgängen.

Buddha erstrebt wie die Philosophen die Erlösung, indem er sich einem nicht weiter zu bestimmenden Ureinen, einem letzten und höchsten Sein zuwendet, dessen frieden- und freudenbringende Segensmacht in den Schauern der Versenkung genossen wird. Aber während dieses höchste Wesen bei den Philosophen auch umspielt ist von den prangenden Farben der Welt, die sein sänftigender Hauch zusammenhält und belebt zu einem

Kosmos, ist es bei Buddha zu einem blassen Schemen geworden: ein gleichsam über die Unendlichkeit des Raumes hinausweisendes, nicht weiter zu bestimmendes Etwas ist es, dem der nach Erlösung Verlangende zustrebt, um in seinem Abgrund verwehend zu versinken. Stumm, wie gebeugt von der Gewalt eines Übermächtigen, gibt sich der Buddhist ihm hin, sein Wesen sinkt unter dem Anhauch dieses unendlichen Seins zusammen; kein preisendes und anbetendes Wort entschwebt seiner Brust; duldend gleichsam geht er in die ewige Stille ein, und lediglich Gefühle des Friedens, eines winterlichen Glückes verkünden, daß die Seele eine tiefe Wandlung erfahren.

Schroffer ist bei Buddha die Abkehr von der Welt als bei den Philosophen. Hier soll die Abkehr vor allem dazu dienen, die Seele in eine Stimmung zu versetzen, aus der heraus jene hohen Geistestaten vollbracht werden, die selbst wieder die Welt in den Glanz göttlicher Weihe und Vollkommenheit tauchen, während dort die Askese die Abwendung von allem Geschehen bedeutet, weil es ein nächtiges, schauriges Wirrsal bildet, das Entsetzen erregt, indem man eben nicht mehr die Kraft aufbringt, es göttlich zu verklären. Und nur insofern zeigt sich eine Verwandtschaft mit den Philosophen, als eine solche Askese das Auge der Seele hinlenken soll zur Stätte des Friedens, wo der leidbringende Wille erlöscht und die Ruhe ihren dunkeln Himmel ausspannt.

So weit auch die indische Philosophie und deren Nachklang, der Buddhismus, in seelischer Hinsicht auseinander liegen, eines ist ihnen doch gemeinsam: die Abwendung von allem geschichtlichen Geschehen und die Hinwendung zu einem zeitlosen Sein, in das der nach Erlösung von der Gier des Willens lechzende Mensch eingeht als in das Reich des ewigen Friedens. Wie aber, setzen denn die sittlichen Gebote, die Gebote der Milde, der Liebe, des Duldens, des Verzeihens nicht die soziale Welt wieder in ihre Rechte ein? Nun, das sittliche Handeln sowohl im Sinne der Philosophen als auch des Buddhismus steht im Dienste allein des nach Heiligung strebenden Menschen: eine Läuterung und Reinigung seines Wesens von allen Leidenschaften und Trieben, die es beflecken könnten, soll es anbahnen, auf daß jene Stimmung erreicht werde, ohne die es nicht zu seinem höchsten und letzten Ziel, dem Einswerden mit dem ewigen Sein, gelangen kann. Nicht die Förderung der Lebensordnung, in die die Menschen eingezogen sind, soll bezweckt werden, indem diese Ordnung in den Augen des Erwachten als eine Stätte der Leidenschaften und des Leides erscheint, in deren Bereich

eine Erlösung für den Inder undenkbar ist. Für ihn gibt es keinen Plan im geschichtlichen Leben, keinen Fortschritt in dem Sinn, daß immer neue Kräfte aufquellen und sich in Werken und Taten verherrlichen, die wieder überboten werden durch neue Leistungen: im geschichtlichen Leben herrscht die Unvernunft, der blinde, auf die Bahn des Leidens führende Wille. Weder die Vergangenheit noch die Zukunft lockt den Inder an. Er weiß nichts von Taten der Vorfahren, in deren Glanz sich der Nachlebende wie an der Pracht ehrwürdiger Stätten weidet; weiß nichts von einem Genius der Geschichte, in dessen Dienst die wechselnden Geschlechter stehen, um erhabene Werke aufzutürmen; nichts von einer Großes verheißenden Zukunft, der die Kräfte frohlockend zuströmen. Der Gemeinschaftswille als Wille eines vom Gefühl des Wachstums beflügelten Volkes ist in ihm völlig erstorben; sein Reich ist nicht von dieser Welt, sondern weist über sie hinaus in einen Bezirk, wo alles Drängen und Streben nach irdischen Gütern, indem der lebensgierige Wille erloschen ist, seinen Sinn verloren. Zwar ist es falsch, wie man zuweilen hört, daß der Inder kein Organ besessen habe, um die Idee eines geschichtlichen Geschehens zu erfassen. Rollen doch vor dem Auge des Buddhisten ungeheure Zeiten ab: von gewaltigen Weltperioden ist die Rede. Freilich, diese erfüllen ihn nicht mit den Hochgefühlen dessen, der schaffend und liebend sich dieser Welt zuwendet und in den Werken des Menschengeistes einen von Sieg zu Sieg führenden, wenn auch nicht von Erschütterungen freien Entwicklungsgang voller Sinn und Erhabenheit erblickt: er erbleicht und erbebt vielmehr vor diesem ungeheuren Geschehen und weiß sich gegenüber der erdrückenden Übergewalt der wie in einem kosmischen Sturm dahinrauschenden Vorgänge nicht anders zu retten, als daß er annimmt, es werden immer neue Buddhas erstehen, die, inmitten des tosenden Stromes des Werdens, die Botschaft von der Erlösung verkünden.

Auch in den unendlichen Raum schweift der Blick des Buddhisten hinein, in Weltsysteme, in die er freilich nicht erobernd wie der Astronom oder der am Gefühle des unendlichen Raums sich berauschende abendländische Philosoph vordringt, sondern vor denen er ebenfalls zurückbebt wie vor den Weiten der Zeit. Denn auch diese Weltsysteme sind ihm Stätten leiderfüllten Ringens und des Fluches, und auch hier harrt seufzend alle Kreatur auf die Stimme des Erlösers, dessen Stirne Friede und Seligkeit umleuchtet.

Es drängt sich nun die Frage auf: ist denn das Urphänomen des Lebens im Buddhismus überhaupt noch zu erkennen? Scheint es nicht, als ob hier jenes Spiel der Systole und Diastole — von dem wir sagten, daß ohne dieses das Leben nicht zu denken — keine Stätte mehr habe? Unsere Darlegung hat ergeben, daß machtvoll die Erlösungssehnsucht den Buddhisten durchdringt. Aber diese Erlösung vollzieht sich, indem der Mensch den Gewalten des Lebens, den Leidenschaften auch seiner Seele, abwehrend, herrschend entgegentritt. Die Buddhisten haben die Brahmanen, die immer wieder den Gelüsten der Welt sich hingaben und sich's wohl ergehen ließen, mitunter verspottet: nun, auch ihre Seele birgt Leidenschaften und wird immer wieder von der Versuchung überfallen, sich dem Gewoge des Lebens hinzugeben: wie anders hätten sie sonst dessen Toben in solch nächtigen Farben schildern können? Indem man aber sich solcher Versuchung gegenüber zur Wehr setzt, in die Einsamkeit flüchtet, durch asketische Maßnahmen die Leidenschaften zu bändigen sucht und ihnen wie Rossen in die Zügel fällt, läßt man den Machttrieb an seiner eigenen Seele aus und verschafft sich so das Hochgefühl des Herrschers nicht nur über sich selbst, sondern auch gleichsam über die Welt.

In grauenhaften Bildern wird die Macht des Bösen, das dämonische Ungeheuer der Welt, festgehalten: Buddha, dem Erlöser, wird Mara, der Böse, als die in der Welt tobende dämonische Grauengestalt entgegengestellt, die flammenwogende, leidbringende. Ihm gilt der Kampf, und seine Überwindung bedeutet die Vernichtung der Welt, die Befreiung der Seele aus den Klauen des Willens zum Leben. So verschafft sich der Machtwille auf den verwegensten Höhen der Geistigkeit noch einen letzten Triumph. Man ist nicht imstande, wie die Philosophen das Ungeheuer des Chaos zu bändigen, daß es sich zum Kosmos gestaltet, den der Atem der Gottheit belebt, sondern zerstörend, vernichtend wirkt sich der Machtwille aus: niedergerungen wird das Scheusal der Welt, auf daß der Mensch, befreit von allen Banden, die ihn an das Leben fesseln, aufschweben kann zur Höhe der Vollendung, der Erlösung. Aber dieses Vernichtungswerk wird durchaus empfunden als Wirkungsmacht eines erhabenen Herrscherwillens: Buddha, der das höchste Wissen verkündet und die Menschen auffordert, ihm nachzufolgen, er ist nicht allein der Heiland, der Erlöser, sondern auch der Herrscher über sich selbst und die Welt. Held wird er genannt, der sich selbst bezwungen, Siegesfürst, der mit der Gewalt seines von

Allwissenheit durchleuchteten Willens das von Stürmen durchbrauste Dasein wie einen Dämon niedergerungen; dem alle Wesen, selbst die Götter, untertan sind.

So bleibt auch hier die Systole und Diastole gewahrt: als weltzerstörender Machtwille und als Erlösungssehnsucht. Aber wie sind nun die aufbauenden, lebenerweckenden Kräfte geschwächt! Wie eintönig ist die Bewegung der Seele im Vergleich zu dem Rhythmus, der die großen Philosophen belebt, wie verdünnt der Strom der Seele! Noch bringt diese Frömmigkeit ein Glück ein, aber es ist nicht mehr jenes Glück, dem die Jubellaute des Entzückens entströmen im Anblick der vom Geiste der Gottheit erfüllten Natur; nicht mehr jenes Glück, das aus einem im Glanze der Gottheit atmenden Herzen quillt: wesenseins werdend mit dieser und sich ausstrahlend mit ihr, flammenmächtig wie die Sonne, die die Nebel vertreibt und die Welt mit ihrem Glorienschein übergießt. Und schon jetzt sei es gesagt, daß gerade heute der Buddhismus im Abendland stärker wirkt als die in den Upanishads niedergelegte religiöse Philosophie, heute, in einem Zeitalter der Zivilisation, wo die schöpferischen Kräfte immer mehr versiegen und so auch die Frömmigkeit, wo sich noch derartiges regt, gleichsam von den Schatten des Todes umspielt ist.

BABYLON

DIE indische Kultur hebt sich in ihren letzten Ausstrahlungen schroff ab von allen jenen Kulturen, die ihre Werke gleichsam in die Zeit und den Raum hineinbauen, Werke, ausreifend unter dem Blick einer lebenspendenden Sonne, Harmonie ausströmend als Meisterwerke des formenden, das Chaos bezwingenden Willens oder als Schöpfungen, in denen das Leben, mag es auch noch so sehr aufwallen, doch irgendwie gebändigt quillt, so daß ihm der Fluch der Sinnlosigkeit geraubt wird.

Wo immer unterdrückte Schichten, durch ihre Leidenschaften und Sehnsüchte bewegt, gestaltend — und sei es auch nur durch ihre Fürsprecher — auf den Kulturverlauf einzuwirken suchen, da drängen sie hin zum Leben und zur Sonne, mögen auch ihre Ideale die Farben eines vom Schimmer der Göttlichkeit bedeckten Jenseits tragen. Bürger dieser oder einer neuen Erde wollen sie werden, genießen wollen sie, im Lichte des Glückes sich ergehen, und nichts wäre ihnen unverständlicher als jenes Glück der Abgeschiedenheit der indischen Heiligen, das weglockt vom sozialen Verbande. Von solcher Rücksichtnahme auf die Sehnsucht des Volkes ist das indische Erleben vollkommen frei. Hier handelt es sich um Stimmungen von Kreisen, die hoch über dem im Dunkeln hausenden Volke dahinleben, um Stimmungen einer geistigen Aristokratie, die beständig Zuzug bekommt aus der herrschenden Schicht, und diese Kreise sind, hingesehen auf den Adel der Heldenzeit, von einer gliederlähmenden Müdigkeit befallen: die Lebensflamme lodert nicht mehr auf in einem Heroismus, der das Dasein segnet, auch wenn ihm Bitternisse eingemischt sind. Sie sind ganz nach Innen gewandt, und wenn noch etwas wie Heroismus am Werke ist, so jener Heroismus, der dem Willen entspringt, die dem Leben zudrängende Gier zu ertöten, auf daß sich das Licht einer im Frieden der Stille atmenden Seele rein entzünde.

So läßt der Inder keine, wenn auch noch so verinnerlichte Lebensgemeinschaft, die in die Zeiten hineinwächst, gelten, und wenn auch gewiß in den Genossenschaften der Mönche sich so etwas wie ein

Lebens- und Gemeinschaftswille äußert: letzten Endes stehen auch sie im Dienste der Abkehr des Willens vom Dasein: Pflanzschulen sind sie jenes Sinnes, der zugewandt ist dem zeitlosen Einen, das über die Sinnenwelt hinausweist. Kein Gedanke an soziale Reform taucht auf, und die leidenschaftliche Sehnsucht jener Völker und Klassen, die oft in heroischer Anstrengung sich erkühnen, diese Erde zur Stätte sozialer Harmonie auszubauen, sie würde lediglich ein überlegenes Lächeln hervorrufen.

Wir haben uns so eingehend mit dem Geist der indischen Kultur beschäftigt, weil uns dadurch die Möglichkeit gegeben ist, das Besondere der babylonischen und damit auch der jüdischen Kultur scharf zu erfassen. Es sind zwei verschiedene Welten, die sich vor uns auftun, und wenn gewiß auch beidemal das Urphänomen des Lebens wirksam ist: es handelt sich doch um durchaus verschiedene seelische Haltungen. Denn während der Inder durch eine Überwindung der Welt das ganze rastlose Getriebe einbetten will in den Schoß der Ruhe, des nicht zu enträtselnden Einen, führt die babylonische Kultur machtvoll hinein in das Gebiet des Werdens, das in einem durchaus neuen Sinn erobert und verklärt wird. Gewiß, auch in Indien fehlt der Machtwille, der sich die Welt untertan machen möchte, nicht: als Weltschöpfer fühlt sich ja der im Ureinen versinkende Heilige, aber dieses Machtgefühl wird doch stark übertönt von der Sehnsucht nach ewigem Frieden, der sich auf die Seele niederläßt, wenn sie eintaucht in den raum- und zeitlosen Abgrund der Gottheit. Eine zarte, von erschauernden Geheimnissen durchbebte herbstliche Luft, die zum Schauen und Träumen überredet, weht uns doch vor allem aus Indien an*), während die babylonische Kultur auf uns einwirkt im Bilde eines Stromes mächtiger Willensgewalten, die sich imperialistisch in das Chaos der Welt hineinwagen, um dieses zu bemeistern.

Auch die babylonische Entwicklung weist wie die indische in ihren Anfängen auf eine Urzeit und, dieser folgend, auf eine Heldenzeit hin, die wir Mittelalter bezeichnen können, und dieser reiht sich an eine Zeit „individualistischer" Färbung mit großartigen religiös-philosophischen Offenbarungen. Und wie in Indien folgt auf die Zeit der großen Kulturleistungen eine solche der Verflachung: eine Epoche der Zivilisation, mit der zwar nicht die ehedem so machtvoll sprudelnden

*) Wie bezeichnend ist es, daß die machtvollste Königsgestalt Indiens, Açoka, ihren ganzen Stolz dareingesetzt, die Lehre Buddhas zu verbreiten!

seelischen Lebensquellen völlig versiegen, aber die keine durch seelische Ursprünglichkeit sich auszeichnende Werke mehr zu schaffen vermag.

Freilich gilt dies nicht für Juda. Als eine fern gelegene babylonische Provinz hinkt es gewiß der Kultur des großen Reiches nach, um aber dann, als hier schon die langen Schatten des Abends sich ausbreiteten, in großen kulturellen Siegesstaaten sich unvergänglichen Ruhm zu erwerben. In durchaus selbständiger Weise verarbeitet Juda das babylonische Kulturgut, ja, es gelingt diesem Volk dort, wo die babylonische Mutterkultur aufgehört, machtvoll vorwärts drängend und mit lodernder Kraft deren Werk fortführend, der Entwicklung neue Glieder anzufügen. Wir haben das Gefühl, daß die babylonische Entwicklung in ihren höchsten Leistungen jenem Zustand entspricht, wo die „Neuzeit" sich aus dem „Mittelalter" herausringt, während die jüdische sich vor uns ausbreitet im hellen Lichte einer auch durch selbstherrliche Persönlichkeiten gekennzeichneten Kultur. Der in Babylon erreichte Entwicklungsgrad entspricht, um einen Vergleich zu wagen, der Zeit, die auf jüdischem Kulturgebiet voranging dem Auftreten der großen Propheten, während die Zeit der Propheten gleichzusetzen wäre etwa der Reformation, indem sie, anknüpfend an überliefertes Kulturgut, den Bann des Mittelalters sprengt, in Strömen neuer seelischer Energien die Fesseln der Tradition zerbricht.

Schon in sumerischer Zeit ist, wie die erhaltenen Dokumente zeigen, der Geist der Heldenzeit überwunden. Die Götter haben die Rüstung des Kriegsfürsten abgelegt, und wenn die Semiten in das sumerische Kulturgebiet einbrachen als rauhe Kriegerscharen, deren Gott die rohe Kraft war, so haben sie sich rasch in den Geist des unterjochten Volkes eingelebt, mehrend das vorhandene kulturelle Erbe, wovon erhabene Geistesdenkmale uns heute noch Kunde geben.

Die Zeit Chammurabis bedeutet wohl den Gipfel der kulturellen Entwicklung Babylons, und die hier sich offenbarende Kultur liegt völlig außerhalb des Bereiches der Heldenzeit, wo eine von kriegerischen Leidenschaften erfüllte Aristokratie den Ton angibt. Bürgerlicher Geist, möchte man fast sagen, herrscht nun vor und bestimmt die Farbe der kulturellen Leistungen; freilich bildet den Träger der Entwicklung ein Bürgertum mehr von der Art der bürgerlichen Schicht unseres ausgehenden Mittelalters als ein solches kapitalistischer Prägung: um eine priesterlich-bürgerliche Aristokratie handelt es sich, die noch ganz jen-

seits der die Seele versengenden rationalistischen Luft einer späteren Zeit lebt und noch von urwüchsigen seelischen Kräften geschwellt ist.

In seiner Weltanschauung hat das babylonische Volk seinem Herrscherwillen einen wahrhaft kühnen Ausdruck verliehen. Wie in Indien handelt es sich auch hier darum, das Chaos des Weltgeschehens zu überwinden, um zu einer Harmonie zu gelangen, die den von der Unruhe und Wirrnis gepeinigten Menschengeist besänftigt. Aber wie verschieden sind die Wege, die zum Ziele führen! Der Inder flüchtet sich, vom Getöse der Welt erschreckt, in sein Inneres, wo Raum und Zeit versinken und die Erscheinungen einmünden in die beseligende Stille des Ureinen; der Babylonier dagegen, der härter ist, nimmt den Kampf mit dem Chaos auf, um ihm den Siegel seines Willens aufzudrücken. So führt seine Bahn hinein in die Weiten der Außenwelt; etwas Imperatorisches ist dem Babylonier eigen. Mag auch der Inder dort, wo die Seele die Kraft aufbringt, die Welt als gotterfüllten Kosmos zu begreifen, sich als Herrscher über ein gewaltiges Reich erachten, das die Kraft seines vom Gefühl beschwingten Denkens zur Harmonie verklärt: das Lebens- und Herrschaftsgefühl des Babyloniers ist viel aktiver: ihm ist ein leidenschaftlich der verworrenen Welt zudrängender Wille eingesenkt, dessen Lebenselement gerade jenes Gebiet des Werdens mit seinen Gegensätzen bildet, aus dem der Inder sich herauslöst, um zum Tor des ewigen Friedens zu gelangen.

Den Kern der babylonischen Weltanschauung stellt das System der Entsprechungen dar, das besagt, daß die Erde sowohl wie der Himmel kosmisch geordnet sind, und daß jedes irdische Geschehen ein Abbild in einem himmlischen Geschehen besitzt. Auch der Mensch wird als Mikrokosmos, als Abbild der Gottheit, betrachtet.

Damit wird nun das Weltgeschehen verklärt, in dem der Buddhismus nichts als einen sinnlosen Wirrwarr von Prozessen sieht, während es den indischen Philosophen, die es zu überwinden suchen, indem sie den Geist der Gottheit hineinschauen, vor allem beseligende Ruhe ist. Gemäß dem astralen Charakter dieser religiös-philosophischen Lehre fällt auf jede irdische Erscheinung ein himmlisches Licht, und wie die Welt der Götter, so ist auch die Erde von Harmonie durchtönt. Nicht allein im Sein, sondern auch im Geschehen, in der Veränderung der Erscheinungen, wirkt sich der Geist der Harmonie aus.

Es gibt sich der Babylonier dem ungeheuren Eindruck von Raum und Zeit, dem der Inder nicht standzuhalten vermag, wonnevoll hin.

Sein Sinn dringt in gewaltige Räume und Zeitfernen ein, und sie will er beherrschen, auf daß das Ungeheure ihn nicht erdrücke.

Wie aber vollzieht sich die Eroberung der unermeßlichen Gebiete von Raum und Zeit? Es werden einmal Erscheinungen des irdischen Lebens, die man zu beherrschen vermag, in die himmlischen Gebiete verlegt, und so gelingt es, diese sich untertan zu machen. Da tritt uns denn ein Lebensgefühl entgegen, das tiefe Verwandtschaft besitzt mit dem Erobererwillen des Abendländers. Zwar kennen die Babylonier die Idee des unendlichen Raumes nicht. Aber die mächtige Ausdehnung des Himmelsraumes ist ihnen eine Selbstverständlichkeit. Von mehreren himmlischen Sphären ist die Rede, und in sie wagt sich kühn der Geist hinein, um ihre Geheimnisse zu erforschen. Ein Gelüst nach den Fernen, dem Grenzenlosen ist der babylonischen Seele — zum Unterschied von der indischen — eigen, und so dienen denn irdische Erscheinungen, in denen die Urgewalt des Raumes zum Ausdruck kommt, dazu, das Himmelsbild auszumalen und begreiflich zu machen.

Da entspricht dem irdischen Meere der himmlische Ozean, und in seinem Bilde sucht man die gewaltige Räumlichkeit des Reichs der Götter zu erfassen. Da ist die Rede von vier himmlischen Winden, in deren Wehen und Toben die raumüberwindende Majestät der Götter sich kundgibt; dann von ungeheuren Wegen am Himmel, auf denen die Sonne und Sterne ihre Bahn beschreiben. Es bildet sich in Anlehnung an astronomische Beobachtungen die Vorstellung des Weltberges heraus, der gigantisch in das unermeßliche Himmelsgewölbe hinaufsteigt, und gerade in diesem Bilde findet das Berauschende der den Raum bemeisternden Kraft eine deutliche Sprache: aus dem Himmelsozean heben sich seine gewaltigen Massen heraus, und stufenförmig strebt er in die Höhe, ein Sinnbild des Menschengeistes, der sich verwegen hineinschwingt in den gewaltigen Weltenraum, um ihn zu durchforschen. Wie deutlich tritt das Imperialistische, Allbewältigende des babylonischen Geistes zum Vorschein, wenn von einem Gott gesagt wird, „daß er in seiner Macht die Erde regiert, den weiten Raum machtvoll beherrscht."

Das babylonische Weltbild ist mithin mächtig vom Strome des Geschehens durchflutet, und nun erschließen sich uns die philosophischen Spekulationen als Äußerungen des gleichen Geistes, der im Bereiche des sozialen Lebens so Großes vollbracht: eines Herrschaftswillens, der die Weiten des Raumes zu überwinden sucht, um sich erobernd ins Grenzen-

lose hineinzuwagen. Die babylonische Politik steht ganz im Dienste dieses unendlichen Herrschaftsstrebens.

Schon im dritten Jahrtausend v. Chr. stürmen einzelne Herrscher über die Grenzen des Reiches hinaus und unterwerfen große Gebiete, um diese womöglich auszuweiten zu einem Weltreich: König Naram-Sim nennt sich prunkend „König der vier Weltgegenden", damit verratend, worauf sein Sinn gerichtet war. Mag das erste Weltreich auch bald wieder zusammengesunken sein: immer wieder versuchen babylonische Könige ihr Szepter über die Welt zu schwingen, und welch großes Werk Chammurabi (2123—2081) gelang, der sich mit größerem Recht als Naram-Sim König der vier Weltgegenden nennen konnte, ist ja bekannt. Über gewaltige, bis zum Mittelmeer sich erstreckende Ländergebiete herrschte er, und sein Streben war es, sein Reich zu einem wohltönenden Kosmos zu gestalten. Patriarchalisch suchte er die Gegensätze zu schlichten, König der Gerechtigkeit und des Friedens wollte er sein, auf daß sein Reich aufblühe und auf den Säulen der Harmonie ruhe. Gerade sein Wirken nimmt sich als eine machtvolle Kundgebung des babylonischen Geistes aus, dieses in die Weiten der Welt dringenden Geistes, und es ist kein Zufall, daß die babylonische Weltanschauung zu seiner Zeit ihren feinsten und höchsten Ausdruck empfangen. Und ihre Atmosphäre verlieh dem Imperator die Kraft, alle die Großtaten zu vollbringen, die seinen Namen mit Glanz umwoben haben, und wenn auch Chammurabis Weltreich wieder zerbröckelte: im assyrischen Reich feierte der Machtwille dieser Kultur nochmals Triumphe, freilich mehr in zivilisatorischen Formen.

Auch das babylonische Wirtschaftsleben steht im Dienste der Welt- und Raumbeherrschung, und auch es kann so in engste Verbindung gebracht werden mit dem Geiste, aus dem die Weltanschauung herausgeboren worden. Bedeuten die gewaltigen Bewässerungsanlagen, ohne die das Land eine von den Gluten der Sonne versengte Steppe geblieben wäre, nicht einen Sieg des Machtwillens eines Volkes, das mehr als jedes andere Volk der vorchristlichen Zeit die Natur sich untertan gemacht, um sie in den Dienst menschlicher Zwecke zu stellen? Die ganze babylonische Kultur ist undenkbar ohne die großen Leistungen auf dem Gebiete der Technik, und wenn ein weitverzweigtes Kanalnetz das Land zu einem fruchtbaren Gefilde verwandelte: die Kanäle selbst bildeten neben den Flüssen auch Verkehrswege, und sie drangen bis

in die entferntesten Teile des Landes und schufen damit, raumüberwindend, eine Einheit, wie sie die vor dem heutigen Kapitalismus liegende Zeit nicht wieder gesehen hat. Zu diesem Schiffsverkehr gesellte sich nun noch ein Handel, der, auch wenn er verhältnismäßig kleine Mengen umsetzte, in entlegene Fernen führte: von Indien, ja, von noch weiter östlich liegenden Gebieten gelangten die Waren ins Euphrattal, und von hier aus, soweit sie nicht abgesetzt worden, nach Syrien und ans Mittelmeer. Dieser Fernhandel vollzog sich zum Teil auf Karawanenstraßen, zum Teil zur See, und gerade auch er zeigt, wie in Babylon der Blick in die Weiten der Welt gerichtet war, wie Städte, Völker und Reiche, so weit sie auch auseinanderlagen, durch die Kraft des Menschen einander nahegerückt wurden.

War aber das Wirtschaftsleben in babylonischer Zeit schon vom Geist des Kapitalismus erfaßt? Jenem Geist, der die Schranken des Ortes durchbricht und hineindrängt in Weiten und Fernen, die, mögen sie auch noch so entlegen sein, aufgesucht werden, auf daß der Machtwille Genüge finde? Die Grundherrschaft, also eine unkapitalistische, mittelalterliche Wirtschaftsform, bildete wohl immer das Fundament des babylonischen Wirtschaftslebens, aber ein Handel hatte sich entfaltet, der zweifellos — es läßt sich dies schon auf Grund einer Kenntnis des babylonischen Geistes, wie er sich in der Weltanschauung äußert, behaupten — bereits kapitalistische Färbung besaß. Zudem legt dies die hohe Entwicklung des Geldverkehrs und des Kreditwesens nahe, dann die Entfaltung des Rechtes (Codex Chammurabi), das eine feste Grundlage für den wirtschaftlichen Verkehr schuf, und dessen raumbeherrschende Macht dadurch zum Ausdruck brachte, daß der Ausländer dem Babylonier gesetzlich gleichgestellt wurde.

Und sollen wir nicht auch in den gewaltigen Straßen, die für Ninive, die Hauptstadt des assyrischen Reiches, und für Babylon zur Zeit Nebukadnezars bezeugt sind, Denkmale eines den Raum überwältigenden Machtwillens sehen? Und sind nicht auch die großen Parks mit ihren ausländischen Tieren und Pflanzen gleicherweise Zeugnisse eines in die Ferne gerichteten Geistes, der die Fremde sich zur Heimat umzuschaffen sucht?

In stärkstem Maße ist die babylonische Seele vom Drang nach der Ferne beherrscht, indem sie eben im Kampfe sich behaupten möchte und so den Widerstand braucht und aufsucht, um ihn zu überwinden, und gerade auch in religiösen Erlebnissen verleugnet sie nicht diese

ihre Eigenart. Man nehme nur das Gilgameschepos, in dem der zarte Sinn einer schon persönlich abgetönten Kultur seltsam vermischt ist mit der kriegerischen Kraft der Heldenzeit. Ein Wanderer und Suchender ist Gilgamesch, und der „Weh-Froh-Mensch" wird er genannt, indem ihm eben sein unruhiges Leben Leid und Glück zugleich einbringt. Sein Dasein ist erfüllt von Kämpfen, und ins Grenzenlose stürmt der Held hinein, um sein fernes Ziel zu erreichen. Das ewige Leben sucht er, wie es den Göttern beschieden ist, und er unternimmt so mühsame, gefahrdrohende Wanderungen, um auf die schwindelnde Höhe des Götterberges zu gelangen. Als der Park der Götter mit seinen Wundern vor ihm liegt, da verweilt er nicht etwa beglückt an dieser Stätte, sondern es überkommt ihn sofort das Verlangen, weiterzudrängen, um den Ort des ewigen Friedens zu erreichen. Über die Wasser des Todes muß er, um den Ort des Jenseits zu erreichen, und so bittet er denn den Sonnengott Schamasch: „Weise mir nun den Weg zu Utnapischtim, dem Fernen! Zeige mir nun den Schiffer, der mich sicher dahinfährt über das Weltmeer und durch die Wasser des Todes, damit ich das Leben erkunde!" Nun wird die Fahrt über das grauenvolle Weltmeer gewagt, und sie gelingt: Gilgamesch landet am Ufer des ewigen Lebens. Als er vor dem Gotte Utnapischtim steht, da öffnet er diesem sein Inneres mit Worten, in denen wie nirgends sonst der Rhythmus der babylonischen Seele schwingt. Der Tod habe seinen Freund hinweggerafft und so überkam ihn die Todesfurcht; da habe er sich aufgemacht, um das ewige Leben zu gewinnen. „Den Seliggepriesenen, der das Leben gefunden, will ich sehen. So zog ich aus und wanderte durch die Länder, so zog ich über Berge, die schwer sind zu überschreiten, so fuhr ich über Ströme und Meere. Nicht habe ich mich zufrieden am guten Glücke gesättigt, ich trank mich satt im Leid; Weh war meine Nahrung. Zu der Sabitu war ich noch nicht gelangt, da war meine Kleidung längst dahin. Wildvogel, Steinbock, Hirsch und Gazelle mußte ich jagen, ihr Fleisch zu essen; den Löwen, den Panther, den Wüstenhund mußte mein Speer erlegen, ihre Felle mußten mich kleiden. Mögen die Totengeister ihr Tor nur verriegeln, mit Erdpech und Steinen verrammeln! Ich will die Geister des Todes vernichten, nicht länger soll ihr Jubel währen! Utnapischtim, künde du mir das Leben! Du hast das Leben gewonnen."

Die Verwandtschaft der babylonischen Kultur mit der des Abendlandes ist offensichtlich: deren Drang in die Ferne, der in die Welt des

Werdens hineinführende Machtwille, ihre Weltliebe findet sich auch dort, und vielleicht offenbart sich diese Verwandtschaft nirgends deutlicher als in den gewaltigen Bauwerken Babylons. Steinerne Denkmale sind diese des imperialistischen Willens einer Seele, deren Wesen zum Unterschied von der abendlich und herbstlich gestimmten indischen Seele einmal Drängen, Streben, Kämpfen ist. Wenn in der Gotik unseres Mittelalters, wie von Zauberkräften entbunden, der Strom des Werdens gewissermaßen in die Höhe rauscht: ist so etwas wie gotischer Geist nicht auch in den Tempeln Babylons lebendig? Gewiß, die zarte Filigranarbeit, der Überschwang der Gotik fehlt: die Tempel sind mit ihrer Fülle von Gebäuden breit hingelagert, und auch der Tempelturm, dieses eigenartigste Gebilde der babylonischen Architektur, ist im Vergleich zu den Türmen der gotischen Kirchen massig, noch bar jenes triumphierenden Aufschwunges, der den Stein durchglüht, daß er auflodert wie eine verzückt in die Unendlichkeit hineinschwebende Flamme. Etwas von der granitnen, gigantischen Willensgewalt der babylonischen Imperatoren lebt in diesen an die Pyramiden erinnernden Stufentürmen, und die raumüberwindende Macht der babylonischen Seele, ihr Herrschaftsstreben kommt in ihnen überwältigend zum Ausdruck. Eine heilige Arbeit war der Bau des Tempels. Denkmale, die der zerstörenden Gewalt der Zeit trotzen, sollten sie sein, und den Königen war der Bau des Tempels eine erhabene Sache.

Wie der babylonische Geist, vom Machtwillen beschwingt, in die Fernen des Kosmos schweift, um sie zu ergründen, so ist auch der Tempelbau eingegeben von wuchtig überschäumenden, erobernd in das Weltall eindringenden Hochgefühlen. Auf mächtigen Terrassen sind die Tempelanlagen gelagert, und dieser Drang zur Höhe wird machtvoll gesteigert durch die Türme: ein Abbild ist der Tempel des Weltberges, wie dieser „gebaut gen Himmel", und wenn neubabylonische Urkunden sagen, daß die Spitze des Turmes „bis an den Himmel reichen soll", so wird damit ausgesprochen, welch lodernde Lebensgefühle die Vision dieser Tempel eingaben. In religiöser Ergriffenheit wurden diese Bauwerke geschaffen, sollte doch der Tempel ein Abbild des Kosmos, namentlich auch des himmlischen Tempels, darstellen, und wie liegt wieder das Geheimnis der babylonischen Seele vor uns, wenn wir erfahren, daß man durch Besteigen des Turmes, frommer Schauer voll, wähnte, in die ferngelegene heilige Stätte der Gottheit gelangen zu können? Immer wieder begegnet uns im religiösen Erleben die in die

Weiten des Raumes hineinführende Bewegung, während in Indien, wo der Lebenswille ganz nach innen gewandt ist, das höchste Ziel jener Abgrund bildet, dessen heiliges Dunkel Raum und Zeit verschlingt.

Gerade auch die Zeit, die in Indien grauenvoll wirkt, indem in ihr der Strom des Werdens dahinwirbelt, sucht sich der Babylonier untertan zu machen. In der Zeit entfaltet sich ja das Weltgeschehen, das der Babylonier beherrschen will, und so sucht er denn auch die Zeit seinem Willen zu unterwerfen. Man mißt sie einmal, und diesem Zwecke dienen die Wasser- und Sonnenuhren. Die Idee der Weltenuhr, eine der großartigsten Spekulationen der Babylonier, drängt sich auf, und diese Weltenuhr gibt die Zeit an in Form von Tagen, Monaten, Jahren und Weltenjahren. Auch den Indern ist die Idee gewaltiger Weltperioden nicht fremd, aber der Anblick dieses Werdens macht sie schwindeln, und so sehnen sie den Zustand herbei, wo dieser Prozeß einmündet in den Abgrund des ewigen Friedens: während der Babylonier Triumphgefühle erlebt, indem er diese Zeiträume einteilt und ihren Ablauf als einen sinnvollen, die Ordnung des Kosmos offenbarenden Rhythmus auffaßt. Auf astronomischer Grundlage berechnet man die Dauer der Weltenjahre, und in der Kreislauflehre, wonach auf Zeiten der Harmonie und des Lichtes solche des Dunkels und Chaos folgen — ein Prozeß, der sich ins Endlose fortsetzt — glaubt man dem in der Zeit sich abspielenden Weltgeschehen den Sinn eines Gesetzes abgerungen zu haben. Dieser Sinn aber für das Majestätische der Zeit, für das die Inder wenig empfänglich waren, erklärt er nicht, daß die Juden, die ja das Werk der Babylonier fortsetzten, sich zu der Idee aufschwingen konnten, daß auch das geschichtliche Leben ein anderes als lediglich ein Chaos darstelle, daß also auch in ihm ein Plan walte? Schon in Babylon regt sich so etwas wie geschichtlicher Geist, dessen Keime dann auf jüdischem Boden sich zu erhabenen, bis zum heutigen Tage fortwirkenden Offenbarungen entfalteten.

Die Sternwarten, die dem in den Himmel der eigenen Brust sich versenkenden indischen Heiligen als eine Narretei erschienen wären, bilden neben den Tempeltürmen das am meisten in die Augen fallende Sinnbild des Strebens nach geistiger Beherrschung des Raumes und der Zeit, und die Leistungen der babylonischen Astronomie sind so bekannt, daß es nicht nötig ist, sie hier im einzelnen zu würdigen. Schon im dritten Jahrtausend, ja schon in sumerischer Zeit gelangte die Astronomie zu entscheidenden Erkenntnissen, und diese gewannen

größte Bedeutung für das praktische Leben, indem es nun möglich war, einen Kalender auszuarbeiten, der Ordnung in das flutende Gewoge der Zeit brachte; dann, indem man versuchte, die Bedeutung der Himmelserscheinungen für das Schicksal der Menschen zu ergründen. Welch große Rolle die Astrologie bei den Babyloniern spielte, ist ja ebenfalls bekannt.

In seinen Göttern hat sich der Babylonier gewaltige, majestätische Verkörperungen seines Herrschaftswillens geschaffen. Diese Götter bilden in den Weiten des Raumes und der Zeit sich offenbarende Mächte, und während das indische Ureine das nicht zu enträtselnde, nur ahnend zu erfassende Etwas bildet, das jenseits von Raum und Zeit in heiligem Dunkel waltet, wirken sich die babylonischen Götter lediglich in der Welt des Sichtbaren aus. Das Ureine der indischen Frommen oder auch des Buddhismus hat nichts mehr gemein mit den Göttern der Heldenzeit, die als erhabene Abbilder menschlicher Tatkraft ihre Macht bekunden, während die babylonischen Götter noch viel von den strahlenden Farben der himmlischen Herren der Heldenzeit besitzen. Zwar sind sie nicht mehr die hoheitsvollen Führer einer kriegerischen Aristokratie, sie haben, wie wir schon einmal sagten, die Rüstung des Kriegshelden abgelegt; aber das kosmische Leben wogt in gewaltigen Strömen in ihrer Brust. Götter sind sie des Hauses und Hofes, der früchteprangenden Erde, des Staates, des gestirnten Himmels, des Regens, und wenn sie auch einmal auftauchen als Götter des Kampfes: in der Hauptsache bilden sie doch die Schutzherren einer Kultur, aus der der Geist der Heldenzeit gewichen. Sie leuchten auf als allmächtige, weisheitsgekrönte Gestalten, die ewig sind wie die Sterne, die ihren Thron umstrahlen, und in Raum und Zeit beherrschenden Gesetzen tun sie ihre Hoheit kund. Allein der Weise findet Zugang zu ihnen, und so ist zu verstehen, daß die babylonische Weltanschauung und die ihr entsprechende Frömmigkeit das Gut einer wenn auch gewiß bürgerlichen, so doch aristokratisch sich abschließenden Schicht bildet, die ihre Lehre als Geheimlehre sorgsam hütet.

Die Religion des Volkes ist von der der Gebildeten durch eine tiefe Kluft getrennt. Nicht allein, daß im Volke noch der Zauberglaube der Urzeit andauert; auch sein Götterglaube ist ein anderer als die Weltanschauung der mit gewaltigen Problemen ringenden frommen Denker. In den unteren Klassen war das Dasein einer Reihe scharf voneinander getrennter Götter eine Selbstverständlichkeit, während die babylonischen

Gelehrten, mochten sie auch den Namen verschiedener Götter im Munde führen, überzeugt waren, daß eine einzige göttliche Macht das All beherrsche. War ihnen dieses doch eine Einheit, und es entspricht ganz dem Machtwillen der babylonischen Seele, wenn die einzelne göttliche Gestalt — etwa Marduk, Istar, Sin oder Inlil — mit der Majestät des Alleinherrschers umwoben wurde. So nehmen sich die babylonischen Götter als Ausstrahlungen einer welterobernden Kultur aus: sie wirken hinein in die Weiten und Fernen des Raumes und der Zeit. Götter sind sie einer Welt, deren Kräfte sich hoheitsvoll im Werden entfalten.

Die bisher betrachteten philosophischen Spekulationen der Babylonier sind nicht die einzigen Zeugnisse ihres der Gottheit zugewandten Seelenlebens: mit ihnen verbunden regt sich ein religiöses Leben, das aus den Tiefen erschütterter Herzen quillt und von der Sehnsucht erfüllt ist nach Frieden, Ruhe und Erlösung. Aber biegt denn damit die Entwicklung der babylonischen Kultur nicht in die Bahn der indischen Seele ein, in der wir doch Kräfte walten sahen, die dem babylonischen Wesen förmlich entgegengesetzt sind? Konnten wir nicht zeigen, daß der Inder seinen Tempel in den heiligen, mystischen Räumen des Herzens errichtet, während der Babylonier in das Reich des Raumes und der Zeit hineindringt, um hier seiner Selbstherrlichkeit inne zu werden? Gewiß, die Welt des Werdens, deren Strom der Inder abzugraben sucht, bildet wohl die Wirkungsstätte des babylonischen Geistes, aber man übersehe nicht: diesem auf den Kampf eingestellten Leben ist der Stachel der Unruhe eingesenkt, es ist ein Leben voller Erschütterungen, ist ewig unfertig wie die Welt der Erscheinungen, die sich beständig in Fluß befindet. Und mag es auch gelingen, durch Ergründung von Gesetzen dem All den Sinn eines Kosmos abzuringen und die wechselnde Welt der Vorgänge abzuleiten aus dem Walten eines göttlichen Willens, der den festen Pol bildet in der Erscheinungen Flucht: mit solcher Erkenntnis, mag sie auch fromme Schauer erwecken, ist der Seele nicht gedient. Das Verlangen regt sich, in ein Verhältnis zu den himmlischen Mächten zu gelangen, das inniger gestaltet ist als das durch philosophische Spekulationen gewonnene; der einzelne, vom Getriebe der Welt umrauschte Mensch wird von der Weltangst erfaßt und lechzt nach einem Leben, das der sanfte Hauch des Friedens verklärt.

Das Gilgameschepos bildet ein großartiges Dokument einer solchen religiösen Stimmung, und in ihm lebt die babylonische Seele mit all

ihren Gegensätzen. Entwicklungsgeschichtlich betrachtet, gehört dieses Epos der versinkenden Heldenzeit an; denn noch ist Gilgamesch ein Held und Fürst, strahlend in Schönheit und Stärke, durchstürmt von der Leidenschaft des Kampfes mit äußeren Feinden: der Klang der Waffen hallt in dieser Dichtung. Aber nicht erstrebt der Held äußere Güter, nicht Städte und Reiche will er erobern, sondern er zieht mutbeseelt aus, um für das Heil seiner Seele zu streiten. Derbe, ja rohe Leidenschaften sind in seinem Innern vermischt mit zarten Regungen, und so ist denn dieses Epos herausgeboren aus der Stimmung einer Aristokratie, welcher der Boden unter den Füßen weicht, wobei aber der Einzelne sich inmitten des Verfalls zu behaupten sucht.

Schon haben wir Gilgamesch als den unstet umherschweifenden, wandernden, von Kampf zu Kampf stürmenden Helden kennen gelernt. Aber warum wagt er sich in die Abgründe hinein, wo unheimliche Gefahren lauern? Nun, um sich von der Furcht vor dem unheimlichen Problem des Daseins zu befreien. Die grausige Gestalt des Todes, die den Menschen würgt, durchschüttert ihm das Mark, und so macht er sich denn auf, das ewige Leben zu suchen und zu erkämpfen. Mit unbändiger Gewalt dringt der Gedanke an den Tod auf Gilgamesch ein. Vor der Leiche seines Freundes stehend, bricht er in ergreifende Klage aus: der Menschheit Jammer faßt ihn an: seine Wangen sind bleich und abgezehrt, betrübt ist seine Seele, gebeugt seine Gestalt: er gleicht „einem Wanderer ferner Wege." Er bäumt sich auf gegen die grausige Majestät des Todes, gegen das Chaos, das blühendes Leben verschlingt, und sehnt sich hin zu den herrlichen Gefilden, über denen ewig die Sonne leuchtet: zu der Insel des ewigen Lebens, zum Reiche der lichten Götter. Ein Einsamer ist er unter den Menschen, tiefes Leid wühlt in seiner Seele, das Leben ist ihm fragwürdig geworden. „Über die Steppe bin ich gezogen im Elend der Einsamkeit, ein Stern nach dem andern ging unter, und alle Jahre lag ich nachts auf dem öden Felde. Nicht Sonne, nicht Mond, keine Sterne erschienen mir in dem finstern Hohlweg. Laß meine Augen dich sehen, Sonne, daß ich mich sättige an deiner schönen Helle! ... Wann dürfte wohl der Sterbliche schauen ins Auge der Sonne? Soll nicht auch ich das Leben suchen und das Leben finden für alle Tage?"

Hier ist die ganze Not der babylonischen Seele ausgesprochen, und sie redet noch deutlicher zu uns, wenn wir hören, daß Gilgamesch ein „Herz gegeben ist, dessen Ungestüm nicht Ruhe findet". Nicht das

Leben als solches ist Gilgamesch verhaßt, sondern nur ein solches, in welches das Gift quälender Erscheinungen wie der leidbringende Tod eingemischt ist. Und nun können wir deutlich in die Tiefen der babylonischen Seele hineinblicken. Dieses Forschen, Drängen, dieses immer neue Aufquellen der Kräfte, dieses himmel- und weltenerstürmende Wagen füllt sie nicht allein aus: das Verlangen stellt sich ein nach einem Endgültigen, Letzten und Höchsten, in dessen Sphäre sich der Mensch als ein Vollendeter ergehen kann, und so wendet sich denn das Auge hin zu den himmlischen Gefilden, wo den Erlösten die Krone des ewigen Lebens schmückt. Aber dieses Jenseits nimmt sich anders aus als die Friedensstätte, der der Inder zustrebt. Hier ist die Sonne untergegangen, nichts erinnert mehr an die Welt der Erscheinungen mit ihren Farben und Klängen, ihrem Leid und ihren Kämpfen, während das Jenseits, wie es im Gilgameschepos auftaucht, als das Reich eines ewigen „Lebens" erscheint: als eine Stätte, wo die Seligen die Gemeinschaft mit jenen Göttern erlangen, die ihren Ruhm verkünden in gewaltigen erd- und himmelerfüllenden Machttaten.

Es ist eine immer wiederkehrende Behauptung, daß die Babylonier ein lebensfrohes Volk gewesen seien. Das waren sie gewiß in dem Sinne, daß hier nie wie in Indien die Sehnsucht wach wurde nach einem zeit- und raumfernen, in die Tiefen eines mystischen Erlebnisses eingesenkten Dasein; aber auch in Babylon greift das Verlangen nach Erlösung um sich: eine Sehnsucht, die hindrängt zu einem Leben, dem der Stachel des Leides entrissen, und das aufblüht unter dem segnenden Hauch der ewigen, allmächtigen, leidlosen Götter. Nicht allein das Gilgameschepos, auch andere Dokumente offenbaren Erschütterungen, die zeigen, daß das Leben, das so machtvoll anlockende, auch Grauen erweckt und den Drang entbindet, seinem Chaos zu entfliehen, auf daß der Mensch in göttlichen Gefilden sich im Glanze ewigen Friedens ergehen kann. Freilich handelt es sich hier um religiöse Bedürfnisse kleiner Kreise, die ihren Glauben als Mysterium hüteten. Das Volk als solches und gewiß auch die meisten der Gebildeten ließ wohl ein erdenfernes Jenseits gleichgültig; ihnen galt ein glückliches, langes Leben als der Güter höchstes: als schweres Verhängnis wurde der Tod empfunden. Man nimmt ihn zwar hin als ein Schicksal, dem nicht zu entrinnen ist, doch die Unterwelt, in welche die Verstorbenen eingehen, stellt man sich als einen grausigen Ort vor. Eine Wohnung der Finsternis ist sie, aus der es kein Entrinnen mehr gibt; von Erdstaub nähren sich

die Geister der Verstorbenen, gespenstisch leben sie dahin, „bekleidet mit Flügeln und wie Fledermäuse und Eulen“, und alle sind dort versammelt: die einst großmächtigen Könige, die Reinen und Propheten, die Lieblinge der Götter wie die Bösen.

Doch von diesem unheimlichen Reich der Schatten, auf das der lebensgierige Mensch, wenn ihn das Grauen vor dem Tode packt, erschauernd hinblickt, von diesem Reich hebt sich ein leidloses, doch mit irdischen Farben ausgeschmücktes Jenseits ab, dem wohl vor allem die seelisch feiner gearteten, schwer von der Last des Daseins gequälten Gebildeten zustrebten.

Schon in der Urzeit, und zwar in der Urzeit wohl fast aller Völker wird das alljährliche Sterben der Natur in Verbindung gebracht mit dem Schwinden der Kraft der Geister oder Götter, und der Frühling, den man jubelnd im Bilde der aufsteigenden Sonne begrüßt, wird betrachtet als Erwachen dieser Geister aus dem Schlafe ihrer Machtlosigkeit. Im Laufe der Entwicklung wird die Erscheinung der sterbenden und wiederauflebenden Natur in neuer, tiefsinniger Weise gedeutet. Im Schicksal göttlicher Helden offenbart sich der Gang des Naturgeschehens, in ihrem Untergang einmal, den man sich meistens vorstellt als Verbannung in die Unterwelt, wodurch die Quellen des Lebens versiegen. Aber der Held ringt sich, schwere Kämpfe bestehend und tiefes Leid erduldend, aus dem Reich der Finsternis wieder los, sieggekrönt hinaufsteigend ins lichte Reich der Sonne: unter seinen segnenden Händen grünt und blüht es wieder, daß die Menschen jubelnd sich des Lebens erfreuen können.

In großartiger Weise wird nun dieser von tiefen religiösen Erlebnissen eingegebene Mythus in Babylon ausgebaut, und unter dem Eindruck namentlich auch sozialer Erschütterungen wird nicht allein der Jenseitsglaube in Beziehung gebracht zu dem glorreichen Aufstieg einzelner Götter aus der Nacht der Unterwelt: es werden auch soziale Ideale gewonnen, die hineinweisen in ein Reich der Harmonie, das auf den Grundsäulen göttlichen Segens ruht.

Wir haben schon angedeutet, daß die babylonische Spekulation mit gewaltigen Weltenjahren rechnet, welche die Weltenuhr anzeigt. Astronomische Beobachtungen, dann die immer wiederkehrende Erscheinung der sterbenden und erwachenden Natur geben nun die Lehre ein, daß sich die Weltentwicklung in der Form eines Kreislaufes vollzieht: Fluch- und Segenszeiten lösen sich beständig ab: auf Zeiten

eines reinigenden Weltbrandes oder einer Sintflut folgt ein Weltenfrühling, wo die von verderbenden Gewalten aufgestörten Kräfte des Kosmos sich wieder harmonisch verbinden. Auf diese Weise gelingt es dem babylonischen Denken, das Ungeheure des zeitlichen Ablaufs der Welt zu gliedern: ein zwar noch roher, aber zu gewaltigen Gemälden des kosmischen Geschehens führender geschichtlicher Geist regt sich.

In dieser Lehre von dem nie zur Ruhe kommenden Kreislauf spiegelt sich die Weltentwicklung gemäß den Bedürfnissen der babylonischen Seele ab. Wie in ihr, der ringenden und kämpfenden, weltzerstörende und welterobernde Kräfte lebendig sind, so nimmt sich auch die Welt als Wirkungsstätte eines vernichtenden und bauenden Geistes aus, eines fast dionysisch zu nennenden Geistes, der aus der Überfülle seiner Kräfte heraus immer wieder das, was seiner formenden Hand als ein Vollkommenes entsprungen, zertrümmert, um ewig sich dem Trieb des Zerstörens und Bildens hinzugeben. So gibt es keinen Abschluß der Entwicklung.

So sehr nun diese Lehre auch den Philosophen in eine erhabene Stimmung zu setzen vermag, indem sich vor seinen Augen das chaotische Weltgetriebe entschleiert: auf den von den Nöten des Lebens gepeinigten Menschen muß sie niederdrückend wirken. Als ein Nichts erscheint er in dem nie rastenden Gewoge der Kräfte, das der Philosoph enthüllt, während er sich im Leben zu behaupten sucht, und da das Leben in der Tat alles andere ist als eine Stätte der Lustbarkeit; da auch in Babylon eine kulturelle Auflösung um sich griff und schwere soziale Mißstände sich einstellten, und da nicht allein der starke Einzelne, sondern auch weite Kreise des Volkes, die von den Grundherren gedrückten Bauern namentlich, in einen Wirbel gerieten: so strebte man hin zu Stätten des Friedens und der Harmonie.

In doppelter Weise suchte man sich aus den Banden des Kreislaufes zu befreien: einmal, indem man sich dem Glauben an die Auferstehung hingab, dann, indem man sich an den glühenden Farben eines goldenen Zeitalters erquickte, das sich herausringen sollte aus dem Abgrund der verderbten Gegenwart.

Das Gilgameschepos läßt insofern deutlich erkennen, daß es einer Zeit sozialer Erschütterungen entstammt, wo die Erlösungssehnsucht die Menschen überkommt, als es die Idee des Weltgerichtes enthält, das Verderben bedeutet für die im Morast der Sünden steckenden

Menschen. Und da in diesem Epos das Streben nach Erlösung von den Ketten des Todes mit leiddurchzitterten Farben hingezeichnet ist, so ist erwiesen, daß der Jenseitsglaube in den Kreisen wenigstens der vom Vorgang der „Individualisierung" erfaßten Aristokratie um sich gegriffen hat. Jene Götter aber, in deren Schicksal auch das Schicksal der sterbenden und wiederauflebenden Natur sich verkörpert, gelten nun als Totenerwecker. Marduk, Istar, Tamusz sind solche befreiende Mächte, die den Menschen aus der Knechtschaft des Todes herausziehen, doch läßt es sich nicht ausmachen, welche Bedeutung ihrem Kult zukam. Aber wenn auch das fromme Gemüt, vielleicht selbst unter mystischen Schauern, sich versenkte in die Herrlichkeit eines ewigen, von aller Pein befreiten Lebens: von einem Abscheu vor der Welt im indischen Sinn, der zur Weltflucht oder Askese führte, ist nichts zu spüren. Werden doch gerade jene Götter, die den Menschen Unsterblichkeit gewähren, auch als Schutzherren des Feldes und des Hauses, überhaupt der sozialen Ordnung verehrt!

Mithin drängt auch die willensgewaltig aufrauschende babylonische Seele, um von dem Peinigenden des Gefühls der Unrast und der Unfertigkeit loszukommen, hin zu einem Abschluß, und nicht allein ein himmlisches, freilich von irdischem Glanz erfülltes Jenseits leuchtet so vor dem nach Erlösung verlangenden Menschen auf: auch auf das bürgerliche Dasein fällt das Licht einer verklärenden Hoffnung: der Hoffnung, daß ein Reich der Harmonie, des Glückes von den starken, wundertätigen Händen eines Heilandes aufgebaut werde. Mag nach der Anschauung der Philosophen das Weltgeschehen in einem ins Unendliche hineinweisenden Kreislauf sich vollziehen: das Auge des Menschen, der nach Erlösung von der Not des Lebens lechzt, heftet sich auf die nächste Zukunft, die er mit glaubender, hoffender Seele sich ausmalt als eine Ordnung des Friedens.

Solche Glückserwartung, die das Traumbild einer vollkommenen Zeit eingibt, läßt vermuten, daß in Babylon schwere soziale Mißstände die Sehnsucht weckten, einmal unter einem gütigen, gerechten Regiment des Daseins froh zu werden. Namentlich in den Kreisen bedrückter Bauern wird der Geist der Unzufriedenheit sich geregt und Bilder sozialen Friedens erweckt haben. Sicher sind Propheten erstanden, die Trost spendeten den Mühseligen und Beladenen und vor ihnen aufstrahlen ließen das beglückende Licht einer besseren Welt.

Eine Fluchzeit ist herangekommen, diese der Weltzeitalter-Lehre nachgebildete Auffassung verbreitete sich in Babylon, als mit der Auflösung des einst festen feudalen Gefüges die Willkür der Herrschenden die Bauern zu Boden trat: aber so furchtbar auch die Leiden sind, die die Menschen bedrücken: die Zeit des Segens steht bevor. Man sucht sich in dem Wirrwarr des Weltgeschehens zurecht zu finden, indem man annimmt, daß einst in einer fernen Urzeit paradiesische Eintracht und Wonne herrschte, daß dann die Unschuld verloren ging, die Willkür und Sünde um sich fraß, die Zeiten immer schlimmer wurden, und daß nun, wenn das Elend und die Ungerechtigkeit ihre höchste Höhe erreicht, aus dem Wirbel des Chaos heraus ein Frühling aufquellen und die Menschen mit seinen Gaben beglücken werde.

Die erhaltenen Beschreibungen der Fluchzeit lassen deutlich erkennen, daß soziale Mißstände bestimmend waren für die Ausmalung der Schreckenszeit. Von der Herrschaft der Sünde ist die Rede, von einem Überwuchern der Selbstsucht, so daß einer dem andern nachstellt und alle sozialen Bande aufgelöst sind; von Königen, die tyrannisch die Menschen quälen, von Kriegsnot und dem Zorn der Götter, die ihr Ohr den Gebeten verschließen. Und in diese grausige Not ist eingemischt der Aufruhr der Natur, indem Seuchen mit giftigem Hauch die Menschen niederstrecken, Glutwinde die Felder ausdörren, Überschwemmungen zerstören, was fleißige Hände geschaffen, Sonne und Mond sich verfinstern, so daß ein schreckliches, in Finsternis gehülltes Chaos wütet.

Von diesem Wirrsal hebt sich die Segenszeit ab wie ein goldener Morgen von einer schaurigen Sturmnacht. Die Zeit der Tränen und des Jammers ist vorbei, und nun öffnen sich namentlich den Armen und Unterdrückten die Tore, hinter denen das Glück aus gesegneten Gefilden aufquillt. Der Geist der Gerechtigkeit, der den Schwachen schützt, waltet im Lande, Freude vergoldet nun das Dasein, denn auch die Natur spendet wieder ihre Gaben, indem die Götter den Menschen wohlgesinnt sich zuneigen. Harmonie wölbt sich über die Völker, so daß sie sich auf Erden ergehen können als Erlöste und Befreite. Es eröffnet mithin dieses Ideal eine Zeit der sozialen Eintracht. Der Gedanke einer Lebensgemeinschaft taucht auf, in der Brudergefühle herrschen, also keine unterdrückende Klasse mehr das Volk in die Not stößt. Wer aber wird dieses herrliche Reich schaffen? Bauen es die

Menschen selbst auf, oder fällt es ihnen zu als Geschenk einer wundertätigen Macht?

Die unteren Schichten, in deren Namen die Propheten dieses Reich der Glückseligkeit verkünden, fühlen sich zu schwach, um selbst das Bauwerk, das sie verherrlichen soll, zu errichten. Ihre Augen blicken hin auf einen Erretter, einen Messias, den ihre Sehnsucht mit einer in göttlichem Lichte funkelnden Königskrone schmückt, und diese Vision eines Rettung bringenden Helden wird dann in Anlehnung an das System der Entsprechungen, aber auch an mythische Vorstellungen, weiter ausgebaut. Gemäß der philosophischen Grundanschauung der Babylonier entspricht der Königsherrschaft der Götter oder eines bestimmten Gottes die Majestät des irdischen Königs, und so fällt ein himmlischer Abglanz auf dessen Gestalt. Die irdischen Fürsten werden den göttlichen Helden angenähert, und wie diese als Erlöser angebetet werden, so gewinnen auch ihre Stellvertreter auf Erden die Würde von Heilanden. Und indem als ihr Herrschaftsreich die „Welt" gilt, so werden sie gefeiert als Segensmächte, deren Lichtströme in die Weiten, überallhin wo erlösungsbedürftige Menschen leben, fluten.

Wie in Juda, so haben sich auch in Babylon einzelne Könige in die Messiasrolle hineingefunden, wähnend, ein Reich der Gerechtigkeit gründen zu können, in dem das Elend verbannt und die Mächtigen in Schranken gehalten werden: für Chammurabi ist dies bezeugt, dann auch für assyrische Könige. Ob freilich die unteren Schichten diese Imperatoren in den verklärenden Lichtschein der Messiaswürde stellten, läßt sich nicht mehr ausmachen; möglich ist es, daß einem solchen König, namentlich zu Beginn seiner Regierungszeit, von den Harrenden und Hoffenden schwärmerische Huldigungen dargebracht wurden.

In das Gebiet der Mysterienreligion gehört zweifellos der Glaube, daß ein Rettung bringender Held durch seine Leiden die Menschen aus dem Abgrund der Not herausführt und sie beglückt mit dem Besten, was die Erde zu geben vermag. In dieser Auffassung kommt zum Vorschein der der Welt und ihren Geheimnissen zugewandte Sinn der Babylonier. Daß die Erlösung dadurch gewonnen werden kann, daß der nach befreiendem Lichte Strebende schwere Qualen erduldet, würde der Inder, der im Leiden vor allem das Bedrückende und Schmerzende sieht und über alles Leid hinauskommen will, nie zugeben. In der babylonischen Lehre aber ist die Erfahrung eines Volkes niedergelegt, das kämpfend und damit auch leidend sich in der Welt des Werdens

zu behaupten sucht, und so führt denn auch der Lebensgang des Messias durch die Trübsal bitterer Qualen, die erinnern an die Qualen jener Götter, die in die Unterwelt steigen müssen und erst, nachdem sie die bösen Mächte bezwungen haben, lichtgegürtet, Segnungen ausbreitend, ihren Siegeszug antreten. In der Heldenzeit, das lassen die erhaltenen Quellen noch erkennen, dachte man sich das Leid eingemischt in Kämpfe, die der Überwindung vor allem äußerer Widerstände gelten. Später, als die rohe Kraft des schwertgegürteten Helden in den geistig führenden Schichten keine Bewunderung mehr erregte, dachte man sich den Helden als den großen Dulder, als leidenden Knecht Gottes, der die Sünden der Welt auf sich nimmt und durch die Qualen, die er zu ertragen hat, die Menschen von dem Druck der Not befreit.

Dieses Ideal des leidenden Helden hat sicherlich die Massen so gut wie nicht berührt. Ihren Bedürfnissen leistete der in weltlicher Macht prangende König Genüge, während die Idee des duldenden Knechtes hinweist auf eine Verfeinerung des Seelenlebens, wie sie allein in den gebildeten Kreisen denkbar ist. Freilich, beide Ideale sind aus der Hilfsbedürftigkeit herausgeboren. Das Gefühl der Schwäche gegenüber der sozialen Not läßt das gedrückte Volk aufblicken zur Glanzgestalt des Messias; schwere seelische Nöte, die in Sündengefühlen sich aussprechen, lassen die Gebildeten Ausschau halten nach einem Erretter. Wenn auch die Babylonier nicht von ferne wie die Juden der Spätzeit sich durch gehäufte Sündenbekenntnisse demütigten und in den Staub warfen: auch bei ihnen, die tief in das Netz der Welt verstrickt waren, stellte sich das Gefühl der Gebrechlichkeit, der Sünde, des Versagens gegenüber den göttlichen Geboten ein, und namentlich die Bußpsalmen lassen erkennen, welch feine Wage die Seele der Gebildeten war. Tief ist man empfänglich für Herzensreinheit, und so läßt es sich verstehen, daß die Gebildeten von der Wundertat des Messias noch ein anderes erwarteten als die unteren Schichten des Volkes, soweit sie sich überhaupt in eine bessere Zukunft hineinträumten: nämlich eine Harmonie der Seele in dem Sinn, daß diese nicht mehr beschwert ist von dem Druck des Unfertigen, das sich als Sündenbewußtsein äußert. Mögen die erhaltenen Quellen auch davon nichts verraten: der Unsterblichkeitsglaube dieser Kreise legt eine derartige Annahme nahe, vor allem aber auch jener bewegte Rhythmus der babylonischen Seele, der es begreiflich macht, daß Gefühle der Müdigkeit sich einstellten und ihr zufolge die Sehnsucht sich einstellte nach Harmonie, der entspricht eine

Lebensgemeinschaft, in der alle Seelennot und Sünde verbannt ist. In Juda, wo das Werk der Babylonier fortgesetzt wurde, tritt uns dieses Ideal in deutlichen Farben entgegen. Wie hier wird als Zeit der Sünde ja auch in Babylon die Fluchzeit geschildert, und wenn man das Kommen des herrlichen Reiches sich ausdenkt im Gefolge eines Weltgerichtes, das, wenn es reinigende Bedeutung haben soll, doch vor allem den Frevlern gilt, so muß die Zeit der messianischen Königsherrschaft, die ja der Gottesherrschaft auf Erden gleichkommt, licht sein wie ein wolkenloser Tag: frei von Sünden und dem Seelenschmerz, den das Sündengefühl dem Menschen einbringt.

Es weist mithin die babylonische Kultur auch noch in ihren Traumbildern, den sozialen und religiösen Idealen, hinein in das Leben, und gerade auch das soziale und geschichtliche Dasein, das in Indien immer mehr an Wertschätzung verliert, der Staat, das Wirtschaftsleben, die Familie, wird gemäß dem System der Entsprechungen, indem es mit himmlischen Erscheinungen in Verbindung gebracht wird, geweiht und verklärt. Mögen auch soziale und seelische Bedrängnisse die Sehnsucht hervorrufen nach einer von Wohllaut durchströmten Ordnung, sei diese himmlisch oder irdisch gedacht: immer handelt es sich um ein in das Licht der Sonne getauchtes Dasein; nie regt sich etwas von dem Geist, der in Indien herausführt aus der Welt der sinnlichen Erscheinungen.

So ist das babylonische Volk durchrauscht von einem gewaltigen Lebenswillen, und dieser wirkt fort und erweckt neue Großtaten bei den Juden, dem Volk, das, während die Babylonier vom Strom der Zeit verschlungen worden, sich bis heute als eine Art Weltmacht erhalten hat. Die mächtigen Leistungen des kleinen jüdischen Volkes werden sofort verständlich oder verlieren doch viel von dem Wunderlichen, das ihnen anhaftet, wenn man weiß, daß sie letzten Endes aus der Atmosphäre der babylonischen Kultur mit ihrem Macht- und Erlösungswillen stammen. Und insofern ist der Versuch, das Wesen dieser Kultur zu ergründen, für unsere Zwecke von hoher Bedeutung.

DER GEIST DER JÜDISCHEN KULTUR

„Im jüdischen Alten Testament, dem Buche von der göttlichen Gerechtigkeit, gibt es Menschen, Dinge und Reden in einem so großen Stile, daß das griechische und indische Schriftentum ihm nichts zur Seite zu stellen hat. Man steht mit Schrecken und Ehrfurcht vor diesen ungeheuren Überbleibseln dessen, was der Mensch einstmals war, und wird dabei über das alte Asien und sein vorgeschobenes Halbinselchen Europa, das durchaus gegen Asien den ‚Fortschritt des Menschen' bedeuten möchte, seine traurigen Gedanken haben."

Nietzsche, „Jenseits von Gut und Böse"

DIE HELDENZEIT

DIE KULTUR IN DER WÜSTE

Machtstreben

GOETHE macht in der Geschichte der Farbenlehre, diesem Werk, das erfüllt ist von tiefsinnigen Anschauungen, über die Bibel die folgende wichtige Bemerkung: „Jene große Verehrung, welche der Bibel von vielen Völkern und Geschlechtern der Erde gewidmet worden, verdankt sie ihrem inneren Wert. Sie ist nicht etwa nur ein Volksbuch, sondern das Buch der Völker, weil sie die Schicksale eines Volkes zum Symbol aller übrigen aufstellt, die Geschichte desselben an die Entstehung der Welt anknüpft und durch eine Stufenreihe irdischer und geistiger Entwicklung, notwendiger und zufälliger Ereignisse, bis in die entferntesten Regionen der äußersten Ewigkeiten hinausführt."

Wir dürfen sagen, daß uns, unabhängig von Goethe, in einer guten Stunde die gleiche Erkenntnis aufgegangen ist, so daß zu verstehen ist, wie dankbar wir des großen Meisters Wort entgegengenommen haben.

Nur allgemein umschreibt Goethe die symbolische Bedeutung der jüdischen Kultur, und so wollen wir denn versuchen, diese etwas schärfer zu erfassen. Da ist es denn geboten, vorzudringen bis zu jenem geheimnisvollen Grunde, aus dem die geschichtlichen Erscheinungen in nicht zu enträtselndem Vorgang quellen: zu jenem Urphänomen, das aus allen seelischen Erscheinungen herausleuchtet: bald mit mächtiger, überwältigender Kraft, daß wir wähnen, den Hauch des Göttlichen zu spüren, bald trübe, daß es dem Beschauer schwer fallen kann, seine Wirksamkeit noch zu erkennen. Auch die jüdische Kultur empfängt ihre Gestalt durch die beiden Grundmächte, die im Urphänomen verankert sind: durch das Machtstreben, die Gier, das Leben zu bemeistern und zu beherrschen, dann, da immer wieder das Chaos sich der Seele

bemächtigt, durch das Verlangen, in die lichten Auen einer Harmonie zu gelangen, wo alles Drängen und Ringen verbannt und Freude und Friede, der Zauberhauch der Erlösung den Menschen umweht.

In einer wahrhaft großartigen Weise hat der Genius des winzigen Volkes Juda in diesem Doppelsinn des Macht- und Erlösungsstrebens sich offenbart, und da bei allen Völkern das Urphänomen in diesen beiden Richtungen sich äußert, so gewinnen wir von Juda aus leicht einen Zugang zu der Höhe einer Betrachtung, von der aus das unermeßliche Reich der Geschichte mit seinem so verworrenen, die Seele peinigenden Treiben sich abklärt, so daß es mit den Augen des Geistes zu fassen, sein Rhythmus dem lauschenden Ohre vernehmbar wird. Nicht, daß wir sagen wollten, die Kenntnis der jüdischen Kultur vermöge uns allein die Kraft zu verleihen, das Dickicht der Geschichte zu lichten. Aber beim jüdischen Volke treten die Grundkräfte, die aus dem Urphänomen herauswallen, mit solcher Stärke heraus, daß eben hier sein geheimnisvolles Wirken und Walten mit ungeheurer Macht sich darbietet.

Auch in der indischen Kultur ist der Drang, die Welt zu beherrschen, so seltsam es auch auf den ersten Blick erscheinen mag, noch lebendig. Wohl weist die indische Philosophie, ebenso der Buddhismus, die Seele immer hin auf ein Letztes, zu einem Urgrund, wo jenseits von Raum und Zeit die Zelte des Friedens aufgeschlagen, aber wenn auch das höchste Ziel dieser Kultur darin besteht, daß der Mensch versinke in den Tiefen des ewigen Seins: immer wieder richtet sich der Sinn wenigstens der Philosophen auch auf die Welt, die Natur vor allem, die, mögen auch einmal verheerende Stürme brausen und Tod und Verderben walten, empfunden wird als ein Reich der Harmonie voll des Odems der Gottheit, die in majestätischer Ruhe ihre Werke wirkt. Ja, der Buddhismus schweift selbst hinein in die Fernen der Vergangenheit und Zukunft und ringt dem von chaotischen Mächten durchstürmten Dasein insofern einen gewissen Sinn ab, als nach seiner Auffassung immer neue Buddhas entstehen, um die in eine wilde Welt hineingeschleuderten Menschen zu erlösen, ihnen den Weg des Heils zu weisen.

Doch bringt dieses Herrschaftsstreben den Inder nicht leicht in die Gefahr, in das Chaos des Weltgeschehens hineingezogen zu werden. Machtvoll ist hier das Herrschaftsstreben in rätselhafter Weise durchglüht vom Erlösungsdrang, und so bleibt der Inder verschont von dem

Schicksal, das so vielen anderen Kulturen bereitet ist: von dem Schicksal, daß der Mensch so tief ins Chaos gerät, daß dessen Wogen über seinem Kopfe zusammenschlagen. Gewiß, auch dem Inder sind, wie wir gesehen haben, Erschütterungen und Kämpfe nicht erspart: doch die Sturmgewalten, wie sie in der jüdischen und abendländischen Kultur losbrechen, die Leidenschaften, die hier die Seele aufwühlen, die Spannung, die hier waltet: von all dem bleibt der Inder bewahrt. Mit größerer Sicherheit als die Juden und der Abendländer geht er seines Weges: mag auch die Welt dröhnen und toben, mag auch einmal der Gischt des Chaos ihn berühren: nie verlischt völlig der Leitstern über seinem Haupte, der Bote des Glückes und der Erlösung.

Juda ist ein anderes Schicksal bereitet. Ein unbändiger Machtwille rast in der Seele dieses Volkes, und so gerät es in schreckliche Wirrungen und Nöte, die die Sehnsucht wecken nach Freiheit und Erlösung. Und wenn es auch einmal scheint — betrachten wir die Kultur dieses Volkes als ein Ganzes — daß sich öffne die Pforte des Paradieses: immer wieder bricht der in das wilde Weltgetriebe hineinführende Herrschaftsdrang dämonisch durch, und so verstummen nie, durchmessen wir die geschichtliche Entwicklung, die flehentlichen Sehnsuchtsrufe der Verlassenen, die Ausschau halten nach einem Retter in der Not. Und einen erhaben-schauerlichen Anblick bietet es dar, dieses ewige Ringen eines Volkes mit einem unheimlichen Schicksal, an dessen Ketten es zerrt, um sich im Lichte der Freiheit ergehen zu können. Und in immer neuen Formen gewinnt die Erlösungssehnsucht Ausdruck, immer verwandelt sich das Bild des Messias, auf den dieses Volk wartet und dem es so oft die Ehrenpforte schmückt, während in Indien immer das gleiche Sternbild mit mildem Schein den Pfad erhellt. —

Nicht allein in der prophetischen und urchristlichen Zeit offenbart sich das Urphänomen der jüdischen Kultur in deutlich geprägten Erscheinungen, schon in der freilich nur schwer zu erschließenden Vorzeit der Entwicklung dringt uns seine Leuchte entgegen.

Die hebräischen Stämme, Juda, Simeon, Levi, Benjamin und wie sie alle heißen, zelteten, bevor sie in Kanaan, in das so oft gepriesene gelobte Land etwa nach der Mitte des zweiten Jahrtausends v. Chr. eindrangen, in der arabischen Wüste. Leidenschaftlich waren sie dem Leben zugetan, und harte Kämpfe galt es zu bestehen, um sich in der Wüste durchzuschlagen. Bald sind die Triften, auf denen das Vieh weidet, erschöpft, und so sind diese Nomaden gezwungen, wollen sie

nicht verkümmern und im Kampfe mit stets wachsender Not sich aufreiben, neue Gebiete aufzusuchen. Große Wanderungen müssen unternommen werden, um zu frischen, ergiebigen Weidegründen zu gelangen, und bei diesen Wanderungen bleiben Zusammenstöße nicht aus mit Stämmen, die, selbst auf der Nahrungssuche, der Gefahr ausgesetzt sind, von dem heranrückenden Zug vertrieben zu werden.

So leben diese Nomaden in einer immer wieder vom Kriegsgeschrei durchhallten Welt: brechen sie auf, so ziehen sie in die Ferne wie ein kampfgerüstetes Heer, und da die glühende Wüste nur karge Ausbeute bietet, so locken die Gebiete höherer Kultur die armselig dahinlebenden Nomaden mit allem Reiz einer märchenhaften Fülle an: die Ackerbaugebiete namentlich mit ihren aufgestapelten Schätzen, die dem Wüstensohn versagt sind.

Mit wahrem Ungestüm bricht man in die angrenzenden ägyptischen und babylonischen Gebiete ein, plündernd und mordend, und stürmt, wenn das unheimliche Werk vollbracht, wieder in die Öde der Wüste zurück, vom Heldenstolz des Kriegers geschwellt.

Gering ist der Erwerbssinn des Nomaden, und mit der ganzen Gewalt eines beständig anfeuernden Ideales richtet sich so das Auge auf das anlockende Ziel: die Ströme des Reichtums der Fruchtgefilde gesegneter Kulturgebiete in die armselige, geizende Wüste zu leiten. Wilde Krieger sind diese Nomaden, Menschen mit rauhen, stahlharten Seelen, denen alles, was nicht zum Stamm gehört, als Feind erscheint, den niederzuwerfen als erhabenes Gebot gilt. So sehr im Bereiche des Stammesgebietes sozialer Sinn herrscht, der Sinn für Gerechtigkeit, Opfermut dem Genossen gegenüber: so sehr brechen im Gefolge des Machtstrebens wilde Gelüste, Blutdurst, Rachgier, Haß, Verschlagenheit, Tücke, List hervor, und noch heute dringen aus einem Lied, das das alte Testament aufbewahrt, etwas wie die grimmigen Laute, die heißen Atemstöße einer von Rachedurst aufgepeitschten Heldenseele auf uns ein. Lamech, der Recke, sprach zu seinen Weibern:

„Ada und Zilla, hört mein Lied,
Ihr Weiber Lamechs vernehmt meinen Spruch!
Einen Mann erschlug ich für meine Wunde,
Einen Jüngling für meine Strieme.
Wo siebenfältig Kain gerächt,
So Lamech sieben und siebzig mal."

Hier können wir sehen, wie ein verwegener Held sich kühn hinwegsetzt über das, was sonst Stammessitte ist: er fühlt sich von einem Stolz durchglüht, der es nicht zuläßt, daß er sich mit der gewöhnlichen Art der Rache zufrieden gibt; als ein Auserwählter dünkt er sich, dessen gekränkte Ehre eine besondere Sühne verlangt. So sind die Heldengestalten dieses Zeitalters, so spärlich auch die Quellen fließen, immerhin noch einigermaßen zu fassen. Wir haben sie uns vorzustellen als die Häupter der Gemeinschaft, die durch körperliche Tüchtigkeit Ausgezeichneten, die sieghaft den Anstrengungen und Gefahren der beschwerlichen Wanderungen zu widerstehen vermögen; als Menschen tauchen sie vor uns auf mit drohenden, gebietenden Augen, die Unterordnung erzwingen, als die geschickten Leiter im Krieg und Frieden, als die Klugen und Weitblickenden, die Furchtlosen, die, wenn Nöte hereinbrechen und alles verzweifeln will, mit ungebrochener Stärke sich aufrichten und die geängstigten Gemüter durch das Beispiel verwegener Männlichkeit anzufeuern vermögen. Erzene Menschen sind es, beherrscht von dem Drang, sich hervorzutun und zu prunken mit den Taten der Grausamkeit. Und nicht allein die Führer, auch der Stamm als Ganzes ist durchrauscht von kriegerischen Herrengefühlen. Mag die Wüste zuweilen auch Gefühle des Grauens erwecken: sie ist nun einmal die Heimat des Nomaden, aus der nicht leicht ein Entrinnen möglich ist. Und durch die nie verstummenden Kämpfe wird mächtig der Stolz auf die Stammesart beflügelt, dem alles Fremde als verächtlich gilt.

Es betrachten diese Nomaden den Ackerbau geradezu als eine ihrer unwürdige Beschäftigung: der Landmann, eingezwängt wie er ist in ein enges Gebiet, kommt ihnen wie gefesselt vor. Denn ihre Heimat mit ihrer ungemessenen Ausdehnung, mit den Gefahren, die sie bietet, die Wüste, die sie in großen Wanderzügen durchschreiten, erweckt in ihnen den Stolz des Freien, der am liebsten in der rauhen Luft des Kampfes atmet, der gestählt ist, auch schwerer Not ins Antlitz zu blicken, der das Abenteuer liebt und sich abfindet mit einem Dasein voll tief einschneidender Schicksalswechsel. So besitzen diese Nomaden ein hohes Selbstbewußtsein.

Imperialistische Religion

Machtvoll kommt der kriegerische Herrschaftswille der Wüstenstämme zum Vorschein im Gottesglauben. Mögen die einzelnen Sippen betreut sein von Schutzgeistern, die das Schicksal anderer Gemeinschaften

unberührt läßt: ein gewaltiger Kriegsheld thront über dem Stamm als Ganzem, der wahre König des Volkes: Jahwe. Eine ganze Reihe von Stämmen schart sich um das Banner Jahwes, und in furchtbar-erhabener Heldengröße flammt er vor ihnen auf: Grimm lodert aus seinen Augen und Rache schnaubt er: für die Feinde seiner Schützlinge hat er kein Erbarmen. Von der grausigen Pracht des Krieges ist er umstrahlt, der im Zornesfeuer lodernde Held, der Beschützer seiner Vasallen, der überlegene Führer in tobender Schlacht, der jeden, der sich dem Ansturm seiner Verehrer entgegenstellt, niedertritt wie Geschmeiß.

So ist der Gott dieser Stämme zwieschlächtig, und in dieser Besonderheit bildet er ein verklärtes Abbild dieser Heldenzeit: voll Wohlwollen ist er denen gegenüber, die seiner Hoheit unterstellt sind, voll Tücke und Grimm gegen die, die als Feinde gelten. Es flimmert mithin das Geistesbild Jahwes im Scheine lichter und düsterer Farben. Milde, Wohlwollen kann sich über seine Augen legen, denn der Hilfreiche ist er ja als der Erretter in der Not. Aber wenn er auf seine Feinde einstürmt, da rauscht er wie aus Tiefen des Verderbens hervor, da fährt er unheilbringend daher, ein böser Geist denen, die seine Hammerhärte zu spüren bekommen. Das sind die dämonischen Züge Jahwes. Als grausiger Unhold zeigt er sich seinen Feinden gegenüber, inmitten tobender Naturgewalten zieht er in die Schlacht: wenn über den Streitern Donner rollen, da wähnt man die schaurige, Verderben sprühende Stimme des Gottes zu vernehmen.

Mit dem gewaltigen kriegerischen Grundwillen der Stämme hängt es wohl zusammen, daß sie nur einem einzigen Gotte ihre Huldigung darbringen, mit dem Willen zur Macht, hingerichtet auf das leidenschaftlich erfaßte, nie verrückende Ziel der Eroberung neuen Gebietes oder der Beraubung von Gebieten höherer Kultur. Wer sich vorzustellen vermag, mit welcher gebieterischen Stärke dieser Grundwille den ganzen Stamm durchpulst gleichsam bis in seine feinsten Aderngewebe hinein; wer weiß, wie vom glücklichen Gelingen der Kämpfe das Wohl des Stammes abhängt; wem es weiterhin klar ist, wie das furchtbare Gebot des Krieges sich allen eingräbt mit nie verlöschenden Zügen, so daß dadurch eine innige Lebensgemeinschaft auch in Zeiten des Friedens entsteht; wer sich vorstellen kann, wie im Kampfe die Herzen zusammenschlagen zur Lohe einer Begeisterung, die wie der berauschende Odem göttlicher Kraft die Streitenden durchdringt — dem wird es wohl gelingen, den

Pulsschlag dieser Verbände zu erlauschen, der gleichsam vom Mittelpunkt eines alles beherrschenden Machtwillens aus seine Kraft empfängt. In der Tat, die heiligste Sache ist hier der Krieg, von seinem Verlauf hängt das Wohl und Wehe des Stammes ab, im Kampfe müssen, wenn die Grasflächen dem Vieh keine Nahrung mehr bieten, neue Weidegründe erobert werden. Zum Ausdruck aber gelangt diese alles überragende Wichtigkeit des Krieges im Glauben an einen einzigen Gott, der wie ein königlicher Gebieter den Sinn der Mannen lenkt, der majestätisch vor den streitenden Scharen einherzieht und sie in dem heftigen Kampf um das Dasein wie ein überlegener, mit unbezwinglicher Kraft gegürteter Held unterstützt.

Wenn man richtig als Grundeigenschaft der Juden einen erzenen Willen betrachtet hat, der auch dem Furchtbarsten gegenüber standhält, so zeigt sich dieser Wesenszug schon in der Wüstenzeit: in dem leidenschaftlichen, gewaltigen Siegeswillen des Wüstengottes Jahwe kommt diese seelische Eigenart zum Vorschein. Die schwersten Nöte können die Stämme heimsuchen, Seuchen und Dürre, Unglück auch in der Schlacht: aber immer wieder raffen sie sich auf und nehmen den Kampf mit den unheimlichen Mächten des Lebens auf, und in diesem durch schauerliche Abgründe führenden Ringen steht ihnen eben ihr Gott schützend und helfend zur Seite, der, mag auch einmal tief die Schale der Wage sich neigen, immer wieder mit seiner Siegergestalt aus dem Grauen triumphierend heraustritt. Die jüdische Kultur der folgenden Jahrhunderte, ja, die jüdische Geschichte bis herunter auf unsere Tage: ist sie nicht ein in immer neuen Farben sich darbietendes Abbild der seelischen Haltung, wie sie uns schon in der Wüstenzeit entgegentritt: ein ewiger Ansturm gegen die Not des Daseins im Vollgefühl eines Machtwillens, dem es immer wieder gelingt, sich im Gewoge des Daseins durchzusetzen?

Chaos

Werner Sombart hat in seinem Werke „Judentum und Kapitalismus" nachzuweisen gesucht, daß der jüdische Rationalismus, der, wie wir sehen werden, Ausdruck einer sehr späten Zeit, nämlich der Zeit der Zivilisation ist, schon in der Wüste sich bekunde: daß nämlich die nomadische Wirtschaft, die Viehzucht, mit solcher Stärke Verstandeskräfte entbinde, daß dadurch der Sinn für das Gespenstische, Unheimliche, für alles Dämmernde, Dumpfe, das Mystische verkümmere. Wer die seelische

Entwicklung des jüdischen Volkes wirklich kennt, der weiß, daß solche Deutung einer strengen Prüfung nicht standhalten kann: weiß, wie unheimlich in der Frühzeit, aber auch damals noch, als man in Städten lebte, dämonische Gewalten aus einem schaurigen Reich hervorbrechen und die Seele in ihren Tiefen aufreißen können.

Und wenn man es der landschaftlichen Besonderheit der Wüste zuschreibt, daß sie den Verstand schärfe, daß sie sich dem Auge als ein gleißendes, in ewiger Reinheit strahlendes Sonnenmeer darbiete, wodurch leidenschaftliche Gefühlswallungen besänftigt werden sollen, so fragen wir: ist denn die Wüste beständig dieses Glanzreich einer mächtig flutenden Sonne, bietet sie denn immer das Schauspiel des kristallklaren Himmelsgewölbes dar mit seinen hellstrahlenden Sternen?

Bei der ungeheuren Ausdehnung der in die Weiten hineinflutenden Flächen kann die Wüste einmal alle Schauer erwecken, die die Urgewalt des Raumes auszulösen vermag, und wenn die gefahrvollen Wanderungen, die politische Organisation und das Wirtschaftsleben auch zweifellos Verstandeskräfte erfordern und auslösen, wie oft mag, wenn das Wanderziel immer und immer nicht sich zeigen will, die grauenvolle Einsamkeit der Wüste mit ihrer lähmenden Stille die Gemüter umringen mit schreckensvollen Martern, und wie muß der Nomade erschauern, wenn einmal der Schrei eines Tieres die Finsternis zu einem gähnenden Abgrund aufreißt, in den der entsetzte Sinn hilflos hineinstarrt? Und ist denn der Himmel immer offen, sendet er denn immer seine Lichtfluten herab, türmen sich denn in seinen Abgründen nicht auch schwarze Wolkenberge auf, von denen Blitze über die Häupter der Menschen zucken und Donnerschläge herabfahren, daß das Blut erstarrt? Und dann rauschen doch auch die Stürme mit wildem Flügelschlage über diese unermeßlichen Flächen, Wolken vor sich herjagend, den Sand aufwirbelnd, daß hilflos zusammensinkt der Mensch, von Gewalten umdrängt, die ihn erbeben lassen.

Wie erschauernd der Nomade solche Naturvorgänge erlebt, das verraten uns vor allem die Dämonen der Wüste, in die das ganze Entsetzen dieser Einöde hineingebannt ist.

Wir sind in der Lage, nachweisen zu können, wie sehr noch der Stammgott Jahwe in den schaurigen Niederungen des Dämonenglaubens wurzelt. Etwas Lichtes, Strahlendes haben die Götter des entfalteten Heldenzeitalters an sich, so sehr sich auch der majestätische

Glanz, der von ihnen ausgeht, zeitweilig, wenn sie Unheil senden, verdunkeln kann. Der Gott unserer Zeit aber offenbart sich in einer grausigen Erscheinung. Er ist der Gott eines Vulkans, des Sinai, der an einer uns unbekannten Stelle Arabiens gelegen sein muß. Wird dieser Vulkan, in dessen Nähe die semitischen Stämme gezeltet haben, immer in Tätigkeit gewesen sein, oder mag einmal ein plötzlicher Ausbruch sie in Schrecken versetzt haben, so daß das grausige Schauspiel sich in die verängstigten Gemüter eingrub als das Werk eines unheimlichen Wesens, dem man nun religiöse Verehrung darbrachte? Wir wissen es nicht. Eines aber ist klar: nämlich, daß diese furchtbare, die Nacht mit ihrem Feuerschein gespenstig erleuchtende Macht mehr einem Dämon als einem Gott gleicht, was noch aus einem Bericht des zweiten Buches Mose klar zu ersehen ist. Im Feuer, heißt es, fuhr der Gott auf den Berg herab, Rauch umhüllte ihn, und die Grundfesten der Erde wankten. So galt wohl zu einer Zeit, wo ein Götterglaube noch nicht ausgebildet war, der Berg Sinai als Sitz eines tückischen Dämons. Denn immer sind doch die Götter Hilfe und Schutz verleihende Wesen, mithin — mögen sie auch einmal grollen — vom Lichtschein der Erhabenheit umwallte Wesen. Furcht, Entsetzen aber breitet ein Vulkan um sich, ein Feld des Todes ist das umliegende Land, kein Halm ist davor sicher, von den herabrinnenden Gluten nicht erstickt zu werden; in beständiger Sorge lebt der Mensch, von dem sengenden Feuerregen überschüttet zu werden, ein Wagnis ist es überhaupt, in der Nähe eines solchen Ungetümes sich niederzulassen. Man kann sich vorstellen, mit welch unheimlicher Flammenschrift der ursprünglich in lodernden Feuern sich äußernde Geist sich in die Gemüter eingeschrieben hat, wie sehr er einem dämonischen Wesen geglichen haben muß. In der Tat, mit Zügen ist er ausgestattet, die zukommen einem Dämon und zwar einem solchen der grausigsten Art. Einmal scheut er wie die Gespenster das Licht des Tages, eine Vorstellung, die sich herausgebildet haben mag im Hinblick darauf, daß gerade nachts der Feuerschein des Vulkans sich besonders stark aufdrängt; dann geht solcher Schrecken von ihm aus, daß man das Angesicht, kommt man in seine Nähe, abwendet, aus Furcht, er möchte den Menschen zermalmen. Beim Passahfest, wo Jahwe aus dem Abgrund der Nacht auftaucht, um das Opfer, das man ihm darbringt, entgegenzunehmen, darf kein menschliches Auge sich ihm zuwenden. Gerade dieses Fest, über das noch weiteres zu sagen sein

wird, zeigt, wie die Dämonenfurcht in einer geschichtlich noch zu fassenden Zeit in Veranstaltungen, die die Sitte vorschreibt, fortwirkt, es erinnert an die düstere Stimmung armseliger, beständig von Gefahren umlauerter afrikanischer Hirtenvölker. Denn nicht die Freude vergoldet dieses Hirtenfest, das im Frühling, wenn die Tiere ihre Erstlinge werfen, gefeiert wird, oder sagen wir besser, es muß einmal eine Zeit gegeben haben, wo das Passahfest aus bangem Sinne heraus veranstaltet worden als eine Zauberhandlung, indem man durch Opferung der jungen Tiere den rachgierigen, tückischen Dämon zu besänftigen suchte. Später, namentlich nach der Einwanderung in Kanaan, wo das Selbstvertrauen gestiegen war und der Dämonenglaube an Kraft eingebüßt hatte, war es selbstverständlich auf freudigere Klänge abgestimmt.

Doch nicht allein im Kult des Sinaidämons tritt uns Jahwe, der Lodernde, der Flatternde, der Flammende entgegen als eine noch vor allem vom Grausen umwallte Gestalt, auch sonst noch sind Spuren vorhanden, die gestatten, den Jahweglauben bis in das Urzeitalter hinein zu verfolgen. Einzelne Stämme waren dem Dämon des Sinai ergeben; Juda und Levi huldigten einem andern Jahwe: in einem brennenden Dornbusch haust er in der Oase Kades.

Auch hier nimmt sich Jahwe wieder ganz als schauriger Dämon aus; in eine beängstigende Naturerscheinung, in ein durch brennende Gase verursachtes Erdfeuer hat ihn wohl erschreckter Sinn hineingesehen, und wild ist er so, böse, den Menschen eine Gefahr wie die Flamme, deren feurigen Mantel er über seine unheimliche Gestalt geworfen.

Wird aber wohl dieser Dämon der einzige gewesen sein, der in dieser grauen Vergangenheit unheildrohend die Menschen ängstigte? Wohl fehlen uns die Belege, die uns eine ins einzelne gehende Darstellung des Dämonenglaubens dieser Frühzeit ermöglichen; daß aber ganze Scharen solcher Unholde ihre Tücke an den Menschen ausgelassen, läßt sich schon daraus erschließen, daß selbst noch in Kanaan, wie namentlich die Schriften der Propheten zeigen, solcher Geisterglaube weit verbreitet war. Es wäre ja seltsam, wenn nicht auch bei den Semiten der Frühzeit die blinden, tückischen, finsteren Gewalten, die immerdar ins Leben hineingreifen, zurückgeführt worden wären auf böse, dämonische Mächte, und wenn selbst in der uns noch zugänglichen Zeit Jahwe, der Gott des Stammes, solche Schauer zu erwecken vermochte, wie wir es gesehen, so ist damit erwiesen, daß die hohe

Geistigkeit, die man unseren Nomadenstämmen zugedacht, reine Erfindung, aber keine Wirklichkeit ist. Wohl mag der Aufenthalt in der Wüste im Verein mit den Wanderungen und den zahlreichen Kriegsfahrten zum Nährboden auch rationaler Fähigkeiten geworden sein. Aber hätte der Dämonenglaube untergraben werden sollen, so hätten diese Fähigkeiten in einer Stärke ausgebildet sein müssen, für die jeder Anhalt fehlt. Für uns steht fest, daß, selbst als Jahwe zum alles überragenden Stammgott, ja, zum Nationalgott geworden, der Geisterglaube namentlich auch bei den abhängigen unteren Schichten noch in vollem Schwang war. Zugegeben mag werden, daß nun, wo die Gottheit Gefühle des Vertrauens, des Geborgenseins bei den Gliedern des Stammes auslöste, die Dämonen zurückgedrängt wurden, aber als böse Mächte fristeten sie immer noch ihr Dasein.

Wird der Tod, der ein geliebtes Wesen wie eine zarte Pflanze knickt, der selbst die starken und furchtlosen Helden erbarmungslos niederstreckt, nicht auch den rauhen Sohn der Wüste vor einen schwarzen Abgrund der Trübsal gestellt haben? Nun, auch er wird solches Unheil zurückgeführt haben auf das Walten schauriger Dämonen, die den blühenden Körper durch tödliche Krankheit versengen. Und wird nicht auch er, wenn er in schaurige Stätten verschlagen wird, die Geister der Verstorbenen im Dunkel erspäht haben? Oder der Wahnsinn, wenn er plötzlich einen anscheinend Gesunden überfällt, muß nicht auch er so aufgefaßt worden sein, daß nun ein böser Geist den menschlichen Sinn verwirrt hat? Und werden nicht auch Seuchen auf ähnliche Weise erklärt worden sein, oder die rasenden Stürme, die den Sand zu atemraubenden Wolken aufwirbeln? Es ist sicher, daß der Glaube an Jahwe als Schützer des Stammes solchen aus der Urzeit kommenden Vorstellungen abhold ist: daß diese aber in der Wüstenzeit noch weit stärker verbreitet waren als nach der Eroberung Kanaans, ist nicht nur entwicklungsgeschichtlich einleuchtend, sondern kann auch aus dem religiösen Leben der Araber erschlossen werden. Mit solchem Dämonenglauben aber gehen Hand in Hand alle Arten der Zauberei, und noch gewähren uns in dieser Hinsicht die Quellen einigen Aufschluß.

Beim Passahfest nämlich, zu dem sich die Feiernden, wenn die Nacht hereinbricht, im Zelte versammeln, um das Opferlamm zu verzehren, sucht man sich durch eine Zauberhandlung zu sichern gegen den Grimm des rachgierigen Jahwe. Teile nämlich des Opfertieres läßt man außerhalb des Zeltes von lodernder Flamme verzehren, und dieses

Feuer, so wähnt man, ist Jahwe selbst. „Als die Sonne untergegangen und dichte Finsternis eingetreten war, da war ein rauchender Ofen und eine Feuerfackel, die zwischen jenen Opferstücken durchging . . .“ Eine bange Schwüle lastet über den Versammelten, denn, so glaubt man, ein Ende mit Schrecken nimmt, wer es wagt, den Blick auf Jahwe, den Geist, zu richten. Aber ist es denn nicht ein Frevel, einen solch tückischen Geist herbeizulocken, wo er doch, mächtig wie er ist, die von Furcht übermannten Menschen ins Verderben ziehen kann? Nun, es steht diesen ein Mittel zu Gebote, das das Unheil, welches sie umringt, abwendet: das Blut des geschlachteten Tieres gilt als Sitz dämonischer Kraft, und so färbt man mit ihm die Schwellen und Türpfosten, auf daß es den grausigen Gast durch Zauberkraft banne und günstig stimme: damit die Menschen verschont bleiben von den furchtbaren Plagen, mit denen er sie heimsuchen kann, von Pest, Krankheit aller Art, Unheil überhaupt.

Auch sonst noch sind Zauberhandlungen festzustellen. So die Beschneidung, die ja auch bei andern Völkern gebräuchlich war. Sie hat den Zweck, mit strömendem Blut tückische Geister zu besiegen. Die Seelenträger der Tiere, das Blut, die Eingeweide, Nieren und Fett, die verbrannt werden, aber auch das Blut des Menschen gelten als Zaubermittel, die die bösen Mächte beschwichtigen sollen.

Indem aber Jahwe selbst durch solche Zaubermittel bezwungen werden kann, so besitzt er ganz das Gepräge eines Dämons, während eine Gottheit mit nichten dem Machtgebot des Zaubers unterstellt ist, sondern wie ein mächtiger Held entscheidet nach eigenem Gutdünken. „Unterwegs,“ so lautet eine wichtige Überlieferung, „bei einer Nachtrast, stieß Jahwe auf ihn und wollte ihn töten. Da nahm Zippora einen scharfen Stein, schnitt damit die Vorhaut ihres Sohnes ab und berührte damit seine — nämlich Jahwes — Scham und sagte: ein Blutbräutigam bist du mir! Da ließ er von ihm ab.“

Es ergibt sich mithin, daß Jahwe, der gewiß auch gefeiert wird als der erhabene, wie ein gewaltiger Held alles Irdische machtvoll überragende Gott, in unserer Zeit noch die Züge eines schaurigen Dämons besitzt. Und nie, oder doch erst sehr spät, ist es dem jüdischen Geist gelungen, ihn in die Höhe der lichten Erhabenheit eines vor allem Güte ausströmenden Wesens zu rücken: auch das Böse schickt Jahwe, die Abgründe des Lebens, in die der Mensch entsetzt hineinstarrt, reißt er auf, im Chaos tut er seine grausige Majestät kund. Jahwe kann

grollen und sich furchtbar rächen, wenn man, so legt es kindlicher Sinn aus, seine Hoheit verletzt, indem man etwa mit Opfern kargt oder sonstwie frevelt, vielleicht seinen heiligen Namen leichtfertig ausspricht und so entweiht. Und man kann sich vorstellen, wie die armen Seelen in der Wüste gezittert haben, wenn sein Zorn die Pest gesandt, um Menschen und Tiere zu würgen, oder wenn glühende Sonnenströme die Grasflächen ausdörrten, daß das Vieh einging; oder wenn er im Sturm daherfuhr und im Rollen des Donners seine schreckliche Herrlichkeit kundtat. Im Deborahlied (Richter 5), einer der ältesten Urkunden, die uns zu Gebote stehen, tritt uns Jahwe als ein im Aufruhr tobender Unhold deutlich entgegen, freilich fährt der Gottesschrecken hier nicht auf seine Getreuen, sondern auf seine Feinde herab.

„Jahwe, als du auszogst aus Seir,
Einhertratest vom Gefilde Edoms her,
Da bebte die Erde, es troffen die Himmel,
Es troffen Wolken vom Wasser,
Berge wankten vor Jahwe, —
Vor Jahwe, dem Gotte Israels."

In dem Dämonenglauben enthüllt sich uns die Weltangst, von welcher die Nomaden immer wieder gequält wurden, und wir weisen mit Nachdruck auf diese Erscheinung hin, weil sie einen Wesenszug der jüdischen Kultur bildet. Mögen die Wüstensöhne auch mit verwegener Kühnheit auf ihre Feinde einstürmen und prunken mit ihrer Heldenstärke: es kommen Zeiten, wo auch sie das Grauen übermannt, so daß das Leben wie eine von unholden Geistern erfüllte Finsternis vor ihnen liegt. Und gerade auch die Wüste, die sie gewiß als ihre Heimat lieben, wenn ein glückliches Werk gelungen, kann ihnen Schrecken bringen, daß die Sinne sich verwirren.

Gewaltigen, gewiß erhebenden, aber auch zuweilen niederschmetternden Schicksalswechseln sind diese Stämme ausgesetzt. Denn die ewigen Wanderungen und die durch sie ausgelösten Kämpfe können zu schweren Niederlagen, ja zur Knechtschaft führen, und wir wissen es, daß die hebräischen Stämme lange unter ägyptischer Herrschaft standen: Jahrhunderte hindurch raste der Krieg zwischen Ägypten und den räuberischen Nomaden, bis es dann dem großen Reich gelang, die Stämme unter ein drückendes Joch zu beugen. Fast ein halbes Jahrtausend lang, von 1550 etwa an, gebot Ägypten über die Völker

Palästinas, sie, wo sie sich zu erheben wagten, blutig niederwerfend, wo sie sich fügten, ausbeutend.

Jahwe, der Messias

Hält man sich diese schweren Nöte vor Augen, so kann man verstehen, wie die Seele aufwallt in Triumphgefühlen, wenn die Stämme aus ihrer Not herausbrechen, um sich im Kampfe das ihnen versagte Glück zu erobern. So lange das Elend den Sinn verdüstert, da hüllt sich auch Jahwe in Finsternis: als eine unholde Macht schreckt er die Gepeinigten. Aber wenn Kriegsgeschrei sich erhebt, da taucht Jahwe in erhabener Majestät auf als der tatengierige Held und göttliche Herzog, als der Erlöser in schwerer Bedrängnis: als Messias.

Das Leben dieser Nomaden nimmt sich aus als ewiges Streben nach einem Ideal: denn immer wieder gleitet ihnen das Glück aus den Händen, immer wieder müssen sie aufbrechen, um sich eine neue Heimat zu schaffen: beständig sind sie beherrscht vom Drang in die Weite und Ferne. Und so harren sie immer wieder der Stunde, wo ihr Gott daherbraust, um ihnen den Weg ins gelobte Land zu bahnen. Kommt nun diese Stunde wirklich herbei, dann bemächtigt sich ein Rausch dionysischer Verzückung der Vasallen des göttlichen Kriegshelden. Wenn man bedenkt, daß noch in Kanaan in Zeiten des Krieges nicht allein die unteren Schichten, sondern auch die selbstbewußten Heerführer von der Raserei heiliger Begeisterung ergriffen werden konnten, so dürfen wir annehmen, daß auch in der Wüste, wenn es galt, einen entscheidenden Schlag zu führen, die Heerscharen vom Anhauch ihres Gottes beflügelt wurden, daß sie, umglänzt von den Flammen der Ekstase, wähnten, göttlichen Boden zu betreten. Nicht allein bei anderen nomadischen Völkern war es so und ist es heute noch Sitte, daß, ähnlich wie beim Kult des Dionysos, in der Raserei Opfertiere zerrissen und deren Blut als Blut des Gottes genossen wird: auch in Kanaan blieb im Falle eines Krieges dieser unheimliche Gebrauch noch erhalten.

Nichts verhindert uns so, anzunehmen, daß es sich um eine alte, aus der Wüstenzeit stammende Sitte handelt, und so wäre zur Not erwiesen, was sich dem einfühlenden Sinn ohneweiteres ergibt: daß man, durchstürmt von des Gottes Kraft, ekstatischer Wonnen voll, in den Kampf stürzte und im unheimlichen Flammenglanz der lodernden Seele die messianische Herrlichkeit Jahwes auskostete.

Alle Not fällt in solchen Zeiten der kriegerischen Leidenschaft von der Seele ab, abgeschüttelt wird die Dämonenangst, die so oft den Menschen dieser Zeit martert; in göttlicher Verklärung liegt das Leben da: hoch aufgebaut, funkelnd in himmlischer Pracht ragt das Tor auf, durch das der Weg in das Reich der Vollendung führt.

So leuchtet Jahwe auf auch als der Gott der Harmonie, und an diesem lichten, in der Seele flammenden Bilde weidet sich immer wieder der Nomade, wenn Schrecken hereinbrechen: stark im Hoffen und Vertrauen, stark im „Glauben", daß, wenn auch das Unheil die Seele erdrücken will, der messianische König Erlösung bringen wird.

Jahwe wird gewiß auch verehrt als der gute Hirte, der, wenn die Feinde mit seiner Hilfe bezwungen, als ein Schutzgeist über seinem Volke wacht, gebietend, daß die Sitte geheiligt bleibt, der Geist der Eintracht nicht gestört wird. In Kanaan hat man, als schwere soziale Nöte hereinbrachen und man wähnte, von einem unheimlichen Fluch verfolgt zu sein, mit Sehnsuchtsblicken immer wieder auf die Zeit der Wüste hingeblickt, diese gewiß verklärend, aber doch auch witternd, daß hier eine soziale Festigkeit herrschte, der zufolge auch die unteren Schichten sich geborgen fühlten. In der Tat gelang es hier dem Genius der Stämme, trotz der nie ausbleibenden schweren Heimsuchungen, einen starken gesellschaftlichen Bau zu errichten.

Indem das Leben beständig von Gefahren bedroht war, indem im Falle einer kriegerischen Entscheidung die Stämme ins Verderben gerissen werden konnten, wenn nicht die größte Zucht und Opferfreudigkeit herrschte: so mußte die Eintracht, die Unterordnung unter das Ganze als höchstes Gebot gelten.

Von einer staatlichen Organisation ist keine Rede: von den Banden der Sippe sind die Menschen umschlungen, und gewiß gibt es gesellschaftliche Unterschiede: Sklaven werden beschäftigt, etwas höher als diese stehen die Schmiede, und die Herdenbesitzer nehmen je nach der Zahl der Tiere, über die sie verfügen, verschiedenen Rang ein. Überragt aber werden alle Volksglieder von den Führern, den Häuptlingen. Doch nur selten heben sich diese vom Volke ab in selbstherrlicher Stellung: erwählt hat man sie als die Weisesten, als Männer, die im Krieg sich durch besondere Fähigkeiten auszeichnen, und nicht als Könige, die sich auf große Macht stützen, gebieten sie über den Stamm: im Dienste des Gesamtwillens stehen sie, Hüter sind sie der Sitte, und jede Regung der Machtgier kann sie zu Fall bringen. Und

mögen auch zwischen den Führern und den Stammesgliedern oder im Bereiche dieser selbst Reibungen nicht ausbleiben: im Ganzen herrscht doch brüderlicher Geist. Die Standesunterschiede wachsen sich nicht aus zu Gegensätzen, die die soziale Gemeinschaft schwächen oder gar sprengen könnten, patriarchalischer Geist erfüllt die Besitzenden, der Geist williger Unterordnung die Schwachen.

Und diese gesellschaftliche Harmonie findet bannenden Ausdruck in der Religion. Jahwe als Schutzherr des Stammes wacht darüber, daß die Sitte nicht verletzt wird; ein Frevler ist, wer es wagt, die Bahn der Überlieferung zu verrücken. So überwölbt die Religion wie eine lichte Kuppel die soziale Lebensgemeinschaft, gleichgestimmt bringt diese und die Gottesverehrung den Willen des Volksgenius zum Ausdruck: das Streben nach sozialer Harmonie inmitten eines immer wieder vom Chaos bedrohten Daseins. —

Man könnte die Kultur, die die semitischen Stämme in der Wüste aufgebaut haben, als ein Vorspiel bezeichnen zu dem gewaltigen Drama, welches die Entwicklung des jüdischen Volkes darbietet. Erschütterungen, zuweilen furchtbare Notstände stellen sich ein, es herrscht ein unbändiger Machtwille, aus dem die Flammen dionysischer Verzückung herausbrechen, ein Wille dann zur sozialen Harmonie, um gewappnet zu sein gegen den Anprall der Verderben bringenden Mächte des Lebens. Aber wie ferngerückt ist noch diese Vorzeit von der Höhe der Geistigkeit, auf welche sich Juda schwang, nachdem es im Ackergebiet Kanaan sich ein reiches kulturelles Erbe aneignete: in welchen erhabenen Offenbarungen hat doch das Volk Juda seine Not und sein Glück zu künden vermocht, zu welcher Größe stieg Jahwe, sein Gott, empor, den sich dieses Volk schuf nach dem Bilde seiner eigenen Seele! Diese Wandlungen von größter weltgeschichtlicher Bedeutung sollen nun verfolgt und in ihrem Wesen erfaßt werden.

DIE KULTUR IN KANAAN

Die neue Heimat

DAS Land, in das die semitischen Stämme, angelockt von den Schätzen, die es als ein verhältnismäßig reiches Kulturgebiet barg, einbrachen — einzelne Stämme vielleicht 1400 v. Chr., Juda wohl zweihundert Jahre später — hebt sich von der Wüste ab wie eine überquellende Stätte des Glückes. Noch wird im fünften Buch Mose, Jahrhunderte nach der Einwanderung, der Wohltat gedacht, die Jahwe seinem Volk erwiesen, indem er es nach Kanaan geführt, „in ein schönes und weites Land, in ein Land mit Wasserbächen, Quellen und Seen, die in den Tälern und auf den Bergen entspringen, in ein Land mit Weizen und Gerste, mit Weinstöcken, Feigen- und Granatbäumen, in ein Land mit Olivenbäumen und Honig, ein Land, in dem du dich nicht kümmerlich nähren, sondern in dem du an nichts Mangel haben wirst, ein Land, dessen Steine eisenhaltig sind und aus dessen Bergen du Erz graben kannst." Als eine Ruhmestat des göttlichen Helden hat man es später empfunden, daß er sein Volk erlöst hat von der schauerlichen Einöde der Wüste, in die es hineingestoßen war wie in eine feindliche Welt. Aber hat nicht wohl der Anblick der Wüste, die ja auch weite Flächen Kanaans bedeckt, die neue Heimat in einem Licht erscheinen lassen, das diese verklärend überfärbt? Nun, man darf sagen, daß aller Grund vorhanden war, stolz zu sein auf das errungene Land, das, wenn es auch alles andere war als ein Paradies, die Natur mit Reichtümern ausgestattet hatte, die alles, was die geizende Wüste bot, überstrahlten.

Das Gebiet, das zum Schauplatz der weltgeschichtlich so bedeutsamen Entwicklung des Volkes Israel geworden, zeigt eine große Verschiedenheit der klimatischen Verhältnisse. Da gibt es durch Feuchtigkeit befruchtete Gebiete, die eine glühende Sonne mit tropischer Üppigkeit beschenkt, da steigen aber auch Berge in die Höhe, deren Gipfel mit Schnee gekrönt sind. Es können die Sonnenströme mit furchtbarer Gewalt herabstürzen, daß Menschen und Tiere schlaff werden, während

nachts oft empfindliche Kälte eintritt. Aber auch wenn der Mensch unter solchen Unbilden des Klimas nicht wenig zu leiden hat, daß er klagt wie der Patriarch: „Bei Tage vergehe ich vor Hitze und des Nachts vor Frost", so wird er dafür wieder entschädigt durch Gaben der Natur, die das Leben mit Annehmlichkeiten beschenken, wie sie die Wüste niemals zu bieten vermag.

Da streckt sich gen Norden, in einiger Entfernung von der Küste und gleichlaufend mit ihr, Galiläa hin, von dem gerühmt wird, daß es heute, wo zweifellos die wirtschaftliche Entwicklung gegenüber der des Altertums im Rückstande ist, geradezu durch seine Fruchtbarkeit prangt. Durchzogen von Bergen, die durch ihre Schönheit anlocken, quillt der Segen überall hervor, nicht allein in den Niederungen, sondern auch auf den Höhen. Olivengärten ziehen an den Bergen hinauf, sie mit grünem Schmuck bekleidend, und Bergströme und Quellen bewässern den Boden. Namentlich die Ebenen bieten dem menschlichen Fleiß reichliche Ausbeute, und wenn der Regen sich einstellt, leben selbst die Öden, die dem Vieh zur Weide dienen, auf in bunter Pracht. Millionen von Blumen leuchten dann dem Beschauer entgegen, und reichliche Nahrung ist den Herden geboten. Freilich, sobald der Boden austrocknet, werden die schwellenden Gräser wieder versengt, und eine erstickende Armut breitet sich aus. Doch sind auch Niederungen von großer Ergiebigkeit vorhanden. Ein wahres Kleinod soll die Umgebung des nördlich gelegenen Sees von Tiberias sein. Nicht allein, daß der See durch Fischreichtum ausgezeichnet ist, daß er, auch wenn ihn einmal die Stürme aufwühlen, in herrlichem Blau strahlend, ein liebliches Bild darbietet — die Landschaft, die ihn einschließt, steht im Flor üppigen Wachstums.

Südwestlich vom See Tiberias, abgegrenzt vom Karmelgebirge, streckt sich die Ebene Jesreel hin. Auch hier dauert die Fruchtbarkeit an. Noch zeigen Überreste aus längst vergangener Zeit, welch reges Leben hier geherrscht, welcher Reichtum sich ausbreitete, und in der Tat, vorzüglich gedeiht hier das Getreide; eine Fülle von Wild, Gazellen, allerlei Vögel bieten reichlich Jagdgelegenheit. Da zieht weiter längs der Küste, südlich vom Karmelgebirge, die Ebene Saron hin, die schon früher ihrer günstigen Bodenbeschaffenheit wegen weithin bekannt war; da breitet sich am Fuße des Karmel, bedeckt von den nun immer niedriger werdenden Ausläufern des Gebirges, Samaria aus, durchzogen von ertragreichen, zuweilen zu ansehnlicher Breite sich aus-

weitenden Tälern. In einem dieser Täler ist Sichem eingebettet, das von den vordringenden Wüstenstämmen nach schweren Kämpfen erobert wurde, und das in alter Zeit, da es geschützt gegen die sengende Glut der Winde und gut bewässert war, sich vorzüglich zum Anbau geeignet erwiesen und menschliche Arbeit durch vielfachen Ertrag reich gelohnt hat. Weniger ergiebig ist das Ufergebiet des Jordan, abgesehen von den Oasen, die, spärlich vorhanden, die kargen Niederungen unterbrechen. Aber dafür bietet der Fluß dem Auge einen erquickenden Ersatz. Weithin zieht seinen Ufern entlang ein Dickicht, das die mit tropischer Glut brennende Sonne hervorlockt, und von dessen Pracht schon Jeremia spricht. „Feingefiederte Tamarisken, schlanke Euphratpappeln", so lesen wir in einem neueren Bericht, „dornige Sidrbäume sowie Oleander, Schilf und Papyrusgebüsch in üppiger Fülle und von tropischer Vogelwelt belebt, begleiten mit ihrem mannigfach getönten Grün streckenweise die Flußufer." In diesem Dickicht hielt sich der Löwe auf, „aus dem Dickicht des Jordan", so heißt es bei Jeremia, „steigt er hinauf zur immer prangenden Aue." Inmitten einer der erwähnten Oasen des Jordan, in der Nähe des Toten Meeres, liegt Jericho, heute wie ehedem ein Juwel unter den Städten Palästinas, ein Gebiet, das dank der Gunst seiner Lage und des Klimas, hohe Erträgnisse verbürgt.

Weniger von der Natur begünstigt ist das westlich am Toten Meer sich ausbreitende, im Süden in die Wüste hineinlaufende Gebiet Judas. Spärlich sind hier die entzückenden Landschaften gesät, an denen Palästina sonst so reich ist. Schaurige, öde, abgedachte Berge bedecken weite Gebiete, im Osten lagert das Ungetüm der Wüste, fast von allem Leben verlassen, eine grauenhafte Stätte der Erstarrung, von Felsen bedeckt, die zuweilen Höhlen bilden, einstens die Zuflucht derer, die aus dem gesellschaftlichen Verbande ausgestoßen waren. Auch der Norden Judas zählt wenig Stätten, die geeignet für menschliche Ansiedlung sind. Eine Fülle von Tälern sind zwar vorhanden, auch Quellen sprudeln hier, aber es fehlt, abgesehen von wenigen Plätzen, der lockere Boden; gewaltige Felsenmassen recken sich in die Höhe. Reicher von der Natur ausgestattet sind die in der Mitte Judas gelegenen Gebirgsgegenden, in die kleinere Flächengebiete eingelagert sind, welche den Anbau lohnen, zuweilen sogar reichlich lohnen, wie namentlich das mit Weinbergen übersäte Gebiet von Hebron. Im Nordosten von Hebron sind in die Gebirgsmassen Täler eingebettet, die, wenn der Regen in

genügender Menge fällt, im Schmucke des reichsten Segens leuchten, und namentlich Bethlehem strahlt als eine Stätte reichen Gedeihens hervor aus weiter Fläche, die in trostloser Öde daliegt, sich stundenlang fortziehend, ohne daß der Atem grünenden Lebens ein erquickendes Bild böte. Allmählich fällt das Gebirge gen Westen ab, große Flächen dehnen sich hier, in sanfter Abdachung dem Meere zustrebend, aus, und sie bilden sehr ergiebige Fruchtgefilde, namentlich das Getreide gedeiht hier in reichem Maße.

Zusammenfassend darf man sagen: daß Juda alles andere als ein von der Natur mit besonderer Gunst ausgestattetes Land ist: es überwiegt die Öde, zurücktritt gegenüber den Weiden das Ackerland. So waren denn seine Bewohner größtenteils Hirten; die meisten der ertragreichen Gelände stellen Oasen dar, kleine, zum regelmäßigen Anbau geeignete Gebiete, die umringt sind von der Steppe, von Einöden und der Wüste, die nur zu einem Teil zur Weide sich eignen.

Ähnlich wie das westlich vom Toten Meer und Jordan sich hinstreckende Land nimmt sich der Osten aus. In der Nähe des Flusses erheben sich hohe Berge. Die Täler vor allem oder auch Hochebenen gestatten den Anbau, weite Strecken jedoch nur die Viehweide.

„Ich hatte gedacht, gleich Söhnen dich auszustatten und dir ein liebliches Land, den allerherrlichsten Erbbesitz unter allen Völkern, zu verleihen", heißt es bei Jeremia, und ermessen können wir aus solch überschwänglichem Lob, mit welchem Stolz der Anblick des neuen Landes die Söhne der Wüste schwellte. Freilich, wer etwa vom heutigen Deutschland kommt und den Boden Palästinas betritt, gar noch, wenn die glühend weiße Sonne wie sengendes Feuer ihre Strahlen herniedersendet, der erlebt, namentlich wenn ihm das gelobte Land in den herrlichen Farben der Verheißung vorschwebt, schwere Enttäuschungen. Zur folternden Qual wird ihm die Gluthitze, die wetteifernd Erde und Himmel aushauchen; die wüsten Stätten wirken auf das verwöhnte Auge des Europäers, sieht man von den landschaftlichen Reizen ab, wie erdrückende Bilder ewiger Armut; die bebauten Felder erscheinen dürftig neben den üppigen Äckern unseres Heimatgebiets. Doch darf nicht übersehen werden, daß im Altertum zweifellos, vielleicht auch infolge günstigeren Klimas, etwa infolge reichlicherer Regenfälle, die Fruchtbarkeit größer war als heute, und als Ganzes genommen, mußte Palästina, verglichen mit der Wüste, sich abheben wie ein blühender Fruchtgarten von öden Sandfeldern, so daß der Jude

seinen Gott dieses wertvollen Geschenkes wegen loben durfte mit dankbarem Blick. Denn während die Wüste neben Milch und Fleisch höchstens noch wildwachsende Früchte, Beeren und ähnliches bot, herrschte nun in Kanaan die Fülle. Besonders gediehen nun die Herden: zahllos seien sie in Kanaan, heißt es in einem aus dem Jahre 2000 v. Chr. stammenden Bericht, und wenn sie so in reichem Maße Fleisch und Milch lieferten, so gewährte der Boden Gaben, die der Wüstenbewohner höchstens durch Tausch oder Raub zu erwerben vermochte. Und nicht allein dem Ackerbauer, sondern auch dem Hirten boten sie Nahrung.

Denn dahin sind nun die Zeiten beständigen Umherschweifens. Wir müssen annehmen, daß die Hirten als Halbnomaden wohl in Zelten wohnten und ihre Herden über die Weidenflächen trieben, aber dabei doch niemals den Umkreis eines verhältnismäßig kleinen Gebiets überschritten. Baute man doch Getreide an, Weizen und Gerste. Verstand man es auch noch nicht, dem Boden reiche Erträgnisse abzuringen: ein Großes war doch angebahnt: der Halbnomade vermochte sich besser zu nähren und zu kleiden als der Sohn der Wüste, die neuen Wohnsitze verbürgten eine Festigkeit der Entwicklung hin zu Höhen einer neuen Kultur. In Juda vor allem waren solche Halbnomaden ansässig, und eine der größten Gestalten der jüdischen Geschichte, den Propheten Amos, haben wir uns als einen solchen ansässigen Herdenbesitzer vorzustellen. In ihm enthüllen sich gleichsam in einer überwältigenden Weise die neuen Kräfte, die seinem Stamm im Gefolge der Ansiedlung zugewachsen.

Wo man aber sich vor allem dem Ackerbau widmete, da wogte, wenn das Jahr ein gutes war, die Fülle um die beglückten Menschen: von hundertfachem Ertrag selbst spricht das erste Buch Mose. Vielleicht handelt es sich um eine Übertreibung, aber sicher war die Ergiebigkeit des Bodens viel größer als heute, wo der Acker im günstigen Fall den zwölffachen Ertrag der Aussaat trägt. Doch nicht allein Getreide lieferte das Land, auch die Baumzucht, ohne daß man ihr allerdings besondere Sorgfalt zugewandt hätte, lohnte sich reichlich. Es gedieh vorzüglich die Feige, der Ölbaum lieferte, ohne daß er viel Aufmerksamkeit beansprucht hätte, eine solche Menge von Früchten, daß man selbst das begehrte Olivenöl nach Tyrus und Ägypten ausführen konnte; die Dattelpalme war namentlich in der Umgebung von Jericho in Fülle vorhanden, köstliche Früchte bot der Granatbaum, es

gediehen Mandeln, Nüsse, Maulbeeren; ein Schmuck des Landes war — wie es heute noch der Fall — der Johannisbrotbaum, der auf kurzem Stamm eine gewaltige, dunkelgrüne Krone trägt, aus dichtestem Laub geflochten, das die Sonnenglut auffängt und dem erhitzten Wanderer als schattiges Dach Kühlung bringt.

Daß der Boden schon eindringliche Pflege fand, zeigen die spärlichen Angaben des Alten Testamentes über Gartenanlagen. Gemüse hat man gebaut, durch künstliche Bewässerung die Fruchtbarkeit der Gärten gehoben, und als ein besonderer Segen des huldvollen Gottes galten diese Anlagen. Die Großen und Könige haben in der Nähe ihrer Herrensitze Gärten angelegt, und zwar auch Prunkgärten zur Augenweide und als Stätten eines lieblichen Aufenthaltes, und in ihrer Mitte wurden Altäre errichtet, um fremden Göttern zu opfern. In ihrer Schattenkühle hat man der religiösen Festfreude gehuldigt, Stätten waren sie ausgelassenen Jubels.

Dabei hat zur Erhöhung der Stimmung beigetragen der Genuß von Wein, der in Strömen floß. Als das Wahrzeichen der neuen, der Wüste entrückten Kultur galt der Wein, doch er wurde von denen, die der neuen Kultur mit ihren schweren Mißständen gram waren, geradezu verschmäht, während er von den Reichen bei lärmenden Gelagen in solchem Übermaß genossen wurde, daß sich die Propheten mit Abscheu von diesem ausgelassenen Treiben abwandten. „Wehe denen," so lesen wir bei Jesaja, „die früh im Morgen dem Rauschtrank nachgehen, die in der Dämmerung verziehen, vom Wein erhitzt! Die Zither und Harfe, Pauke und Flöte und Wein zum Gelage vereinen." Doch auch Volksgetränk wird der Wein gewesen sein, denn die Weinberge, auf die man viel Mühe verwandte — so daß Amos von köstlichen Weinbergen sprechen kann — gediehen vortrefflich, und häufiger waren sie wohl im Altertum als heute. Getreide und Wein hat man als die kostbarsten aller Güter, die auf dem Boden Kanaans wachsen, betrachtet, als Göttergabe erwähnt der Psalter das liebliche Getränk, das des Menschen Herz erfreut. Und als ein Glück wurde es gepriesen, wenn man beschaulich unter seinem Feigenbaum und Weinstock sitzen konnte. Erwähnen wir noch, daß im Altertum an vielen Stellen, wo heute die Öde lagert, Wälder rauschten — und wer kennt sie nicht, die hochragenden Zedern des Libanons — daß die Bienenzucht Pflege fand, daß viele Gewässer von Fischen belebt waren, jagdbares Wild wie Antilopen, Tauben, Rebhühner in Rudeln umherschwärmten; daß

der Boden Ton und Erze, das Tote Meer Asphalt, Schwefel und Salz barg; daß nicht allein einzelne Karawanenstraßen durch das Land zogen, sondern auch Pfade und Wege gebahnt waren, die dem Nahverkehr dienten; daß die Küste dagegen, indem es an natürlichen Häfen gebrach, dem Verkehr zur See fast überall unüberschreitbare Schranken setzte: so hätten wir mit flüchtigen Strichen das Bild des neuen Landes entworfen, das uns zwar nicht wie ein elysisches Gefilde anlächelt, aber das immerhin als ein ergiebiges Land bezeichnet werden kann.

Freilich, wenn die ewigen Gewalten des Himmels, von Jahwe, dem göttlichen Herrn, nicht so gelenkt wurden, daß sie das Werk des Menschen förderten; wenn der so sehnsüchtig erwartete Regen ausblieb, dann wurde das Wehgeschrei gemarterter Menschen laut, die nicht wußten, wie sie leben sollten. Segnende, die Erde geradezu verzaubernde Kraft kann die Sonne ausströmen, aber auch Verderben kann sie mit ihren stechenden Strahlen herabschleudern, so daß Mensch und Tier unter ihrer erbarmungslosen Gewaltherrschaft seufzen. Denn hat nicht reichlicher Regen den Boden getränkt, so ist er unfruchtbar wie Felsgestein, und wie oft sind im Altertum die Menschen heimgesucht worden von der fürchterlichsten aller Plagen, der Dürre, die sie sich nicht anders zu erklären wußten, als daß sie ein Strafgericht sei des zornentbrannten Gottes! Wohl vermag der Tau die Pflanzen etwas zu erquicken, doch rasch saugt ihn die flammende Sonne wieder auf, und wenn Monate hindurch, wie es vorkommt, ein wolkenloser Himmel in brennendem Blau sich über die Erde wölbt, dann lagert dort, wo sonst blühendes Leben seinen erquickenden Atem aushauchte, das spindeldürre, rissige Gespenst der Öde, das den Saft der Pflanzen aufsaugt, so daß diese verwelken, verdorren. Es sind Schreckenszeiten für den Hirten und Landmann. Der Grasteppich der Steppen verfilzt sich dann und liegt wie ein graues Leichentuch da, die Äcker, sonst von prangenden Saaten bedeckt, sehen aus, als ob sie nie die Hand des Menschen berührt hätte: zur Einöde werden sie, Disteln und Dornen schießen empor, als ob sie ihren Feind, den Menschen, höhnen wollten; der Boden wird rissig, und Baum und Sträucher magern ab zu dürren Gerippen, eingehüllt in erstickendem Staub.

Man kann sich vorstellen, wie die Menschen, wenn der Gluthauch der Sonne solch teuflisches Werk vollbrachte, erbetten vor der Zorngewalt ihres Gottes, hilflos niedersinkend, flehend um Erbarmen. Und wie

werden sie gejubelt haben, wenn fern am Horizont in silbernem Glanz ein Wölkchen auftauchte, wenn der Wind wie ein Bote des wiederversöhnten Gottes auf sie fröhlich zusprang, von einem immer wachsenden Wolkenmeer gefolgt; wenn der Donner mit triumphierenden Schlägen das Nahen des Glückes ankündigte! Endlich, endlich, nach so langer Zeit des Harrens und Duldens rauschen die Wasserbäche wieder vom Himmel herab! Nun kann gesät werden, in kurzer Zeit legt sich ein Hauch frischen Grüns auf die Äcker, ja, selbst auf den Wüstenflächen sprießen dann die Gräser, als ob auch sie einstimmen wollten in den alles erfassenden Jubel. Stolz heben nun die Bäume ihre Kronen empor, im Frühling schmückt sich das Land mit unzähligen Blumen, mit Lilien, Narzissen, mit Krokus und vielen anderen. Und wie atmen die Menschen erleichtert auf, wenn der Spätregen ihre Arbeit segnet und die goldene Zeit der Ernte naht und mit ihr Festesfreude, in die alles mit Lob und Dank einstimmt! So wird man begreifen, daß Jahwe in Kanaan wie in der Wüste als Gott des Regens verehrt wurde, den Hiob dafür preist, daß er „im Regen Kanäle gespalten und einen Weg im Wetterstrahl, um es regnen zu lassen auf menschenleeres Land, auf die Wüste, in der niemand wohnt, um Öde und Wildnis zu sättigen und frischen Graswuchs sprießen zu lassen."

Auch heiße, trockene Winde können wie flammende Glut die Pflanzen versengen, so daß die Arbeit des Jahres im Nu oft verwüstet wird. Und welche Not bringen die Heuschrecken, wenn sie wie dichte Wolken teuflischer Dämonen hereinbrechen! Der Prophet Joel hat sie anschaulich geschildert, die Greuel, die ein solcher schauriger Heereszug entfesselt, so daß wir heute noch ermessen können, wie die Menschen gezittert haben, wenn ihr Gott aus racherfüllter Seele sie mit dieser Plage überschüttet. „Wacht auf, ihr Trunkenen, und wehklagt! Jammert, ihr Weinzecher alle, daß euch der Most vom Munde hinweggeschnappt ist. Denn ein Volk hat mein Land überzogen, das gewaltig und nicht zu zählen ist, seine Zähne sind Löwenzähne, und ein Gebiß hat es wie eine Löwin." Alles, was die Erde nährt, fällt dem verwüstenden Hunger dieser „Raubtiere" zum Opfer: Weizen und Gerste treten sie, „die wie Rosse aussehen und wie Reiter rennen", nieder, die Bäume werden ihres Blätterschmuckes beraubt und können keine Früchte mehr tragen, leer stehen die Getreidekammern: ein Bild trostloser Armut ausbreitend, wo sonst Segen aufgehäuft war. Das Vieh verkümmert und schreit nach Nahrung, die Tiere des Feldes wimmern, denn nun

sind die fetten Auen von räuberischen Banden zerfressen: traurig liegen die Felder da, Wehklage steigt aus ihnen empor, und jammernd irren die Menschen umher; denn nicht allein, daß der Hunger in ihren Eingeweiden brennt, sie können selbst ihrem Gott keine Opfer bringen, daß er gnädig sich wieder zu ihnen, den Schwergeprüften, herablasse.

Als die semitischen Stämme in Kanaan eindrangen, hatte dieses Land schon eine beträchtliche Höhe der kulturellen Entwicklung erreicht, und das fünfte Buch Mose spricht es deutlich aus, als welch wertvolle Gottesgabe es von den rauhen, armselig dahinlebenden Söhnen der Wüste empfunden wurde. Ein Land hat Jahwe seinem Volk angewiesen, „mit großen und schönen Städten, die es nicht gebaut hat, mit Häusern, die ohne sein Zutun mit Gütern jeder Art angefüllt sind, mit ausgehauenen Zisternen, die es nicht ausgehauen hat, und mit Wein- und Olivengärten, die es nicht gepflanzt hat." Aber wie ist es möglich, daß es den kulturell noch recht tiefstehenden Wüstenstämmen gelingen konnte, eine schon hinter Burgen und Festen verschanzte Nation von Bauern einfach zu überwältigen, gewiß nicht mit einem Schlag, aber doch im Laufe einiger Jahrhunderte, so daß der Eindringling Herr des neuen Gebietes ward? Das Schauspiel, das uns in der Eroberung Kanaans entgegentritt, wiederholt sich unzähligemal im Völkerleben, und nicht wäre es geboten, dabei länger zu verweilen, hätte es nicht aufs tiefste die jüdische Kultur und damit die Menschheitsentwicklung befruchtet.

Wohl standen die Kanaanäer unter ägyptischer Oberherrschaft, aber die Vertreter der ägyptischen Hoheit nützten die Schwäche ihres Vaterlandes aus, um sich zu unabhängigen Königen zu krönen, und von gleichem Verlangen waren auch einzelne kanaanäische Fürsten beseelt. Auch sie versuchten angrenzende Landesteile an sich zu reißen, um ihre Macht zu stärken. Politisch zerrissen also war Kanaan, einen Schauplatz heftiger Fehden stellte es dar. Und in diesen Aufruhr wurden auch die anwohnenden Nomaden hineingezogen: ägyptische Berichte erzählen von Chabiri, d. h. Hebräern, die als Söldner in den Dienst der ägyptischen Statthalter traten, um ihnen beizustehen bei ihren Kämpfen. Zu diesen kriegstüchtigen Nomadenstämmen mögen auch Judäer gehört haben. Und zwar setzte sich Juda im Süden fest, während andere Stämme im Norden, den Jordan überquerend, nach Westen vordrängten, und noch lange Zeit nach der Einwanderung mag es zu einem engen Zusammenschluß nicht gekommen sein. Annehmen

aber dürfen wir, daß Wüstenstämme die Umwälzungen Kanaans, geschwächt wie durch die politische Zersplitterung die kriegerische Kraft des Landes wurde, ausnützten und mit kühnem Wagemut erobernd in die lockenden Gefilde einbrachen.

Daß die Nomaden sich nicht sofort zu Ackerbauern verwandelt hatten, dafür gibt eine alte ägyptische Quelle einen Fingerzeig, indem sie die Israeliten wandernde Nomaden nennt, und weitere Erwägungen bestärken die Richtigkeit dieser Angabe. Wenn der Nomade einen unbändigen Stolz besitzt, den Stolz des Menschen, dessen Heimat die weite, freie, großräumige Natur ist, die er liebt als ein selbsterobertes Reich mit der Leidenschaft eines ewig auf Wanderung, auf Kampf und Abenteuer eingestellten Sinnes: welche Überwindung würde es ihn kosten, plötzlich diesem Drang entsagen zu müssen, um sich gleichsam selbst an die Scholle zu fesseln? Müßten ihn denn nicht Gefühle überkommen der Trauer, der Trauer des Vogels, der, eben noch die blaue Luft in kühnem Schwung durchsegelnd, nun von grausamer Hand in den Käfig gezwängt wird? Der Nomade verachtet das Leben des Ackerbauers, und nur ganz allmählich gewinnt auch der Boden eine solche Macht über ihn, daß er sich mit unzerreißbaren Banden an ihn gekettet fühlt, ihn schätzen und lieben lernend als ein Quellgebiet von Annehmlichkeiten, die das Dasein mit reicherem Schmucke als die Wüste bekleiden. So ließen sich die Stämme nicht in den Städten nieder, vielmehr haben sie gewiß zuerst die alte Lebensweise fortgeführt, haben ihre Herden von Trift zu Trift geführt, nicht ohne daß kriegerische Zusammenstöße zu vermeiden gewesen wären, bis dann nach und nach, neben der Viehweide einhergehend, der Ackerbau sich einbürgerte. So wurden sie Halbnomaden; entfernt von den Städten, in den abgelegenen Tälern oder Hochebenen wurden nun fruchtbare Bodenflächen in Ackerland umgewandelt, aber noch baute man sich kein Haus aus Stein, dessen Mauern Kind und Kindeskind schützen sollten, sondern das rasch zu errichtende und leicht wieder abzubrechende Zelt des wandernden Beduinen diente zur Behausung. Man trug noch Beduinenkleidung, hielt Herden, aber eingedämmt war der Wandertrieb der alten Zeit. Man haftete mehr am Boden, baute etwas Getreide an, doch herrschte noch große Einfachheit. Unbekannt war aller Luxus, noch nicht übte der Wein seine Zaubermacht aus, es fehlten die leckeren Speisen, wie sie später durch den Gartenbau gewonnen wurden.

Wie es heute noch Halbnomaden in Palästina gibt, so haben sie auch im Altertum niemals gefehlt, aber ein Teil von ihnen verwuchs immer inniger mit dem Boden, warf die Sitte des Beduinen, die Gepflogenheit namentlich, bei den Herden zu zelten, ab, ließ sich in Dörfern oder Höfen nieder, die noch weitab lagen von den Städten und namentlich auch die Höhen krönten, so daß ihre Bewohner, wenn sie in die Niederungen hinunterstiegen, sich wie die verkörperte alte Zeit ausnahmen. Aber immer mehr schob man sich in das Kulturgebiet der Kanaanäer vor; nachdem man sich einmal an den Anbau gewöhnt und die Wohltaten des Ackerbaues empfunden wurden, wuchs der Drang nach weiteren Bequemlichkeiten, es erwachte der Neid im Anblick des Reichtums der Ureinwohner, und in heftigen, zuletzt siegbringenden Kämpfen riß man die inmitten fruchtbarer, wohlbebauter Gründe gelegenen kanaanischen Städte an sich.

Eine gewaltige Beute fiel dadurch dem Sieger zu, Reichtum umrauschte nun die bisher in größter Einfachheit dahinlebenden Dörfler; was sie ehedem in der Wüste aus weiter Ferne mit lockendem Glanz anblinkte, das umwogte sie nun in üppiger Fülle. Wohlgepflegte Ländereien und Gärten waren ihr Eigen, kostbare Luxusgegenstände, die der Handel ins Land gebracht, fielen ihnen zu, Silber und auch Gold. Aus dem Deborahlied ist deutlich zu sehen, wie man den Prunk liebte. Mit bunten, wertvollen Gewändern und Tüchern bekleidete man sich, auf Teppichen ruhte man, trank aus prächtigen Schalen, und Silber war in solchen Mengen vorhanden, daß die Feinde, die bedrängten Kanaanäer, lüstern darnach schielten. In Städten, die von Ringmauern umgeben waren, lebte man jetzt, sind doch Jericho und Jerusalem kanaanäischen Ursprungs, und geschützt war man so gegen vordringende Feinde. Hinter Zinnen kämpfte man bei einer Belagerung.

Die soziale Verfassung

Die Kultur, welche die Stämme nach der Eroberung Kanaans schufen, besitzt alle entscheidenden Züge einer mittelalterlichen Lebensordnung. Kriegerischer Geist durchwallt die nationale Gemeinschaft, keinen höheren Ruhm gibt es als den Ruhm des Helden der Schlacht. Ein unbändiger Lebens- und Machtwille durchrauscht namentlich die Führer des Volkes, die adeligen Gebieter, aber auch die Tausende des „gewöhnlichen" Volkes erheben sich, wenn die Lärmtrompete erschallt,

in fortreißender Siegesstimmung, um beizutragen, die Ehre des Ganzen zu mehren.

Doch ist es vor allem der Adel, der den Geist dieser Kultur bestimmt. In Geschlechtsverbänden sind die Herren zusammengeschlossen, und durchaus verschieden ist die Macht, über welche die einzelnen Sippen verfügen. Es gibt Geschlechter, die weit über die übrigen adeligen Geschlechter hinausragen, so daß diese sich unter ihre Hoheit beugen müssen, es sei denn, daß sie versuchen, sich in Fehden aufzulehnen. In den Städten leben die gebietenden Geschlechter, und von hier aus herrschen sie über das Land, über die Hirten und Bauern. Mögen auch diese Schichten von den Banden der Geschlechterverfassung umschlungen sein, ihr politischer Einfluß ist gering. Im Heere stellen sie wohl in der vorköniglichen Zeit die Massen dar, ohne die kein Krieg zu führen war, aber auf beglänzter Höhe stehen die ritterlichen Befehlshaber, die stolzen, nach Schlachtenruhm lechzenden Helden.

Auch im Frieden leiten diese die Geschicke der Gemeinschaft. Die Geschlechter der Bauern und der Hirten sind in den Augen der Herrschenden mit einem Makel behaftet und üben so gut wie keinen politischen Einfluß aus, und so ist denn die Gefahr vorhanden, daß diese Volksgruppen in wirtschaftliche und soziale Abhängigkeit geraten: daß sie den Druck eines machtgierigen Adels zu spüren bekommen, der sie ausbeutet, ja, in die Knechtschaft stürzt. Doch hat diese unheilvolle, das Land mit schrecklichen Wirren überziehende Entwicklung erst zur Zeit Salomos eingesetzt.

Zu den Bauern und Hirten gesellen sich noch weitere Schichten, die jedes politischen Einflusses bar sind: es fehlen nicht die freien Taglöhner: Ausländer sind es meist, die aus irgend einem Grunde ihre Heimat verlassen hatten, etwa um einer Verfolgung zu entgehen. Doch bezeugt das fünfte Buch Mose, daß auch Judäer gegen Taglohn arbeiten.

Enger als die Taglöhner sind mit der Familiengemeinschaft die Sklaven verbunden. Verschieden waren die Umstände, die zur Sklaverei führten. Einmal wurden Kriegsgefangene in die Knechtschaft hinabgestoßen, und wenn es auch in diesen Zeiten Brauch war, die Feinde haßerfüllten Sinnes erbarmungslos auszurotten — nicht immer hat so fessellos die Rache gewütet. War doch die Möglichkeit gegeben, Sklaven ohne Entrichtung eines Kaufpreises zu erwerben, wenn der besiegte

Feind am Leben blieb. Auch der Handel bot Sklaven feil, namentlich die Phönizier verlegten sich darauf, die Menschenware gewinnbringend abzusetzen an Orten des Bedarfes: sicher auch in Israel, wo sie zur Königszeit bereits heimisch waren.

Freilich — und hier nun zeigt sich, wie schon in der Frühzeit die soziale Zersetzung eingriff, die dann später, namentlich vom neunten Jahrhundert an, um sich fraß — auch Stammesgenossen konnten zu Sklaven erniedrigt werden. Wenn sie etwa verschuldet waren, so daß sie ihre Wirtschaft nicht mehr aufrecht zu erhalten vermochten, blieb ihnen nichts anderes übrig, als Knechtsdienste zu leisten; ja, zur Zeit des Amos wurden sie von ihren Gläubigern, wenn sie ihren Verpflichtungen nicht nachkommen konnten, einfach als Sklaven verkauft. „Den Rechtschaffenen verkaufen sie und den Dürftigen um eines Paares Schuhe willen." Sicher ist, daß in der nachsalomonischen Zeit zahlreiche Volksgenossen auf solche Weise ihre Freiheit verloren haben, und als ein furchtbares Geschick muß es gegolten haben, wenn ein solcher Unglücklicher, dessen Vorfahren lange Zeit auf freiem Eigen saßen, diese Demütigung erfuhr. Und nicht immer eigenes Verschulden war es gewesen, das so vielen dieses schwere Los schuf; denn rechtschaffen nennt Amos die Erbarmungswürdigen, die unbändiger Herrschaftswille zur Strecke brachte. Es handelt sich wohl in vorköniglicher Zeit immer um Ausnahmen, wenn Stammesgenossen dieses Unheil widerfuhr, und wenn zur Zeit der Propheten die Lage der Sklaven sich immer ungünstiger gestaltete: in der Zeit vor Salomo war sie durchaus erträglich.

Eine geringe Rolle spielen in dem Stufenbau der vom Adel gekrönten Lebensgemeinschaft die Handwerker. Es gibt Handwerker, die, wie die Schmiede, den Makel vollster Verachtung an sich tragen, ja als unrein gelten, wohl weil sie Stammfremde sind. Doch sind auch freie, in Geschlechtern oder Ortsverbänden zusammengeschlossene Handwerker bezeugt, die sich durch besondere Leistungen auszeichnen: Goldschmiede, Steinhauer und Holzbearbeiter. Daß das Handwerk wenig ausgebildet war, ergibt sich daraus, daß noch Salomo gezwungen war, für den Bau des Tempels tyrische Handwerker herbeizurufen.

Nicht ganz rechtlos sind die Metöken, die Beisassen, die als Kaufleute, Taglöhner, Handwerker sich nützlich machen. Es handelt sich einmal um Stammfremde, doch konnte auch ein in die Unfreiheit geratener Stammesgenosse als Beisasse aufgenommen werden. Als

solcher ist er freier denn der Sklave. Er kann Grundbesitz erwerben, doch darf er ein Haus nicht sein eigen nennen, und zudem genießt er den Schutz der Gemeinschaft, in die er einbezogen: des Geschlechtes also.

Wie im abendländischen Mittelalter genießt auch bei den hebräischen Stämmen dieser Zeit der Kaufmann keine besondere Wertschätzung. Gewiß, schon in der vorsalomonischen Zeit spielt der freilich noch ganz in mittelalterlichen Formen sich entfaltende, also noch durchaus unkapitalistische Handel eine bedeutsame Rolle. Mehrere Karawanenstraßen führen durch das Land, die Geldwirtschaft ist voll entwickelt. Doch von der Höhe und dem Glanz des Adels sticht der Kaufmann ab als ein gleichsam in verachteten Niederungen hausendes Wesen. Es gibt wohl auch Einheimische, die Waren feilbieten, doch handelt es sich in der Hauptsache um Stammfremde oder Beisassen. Namentlich die Kanaanäer haben sich auf dem Gebiet des Handels hervorgetan, Kanaanäer und Krämer war gleichbedeutend.

Eine gewisse Rolle spielt der Handel mit den Früchten des Feldes. Denn was lag näher, als daß der Kaufmann dort, wo infolge einer guten Ernte der Segen überquoll, sich einstellte, um den Überfluß hinzulenken, wo Mangel herrschte? Daß er also dem Grundherrn oder auch dem vermögenden Bauern zur Seite trat, um ihm behilflich zu sein beim Absatz nicht benötigter Erzeugnisse, etwa von Getreide, Öl, Wein, Flachs? Da in Juda große Flächen des Bodens aus Weideland bestanden, so wird gerade den Herdenbesitzern der die Produkte des fetten Landes zuführende Händler ein willkommener Gast gewesen sein. Kornhändler gab es, das zeigen die Quellen, schon im elften Jahrhundert v. Chr., und sicher waren sie auch früher schon vorhanden. Und wie sehr wird man sie in Zeiten der Dürre, oder wenn Heuschrecken Verwüstung angerichtet, benötigt haben, von welcher Bedeutung müssen sie gerade auch für die kleinen Bauern gewesen sein, die doch vom schlechten Ausfall der Ernte am härtesten getroffen wurden! Sicherlich sind auch Fische in die abseits der Flüsse gelegenen Städte und Dörfer befördert worden, ebenso Salz, das allein das Tote Meer lieferte.

Selbstverständlich aber ist, daß der auswärtige Handel, der in den Tell el-Amarnabriefen für die Zeit 1400 v. Chr. bezeugt ist, in der Folgezeit immer reicher sich entfaltete, und zwar werden es die Philister und die Phönizier gewesen sein, die vornehmlich die reichen Adeligen

mit Luxusgegenständen versehen haben, die Phönizier vor allem, die ja an der Küste des mittelländischen Meeres als reiche, schon große Seefahrten ausführende Händler sich niedergelassen. Weihrauch, Prunkgewänder, schöne Gefäße, Purpurgewebe, Waffen, vielleicht auch Gegenstände aus Glas und manches andere werden sie den Grundherren dargeboten haben, und sicherlich haben sie Erzeugnisse des Bodenbaues, Gerste, Weizen, Öl, Wein, ebenso Wolle aus Juda ausgeführt, zumal sie in ihrem Heimatland selbst günstige Absatzgelegenheit für diese Produkte fanden.

Imperialistische Mächte

Dies sind in der Hauptsache die Züge jener Lebensordnung, an deren Spitze als tonangebende Schicht der Adel steht. Um einen Grund und Herden besitzenden Adel handelt es sich, der zur Zeit der Deborah (etwa 1400 v. Chr.) noch keineswegs über bedeutende Bodenflächen verfügt: noch verwalten die Herren selbst ihr Besitztum, ja, sie mögen selbst bei der Ackerarbeit die Hand mitangelegt haben. In politischer Hinsicht gebieten die mächtigsten Sippen, und in kriegerischen Notzeiten schart sich das ganze Volk um die waffengeübten Recken, die zu befehlen wissen und in der Schlacht als die mutig Vorstürmenden die Mannen mitfortreißen.

Frei sind diese Ritter von allem kapitalistischem Geist. Sie verkaufen wohl einen Teil des Ertrages ihrer Ländereien, geben Wolle ab, wohl auch Wein und Ölfrüchte. Aber der Handelsgewinn dient in erster Linie zur Ausschmückung des Lebens, eines ganz in feudalen Bahnen sich bewegenden Lebens, oder er liefert die Mittel für die Kriegführung, wohl auch für den Erwerb weiteren Landes. Nach Macht streben diese Herren, doch nicht im Sinne des Kapitalisten. Ihr Stolz ist ausgedehnter Landbesitz, der es ihnen ermöglicht, das Dasein prunkvoll auszugestalten, und wenn auch in den vorköniglichen Jahrhunderten der Adel noch stark bäuerliche Prägung besitzen mochte: die Anfänge jenes ungemessenen, in wüster Lebensgier sich äußernden und zur Versklavung der Bauern führenden Machtstrebens fallen schon in diese Epoche.

Eine Reihe von stadtsässigen Geschlechtern mit ihrem Herrschaftsgebiet bilden einen Stamm, und nur ein loses Band ist um die einzelnen Sippen geschlungen, wenn nicht Kriegsgefahr das Gefühl der Zusammengehörigkeit weckt. Aber neben den im Boden der Heimat wurzelnden

Stämmen gibt es noch Gaststämme, die, wie die Rechabiten, als Halbnomaden ihre Herden weiden, als Beisassen betrachtet werden, und so einen gewissen Schutz genießen. Auch die Gemeinschaft der Leviten, der die später zu so großer Bedeutung gelangten levitischen Priester angehörten, galt als ein solcher unfreier, doch rechtlichen Schutz genießender Stamm. Die Kanaanäer aber hatten, solange sie mit den Eroberern noch nicht verschmolzen waren, als ein unterworfener Stamm Frondienste zu leisten.

Ausschlaggebend für die Organisation des Stammes waren die Bedürfnisse des Krieges. Die im Norden lebenden Stämme waren eingeteilt in Hundert- und Tausendschaften, bei den Südstämmen zogen die Geschlechtsverbände in die Schlacht. Sobald ein Vorstoß unternommen wurde — etwa gegen räuberische Beduinen oder die Kanaanäer — rauschte ein Strom anfeuernden Lebens, das alle Zwistigkeiten vergessen ließ, durch die Stämme, und unter dem Banner des gewaltigen Kriegsgottes Jahwe erfolgte der Angriff.

In Friedenszeiten sind die Stämme nur lose miteinander verbunden, aber wenn ein Krieg bevorsteht, da fühlt man sich als Bundesgenossen, die gewillt sind, heldenmütig für einander einzustehen und die Ehre des göttlichen Herrn zu retten. Für ewige Zeiten haben diese Stämme einen Bund geschlossen für den Fall des Krieges, ein Schwur besiegelt diesen Bund, und als solche durch einen Vertrag miteinander verbündete Stämme heißen sie Israeliten. Und wie man darauf baut, daß die Treue, zu der man sich durch den Vertrag verpflichtet, nicht wanken werde, so ist man auch mit Jahwe, dem Gott der Kriegsgenossenschaft, einen Vertrag eingegangen: Jahwe ist der Schild und Speer Israels, wenn man ihm die gebotenen Ehrungen erweist, seine heiligen Satzungen hält. Freilich, nicht immer eilen die Stämme, getreu der Vertragspflicht, herbei, um an der Seite der Verbündeten zu streiten. Es kommt vor, daß ein Stamm aus irgend welchen Gründen den Bedrängten die Hilfe verweigert und sich so den grimmigen Haß der Betrogenen zuzieht.

Größte Bedeutung gewann jener Jahwebund, dem es gelang, in einem mächtigen Ansturm die Kanaanäer niederzuwerfen. Das Deborahlied, so benannt nach der Prophetin, die zum Kampfe aufrief und die kriegerische Begeisterung weckte, zählt eine Reihe von Stämmen auf, die, vom Odem Jahwes durchrauscht, sich erhoben: so Ephraim, Machir, Benjamin, Sebulon, Naphtali, Issachar, Asser und Dan. Juda, dem später als Hauptmacht eines Jahwebundes so Großes glückte, fehlte:

Ephraim hatte die Führung. Den Jahwestämmen, die in der Stunde der Gefahr ihr Gelübde gebrochen, wird ein Fluch zugeschleudert: so Ruben und Gilead.

Dieser vom erhabenen Namen Jahwes überglänzte Kriegsbund stellte in vorköniglicher Zeit ein loses Gebilde dar. Kam es doch vor, daß zwischen Stämmen, die dem Bunde angehörten, heftige Feindseligkeiten ausbrachen, und gebrach es doch in Zeiten des Friedens einer auch nur von ferne an königliche Machtvollkommenheit erinnernden Gewalt. Immerhin fehlten Einrichtungen nicht, die aus den Bedürfnissen des Bundes herausgewachsen waren. Man konnte Rechtsstreitigkeiten dem Führer des Bundes unterbreiten, und dieser strebte darnach, seine im Kriege unbestrittene Würde auch im Frieden zu wahren, und bezeichnend ist es, daß auch die Prophetin Deborah Recht sprach. Auch in religiösen Fragen, soweit sie den Jahwekult berührten, mögen die Kriegshelden ihr Urteil abgegeben haben. Doch erst unter David und Salomo gewann der Jahwebund auch im Frieden eine feste Grundlage, indem es der königlichen Gewalt gelang, den Widerstand eigenwilliger Geschlechter und Stämme zu brechen und das lose Gefüge zu einer staatlichen Organisation auszubauen.

Vorgearbeitet haben diesem für das Schicksal Judas so entscheidenden Vorgang die vom Heldenruhm umleuchteten Heerführer früherer Zeiten, deren Gestalten hier kurz gedacht werden soll. Der Ephraimit Josua wird in der Überlieferung als ein solch ruhmbedeckter Kriegsheld gefeiert; geschichtlich faßbar ist die Prophetin Deborah, die im Kampfe gegen Kanaan eine Reihe von Stämmen mit der Glut ihrer hochaufwallenden Seele erfüllte; dann Gideon, der die Midianiter zurückschlug, weiterhin Jephta, der die Ammoniter bedrängte.

Solche Stammesfürsten, von denen es viele gegeben haben mag, deren Namen und Taten für immer verschollen, sind noch nicht von ferne mit jener Fülle von Macht ausgestattet, wie sie jenen Herrschern zukam, die als die Könige Israels heute in aller Mund sind: wie etwa David oder Salomo. Aber doch ragten sie schon aus der Masse der Adeligen hervor; für das große Heer aber der politisch so gut wie einflußlosen, freien und abhängigen Bauern und Hirten thronten sie schon wie auf einer verklärten Höhe. Zwar ließen diese Stammesfürsten noch nicht oder nur selten ihre Herrschgewalt durch Beamte wie die Könige der späteren Zeit ausüben; aber wie ganz anders ist doch ihre Stellung als die der Häupter der Geschlechter. Ein Schein religiöser Verklärung

liegt auf der Heldengestalt eines solchen Herzogs, denn auf ihn vor allem hat Jahwe die Fülle seiner Gnade gehäuft, ihm vor allem, dem Führer im Kampfe, hat er Weisheit und Stärke verliehen, und von ihm ist, wie durch ein Wunder, die ihm von der Gottheit verliehene Kraft herabgeströmt auf die streitenden Scharen, die er zum Sieg geführt. So kam ihm das Vorrecht zu, dem Stammesgott die Opfer darzubringen. Im Rate der Vornehmen aber, die den Stamm vertreten, war er erster Gebieter, denn schwer wog seine Stimme, gefährlich war die Lockung, ihm Widerstand zu leisten. Zudem hatte seine Macht eine feste Stütze in seinen Reichtümern, denn ausgeraubt wie die geschlagenen Feinde wurden, fiel ihm der größte Teil der Beute zu. Als Kriegsfürst gelang es ihm zudem leicht, sein Eigen zu mehren durch Erwerb von Grundbesitz, und indem er angrenzenden Stämmen zum Schutzherrn ward, flossen ihm Tribute zu, die er von seinen Gefolgsherren, die wir als Vorgänger der königlichen Beamten zu betrachten haben, einziehen ließ.

Wie das Fundament der Stammesfürstentümer, so ist auch das des Königtums Sauls im wilden Gewoge des Krieges gelegt worden. Als einfachem Adeligen des kleinen Stammes Benjamin gelang ihm eine Ruhmestat. Der Wüstenstamm der Ammoniter, gegen den schon Jephta sich gewandt, hatte wieder einen Vorstoß gegen Westen unternommen und mit mörderischer Gier gehaust. In der furchtbaren Verwirrung, die noch im Bericht des Samuelisbuches nachzittert, erstand nun Saul als Retter. Er sammelte eine Anzahl streitbarer Männer aus den umliegenden Stämmen um sich, und als gottgeweihter Held drang er mit ihnen in das Lager der Feinde, die er, wenn auch nicht vernichtete, so doch in die Wüste zurücktrieb. So stieg er zu königlicher Würde empor, getragen vor allem von der Macht seiner Stammesgenossen, mit denen er gemeinsam das Heldenwerk verrichtete. Schon griff sein Herrschaftsgebiet über die Grenzen seines Stammes hinaus, als Schutzherr der umliegenden Stämme kam ihm eine gewisse Oberhoheit zu. Eine Sonderstellung nahm seitdem der Stamm Benjamin ein als Sitz der königlichen Gewalt. Und gestärkt ward letztere und mit dem Glanz neuer Ruhmestaten umwoben, indem Saul ein weiteres drückendes Joch, das den Stämmen tiefe Wunden bereitete, mit starker Hand zerbrach. Erobernd drangen die Philister im Norden in die fruchtbaren Landstrecken vor, und wollten die Stämme dieser Bezirke nicht einfach der Knechtschaft verfallen, so blieb nichts anderes übrig als das freilich nicht ungefährliche Wagnis, in offener Feldschlacht den kriegstüchtigen

Feinden entgegenzutreten. In dem erbitterten Ringen drang wiederum der Freudenklang religiöser Begeisterung aus geschwellten Herzen hervor, man trug die Lade Jahwes, die im Heiligtum Silos verwahrt wurde, ins Schlachtgetümmel, glaubend, daß nun der erhabene, furchtbare Gott die bisher wie starke Mauern standhaltenden Schlachtreihen der Feinde mit seinen Donnerkeilen in Trümmer legen werde. In schweren, nicht immer siegreichen Kämpfen schlug Saul die Philister zurück, auch war er vom Glück begünstigt bei seinem Heereszug gegen den Wüstenstamm der Amalekiter: der König Agaz wurde gefangen genommen und „vor Jahwe im Gilgal in Stücke gehauen", sein Land ausgeraubt. Freilich, nicht vermochte Saul sich auf den Höhen dieser Erfolge zu behaupten. Nicht allein, daß zuletzt der Aufruhr im eigenen Lande tobte, auch die kriegstüchtigen Philister erhoben sich wieder, und auf dem Schlachtfeld fand Saul mit seinen drei Söhnen den Tod.

So hat Sauls Herrschaft alles andere als den Ausbau eines kräftigen Staatswesens erreicht, das unerschütterlich dastand als das Bollwerk nun geeinigter Stämme. Immer noch war die Kraft der Philister nicht gebrochen, und große Aufgaben harrten so noch der Lösung, sollten die Stämme nicht der Knechtschaft verfallen. Aber mehr als ein flüchtiges Ereignis war Sauls Herrschaft doch! Noch nie hatte das Königtum solch weite Gebiete umspannt wie zur Zeit Sauls, zusammengefaßt waren damals Benjamin, die Stütze der königlichen Macht, Teile Judas im Süden, Moab, Teile im Südosten des toten Meeres und noch weitere Stämme. Nach Norden erstreckte sich das Reich, ausgreifend wie nie bisher, vielleicht bis über die Ebene Jesreel hinaus, und auch vom östlichen Jordangebiet sind Tribute dem König zugefallen. Schutzherr war Saul auch über die von Kanaanäern bewohnten Landesteile geworden. Jedoch so Großes auch der König im Schlachtfeld leistete, ein hervorragender Staatsmann scheint er nicht gewesen zu sein. Der feurigen Heldenseele, die im Getöse der Schlachten bannend und mitreißend aufstrahlte, müssen jene Fähigkeiten abgegangen sein, denen es hätte gelingen können, die doch erst zusammengewürfelten Stammgebiete zusammenzuschmieden zu einem vor Erschütterungen bewahrten, festen Staatsgebilde. Noch schaltete Saul auf seinem Gute wie ein Grundherr, dem vor allem der Anbau seiner Felder am Herzen lag, er war wohl umgeben von dienstwilligen Anhängern, konnte sich wohl auf die kriegerische Kraft seiner Stammesgenossen verlassen: aber noch nicht durchdrang der königliche Wille machtvoll das seiner Hoheit

unterstellte Gebiet. Es waren erst die Anfänge eines Beamtentums vorhanden, und einem unerbittlichen Befehle gleichgekommen wäre das Königswort nur dann, wenn ein starkes, jedem Winke des Befehlshabers ergebenes Heer ihm zu Gebote gestanden wäre. Da dies aber nicht der Fall war, so war es möglich, daß das benjaminische Königtum rasch dem Verfall entgegenging. Aber nichtsdestoweniger, es hatte seelische Kräfte entbunden, die mächtig fortwirkten. Eine Flutwelle nationaler Begeisterung durchströmte Israel, und Jahwe, der göttliche Schirmherr, stieg empor in immer lichtere Höhen, so daß der Glanz seiner Hoheit Tausenden und aber Tausenden in die Augen fiel, für die er bisher noch im Dunkel lag. Wenn wirklich die Volksgunst sich von Saul in seinen letzten Jahren abwandte, so war dies möglich, weil man sich der Meinung hingeben konnte, daß Jahwe seinem Erkorenen, den er ursprünglich mit so großen Beweisen seiner Gnade überhäuft, zuletzt seine Huld versagt hätte, indem Saul seiner Schöpfung nicht das Siegel der Vollendung aufzudrücken vermochte.

So hat man denn David frohlockend begrüßt, der herrlich in Erfüllung brachte, was unter Saul die Vaterlandsfreunde erst zu träumen wagten. In Juda geboren, kommt der mit Heldenruhm bedeckte Mann an Sauls Hof, und gewiß hat seine glänzende ritterliche Erscheinung ihm den Zutritt erleichtert. Als die bezauberndste Heldengestalt, die auf dem Boden Palästinas erblüht, werden wir David kennen lernen, als einen jener erlauchten Menschen, in denen eine ganze Kultur prachtvoll sich darstellt. Und zu alledem noch: ihm hat das Glück aus seinem Füllhorn Blumen in solcher Fülle gestreut, daß sein Aufstieg zur Königswürde zu einem Triumph ohnegleichen ward, und in späteren Zeiten stand man wie geblendet vor dem Werk dieses Menschen, harrend, daß er wiederkomme als Gesandter der Gottheit, erhöht zum Bringer ewigen Heiles, zum Messias.

In den von Saul geführten Kämpfen gegen die Philister scheint David sich mit Auszeichnung hervorgetan zu haben: er wurde zum Obersten des Heeres ernannt. Aber der Kriegsruhm des jungen Judäers fiel verletzend in die Augen Sauls. Wenn, wie es denkbar ist, die Volksgunst sich von dem keineswegs mit Herrscherweisheit begnadeten König ab- und David zuwandte, ist es da nicht verständlich, wenn Saul in dem jungen Helden einen Nebenbuhler witterte, wenn finsterer Groll sein Gemüt verdüsterte, so daß er sich in leidenschaftlicher Wallung dazu hinreißen ließ, den Speer gegen den Gehaßten

zu schleudern? Nun, nachdem der Bruch vollzogen war, zeigte sich Davids Heldengröße erst in ihrem wahren Lichte. Ein brennender Ehrgeiz muß in ihm gewütet haben, Befehlshaber, unbeschränkter Gebieter wollte er sein; eine jener Eroberernaturen war er, die es vorziehen, lieber abgeschieden von der großen Welt ihrer Selbstherrlichkeit zu leben, denn sich als wenn auch noch so einflußreiche Diener einem Herrn zu unterstellen. So drängte ihn seine Leidenschaft selbst auf die Bahn des Verbrechens. Fern davon, nachdem ihn des Königs Haß verfolgt, sich in Sicherheit zu bringen, etwa indem er sich in seine Heimat begeben hätte, wagte er das Unerhörte. Als ein Verstoßener fühlte er sich, und so brachte er es über sich, was ihm ehedem, als er noch der Freund des Königs war, Entsetzen eingeflößt hätte: zu Verstoßenen gesellt er sich, zu den Elenden und Verlassenen, zu Aufrührern, für die der Aristokrat sonst nichts als Verachtung übrig hat. „Und es scharten sich um ihn allerlei Bedrängte, so wie jeder, der einen Gläubiger hatte, und allerlei mißvergnügte Leute, und er wurde ihr Hauptmann. Bei vierhundert Mann schlossen sich ihm an."

So sehen wir, wie schon zu Davids Zeit die bäuerlich-proletarischen Schichten sich vom Gesellschaftskörper loslösen, und eine Ironie ist es, daß gerade der Begründer einer despotischen Monarchie, in der sich die sozialen Gegensätze verschärften, an der Spitze der Opfer einer Klassenherrschaft sich zu behaupten sucht und in der Tat sich behauptet hat. Aber wie sollte er in der Öde, in die er sich selbst verbannt, sein Dasein fristen? Daß sein waghalsiges Beginnen keineswegs Billigung fand, das ergibt sich daraus, daß er hinabsteigen mußte in die Tiefen sozialer Not, um einen Anhang zu gewinnen, und kämpfend also, wenn es sein mußte, kämpfend auch gegen die eigenen Volksgenossen, mußte er so versuchen, sich in einer ihm feindselig gesinnten Welt durchzuschlagen. So ging denn auch er, wie so viele vor und nach ihm, den Pfad des Verbrechens, auch seine Stirn war, bevor die Königskrone sie schmückte, mit dem Brandmal des Geächteten versehen.

Es führte David mit seiner Schar verwegener Gesellen ein wahres Räuberleben; eigenmächtig wandte er sich gegen die Philister, die die judäische Stadt Kegila überfallen, befreite die bedrängten Bewohner von dem Feind und raubte die Philister, in deren Gebiet er eingebrochen, wie der Häuptling eines Wüstenstammes aus. So tritt uns hier David als Freibeuter und Beschützer der Stammesgenossen zugleich entgegen, und hätte er auch gewiß sich am liebsten in der zweiten Rolle gefallen

— die Not zwang ihn zuweilen selbst zur Ausplünderung derer, denen er sonst hilfreich zur Seite stand. Einem in der Wüste lebenden Halbnomaden hatte er Schutz verliehen gegen die auf seine Habe abzielenden Wüstenräuber, und als dieser sich weigerte, ihm einen angemessenen Lohn für den Dienst, den er ihm erwiesen, zu gewähren, machte David Miene, mit dem Schwert in der Hand seine Forderung durchzusetzen.

Solch eigenmächtigem Vorgehen gegenüber konnte denn ein schwer beleidigter König nicht mehr weiter untätig zusehen, und so rückte Saul dem Verräter entgegen, um seinem wahnwitzigen Treiben ein Ende zu bereiten. Aber da erscholl Kriegsruf von anderer Seite, die Philister fielen wieder in Sauls Lande ein, so daß er umkehren mußte, ohne den Bandenführer gedemütigt zu haben. Und nun ließ sich David, eingeschüchtert durch Sauls Drohung, zu einer weiteren Vermessenheit hinreißen. Er flüchtete hilfesuchend als Lehensfürst zu dem Erbfeind seines Volkes, den Philistern, und stellte sich unter dessen Hoheit. Aber mit welch feiner Berechnung suchte er nun das Schandmal, mit dem er sich durch solchen Schritt befleckt, wieder auszulöschen! Ohne Zweifel, mit furchtbarer Schuld hat er sich beladen, geschändet hat er die Ehre seines Volkes, ein Greuel ist er geworden denen, die dem Land ihrer Väter zugetan. Aber in diesem Wirbel furchtbarer Gewissenskämpfe, in dieser grausigen Lage bezeugt der Held die ganze Selbstsicherheit seines von einem dämonischen Herrscherwillen durchsättigten Wesens, und der Zufall, das Glück hat ihn vor einem schweren Verhängnis bewahrt. Erspart blieb es ihm, an der Seite der Philister gegen den königlichen Freund kämpfen zu müssen, denn es fürchteten die Fürsten der Philister, er möchte zum Verräter werden. Er versuchte nun mit aller Macht, seinen befleckten Namen durch neue Ruhmestaten von der Schmach zu befreien. Wiederum stieg seine Gestalt vor den Stammesgenossen auf im Lichtschein der alten Heldenhaftigkeit. Er, der Verräter, der den Boden seines Vaterlandes verlassen, führte wahre Vernichtungskriege gegen die Horden der Wüste, die die Gebiete seiner Heimat mit Schrecken überzogen, so gegen die Amalekiter, an denen er sich mit der ganzen Grausamkeit seiner Zeit rächte. Den „Bann“ hat er an ihnen vollzogen, geraubt, was in seine Hände kam, getötet, was Menschenantlitz trug und gefaßt werden konnte. Und freigebig verteilte er die so gewonnene Beute. Auch die, die nicht mitgekämpft, sondern das Gepäck bewacht, wurden mit Beutestücken bedacht, vor allem aber die Vornehmen Judas,

die David so nötig wie seine Truppen brauchte, wollte er den Weg zur Höhe erfolgreich beschreiten.

So hat er es verstanden, seinen Fuß über schwindelnde Abgründe zu setzen; von schweren Gefahren bedroht, blieb immer wach sein Sinn; mit der zähen Ausdauer des großen Willensmenschen blieb er dem Glauben an seine Bestimmung treu. Heldenhaft hat er seine Würdigkeit bewiesen und mit Maßnahmen, die die Weisheit eingegeben, hat er seinen Einfluß gemehrt, die Schar seiner Anhänger vergrößert. Der Tod Sauls hat ihm den Königstitel, nein, die königliche Machtvollkommenheit gebracht, wie sie bisher noch kein Fürst in Palästina besaß.

In Hebron wurde David zum König von Juda ausgerufen. Sich stützend auf seinen Stamm, drang er nun erobernd vor: Esbaal, der Sohn und Nachfolger Sauls in Benjamin, wurde in einem lange sich hinziehenden Bürgerkrieg getötet, und als Sieger ging David aus dem Ringen hervor. Das Reich Sauls ward seiner Königsherrschaft unterstellt, und mit bannender Gewalt muß sein Siegeslauf ihm die Herzen der anfänglich widerstrebenden Stämme erobert haben: seine auf Versöhnung ausgehende Politik hat auch die, die ihm feindselig gestimmt waren, bezwungen, sein glanzvoller Aufstieg die Bewunderung aller erregt. Mögen vielleicht auch die Abenteuer seiner Vergangenheit befleckende Schatten auf seiner Gestalt zurückgelassen haben; mag er, der im Bürgerkrieg zur Höhe gekommen, zu Beginn seiner Herrschaft als Thronräuber mehr Grauen eingeflößt haben denn Ehrfurcht vor seiner oft bewiesenen überragenden Kraft — in nationalen Großtaten hat der König bald seinen Heldenruhm aufs neue besiegelt.

Nun erst gelang es, die Philister mit solcher Wucht zu werfen, daß sie fürderhin zu einer ernsten Gefahr für das mächtige Reich Juda nicht mehr wurden. Weitere glücklich verlaufene Feldzüge reihten sich diesem Hauptschlag an. Die Moabiter und Edomiter wurden ihrer Selbständigkeit beraubt und mußten dem König zinsen, auch die Ammoniter unterlagen seiner Übermacht. Ja, selbst hoch im Norden, im Gebiete von Damaskus, sollen königliche Vögte sich niedergelassen haben, denn „überall, wo David hinkam, verlieh ihm Jahwe Sieg."

Was früher undenkbar war, geschah nun. Aus dem Staub war Juda, die Vormacht des neugegründeten Reiches, wie durch ein Wunder emporgewachsen zu einer Größe, die weithin leuchtete und die nun die Augen auch der angrenzenden Völker auf sich lenkte. Die Phönizier traten in Beziehungen zu David, und wenn sie auch keine Bundes-

genossen wurden, es herrschte doch ein freundschaftliches Einvernehmen. Und bereitwillig hat der König von Tyrus seinem mächtigen königlichen Nachbar Handwerker geschickt, „damit sie David einen Palast bauten." Denn nicht mehr wie Saul lebte David in den Geleisen der noch einfachen aristokratischen Lebenshaltung fort. Als eine alles überragende Gestalt in seiner Zeit stehend, allmächtiger Gebieter eines ansehnlichen Reiches, drängte es ihn, das Einzigartige seiner Stellung auch durch prunkvolle Lebensführung zu offenbaren. Und so hielt er Hof wie ein großer Herr, freilich auch unter dem Gebot einer politischen Notwendigkeit. Denn wollte er seinem Willen Geltung verschaffen, so brauchte er Beamte, die in seinem Auftrag handelten und seinem Willen ergeben waren. Nicht allein Juda, sondern auch die übrigen Reichsgebiete wurden solchen königlichen Dienern unterstellt. Vögte zogen die Steuern ein, von denen Juda allerdings befreit war; ein General befehligte die neben dem Stammesheer bestehende Soldatenschar, ein Kanzler stand dem König als nächster Vertrauter zur Seite, ein Staatsschreiber, ein Priester weiterhin, der dem Reichsgott Opfer darbrachte.

Man kann sich vorstellen, welch reges Treiben so am königlichen Hof herrschte, wie ein bisher unerhörter Aufwand entfaltet wurde, und fehlen auch ausführliche Nachrichten: daß der König eine Fülle von Haremsdamen um sich scharte, beweist, wie er auch nach außen hin seine Rolle in einer Weise spielte, die nach orientalischem Geschmack ihren Eindruck nicht verfehlte. Und das Mittel eines barbarischen Luxus wird er so wenig verschmäht haben als sein Sohn und Nachfolger Salomo, der hier wie auch in anderer Hinsicht nur fortsetzte, was sein Vater begonnen.

Wenn sich so David, wetteifernd mit den orientalischen Königen der Nachbarschaft, mit einer gewissen Pracht umgab, er war zu groß, zu sehr aufs Handeln angelegt, als daß er sich untätig in dem Glanz der erworbenen Macht hätte sonnen mögen. Noch war ja das Staatswesen, das seine eiserne Hand erst roh geformt, nicht so gefestigt, daß es wie ein organisches Gebilde gleichsam aus einem inneren Drang heraus sich hätte zu immer größerer Vollkommenheit auswachsen können; es bedurfte des überlegenen, weitsichtigen, starken Leiters, daß die erst lose zusammengefügten Kräfte zu wahrer Harmonie sich gatten konnten. Und in solchem Bestreben erwies sich der König als ein Staatsmann mit der feinsten Witterung für das Gebotene, und wenn späterhin die auch noch unter Davids Herrschaft hadernden Stämme

wieder in die Erbärmlichkeit einer trügerischen Selbständigkeit zurücksanken: bewunderungswürdig ist doch der von hoher Weisheit eingegebene Versuch des Königs, sein Herrschaftsgebiet zu einem auf festen Grundmauern ruhenden Reiche auszubauen.

Die große Aufgabe bestand neben der Bezwingung der äußeren Feinde einmal in der Wahrung der königlichen Selbstherrlichkeit, dann in der Überbrückung der inneren Gegensätze. Verschiedener Art waren letztere: es galt einmal die von den Kanaanäern bewohnten Landstriche dem Königreich einzuverleiben, damit womöglich durch Verschmelzung mit den übrigen Stämmen die immer noch nicht ganz verstummte Zwietracht zwischen den Siegern und den Ureinwohnern mit der Wurzel ausgerottet würde; es galt weiterhin, die zuweilen stolz zur Schau getragene Eigenwilligkeit der Stämme zu dämpfen, es galt die im Bereiche der einzelnen Stämme zusehends wachsende Klassenherrschaft der Aristokratie zu mildern, auf daß nicht eine besitzlose Schicht, die das Staatswesen unterhöhlen könnte, sich herausbildete. Daß in letzterer Hinsicht der König wohl kaum irgendwie tiefer eingriff, daß die nach Salomo gewaltig die Geister ergreifende „soziale Frage" noch so gut wie nicht in seinen Gesichtskreis trat, hängt einmal damit zusammen, daß die soziale Not zu seiner Zeit noch nicht wie eine verheerende Seuche um sich gegriffen, dann, daß jeder ernste Versuch, dem Herrschaftsstreben der Aristokratie Einhalt zu gebieten, ihm gerade den Anhang dieses Standes verscherzt hätte, auf den er sich doch vor allem stützen mußte, sollte seine Macht nicht eine schwere Einbuße erleiden. Aber mit welcher Umsicht machte er sich an die Lösung der übrigen Aufgaben! Das, was bisher für unmöglich galt, ist ihm mit einem Schlag gelungen: Jerusalem, eine kanaanäische Stadt, von einer vorgelagerten, als uneinnehmbar geltenden Festung geschützt, erlag seinem Ansturm, und in dieses neu eroberte Gebiet verlegte er seine Residenz. Und nicht als beutegieriger Eroberer hauste er, was ihm keine Macht der Erde hätte verwehren können, sondern mit der klugen Berechnung des weitschauenden Staatsmannes schaltete er. Als wohlwollender Schutzherr begegnete er den Kanaanäern, nicht als hoffärtiger Sieger. Im Besitz ließ er sie ihrer Ländereien und gewann dadurch die im Kampfe Geschlagenen, die vor kurzem noch, höhnisch die friedliche Übergabe der Festung verschmähend, dem König einen schweren Kampf aufgezwungen. Dadurch aber, daß die kanaanäische Stadt Jerusalem zum Königsitz erkoren wurde, wurde der Eifersucht

der Stämme ein Damm vorgeschoben. Denn verständlich ist es, daß jeder dieser Stämme es nicht nur als Auszeichnung, sondern auch als Wohltat empfunden hätte, wenn in sein Gebiet die Hauptstadt verlegt worden wäre, und unabänderlich wäre gewesen, daß die Stämme, die sich solcher Bevorzugung nicht hätten rühmen können, sich benachteiligt gefühlt hätten: ein sprengender Keil wäre in das junge Reich getrieben worden. So aber wurde Jerusalem zu einer wahren Hauptstadt des Landes, willig fügten sich die Stämme. Aus allen Teilen des Landes strömten nun hier die führenden Männer, die der König um sich gesammelt, zusammen, in Scharen müssen die Bewohner gerade der mächtigsten Stämme, Judas und Benjamins, herbeigekommen sein, so daß die hauptstädtische Bevölkerung, zumal eine Verschmelzung mit den Kanaanäern, vom König gefördert, sich vollzog, gleichsam neues Gepräge bekam. Es verblaßten hier die Stammeseigentümlichkeiten, eine einzige Masse bildeten die königstreuen Bewohner. Allerdings, erst wenn in allen Landesteilen ein solches einträchtiges Zusammengehen wie in Jerusalem erreicht worden wäre, wäre der König seinem Ziel nahegekommen, aber zu groß war die Aufgabe, zu trotzig noch der Herrschaftswille der Stämme, als daß solches Werk von einer einzigen, wenn auch noch so überragenden Persönlichkeit in den kurzen Jahren eines Menschenlebens hätte vollführt werden können. Aber schon daß David die Kanaanäer als gleichberechtigte Glieder des neuen Staatswesens behandelte, trug sehr zu einer Stärkung des Gemeinwesens bei, und so verstummte fürderhin jener Zwist, der ehedem in gewaltigen Kämpfen sich entladen.

Jerusalems Ansehen wurde weiterhin gestärkt durch die Aufstellung der Heiligen Lade in der Königsburg, dem Zion, der „Stadt Davids". David erst hat sie wieder den Philistern, in deren Hände sie geraten war, entrissen, und unter Jubelschall und Posaunenklang wurde die Lade an den Ort ihrer Bestimmung geführt, „und mit aller Macht tanzte David vor Jahwe her." Ein großes Ereignis war die Wiedergewinnung dieses alten Heiligtums, das als Sitz der Gottheit galt, und an das sich anfeuernde Erinnerungen an eine ruhmreiche Vergangenheit knüpften. Aber ein neuer Jahwe war es, der mit dem alten, armseligen Kasten hinaufzog in die Königsburg. Er strahlte über seinem Volk in einer Glorie, die ihren Schimmer aussandte in Weiten, die seine Königsherrschaft bisher noch nicht umspannt: zum Reichsgott war nun Jahwe geworden. Und konnte er auch überall verehrt

werden: Jerusalem war seitdem doch vor allem die Stätte, nach der sich die Augen der Frommen wandten, und da Jahwe zum Schutzherrn geworden des Reiches, da er im Willen seines obersten Priesters, des Königs, sich offenbarte, so kann man ermessen, wie Davids Königsgewalt religiös verklärt wurde.

Freilich, auch trotz dieser religiösen Stützen war das Reich doch nicht so fest gegründet, daß es unerschütterlich dastand, gefeit gegen Angriffe, die abzielten auf seine Zertrümmerung. Die Not der Zeit, die schwere Bedrängnis von Seiten der Philister namentlich verlangte gebieterisch die Aussöhnung der hadernden Stämme, aber es war doch vor allem der Feldherrngröße Davids und seiner politischen Besonnenheit zu danken, wenn nun die Eintracht eingezogen. Doch nur vorübergehend war die Versöhnung gelungen. Wie, wenn der hochragende Mann, der nun an der Spitze Judas als ein wahrer Selbstherrscher über das weite Reich gebot, doch Anlaß zu Klagen gab, wenn er seine Macht in den Dienst selbstsüchtiger Zwecke stellte, wenn seine herrisch getroffenen Maßnahmen den Freiheitssinn der Stämme verletzten und von ihnen empfunden wurden als eine Fessel, die man ihnen übergeworfen — mußte es denn da nicht erscheinen, als sei der Sieg über die äußeren Feinde doch zu teuer erkauft worden? An Anlaß zu Klagen fehlte es nicht. Wollte der König mit starker Hand die Geschicke seines Reiches leiten, so mußte er, um seine Beamten und sein Heer zu besolden, über ausgedehnte wirtschaftliche Mittel verfügen, und was lag da näher, als seine Untertanen zu besteuern? Eine Volkszählung wurde angeordnet: Offiziere mußten die Stämme durchstreifen, aber ein gefahrdrohender Widerstand stellte sich ihrem Verlangen entgegen: als eine unerhörte Bedrückung wurde die Besteuerung empfunden, und gerade auch, daß der König mit Hilfe seines ihm blind ergebenen Heeres die Volkszählung vornehmen ließ, wird als eine Gewalttat aufgefaßt worden sein, gegen die sich der Adel aufgebäumt. Gewarnt wurde der König von seinen Vertrauten, aber er hat sich nicht aufhalten lassen. Ein wahres Unheil hatte David angerichtet. Aber wenn ihn die Reue ergriff, war denn solche eine wahre Bürgschaft dafür, daß er den Stämmen nicht weiterhin den schmerzenden Sporn seiner Gewalt zu spüren geben werde, und war denn dieser hochfahrende Fürst, was er doch vor allem hätte sein müssen, ein weiser, gerechter Richter, dem man vertrauensvoll sein Anliegen vortragen konnte, in der Gewißheit, daß sein Schiedsspruch das Recht wahrte und eine jede Bevorzugung

einer der streitenden Parteien verschmähte? Man braucht nicht anzunehmen, daß der König, der sonst mit feinster politischer Berechnung sein hohes Amt verwaltete, mit dem Ungestüm eines barbarischen Despoten das Rechtsgefühl des Volkes verletzte, aber sicher hat er durch seine Rechtsprechung das gegen ihn züngelnde Mißtrauen nicht zu verscheuchen vermocht. Wie anders hätte dann sein Sohn Absalom, der Verschwörer, seinen Anhang gewinnen können, versprechend, daß er ein anderer, wahrhaft gerechter Richter dem Volke sein werde, wenn er die Königskrone trage? Mit wahrer Eindringlichkeit hebt der uns überlieferte Bericht diesen Punkt hervor. Am Torweg stellte sich Absalom frühmorgens auf, „und wenn nun irgend jemand einen Rechtshandel hatte, der ihn veranlaßte, den König um Entscheidung anzugehen, so rief Absalom ihn an und fragte: ‚Aus welcher Stadt bist du?' Antwortete er nun: ‚Dein Sklave ist aus dem und dem Stamme Israels!' so sagte Absalom zu ihm: ‚Was du sagst, ist ja schön und wahr, aber auf Seiten des Königs ist niemand, der dir Gehör schenkt!' Und weiter sagte Absalom: ‚Ach, wenn man doch mich zum Richter im Lande bestellte, daß zu mir käme, wer irgend einen Handel oder eine Rechtssache hätte, damit ich ihm zu seinem Rechte verhelfe!' Und wenn dann jemand herantrat, um ihm zu huldigen, so streckte er seine Hand aus, hielt ihn fest und küßte ihn. In dieser Weise tat Absalom gegenüber jedermann aus Israel, der den König um eine Entscheidung anging, und so bestrickte Absalom die Herzen der Männer von Israel."

Wie war es denn möglich, daß gerade Absalom, dem der königliche Vater mit einer grenzenlosen Liebe zugetan war, den Aufstand schüren, daß er solches Verbrechen auf sich laden konnte? Ein häßlicher Familienzwist gab den Anlaß zur Entfremdung zwischen Vater und Sohn und brachte den Haß des letzteren zum Entflammen. Der Sohn eines der Kebsweiber Davids hatte die Schwester des Absalom entehrt. Aber so heftig David, als er von der Schmach hörte, im Zorne überwallte, die Liebe zu dem Erstgeborenen sänftigte ihn wieder: er hat es nicht über sich gebracht, ihn zu strafen. Und nun rächte sich Absalom furchtbar an dem Halbbruder. Bei einem Gelage wurde dieser auf Absaloms Befehl hin erbarmungslos niedergehauen. Trotzdem die Ermordung des Sohnes den König im tiefsten erschütterte, so verzieh er doch dem Brudermörder, denn auch ihm war er herzlich zugetan. Doch kam eine wahre Aussöhnung nicht zustande, und nun scheint eine grauenvolle Freveltat Davids den überall schwelenden Geist der

Widerspenstigkeit entfacht zu haben. Das kaum Glaubliche trat ein: der Bürgerkrieg zerriß das Reich in Parteien, die sich blutige Schlachten lieferten. Geblendet von einer in Schönheit strahlenden Frau, läßt sich der König dazu hinreißen, den Gatten des Weibes zu beseitigen, um sie ganz für sich zu besitzen. Ein wahres Entsetzen muß das Land ergriffen haben, erbleicht muß unter dem schauerlichen Schatten dieser ruchlosen Handlung der ehedem Ehrfurcht erzwingende Glanz königlicher Selbstherrlichkeit sein; Wut, Haß bemächtigte sich des Volkes, und in einer Empörung brach der längst angehäufte Groll wild hervor. Nun stachelten die Stämme die Unzufriedenen gegen den eigenmächtigen König auf, selbst Juda fiel ab. Es entbrannte der Kampf, aber wiederum ging David siegreich aus dem Ringen hervor. Doch hat er das Furchtbarste erlitten, das ihm zustoßen konnte: seinen Lieblingssohn Absalom hat er verloren, den er, so Schweres dieser ihm auch angetan, betrauert, als sei mit ihm das ganze Glück seines Daseins verschlungen worden.

Wiederum gelang es der Macht seiner Persönlichkeit, die Herzen der eben noch Treulosen wie im Sturm zu erobern. Im Triumph führte man den siegreichen Kriegshelden aus dem Schlachtfeld zurück, er hatte das Vertrauen wieder gewonnen. Freilich, noch einmal regte sich die Eifersucht der Stämme. Als die Benjaminiten sehen mußten, wie die Judäer dem König als dem Führer ihres Stammes zujubelten, während sie es sich vor allen zur Ehre anrechneten, ihn wieder begrüßen zu dürfen, da erwachte der alte Neid von neuem. Ein Aufstand brach aus, der aber durch Joab, dem Feldhauptmann Davids, rasch niedergeworfen ward.

Wie David, so hat auch Salomo mit der Machtvollkommenheit eines unbeschränkt waltenden Herrschers die Geschicke des Reiches geleitet, und auch er stützte sich auf ein seinen Befehlen ergebenes Heer. Aber nicht als Krieger wie sein im Gebrause der Schlachten emporgekommener Vater hat Salomo den Ruhmeskranz erworben, seine eigenste Leistung liegt vielmehr auf dem Gebiete der Verwaltung seines Landes, das er, nachdem einmal die Stämme sich willig unter seine Macht beugten, zu einer Weltmacht umgestalten wollte, die ebenbürtig neben den großen Nachbarreichen sich behaupten sollte. Nicht Mehrung des Landgebietes war zunächst sein oberstes Anliegen, sein Reich vielmehr festigen wollte er, und zu diesem Zwecke suchte er es zu schützen vor einem möglichen Anstrom feindlicher Mächte. Im Norden und Nordwesten schuf er befestigte Plätze; die schon zu Davids Zeiten

Jerusalem deckenden Festungsanlagen wurden verstärkt, die Kraft des Heeres suchte er durch Kriegswagen und durch Einstellung einer Reiterei zu mehren. Vor allem aber unterhielt er freundschaftliche Beziehungen zu den Nachbarländern: dem König von Tyrus stand er nahe, Moab und Ammon waren ihm zugetan, eine Tochter des Pharao gewann er zum Weibe. Nach einem freilich nicht ganz zuverlässigen Bericht soll er eine Menge ausländischer Weiber in seinem Harem versammelt haben, unter ihnen auch Töchter von Fürsten, wodurch weitere wichtige Bürgschaften des Friedens gewonnen worden wären. Dazu kam noch, daß auch die sich immer mehr ausdehnenden Handelsbeziehungen zu auswärtigen Mächten diese Bestrebungen förderten, die freilich dem Reiche Juda, wie der nach Salomo erfolgende Verfall zeigt, mitnichten zu jener machtvollen Geschlossenheit eines wahren Weltreiches zu verhelfen vermochten, auf die der König zusteuerte.

Es ist möglich, daß schon unter Salomo ein Absturz erfolgte von der Höhe, auf die David das Reich gehoben. Die Widerstandskraft des Heeres scheint nach Davids Tod geschwächt worden, das kriegerische Feuer, das ehedem die Truppen beherrschte, erloschen zu sein. Wie anders hätte es sonst den Edomitern gelingen können, sich vom Reiche Juda loszulösen und zwar für alle Zeit loszulösen? Ja, im Norden spielten sich Dinge ab von der gefährlichsten Bedeutung für das Reich. Aus Damaskus wurde die jüdische Besatzung vertrieben, es bildete sich ein selbständiges Königreich, und wenn Salomo wirklich mit Waffengewalt versucht haben wird, den trotzig sich vordrängenden Gegner niederzuwerfen: er hat sich zu schwach erwiesen, den Feind niederzuhalten.

Auch in der Verwaltung kam es zum Ausdruck, daß nicht mehr die kriegerische Kraft die Seele des Reiches war. Unter David war der Befehlshaber des Heeres der oberste Beamte, unter Salomo war der höchste Würdenträger der Reichspriester, der Jahwe in Jerusalem zu opfern hatte. Und gerade wenn man bedenkt, daß unter Salomo Jahwe, der Reichsgott, nun, wo die aufregenden Zeiten gewaltiger, vom Eroberungsdrang eingegebener Kämpfe dahin waren, immer mehr zum Hort des Friedens ward, so wird klar, was diese Änderung in der Stellung der Beamten zu bedeuten hatte. So hat sich denn auch Salomo insbesondere dem inneren Ausbau des Reiches gewidmet, und hier hat er tiefgreifende Maßnahmen getroffen.

Einmal wird das Reich in zwölf Bezirke zerlegt und damit rücksichtslos ein Vorstoß gegen die alte Verfassung unternommen. Das Bedürfnis des Königs nach Steuern hat solchen tiefen Eingriff gezeitigt, und wenn Juda dieser Neueinteilung nicht unterzogen wurde, so sollte ihm als der Vormacht des Reiches ein Vorrecht gegeben werden. Wenn auch einzelne im Süden lebende Stämme wie Ammon und Moab umgangen wurden, so war hier ausschlaggebend die geringe Ausbeute, die eine Besteuerung dieser vor allem noch der Viehzucht zugewandten Gebiete gebracht hätte.

Vermehrt werden nun die schon unter Davids Herrschaft waltenden Beamten, die dem königlichen Willen Geltung zu verschaffen haben. Neben dem die übrigen Beamten an Einfluß und Ansehen überragenden Oberpriester finden wir mehrere Staatsschreiber, einen Kanzler, einen Feldmarschall, einen Palastherren, einen Fronverwalter; an der Spitze der Provinzen stehen zwölf Vögte, und möglich ist es, daß nicht allein in der Hauptstadt, sondern in allen Teilen des Reiches ein Heer weiterer geschäftiger Beamten dem König zu Dienst standen.

Spätere Zeiten haben mit üppigen Farben die königliche Machtvollkommenheit ausgemalt, haben bewundernd von der Pracht erzählt, die damals vornehmlich in Jerusalem ihre Wunder ausgebreitet. Sicher ist, daß Salomo als der glückliche Erbe eines großen Reiches sich allen Lockungen des Reichtums hingab, aber doch dürfen wir uns diesen nicht so gewaltig vorstellen, daß der König hätte jenen fabelhaften Luxus entfalten können, den man ihm angedichtet hat. Noch ist das Land, legen wir den Maßstab unserer Verhältnisse an, arm; erst allmählich bricht sich der Handel Bahn, dessen Umsätze man sich nicht klein genug vorstellen kann. Sicherlich waren die Erträgnisse der Steuern, zumal man sich gegen diese mit Erbitterung wandte, von bescheidener Größe. Juda und die Südstämme entrichteten überhaupt keine Abgaben, die übrigen Stämme allein lieferten Natural- und in geringerem Maße Geldsteuern, und die kanaanäischen Gebiete allein werden regelmäßig ihre Tribute dem königlichen Despoten überwiesen haben, dem sie völlig unterworfen waren. Daß aber die Handelstätigkeit mitnichten einen Zustrom von Reichtum gebracht, dürfen wir als sicher annehmen. Gewiß, an der königlichen Tafel hat man geschmaust, daß das Gelüst nach den aufgetischten Leckerbissen mancherorts erwacht sein wird: denn größte Einfachheit herrschte ja noch fast überall. Und der prunkende Zierat, mit dem der König seinen Palast

ausstattete, mag wohl den in der Mehrzahl noch in elenden Hütten hausenden Untertanen wie Märchenglanz in die Augen gefallen sein. Unsere Anschauung, daß Salomos unermeßlicher Reichtum eine Märe ist, wird dadurch nicht berührt.

Eine unumstößliche geschichtliche Tatsache spricht sich in der Verherrlichung der Königsherrschaft Salomos immerhin aus: die Tatkraft, mit der er die auseinanderstrebenden Stämme zu zähmen gewußt hat, die herrische Kühnheit, mit der er sein Reich einer Blüte, einem Zustand des Friedens zuführen wollte, unter dessen lindem Hauch der Wohlstand sich mehren, die Kräfte zu einer machtvollen Kundgebung der Einheit des Staates zusammenfließen sollten. Und nicht erfolglos war sein Mühen, wenn er auch nicht seines größeren Vorgängers Triumphe zu erreichen vermochte. Es fielen wohl einzelne Stämme ab, aber wohin das königliche Wort mit Befehlsgewalt dringen konnte, da hat es Ordnung gestiftet, hat es den Hader eine Zeitlang wenigstens gedämpft. Nicht als Kriegsheld wie David, als ein mit unerhörter Weisheit gekrönter Monarch galt Salomo. Und weithin verbreitete sich die Kunde von des Königs Erleuchtung; glücklich hat man die gepriesen, die im Lichtreich seiner Nähe weilen durften: so hoch hat ihn die Ehrfurcht, die er erweckte, gerückt.

Seelennot

Unsere Darstellung hat bereits deutlich ergeben, daß die Kultur der vorprophetischen Zeit das Gepräge eines Heldenzeitalters besitzt: ein starker, mächtiger Lebenswille beflügelt die semitischen Stämme, und namentlich Juda gelingt es, sich im Ringen um die Macht in den Zeiten Davids und Salomos auf eine Höhe zu schwingen, die ihm einen bisher nie erlebten Ruhm einbringt. Wir werden noch sehen, wie man im Vollgefühl überschäumender Kraft das Leben feiert und heiligt in religiösen Festen, wie man den Ruhm der Helden, die Herrlichkeit des Daseins aufstrahlen läßt im Heldengesang, und leicht könnte man verführt werden, anzunehmen, daß immerdar die Melodie des Glückes ihre Zauber entfaltet habe. Aber es gibt kein ewig andauerndes Glück, und auch in den Frühlingszeiten der Geschichte, in den Heldenzeitaltern, legt sich die Not auf die Seele, daß sie erschauert, ja, vom Entsetzen gepackt werden kann. Nein, jener glühende Lobpreis des Lebens, der in der Religion und Kunst der Heldenzeit laut wird, er ist der Ausdruck eines Sieges über schaurige Mächte, und zudem: nicht immer ist die

religiöse Stimmung aus lichten Farben gewoben: erschütternde Erlebnisse verleihen den in das Dasein eingreifenden außermenschlichen Mächten, den Dämonen, zuweilen einen düsteren Charakter, daß der Mensch angstgequält sich nach Rettung umsieht, und selbst Jahwe, der triumphierend daherbrausende, von einem gewaltigen Herrscherwillen beschwingte Kriegsgott, der Schutzgeist der Heerscharen, kann sich so wandeln, daß er seine sonst Hochgefühle weckende Majestät völlig ablegt und als ein zorniger Dämon Schrecken um sich breitet.

Die Spannung der Seele, von der wir schon früher, in Anlehnung an die Kultur der Wüstenzeit sprachen, bleibt erhalten; immer wieder wölbt sich ein unheimlicher Himmel über die Menschen, freilich, die gespenstischen Wolken verziehen sich auch wieder, und herrlich und rein strahlt dann das Firmament, daß sie jubeln können, lobpreisend ihren Gott.

Niemals ist, und zwar nicht allein in der Heldenzeit, sondern auch später, der schauerliche Unterstrom urzeitlicher religiöser Vorstellungen versiegt. In den unteren Schichten lebt der Geisterglaube immer fort, und wenn gewiß die führenden Kreise, der Adel, sich auf der Höhe einer Geistigkeit bewegt, die hoch hinausragt über die noch in der Dumpfheit steckenden Massen des Volkes: auch für ihn kommen Notzeiten, wo das sonst so frei und übermütig in das Leben schauende Auge sich verdüstert, das Herz sich zusammenkrampft: einen Rückfall selbst in urzeitliche Stimmungen kann der Adel erleben.

Es umhuschen einmal die Geister der Toten den furchtsamen Sinn. Denn wie bei allen Völkern urwüchsiger Prägung ist auch bei den Israeliten der Eindruck des Todes ein gewaltiger. Herausgerissen, wie der Mensch, vielleicht in der Blüte seiner Kraft, aus dem Leben wird, überfällt die Angehörigen und Freunde die Furcht des Hilflosen, der sich in der Nähe des Entsetzens weiß, und diese Furcht setzt sich um in die Vorstellung, daß der Geist des Toten als ein schattenhaftes, hauchartiges Wesen sie umschwirre und ängstige. Ein solcher Totengeist lähmt seine ganze Umgebung, unsicher fühlt man sich in seiner Nähe, der Atem stockt, ein Schauer läuft durch das Gebein. Aus einer Stelle des Deuteronomiums geht hervor, wie auch später noch der Gespensterglaube seine Macht ausübt. Der Leichnam eines Gehängten, heißt es, der aus Strafe den Tod erleiden mußte, darf nicht die Nacht über am Baume bleiben, denn er „verunreinigt" das Land, das heißt, sein Geist streift umher, im Wehen des Windes vielleicht, der aus einem

Busch oder Baum flüstert, kommt er herbei, und daß mit flüsternder Stimme die Gespenster sich offenbaren, zeigt eine Stelle aus Jesaja: „Die Stimme des Gespenstes flüstert aus dem Staub hervor", heißt es. Aus den Tiefen des Traumes auch können diese Totengeister hervorsteigen, und so bildet sich die Vorstellung heraus, daß die Toten, auch wenn sie begraben worden, immer noch nach oben streben, daß sie nicht ruhig im Schoß der Erde verharren, vielmehr als irrende Geister die Menschen überfallen. Aus dieser Furcht vor den Geistern der Verstorbenen entspringen die seltsamen Trauergebräuche, die zum Teil später vom Gesetz verpönt, zum Teil aber auch geduldet worden sind. Voll tückischen Sinnes, wie diese Geister sind, glaubt man sich ihrem unheilvollen Einfluß entziehen zu können, indem man sich ein verändertes Aussehen gibt, oder indem man sie zu verscheuchen oder günstig zu stimmen sucht. Man reißt sich die Haare aus oder schert Haupt- und Barthaar, man zerfetzt die Kleider, bringt sich Wunden bei, daß das Blut fließt, verhüllt das Haupt. Auch erhebt man ein lautes Geschrei, um den Geist zu vertreiben, stimmt Trauerlieder an, die gewiß ursprünglich die Bedeutung eines den Geist bannenden Zaubers hatten.

So dürfen wir annehmen, daß überall, wo das Grauen mit seinem Moderhauch auf den Menschen eindringt, der erschreckte Sinn unheimliche Dämonen am Werke sieht. Wenn Krankheit den vielleicht eben noch strotzenden Körper umkrallt, wird man da nicht angenommen haben, daß ein Dämon sich in den Körper gesenkt? Wenn der Wahnsinn einen Menschen erfaßt, daß sinnlos wird seine Rede, schaurig seine Stimme und seine Augen unstet leuchten wie Irrlichter, oder stieren wie aus dunklen, unheimlichen Abgründen: wird es da nicht wiederum ein Dämon gewesen sein, der alles dies bewirkt, der den Menschen aus seiner Bahn gerissen und in das Reich des Grauens versetzt hat? Bezeugt wenigstens sind Pestdämonen, die mit ihrem Gifthauch die Menschen und Herden anstecken, und Jahwe selbst bedient sich ihrer, wenn er seinen Zorn auslassen will: wodurch bewiesen ist, wie die Jahweverehrung mitnichten den Dämonenglauben ausschloß. „Es war gerade die Zeit der Weizenernte — während der Herrschaft Davids — als die Pest begann, und es starben aus dem Volke von Dan bis Beerseba siebzigtausend Mann. Als aber der Dämon seine Hand gegen Jerusalem ausstreckte, um es zugrundezurichten, da reute Jahwe das

Unheil, und er gebot dem Dämon, der die Verheerung im Volke anzurichten hatte: Genug! Jetzt ziehe deine Hand ab!"

Nun denke man sich, wie die Wüste und die Steppe, die große Teile des Landes bedecken, den Sinn bedrückt haben müssen mit ihrer unheimlichen Stille, oder wenn die Stürme über sie hinbrausen in rasender Wut, oder Sonnengluten auf sie hinabstürzen, daß der Mensch fast erstickt und gelähmt wird! Mit Dämonen wird so die Wüste bevölkert, „Asasel" wird im dritten Buch Mose ein solcher Wüstengeist genannt, der zum Unterschied von Jahwe, dem guten Hirten und Regenspender, Urheber ist des Grauens, das die Wüste birgt. In anschaulicher Weise wird im Buch Jesaja die unheimliche Gewalt beschrieben, mit der die Wüste den in ihre Öde verschlagenen Menschen umfängt, und zumal hier auch der Dämonen gedacht wird, so sei diese Stelle angeführt. Edom, so wird prophezeit, wird die Hand Jahwes treffen, verwandelt wird das Land zur Wüste werden:

„Es wird wüste liegen auf ewige Zeiten, niemand wird es durchwandern.
Pelikan und Rohrdommel werden es in Besitz nehmen,
Uhu und Rabe werden darin wohnen,
Und Jahwe wird darüber ausspannen die Meßschnur der Öde
Und das Senkblei der Leere.
Bocksgeister werden dort wohnen, und mit seinen ‚Edeln' wird es aus sein ...
In seinen Palästen werden Dornen aufschießen,
Nesseln und Disteln in seinen Festungen;
Sie wird zu einer Stätte von Schakalen, zu einem Gehege für Strauße,
Und Wüstentiere werden wilden Hunden begegnen und Bocksgeister einander treffen.
Nur Lilith — der Wüstendämon — wird dort rasten und eine Ruhestätte für sich finden.
Dort nistet die Pfeilschlange und legt, heckt und brütet aus ihre Eier,
Nur die Weihen sammeln sich dort, keiner vermißt den andern."

Diese Bocksgeister, die auch sonst noch erwähnt werden, so im Heiligkeitsgesetz, wo es verboten wird, ihnen Opfer zu bringen, diese unheimlichen Bocksgestalten sind Geister der Steppe, der Wüste und des Feldes, und schon vor dem Einbruch in Kanaan haben sie selbstverständlich im Volksglauben eine Rolle gespielt. Alle möglichen Eindrücke mögen ihre Entstehung bewirkt haben. Wenn einsam der Mensch, vielleicht weil er sich verirrt hat, sich inmitten weiter Fluren oder öder Flächen befindet und die Stille geheimnisvoll über dem Lande brütet; wenn kein Lebewesen einen Laut gibt und selbst nicht einmal der

Wind die Gräser umspielt, und wenn nun plötzlich eine ihrer Herde entlaufene Ziege oder ein Bock vor den Augen des von Schauern durchrieselten Menschen auftaucht: ist es denn da nicht ein Geist, der ihn erschreckt? So verbreitet sich der Glaube an Steppen- und Feldgeister, ja, diese gewinnen solche Bedeutung, daß man ihnen selbst Verehrung darbringt, zumal sich die Überzeugung einstellt, daß sie auch Anteil haben am Wachstum der Pflanzen. So werden sie auch als wohltätige Dämonen empfunden zum Unterschied von der bei Jesaja erwähnten Lilith, in der die Schauer der Wüste entsetzensvoll Gestalt gewonnen hat.

Auch Bäume, namentlich zur Nachtzeit und besonders wenn sie sich in der Nähe von Gräbern befinden, gelten als Aufenthalt von Geistern. Ähnliche Eindrücke rufen die Quellen hervor, in deren Murmeln man wähnt, geheimnisvolle, beängstigende Geisterstimmen zu vernehmen.

Doch werden die Quellen, indem sie dem Durstenden Trank gewähren und die Fruchtbarkeit fördern, auch zur Heimat von Geistern, die dem Menschen wohl gesinnt sind. Auch an koboldartige Wesen scheint man geglaubt zu haben, an Geister, die in den Häusern und Höhlen umherhuschen, den Menschen erschreckend.

Überall mithin, wo der Mensch auf ein Abgründiges stößt, das ihn ängstigt oder doch erschauern läßt, erblickt er ein Geisterhaftes, und der Mensch selbst ist ein Gefäß, in dem eine unfaßbare, nicht zu greifende und doch so deutlich gegenwärtige Macht sich ausströmt; beim Tode namentlich zeigt sich, daß der Körper nur eine Hülle darstellt, die, wenn die Seele ihn verläßt, verfällt wie eine des Wassers entbehrende Pflanze. In der Tat finden wir auch bei unseren Semiten die sonst überall anzutreffenden Seelenvorstellungen. Hauchartig wird die Seele gedacht, bald als Schattenwesen, bald gilt das Blut, bald das Herz, oder es gelten die Nieren als Seelenträger. Noch bei Jeremia erforscht Jahwe das Herz und prüft die Nieren, das heißt, das Innere des Menschen, die Seele ergründet er bei solcher Prüfung.

Doch nicht allein die Natur erweckt in diesen Zeiten erschütternde Stimmungen, daß der Mensch wähnt, er sei in den Bann einer bösen Macht geraten, und mit den scheuen Augen der Angst umherblickt: auch das soziale Leben ist zuweilen unterhöhlt und von Gluten durchrast, die als verzehrende Flammen herausbrechen können. Gewiß gelingt es in der Heldenzeit, eine prachtvoll das Leben verklärende Kultur zu

schaffen, aber welche Gefahren bedrohen auch den Menschen! Um ein Zeitalter nie verstummender Kriege handelt es sich ja, und wenn auch der Kampf göttliche Weihe besitzt, und wenn es den Helden vergönnt ist, sich immer wieder im Glanze der Siege zu sonnen: nicht immer ist der Triumph ihnen beschieden. Die angrenzenden räuberischen Nomadenstämme, die plötzlich wie ein Sturmwind in das Land einbrechen, haben oft furchtbare Verwüstungen angerichtet; schwere Not lastete zur Zeit der Kriege mit den Kanaanäern und Philistern auf dem Lande, und wenn die Helden auch ruhmgekrönt in die Heimat ziehen: wie viele kehren nicht mehr zurück, so daß Jammer und Wehklage sich erhebt. Dazu gesellt sich noch die Not, die in vorköniglicher Zeit durch die Fehden hervorgerufen wurde: ganze Sippen mögen ausgerottet worden sein. Und auch die Bauern und Hirten bleiben nicht vom Harme verschont. Gewiß, noch waren sie in diesen Zeiten nicht in jenes unsägliche Elend der Knechtschaft versunken, das ihnen später ein habgieriger Adel bereitet. Aber da sie politisch einflußlos waren, so mögen viele unter dem Druck, der Machtgier der Herrschenden geseufzt haben, wozu noch kommt, daß der Kriegsdienst ganze Massen der Mannen verschlang oder an den Bettelstab brachte.

In den kriegerischen Notzeiten, wenn die Feinde verwüstend im Lande hausen und die Kraft nicht ausreicht, sie zu demütigen, da erbleicht die flammende Siegesgestalt Jahwes, da nimmt der Gott die Züge eines schaurigen Dämons an. Es sind die Zeiten, wo man sich scheu vor Jahwe verkriecht, sich verlassen wähnt, hineingestoßen in eine von unholden Mächten bevölkerte Öde. In solchen Zeiten des Bangens, da wanken zuweilen auch die Stärksten und klammern sich, indem sie Zauberer befragen, an Schutzgeister, hoffend, daß sie ihnen das grauenvolle Geheimnis ihres Schicksals erklären. Urzeitliche, niederdrückende Angstgefühle würgen da die sonst so wagemutigen Helden, und wenn man zu hoffen wagt, daß Jahwe, der zornglühende Gott, doch noch seinen Sinn wenden werde, so bringt man ihm, dem man in Zeiten des Glückes Lob und Dank in die Höhe sendet, aus bekümmerter, gepreßter Seele Bittopfer, Sühn- und Schuldopfer dar, die gewiß Zauberbedeutung, also durchaus urzeitliches Gepräge besitzen. Es flüstert den Opfernden eine geheime, verborgene Stimme gleichsam aus sonst überwachsenen Gründen der Seele jenes Vertrauen ein, von dem in der Urzeit immer das Opfer eingegeben ist: das Vertrauen, daß der als Opfer gedachte Gegenstand auf eine nicht zu enträtselnde Weise die göttliche Macht

durch Zauberkräfte im Sinne menschlicher Wünsche zu beeinflussen vermöge. In solcher Wirrung der Seele werden selbst Menschen dem unholden, mehr einem Dämon, denn einer lichten himmlischen Gestalt gleichenden Gott, geopfert.

Auch die Schrecken der Natur, indem etwa eine Dürre die Felder und Gärten und Weiden kahlfrißt, oder Gewitterstürme verheerend in die menschlichen Siedlungen einbrechen, oder Seuchen Mensch und Vieh würgen: auch diese Schrecken werden in der Heldenzeit zurückgeführt auf Jahwes Grimm. Von unheimlichem Grauen ist Jahwe umflattert, wenn er in solchem Aufruhr der Natur sich offenbart; mit den Mächten des Bösen dringt er nach der Auffassung der Zeit auf sein Volk ein, um es aus irgend einem Grunde zu demütigen. Engel, das heißt Dämonen stehen dann in seinem Dienste, und er selbst ist kaum von einem Dämon zu unterscheiden, so lange sein Grimm anhält.

Auf solche Weise schafft sich die Angst ihren religiösen Ausdruck, und es ist geboten, mit Nachdruck auf diese düsteren Stimmungen hinzuweisen, auf daß der dunkle, unheimliche Hintergrund deutlich wird, von dem sich, wie der Regenbogen von den Gewitterwolken, die strahlenden Bilder einer das Dasein verklärenden Kultur abheben. Gewiß, von dem starken Sündenbewußtsein späterer Zeiten, wo man sich, von unheimlichen Gewalten der Not bedrängt, im Staube eines maßlos gesteigerten Angstgefühles wälzt, ist in dieser Epoche nichts zu spüren. Aber wer lediglich mit lichten Farben das Gemälde der Kultur der Heldenzeit ausschmückt, der fälscht die Wirklichkeit. Mögen die Menschen jener Zeit, wenn sie dem Feinde entgegenbrausen, mit der ganzen Härte entfesselter Leidenschaft ihr Vernichtungswerk vollbringen: das Erz ihrer Seele konnte auch schmelzen. Es ist bezeugt — und wir werden noch davon zu sprechen haben — daß sie leicht zu Tränen gerührt werden konnten, und man kann es so ermessen, wie tief die immer wiederkehrenden Nöte in die Seele griffen: so daß das Grauen das Mark durchschütterte und ein dunkler Flor sich über die sonst so leuchtenden Heldenstirnen legte.

Messianische Kämpfe

Die gewaltige Erregung, die in Zeiten des Krieges nicht allein die Helden, sondern auch das Volk ergreift, entbindet förmlich urzeitliche Wallungen: führt zu einer in heiliger Raserei aufschäumenden kriegerischen Begeisterung, zu dionysischen Bewegungen. Mag, namentlich

wenn gefährliche Feinde das Land bedrängen, auch die bangste Schwüle über den Geistern liegen: es kommt die Zeit, wo der Bann weicht und lodernde, bis zu göttlicher Verzückung sich steigernde kriegerische Leidenschaft die Mannen erfaßt.

Die Kriege der Heldenzeit sind ohne Ausnahme Religionskriege. Jahwe, der Bundesgott, führt als himmlischer Kriegsherr das Heer an, und die Kämpfe gelten als heiliges Werk: streng müssen die religiösen Gebote geachtet werden, soll nicht der Grimm des Gottes auf die Streiter zücken. Durch asketische Maßnahmen bereitet man sich zum Kampfe vor, indem man sich vom Fleisch- und Geschlechtsgenuß enthält, und eine ganze Reihe von religiösen Handlungen sollen dazu dienen, Jahwes Gunst zu erwerben. Flüche schleudert man den Feinden entgegen, durch Orakel sucht man den Willen der Gottheit zu ergründen, Opfer, selbst Menschenopfer, sollen den Sieg verbürgen.

Vor allem diente diesem Zweck die Heilige Lade, ein tragbares Heiligtum, das man mit ins Feld nahm: im Glauben, daß Jahwe sie wie einen Thron besteige und mit seinem göttlichen Grimm die Streiter anfeuere, daß wanken die Massen der Feinde. Und waren diese geschlagen, so gebot die Sitte, den Bann zu vollziehen: die Feinde dem Gott zu weihen, ihr Gebiet zu zerstören, oder doch die Männer erbarmungslos zu morden.

Die ungeheure, als dionysische Glut herausbrechende religiöse Wallung ergreift vor allem die Massen des Volkes, ja, es bilden sich Orden, Genossenschaften, welche die heilige Flamme hüten, daß sie, schreitet Jahwe zum Kampfe, die Mannen durchlodere. Bezeugt ist für unsere Zeit der Orden der Nasiräer, der allerdings, wie noch auszuführen sein wird, später dem kriegerischen Geiste abhold war und Jahwe als dem Gott des sozialen Friedens huldigte.

Es ist anzunehmen, daß diese Nasiräer durch allerhand Maßnahmen, wohl auch solche asketischer Art, sich vorbereiteten, um sich in das unheimliche Glück dionysischer Ekstase hineinzuschwingen und so Feuerbrände in die zum Kampfe stürmenden Massen zu werfen. Sie mögen zuweilen das fiebrig schlagende, flammende Herz des Heeres gebildet haben, und die Sagengestalt des Simson, der als Nasiräer geschildert wird, gibt uns noch eine gewisse Vorstellung von dem Treiben dieser Kriegshelden. Ungeheure Krafttaten vollbringt dieser an die germanischen Berserker erinnernde Übermensch, in der Raserei der Jahwebegeisterung bringt er Häuser zum Einsturz, zerreißt er

Löwen, stürmt er wie ein Unwetter auf die Feinde ein, um sie zu zermalmen.

Diese Nasiräer ragen wie fremde, urzeitliche Gestalten in die Heldenzeit hinein: keine Schere darf ihr Haupt berühren, auf daß die Zauberkraft des Haares erhalten bleibt. Sie mögen das grobe Kleid des Beduinen getragen haben, und es ist anzunehmen, daß sie als solche noch stark von urzeitlichen Regungen erfüllte Menschen nomadischen, der neuen Kultur noch ferngerückten Kreisen entstammten. Daß sie später die in Kanaan sich vollziehende Entwicklung der Kultur bekämpften, läßt weiterhin darauf schließen.

Besonders aber sind es die Jahwepropheten, die Nebim, welche aufglühen in heiliger Begeisterung und die Heerscharen Jahwes in dionysische Trunkenheit versetzen. In Genossenschaften sind sie zusammengeschlossen, sie verschaffen sich ihren Unterhalt wohl als Zauberer, weissagen gegen Entgelt und vor allem: sie flammen auf, wenn ein Krieg bevorsteht, oder ein solcher bereits ausgebrochen ist. Tanzend, von lärmender Musik durchrauscht, stürzen sie sich hinein in das lodernde Lichtreich der Ekstase, ziehen wohl auch von Ort zu Ort, um die kriegerische Leidenschaft des Volkes aufzupeitschen. Und wenn der heilige Orkan, Jahwes rasender Sturmwind, losbricht, da lodern sie auf in höchstem Triumphgefühl. Sie mögen selbst mitgekämpft haben, vor allem aber sind sie gewiß auf der Hut, wenn der Mut der Streiter zu sinken beginnt. Dann hauchen sie die verlöschenden Kräfte mit dem Odem ihrer glühenden, vom Geiste ihres Gottes durchbrausten Seele an, in der Verzückung die Überzeugung gewinnend, daß Jahwe seine Streiter nicht im Stiche läßt.

Noch ist es uns vergönnt, den Verlauf solcher Kämpfe, die der Strom dionysischer Begeisterung durchrauscht, zu verfolgen. Schwere Zeiten waren über Israel hereingebrochen, nachdem man sich in das kanaanäische Gebiet eingedrängt hatte: nach der Schilderung des Deborahliedes müssen die Kanaanäer versucht haben, den Stämmen tödliche Wunden beizubringen. Krumme Wege, heißt es, gingen die Wanderer, es feierten die Bauern. Allem Anschein nach gingen die Kanaanäer darauf aus, die Verkehrsstraßen zu unterbinden, man hat wohl den Landmann an der Arbeit verhindert, hat, wo es möglich war, die verhaßten Dörfler niedergeschlagen, so daß die bange Schwüle eines schaurigen Verhängnisses über den gedrückten Stämmen lag. Aber nicht lange werden sie die Marter eines solchen Druckes ertragen haben.

Werden sie, denen die bebaute Erde nun den gleichen lieblichen Heimatduft entgegenströmte wie den Kanaanäern, geduldig zugesehen haben, wie man ihr Glück einfach zertrümmerte, an dem sie und ihre Vorfahren mit nie versagendem Fleiß gebaut haben? Wohl waren die Kanaanäer für den Krieg ganz anders als die abgeschiedenen Dörfler gerüstet: sie besaßen eiserne Kriegswagen, mit besseren Waffen waren sie versehen, und als eine überlegene Macht haben sie denn auch den Dörflern Schrecken eingejagt, so daß vorerst es niemand wagte, zu den Waffen zu greifen. „Schild war nicht zu sehen, noch Speer bei Vierzigtausenden in Israel." Aber ein Wunder hat die zagenden Mannen zu einer wilden, todesmutigen Heldenschar verwandelt, ein zweites Wunder hat dann zur Erfüllung gebracht, was ehedem undenkbar erschien. Deborah, so lautet die glaubwürdige Erzählung des alten Gedichtes, das im Wogenschlag wilder Erregung dahinbraust, Deborah, ein gottdurchglühtes Weib, eilte zu den einzelnen Stämmen mit bebenden Lippen, in ihrem flammenden Herzen eine unerhörte Botschaft bergend und mit beredter, von himmlischem Geist gelenkter Zunge zurufend den zitternden Brüdern: daß Jahwe nicht den Untergang seiner Treuen wolle, daß er ihnen beistehen werde in dem furchtbaren Ringen, das ihnen der Feind aufzwingt, wollen sie nicht wie elende Würmer zertreten werden. Singend, von religiöser Begeisterung durchbebt, hat Deborah ihre Kunde den Jahwestämmen zugetragen, einen Rachegesang hat sie angestimmt, um die vom Schrecken gelähmten Seelen aufzupeitschen. Auf Barak, der dann in der Tat als Führer hervortrat, dringt sie Haß aufschürend ein. Gefangen sei er worden, aber glücklich wieder entronnen, und nun möge er vergelten, was man ihm angetan.

„Auf, auf, Deborah,
Auf, auf, singe ein Lied!
Erhebe dich Barak
Und fange deine Fänger, Sohn Abiloams."

Prophetische Verzückung wird dem heldenhaften Weib Triumphgesänge eingegeben haben, hingerissen vom Strom überwallenden Gefühles wird sie den Geschlechtsvorstehern die Erhabenheit und Heiligkeit des gottgewollten Kampfes geschildert haben, das Überwältigende des Ansturms der von Jahwe geführten Heerscharen.

Und nun ereignete sich das Unerhörte. Ohne daß man sich lange für den Krieg rüstete, in der Wallung einer hohen Stimmung, die

unter dem Anhauch der Gottesnähe zur Tat fortriß, stürzte man sich von den Bergeshöhen herab in die Ebene, um in der Gewißheit des Sieges sich mit dem Feinde zu messen. Aber mußten denn diese wilden, zersplitterten Scharen von den geordneten Heeren der Kanaanäer, die ein König befehligte, nicht zermalmt werden? In der Tat, hätte nicht Jahwe, wie man fest überzeugt war, in den Kampf eingegriffen und die Truppen zu rasender Begeisterung angespornt, so wären gewiß die ungeschulten Massen Israels zerrieben worden. Aber ein neues Wunder geschah: nicht allein daß Jahwe die Getreuen mit göttlichem Odem belebt und ihnen einen nie gespürten Heldenmut eingeflößt: mit himmlischen Mächten hat er die Feinde gedemütigt: seine Majestät hat sie erdrückt. Am Bach Kison kommt es zur Schlacht, im Donnerrollen rückt Jahwe einher, gewaltige Regenströme brausen hernieder und verwandeln den Bach zum alles mit sich fortreißenden Strom: der Aufruhr der Naturmächte zersprengt die feindlichen Heeresreihen. Furchtbare Rache trifft Sisera, den königlichen Anführer der Kanaanäer. Als Flüchtling kommt er in das Zelt eines Keniters, um einen Trunk Wasser bittend. Da übermannt Jael, das Weib Hebers, die ihn erkannt, grimmige Wut, sie reicht dem Durstenden eine kostbare Schale Milch, und mit einem Hammer zerschmettert sie das Haupt des Königs.

Tiefgreifende Nachwirkungen haben diese Kämpfe gegen die Kanaanäer hinterlassen, und auch Juda wurde von ihnen aufs stärkste beeinflußt. Zwar ist in der Glut dieser Kämpfe noch nicht die Königskrone geschmiedet worden, aber sie haben das Nationalgefühl mächtig beschwingt. Triumphierend feiert das Deborahlied Jahwe, den erhabenen Kriegsherrn der Stämme, zu ihm wenden sich wieder vertrauensvoll die Augen empor, nachdem sich bisher sein Bild verschleiert hatte. Wie einst in der Wüste wird die kriegerische Grausamkeit wieder als hohe Tugend gefeiert: gepriesen wird Jael, das Weib mit der eisernen Männerseele, verflucht werden im Namen Jahwes alle, welche säumten, als Deborah aufrief zum Kampfe: so die Bewohner von Meros, „weil sie Jahwe nicht zu Hilfe kamen, Jahwe zu helfen."

Nicht endgültig sind die Kanaanäer in der großen Schlacht geschlagen worden: noch lange haben sie, wo es anging, sich gegen das Joch der Eroberer aufgebäumt. Und weitere Feinde bedrängten Israel. So vor allem die schwer zu fassenden, immer wieder das Land ausraubenden Nomadenstämme. So hat wohl bald nach dem von Deborah entfachten Aufstand gegen die Kanaanäer Gideon den

Medianitern, räuberischen Beduinen, eine schwere Niederlage beigebracht. Schrecklich müssen diese im Gebiete des Stammes Manasse gehaust haben, massenhaft wie Heuschrecken, heißt es in einem alten Bericht, seien sie in das Land eingefallen, zerstörend die Früchte des Feldes, mitschleppend den ganzen Reichtum der wehrlosen Bewohner: Nahrungsmittel, Schafe, Rinder und Esel. Da gelang es Gideon, mit einer Schar unerschrockener Männer die Beduinen in ihrem Lager zu überfallen und zu zersprengen. Noch kann man aus der stark überarbeiteten Darstellung des Richterbuches deutlich ersehen, wie der Krieg mit mächtiger Kraft den Strom der Geschichte antreibt. Gottbegeistert stürzten sich die ausgeraubten Bauern in den Kampf; vor Jahwes Majestät, die in der großen Not herrlich aufleuchtet, versinken die Götter der einzelnen Geschlechter wie Schattenbilder: wie eine Leuchte in grauenvoller Nacht strahlt Jahwe nun siegverheißend über den Stämmen. Einen Altar hat Gideon, der siegreiche Führer, ihm errichtet „und nannte ihn: Jahwe ist Heil. Bis zum heutigen Tage steht er noch im Ophra der Abiesriten."

Namentlich auch die Kämpfe gegen die Philister, die gefährlichsten Feinde der Israeliten, haben die Stämme bis in die Tiefe aufgewühlt und dionysische Stimmungen erweckt. Im Feuer dieser Kämpfe wurde die Königskrone Sauls geschmiedet, und er selbst wurde in den Strudel der heiligen Raserei hineingerissen. Weite Gebiete wurden von den siegreichen Philistern erobert: Benjamin, das Stammgebiet Sauls, fiel ihnen zu, aber auch andere, nördlich und südlich gelegene Landesteile. Vögte zogen Tribute ein, vernichtet war die Freiheit, zu Knechten waren die stolzen Herren erniedrigt worden. Und nun durchzitterten den unter Schmerzen sich windenden Volkskörper die Schauer religiöser Schwärmerei. Propheten erstanden, denen des Volkes Unglück in der Seele brannte, und wo vielleicht viele verzagt haben werden, da riß die Kampfbegierde diese Propheten bis zur Verzückung hin. Es ist gewiß seelisch tief begründet, daß gerade in Gibea, „wo der Vogt der Philister wohnte", eine solche ekstatische Volksbewegung sich auslöste. Eben der Anblick des Tyrannen entzündete die Seelen, man vermochte sich nicht mehr zu zähmen, und wo man erwarten sollte, daß einer solchen Zwangsherrschaft gegenüber sorgfältig der Aufstand vorbereitet wurde, da sehen wir, wie die Erregung mit Sturmgewalt sich äußert. Es waren doch vor allem die unteren Schichten, die von solcher Verzückung ergriffen wurden, freilich, auch die Herrschenden ergriff

zuweilen die religiöse Leidenschaft. Von Saul, dem königlichen Helden, wissen wir, daß er in den Wirbel dieser gottbegeisterten Propheten hineingerissen wurde: „Ein Trupp Propheten", so lesen wir im Buch Samuel, „kommt von der Opferstätte herab. Vor ihnen her ertönt Harfe, Pauke, Flöte und Zither, während sie selbst in prophetischer Begeisterung sind." Es ist „der Geist Jahwes," der sie überkommt, und sie „in andere Menschen verwandelt." Saul begegnet diesem Trupp, „und der Geist Jahwes überkam ihn, so daß er sich mitten unter ihnen wie ein Verzückter gebärdete. Als aber jedermann, der ihn von früher her kannte, sah, wie er sich gleich den übrigen Propheten verzückt gebärdete, da fragten die Leute: was ist denn mit Saul, dem Sohne des Kis, vorgegangen? Gehört denn Saul auch zu den Propheten?" Jedenfalls zeigt diese Verwunderung, daß es eine ungewohnte Erscheinung war, einen der führenden Männer unter den religiösen Schwarmgeistern zu sehen.

Bekannt ist das Bild des vor der Heiligen Lade hertanzenden David, dessen Gebaren bei den Vornehmen, indem er sich wie „einer aus dem Volke" betrage, geradezu Anstoß erregte. Auch er, den wir uns bei all seiner überlegenen Geisteskraft als einen leidenschaftlichen Menschen vorstellen müssen, konnte unter dem Ansturm überschäumender kriegerischer Begeisterung von den Schauern dionysischer Verzückung überfallen werden, und auch er war wie Saul von weissagenden Jahwepropheten umgeben, die das Volk in kriegerischen Taumel versetzten. Als ein solcher zu politischer Bedeutung gelangter Seher begegnet uns Samuel, der Saul zum König gesalbt, dann Nathan, der als Ratgeber Davids geschildert wird, dann der zur Zeit Salomos lebende Achia.

Diese dionysischen Bewegungen lassen uns tief in die Seele der Kultur der Heldenzeit blicken. Sie zeigen, wie falsch es ist, diese einfach als eine Zeit des Glückes zu schildern, als ob das Dasein einem blumengeschmückten Garten geglichen hätte, in welchem fröhliche Menschen, dankend ihrem Gott für seine überströmende Huld, sich getummelt. Gewiß, noch verdüstert nicht ein allmächtiges Sündengefühl die Geister, und noch bringt man die Kraft auf, das Leben zu verklären und zu preisen als schönste Gottesgabe. Aber man übersehe doch nicht: aus tiefster Not sind diese dionysischen Stürme herausgeboren, ja, gerade wenn die Flut des Elendes alles zu verschlingen drohte, erhoben sich die Propheten, die Nebim, abschüttelnd die Angst in den Wallungen der Ekstase und die Streiter zusammenhallend zu einer glühenden, jäh fortstürmenden Masse. Ein gewaltiger Stimmungs-

wechsel vollzieht sich so. Sie, die eben noch vom Elend fast erdrückt wurden, die kaum wagten, das Auge zu ihrem finsteren, grollenden Gott zu erheben, sie leuchten nun auf in der Glorie einer alle Bedenken niederzwingenden Siegesstimmung, und vor allem: Jahwe bricht nun durch die unheimlichen Wolken mit der Pracht eines das Dasein schauerlich verklärenden Blitzes. In furchtbarer Majestät, das lassen die Quellen noch deutlich erkennen, erscheint die Gottheit auf der Walstatt; als ein grausiger Dämon, der die Schrecken der Natur, Stürme, Pest, Gewitter entfesselt, rast er aus der Ferne — der Sinai ist sein Wohnsitz — herbei: auf die Feinde zückt sein vernichtender Zorn, während seine Getreuen ihn umjubeln als den Retter in der Not: den Heiland, den Messias. Es ist bezeugt, daß die Jahwepropheten in solchen Notzeiten weissagten, und man kann sich vorstellen, wie die Bilder des Glückes vor ihren Augen aufstrahlten, wenn sie in der Verzückung sich herausgehoben sahen aus den Niederungen ihres kummerbeschwerten Daseins. Und nicht nur sie, auch die von des Gottes Sturmgeist angetriebenen, in wilder Leidenschaft den Feinden entgegenstürmenden Mannen haben natürlich Jahwe als Messias gefeiert, als den Retter, der aller Not ein Ende bereitet und Israel unter den Völkern erhöht und mit Glanz und Ruhm bedeckt.

In solchen Zeiten einer fortreißenden Stimmung stürzen vor den Augen der Harrenden die Wälle der Not ein, der Ausblick eröffnet sich auf Segensgefilde, die man gewiß nicht im einzelnen ausgemalt hat, aber deren Zauber man empfunden hat mit der ganzen Gewalt einer triumphierenden Hoffnung. Aus Schmerzenstiefen bricht der Glaube an ein göttliches Wunder heraus, und umfunkelt von diesen Wundern, wird nun Jahwe gepriesen als der göttliche Heilbringer. Die Schreckensmächte, mit denen er die Feinde heimsucht: sie sind das Gericht, das sie sich selbst zuziehen, und so furchtbar er wütet, wenn er die Schlachtreihen niedermäht wie Gras, so groß ist seine Gnade, mit der er seine Getreuen beglückt. Noch ist dieser Jahwe nicht der Welt- und Völkergott späterer Zeiten, aber bei dem ungeheuren Macht- und Siegeswillen der Semiten überragt er gewaltig alle anderen Götter, die in ihren Gesichtskreis treten, diese Götter, die sein glühender Atem hinwegfegt wie der Sturm den Staub der Straße. Nicht erst später, in dieser Frühzeit schon schart man sich um Jahwe als den Gott der Verheißung, den Gott, der schon so Großes vollbracht, indem er die Ketten der ägyptischen Knechtschaft zerbrochen und Israel in das gelobte Land geführt.

Und nun gesellt sich zu dem himmlischen Retter als dessen Abbild der weltliche König, wobei möglicherweise die bereits berührten babylonischen Vorstellungen nicht ohne Einfluß waren, zumal ja Israel als ein Außenposten in den babylonischen Kulturbereich einbezogen war. Oder ist denn nicht aus der nationalen Not das Königtum herausgeboren worden? Saul und David, sind sie nicht in siegreichen Kämpfen als ruhmgekrönte Heerführer emporgewachsen zur Würde einer königlichen Herrscherstellung? Gerade aber die Nebim haben, so scheint es, nicht wenig zur Herausbildung des Königtums beigetragen. Denn wer hat so sehr wie sie das Volk zum Kampfe aufgerufen, ein felsenfestes Zusammenstehen gefordert, auf daß an der harten Mauer gottdurchglühter Helden die Brandung der Feinde zerschelle? Und wie anders hätte ein solcher Kampf gelingen können, wenn nicht ein starker Führer, ein wahrer Fürst und König die Befehlsgewalt innegehabt und die wenig geschulten Massen am Zügel geführt hätte?

Wenn nun die Nebim des Glaubens lebten, daß Jahwe, der himmlische König, die neue Heilszeit, sobald die Feinde niedergerungen sind, glorreich heraufführe, mußte denn da nicht auch auf den König, als den Vollstrecker des Willens Jahwes, aller Lichtglanz messianischer Herrlichkeit wie aus blauen Weiten herabfluten? Glorreicher muß der König vor den Nebim aufgestrahlt sein als vor der Aristokratie. Für letztere waren ein Saul und David, so sehr sie auch als erfolgreiche Heerführer mit dem Diadem einer Ehrfurcht erweckenden Größe geschmückt waren, doch Standesgenossen, und undenkbar ist es so, daß ihre Heldenstärke in die Augen dieser Klasse als ein himmlischer Strahl gefallen, der ihnen den Zauberschein einer messianischen Würde hätte verleihen können. Mußte aber nicht vor allem den Nebim der königliche Held als ein gottgesandter Erlöser erscheinen, der herrlich in Erfüllung bringt, was ihnen im flammenden Wirbel der Ekstase kundgeworden? Ohne Zweifel, ihnen als sozial schon stark entwurzelten Kreisen mußte er als ein wahrer Wunderheld voranleuchten, ohne dessen Machttaten sich nie das so sehnsuchtsvoll erstrebte Heil auf die Erde senkt. Welcher Jubel muß doch die von der Verzückung schon geschwellten Herzen der Nebim und des ihnen folgenden Volkes erfüllt haben, als es offenbar geworden, daß ein Mann von dem Range eines Saul sich zu den ihrigen zählte, daß der kriegserprobte Held gleich ihnen von der Ekstase und damit von jenem Geist ergriffen worden, der ihnen das Geheimnis der bevorstehenden Umwälzung zugeraunt? Durch das

Flammensiegel der Verzückung gezeichnet, muß er ihnen, wo sie sich doch selbst schon als Sprecher Jahwes fühlten, als gottgesandter Held erschienen sein, den sie nun feiern konnten als den Freudenbringer, der, vollziehend das göttliche Gebot, das Chaos der Zeit lichtet und das glückzeitigende Königreich Jahwes aufrichtet.

Solcher Deutung entsprechen durchaus die geschichtlich verbürgten Tatsachen: nicht als Gewaltherrschaft eines Einzigen hat sich das Königtum durchgerungen, sondern im Einklang mit dem Willen des Volkes: das nach einem Erlöser Ausschau haltende Volk hat die starken Heerführer Saul und David gekrönt. Und gerade die Nebim müssen es gewesen sein, die der Königsherrschaft, auf die sie so große Hoffnung setzten, den Weg gebahnt haben, indem sie diese der Masse als ein gottgewolltes Werk verkündeten. Deutlich ergibt dies auch der Bericht des Alten Testaments. In einer Vision wird dem Seher Samuel — einem „Gottesmann, der hochangesehen", aber zugleich so arm ist, daß er auf Geschenke angewiesen — die göttliche Offenbarung zuteil, daß Saul zum Fürsten des Volkes ausersehen, „auf daß er es aus der Gewalt der Philister errette, denn ich habe das Elend meines Volkes angesehen, denn sein Hilferuf ist zu mir gedrungen." So ward denn der in leuchtender Schönheit und Heldenstärke prangende Saul unter dem jubelnden Beifall des Volkes zum König erhoben, Saul, den seine Feldherrntugenden empfohlen hatten wie seine glühende nationale Begeisterung, die ihn hinführte zu den Nebim, den Verzückten.

Auch Davids Aufstieg zur Königsherrschaft ist sicherlich erfolgt unter dem frohlockenden Zuruf der Nebim, und noch mehr als Saul wird dessen größerer Nachfolger ihnen als eine Leuchte in dunkler Schreckenszeit erschienen sein, als Messias, den die Gottheit erkoren. Namentlich in jenen Scharen, die nach dem Bruch mit Saul Davids Gefolgschaft bildeten, wird der schwärmerische Geist der Nebim geherrscht haben. Denn arme Teufel waren es, die David anhingen, heimatlose, verunglückte Menschen, die nichts zu verlieren, aber unendlich viel zu gewinnen hatten. Von einer mächtigen religiösen Spannung muß dieser Trupp kriegerischer Menschen ergriffen worden sein; denn sicher ist es, daß auch Nebim unter ihnen waren, die David bestärkten in seinem kühnen Unternehmen und vor allem seinem Ehrgeiz eine religiöse Weihe verliehen. Berichtet doch das erste Buch Samuel, daß Saul eine ganze Reihe Jahwepriester habe niedermetzeln lassen, weil sie dem aufgehenden Gestirn Davids sich zuwandten, dem siegreichen, kraft-

vollen Feldherrn Mut einflößten, seinen Ehrgeiz beschwingten, indem sie „Gott befragten." „Her, und bringt die Jahwepriester um, denn auch sie haben David beigestanden und haben mir, obwohl sie wußten, daß er auf der Flucht sei, keine Mitteilung gemacht." Außerdem ist bezeugt, daß ein Prophet, namens Gad, zu den Anhängern des flüchtenden Empörers gehörte.

So ist wohl bewiesen, daß David sich nicht als ein gewöhnlicher Aufrührer von Saul trennte; vielmehr, göttlichen Schutzes sicher, wie er ihm durch die Seher zugesagt war, wagte er sich in das Meer von Gefahren, zusteuernd dem erhabenen Ziel der Königsherrschaft. Und dieses Glaubens lebten eben auch die Leute, die ihm das Geleite gaben auf seinem dornenvollen Weg; war doch unter ihnen ein Sohn des Abimelech, der samt seinem ganzen Geschlecht, der Priesterschaft von Nob, der Rache und Wut Sauls zum Opfer fiel. Wie müssen doch jene Menschen, arm, verstoßen wie sie waren, geblendet worden sein von dem Schimmer, der über David lag! Stand nicht Jahwe ihm zur Seite, und wenn er einmal sein Ziel erreicht hat, wenn er das Königsszepter fest in der Hand hält, muß dann nicht die goldene Zeit, die immer noch nicht gekommen, uns Erlösung von unseren Nöten bringen? Und wie muß Davids Heldengestalt weiter ins Übermenschliche gleichsam gewachsen sein, als er, nachdem er zum König gesalbt war, den Philistern entgegenzog und ihnen eine vernichtende Niederlage beibrachte? Wohl hatte auch Saul versucht, diese Todfeinde zu zermalmen, aber mitnichten war es ihm gelungen. In die Flucht wurde das Heer des Königs geschlagen, er selbst und seine drei Söhne fanden den Tod auf dem Schlachtfelde. So war es offenbar: Jahwe hatte seine Gunst abgewandt von Saul, „er hatte es bereut," so muß das Volk empfunden haben, „daß er Saul zum König über Israel gemacht hatte." Gerade zur Zeit des Philisterkrieges, wo sich die Nation wieder vor einem entsetzlichen Abgrund befand, werden wieder von den Nebim entfachte Gluten kriegerischer Begeisterung emporgelodert sein, und wenn Jahwe über den Kämpfenden schwebte als der König, der mit paradiesischen Segnungen die Sieger überschütten werde, so haftet dieser Zug sicher auch David an: als Messias funkelt sein Bild in der Seele der unteren Klassen, für die eben die von keinen äußeren Feinden bedrohte Königsherrschaft soviel wie ungetrübtes Glück bedeutet, den Anbruch des goldenen Zeitalters, das von der düsteren Gegenwart sich abhebt wie ein lichter Tag.

Nur leise schimmert in den alten geschichtlichen Berichten noch etwas von dieser messianischen Würde Davids, die ihm seine Zeit oder doch die im Banne der Nebim stehenden Volksschichten verliehen hatten. Als eine messianische Verheißung klingt einmal die Offenbarung, die der Prophet Nathan im Namen Jahwes David übermittelt. „Ich will ihm Vater sein", so redet Jahwe, „und er soll mein Sohn sein, so daß, wenn er sich verfehlt, ich ihn mit Menschenruten und menschlichen Schlägen züchtige, aber meine Gnade ihm nicht entziehe, wie ich sie deinem Vorgänger entzogen habe. Vielmehr soll dein Königshaus für immer vor mir Bestand haben: der Thron soll für alle Zeiten feststehen."

Damit wäre denn bestätigt, daß wenigstens in jenen Kreisen, in denen noch viel von der alten Wüstenreligion fortlebt, David als messianischer König verehrt wurde, und mögen auch, was zugegeben werden soll, die berichteten geschichtlichen Einzelheiten sagenhafte Züge besitzen, jedenfalls hält die Darstellung mit großer Treue die Stimmung fest, die in den unteren Schichten sich auslöste im Anblick des glänzenden Siegeszuges Davids. Über welche Machtfülle gebot denn auch der König, der ein bislang noch politisch bedeutungsloses, zerrissenes Land zu einem ansehnlichen Königreich umwandelte, und welcher Verklärungsglanz muß doch von solcher Siegestat aus auf Jahwe gefallen sein, den Gott, an den sich gerade auch die Nebim geklammert, als die schwarze Flut der Feindesnot das Land verheerte! So ist es offenbar, daß das, was Jahwe nach der Darstellung des Samuelbuches David verkünden läßt, kein Trugbild war: nämlich, daß der König den „Größten der Erde" gleichkomme, daß er sein Volk messianischen Zeiten entgegenführe. Ja, die Bewunderung hat den König auf eine Höhe gerückt, daß er erschien wie ein überirdisches Wesen, ein Wesen, das „dem Engel Gottes gleichkommt", das zehntausend seiner Krieger aufwiegt. So mag denn David, von seinen Verehrern zur Idealgestalt erhoben, in das Bild des babylonischen Paradieseskönigs hineingesehen worden sein, worauf Anschauungen hinweisen wie die, daß er als ein Fürst sein Volk weiden werde (2. Sam. 5; 2), oder die Auffassung, daß er als „Knecht Gottes" das herrliche Werk der Befreiung seines Volkes vollbringen werde.

Zweifellos hat sich schon zu Davids Zeit in den Schichten, die vom Zauber messianischer Erwartungen gebannt waren, die Zuversicht eingebürgert, daß Jahwes Volk alle anderen Nationen der Erde durch

Macht, Würde und Adel überragen werde. Alles wirkte zusammen, um diesen Glauben zu wecken: die gewaltigen und siegreich verlaufenen Kämpfe, die das Nationalgefühl zu blendender Glut erhitzten; das anlockende Bild der Heilszeit, deren Anbruch man erwartete unter dem überwältigenden Eindruck dionysischer Verzückungen, die in der Seele der Schwärmer mit Feuerkraft die Überzeugung weckten, daß eine Umformung des Daseins bevorstehe, eine gewaltige Wende der Zeiten, derzufolge die Feinde Jahwes zerschmettert, sein Volk aber herrlich erhöht werde für alle Zeiten.

Lebensverklärung

Zauberglaube

So sehr Jahwe als Gott des Kriegsbundes der Israeliten, namentlich infolge der siegreichen Kämpfe, an Hoheit gewann, er war nicht die einzige religiöse Macht, die Verehrung empfing. Zu fern gerückt war er doch der einzelnen Menschenseele mit ihrer Not, ihrem täglichen Anliegen: in Kriegszeiten vor allem umbrauste sein Geist die Israeliten, während er, wenn Ruhe im Lande herrschte, nach der Vorstellung der Zeit sich zurückzog, des Tages harrend, wo die Hilferufe seiner Getreuen zu ihm empordrangen. So nahm man, wenn Nöte, etwa Krankheiten, Mißwachs, Viehsterben, um sich griffen, überhaupt der Einzelne ein Anliegen hatte, seine Zuflucht zu Zauberhandlungen, zumal ja, wie sich ergab, der Dämonenglaube, namentlich in den unteren Schichten, noch im Schwange war. Mochte sich auch die Angst oft tief in die Seele wühlen: die Menschen dieser Zeit hingen fest am Leben und suchten mit allen Mitteln die finsteren Mächte des Unheils zu bannen. Und mögen auch die Zauberhandlungen trügerisch sein in dem Sinn, daß sie keinerlei Einfluß auf die Gestaltung der Wirklichkeit ausüben, sie sind von größter seelischer Bedeutung insofern, als sie den Menschen mit Zuversicht und Hoffnung erfüllen und so die Lasten, die auf ihm liegen, erleichtern: sie gehören zu den beschwingenden Lebensmächten, sind eingegeben vom Willen zur Macht und vom Streben nach Erlösung zugleich, sie bilden nicht allein in der Urzeit, sondern auch noch in der Heldenzeit Kulturmächte ersten Ranges.

Da zeigen einmal die Reinigungsgebräuche, wie man versuchte, die Dämonen zu bannen. Der Mensch selbst kann zur Herberge eines solchen Unholdes werden, sei es in der Form von Krankheit, sei es,

daß er Speisen genießt, die von dem Gifthauch eines solchen Wesens durchtränkt sind, sei es, daß er irgendwie einem Gegenstand zu nahegekommen, der als Sitz solcher bösen Kräfte gilt. Durch einen Zauber aber schüttelt er die ihn beängstigende Last wieder ab, reinigt er sich von der Befleckung, und Zaubermittel waren ursprünglich alle die Maßnahmen, die uns das alte Testament aufbewahrt hat als jene Reinigungsgebräuche, die zum Teil noch Aufnahme im Gesetz gefunden, auch wenn sie ihre ursprüngliche Bedeutung verloren haben.

Durch Waschungen mit Wasser einmal kann ein solcher Dämon ausgetrieben werden, oder dadurch, daß man sich mit Öl salbt, sich mit Asche oder Kleie bestreut oder sich abreibt. Auch das Feuer hat die Kraft, Dämonen zu verscheuchen, die irgend einem menschlichen Gebrauchszwecken dienenden Gegenstand oder dem Menschen selbst einverleibt sind. „Es soll sich unter dir niemand finden," bestimmt das fünfte Buch Mose, „der seinen Sohn oder seine Tochter durchs Feuer gehen läßt", woraus wir schließen können, wie zähe uralte Gebräuche bewahrt worden sind. Feuer wird man entzündet haben, nicht allein, um Kinder, wenn sie krank waren, durch Zauberkraft von ihren Leiden zu befreien, sondern auch um gesunde Kinder ihrer Kraft auszusetzen, auf daß sie fürderhin bewahrt bleiben vor unheilvollen dämonischen Einflüssen. Denn nicht allein abwehrende, sondern auch vorbeugende Bedeutung haben diese Reinigungsmittel. Oder man sucht durch magischen Zauber den unholden Gast in irgendein Lebewesen zu bannen, das man dann von sich stößt: in einen Bock etwa, den man in die Wüste treibt, oder in Vögel, die man in die Lüfte flattern läßt, froh nun, daß sie das Unheil in die Weite tragen.

Daß aber eine Reihe von Tieren als unrein gelten, so daß sie nicht gegessen werden dürfen, ist möglicherweise zurückzuführen auf die Nachwirkung totemistischer Vorstellungen. Aus Furcht, daß das schutzverleihende Totemtier, wenn es verzehrt wird, seinen Zorn an den frevelnden Menschen auslassen wird, hat man sich ehedem gescheut, einzelne Tiere zu verspeisen, wie das Schwein, den Dachs, den Adler, den Raben, das Käutzchen, den Uhu, die Eule, die Fledermaus, das Wiesel, die Maus, die Eidechse und dann das Gewürm, „von dem es auf der Erde wimmelt." Gerade daß eine Reihe von Wesen genannt werden, die auch bei anderen Völkern als Seelentiere galten, läßt vermuten, daß bei den Israeliten der Totemismus herrschte.

Nur wenig sind wir unterrichtet über die Opferzeremonien der Urzeit, aber schon auf Grund der hier angegebenen Ausführungen können wir darauf schließen, daß sie anderer Art waren als zur Zeit, wo Jahwe als machtvoller Gott verehrt wurde: Zauberwirkungen sollten sie ausüben, damit dem Wüten dämonischen Grolles Einhalt geboten würde. Die Tieropfer tragen ganz diesen Charakter, und noch in der Sitte einer späten Zeit tritt dieser augenscheinlich hervor. Wenn Tiere zum Zweck des Genusses ihres Fleisches geschlachtet wurden, da sorgte man mit Bedacht, daß dieses nicht mit Blut behaftet war. Weglaufen vielmehr ließ man es, ebenso verschmähte man einen Teil der Eingeweide, das Fett, die Nieren. Die Seele des Tieres hätte man andernfalls in sich aufgenommen, eingegangen wäre dann ein Dämon in den Menschenleib, und Tod oder Wahnsinn oder sonst eine Krankheit wäre die schreckliche Folge gewesen. So verbrannte man die Eingeweide im Vertrauen darauf, daß durch das Feuer der in ihnen hausende Dämon zerstört werde, oder im Rauche in die Luft entschwebe. Doch auch eine weitere Bedeutung hatte ein solches Opfer: man konnte für sich den im Blut oder in den Eingeweiden verborgenen Dämon im Sinne eines Gegenzaubers wirken lassen. Überwältigen sollte er andere Geister, sie abhalten, daß sie den Menschen bedrängten.

Nachdem sich nun einmal die Vorstellung von der Zaubermacht des Blutes herausgebildet hatte, wurde es eine Art Universalmittel zum Zwecke der Abwehrung dämonischer Tücke. So einmal ist die Sitte der Beschneidung zu erklären, die auch bei anderen Völkern Eingang gefunden hat. In den Geschlechtsteilen hat der gewaltigste aller Triebe seinen Sitz, hier drängt sich gleichsam, so wähnt man, die Lebenskraft des Menschen glutvoll zusammen: seine Seele. Muß so das ihnen entströmende Blut nicht überquellen geradezu von Zauberkräften, von jener Zauberkraft, die eben dem Seelischen innewohnt? Damit ist der Gedanke der Beschneidung gegeben. Das so fließende Blut soll nicht allein für den Augenblick, sondern womöglich für immer den schaurigen Anstrom der Geister verhindern, und zum Abzeichen kann so die Beschneidung werden der Zugehörigkeit zu einem bestimmten Stamm. Von einem schützenden Zauberkreis umgeben ist, wer sich ihr unterzogen hat, während ein Unbeschnittener wehrlos der Rache der Dämonen ausgesetzt bleibt, von ihnen umschwärmt wie das Aas von beutegierigen Raben. Auch scheint man der Beschneidung die Wirkung beigemessen zu haben, daß sie dem Geschlechtsakt eine Art Weihe

verleihe. Abgewehrt sollte durch sie der unheilvolle Einfluß von Dämonen werden, und wohl erst nach erfolgter Beschneidung war die Begattung erlaubt. Deutlich tritt noch in einer Erzählung, die in levitischen Kreisen entstanden, die Zauberbedeutung der Beschneidung hervor. „Unterwegs aber, bei einer Nachtrast, stieß Jahwe auf Mose und wollte ihn töten, da nahm Zippora einen scharfen Stein, schnitt damit die Vorhaut ihres Sohnes ab und berührte damit die Scham — Jahwes, des Dämons — und sagte: ein Blutbräutigam bist du mir." Durch das Blut also wird der zornglühende Dämon von seinem grausigen Vorhaben abgebracht.

Auch sonst wird dem Blut eine ähnliche Rolle zugewiesen. Bei der Passahfeier werden die Türpfosten mit Blut gestrichen, damit Jahwe davon abgehalten wird, den Menschen ein Leid anzutun, und noch der Priester der späteren Zeit sprengt, wenn irgendeine Schuld abgewälzt werden soll, vor den Vorhang des Heiligtums mit seinem Finger etwas Blut hin, damit sinnlos eine uralte Zauberhandlung vollführend. Bei der Reinigung eines Aussätzigen, wie sie der Priester vorzunehmen hatte, wirken eine ganze Reihe alter Zaubereien zusammen, soll das Ziel erreicht werden, und auch der Blutzauber hat hier seine Wunder zu verrichten. Mit einer nicht zu überbietenden Deutlichkeit bezeugt eine Stelle des Gesetzes (3. Mose 14. 1. ff) die Macht des Zauberglaubens. „Wenn der Priester bei der Besichtigung findet, daß die vom Aussatz betroffene Stelle am Aussätzigen heil geworden ist, so soll der Priester Befehl geben, daß man für den, der sich reinigen läßt, zwei lebendige reine Vögel, Zedernholz, Karmesinfäden und Ysop bringe, dann soll der Priester Befehl geben, daß man den einen Vogel schlachte in ein irdenes Gefäß über lebendigem Wasser. Den lebendigen Vogel aber, das Zedernholz, die Karmesinfäden und den Ysop soll er nehmen und das alles samt dem lebendigen Vogel in das Blut des über dem lebendigen Wasser geschlachteten Vogels eintauchen. Sodann soll er den, der vom Aussatz sich reinigen läßt, siebenmal besprengen und ihn so reinigen; den lebendigen Vogel aber läßt er ins freie Feld fliegen. Und der, welcher sich reinigen läßt, muß seine Kleider waschen, alle seine Haare abscheren und sich baden, so wird er rein werden." Ein ganzer Knäuel von Zauberkräften ist also dazu ausersehen, den Dämon, der die Krankheit verursacht hat, zu vertreiben.

Das Abscheren des Haares soll ein ähnliches bewirken wie die Reinigungsgebräuche, die Besprengung auch mit Blut. Als Gefäße

seelischen Lebens gelten die Haare, und bekannt ist ja, daß Simson seine Krafttaten nur solange verrichten kann, als in langen Strähnen sein Haar herabfällt, während er „schwach wird wie jeder andere Mensch", sobald er dieses Schmuckes beraubt ist. Noch in der Heldenzeit hat es Gottgeweihte gegeben, die keine Schere auf ihr Haupt brachten, um dadurch in den Besitz außerordentlicher Kräfte zu gelangen, beseligt im Gefühl, daß die ihnen innewohnende Stärke Trotz zu bieten vermag den Geistern. Werden aber die Haare abgenommen, so können sie, losgelöst somit vom Menschen, die Dämonen unschädlich machen: die seelische Kraft, die sie bergen, schlägt die Unholde sieghaft zurück.

Auch Amulette sind im Gebrauch, und wenn sie immer mehr zum Schmuck wurden, ursprünglich hatten sie die Bedeutung von Zauberkräften: die Dämonen sollten sie abhalten. Es erfährt dies eine ausdrückliche Bestätigung dadurch, daß die Propheten, diese Todfeinde aller Zauberei, die kostbaren Geschmeide, mit denen sich namentlich Frauen zierten, als Abgötterei verflucht haben. Ringe trug man an den Ohren und Fingern, auch Bänder, die man um den Hals oder Arm wand, dienten als Amulette, ebenso purpurblaue Schnüre, die an den Zipfelquasten der Kleider befestigt waren, und selbst Tiere versah man mit solchen Schutzmitteln: kleine Monde brachte man an den Hälsen der Kamele an.

Wenn das Amulett vornehmlich abwehrende Bedeutung hatte, wenn es nach außenhin zeigen sollte, daß der, der es trägt, gleichsam stets bewaffnet ist gegen einen möglichen Überfall böser Geister, so gab es auch Zaubermittel, durch die man irgend eine erwünschte, nun nicht als Abwehr gedachte Wirkung zu erzielen suchte. Das Opfer einmal kann sich in dieser Richtung äußern, vor allem aber der Segen oder der Fluch. Wer beträufelt wird vom Tau des Segens, das ist die Überzeugung der alten Zeit, dem werden Wohltaten zuteil, auch wenn er sie nicht verdient hat. Hat nicht Jakob auf betrügerische Weise seinen sterbenden Vater dazu verleitet, daß er ihn und nicht den erstgeborenen Sohn Esau gesegnet? Wie härmt sich letzterer nun, als er erfährt, daß er betrogen worden! Denn nicht mehr rückgängig kann der Vatersegen gemacht werden, mit der Kraft des Zaubers wirkt er fort. Als Isaak in Erfahrung bringt, daß er nicht dem erstgeborenen Sohn, wie er glaubte, den väterlichen Segen erteilt: „da erschrak er über alle Maßen und sprach: wer in aller Welt war denn der, der ein Wild erjagt und

mir hereingebracht hat, so daß ich von allem aß, ehe du herkamst, und ihm meinen Segen gab? Nun wird er gesegnet bleiben! Als Esau diese Worte seines Vaters vernahm, erhob er ein gar lautes und klägliches Geschrei und sprach zu seinem Vater: segne auch mich, mein Vater! Er aber sprach: dein Bruder kam hinterlistigerweise und nahm dir den Segen weg. Da sprach er: ja, mit Recht nennt man ihn Jakob. Denn zweimal hat er mich überlistet: mein Erstgeburtsrecht hat er genommen, und nun hat er mir auch meinen Segen weggenommen! Dann sprach er: hast du keinen Segen für mich aufbehalten? Da antwortete Isaak und sprach zu Esau: ich habe ihn nun einmal zum Herrn über dich gesetzt und alle seine Brüder habe ich ihm als Knechte unterstellt und habe ihn reichlich ausgestattet mit Getreide und Wein; was in aller Welt könnte ich nun noch für dich tun, mein Sohn? Da sprach Esau zu seinem Vater: ist denn das dein einziger Segen, mein Vater? Segne auch mich, mein Vater! Und Esau fing laut zu weinen an." Dann erst segnete auch ihn der Vater, aber ein anderes war ihm zugedacht als seinem Bruder, der eben durch den erschlichenen Segen für immer zum Erben eingesetzt ward. Die ganze bannende Wirkung des alten Zauberglaubens entströmt noch den angeführten Worten, die ganze Befangenheit und Unfreiheit des primitiven Menschen.

Und wie der Segen, so erreicht auch der Fluch mit der Notwendigkeit des Zaubers die beabsichtigte Wirkung. Wem er zugedacht ist, der wird von seinen Schlägen getroffen, auch wenn er etwa aus Versehen ihm zugeschleudert worden, und nun erinnere man sich an die fürchterlichen Flüche, die im fünften Buch Mose ausgesprochen werden gegen die Übertreter der Gebote Gottes. Wohl gelten sie jenen, die, ihr Ohr verschließend der Stimme Gottes, der Zauberei huldigen, aber das feste Vertrauen, das man in die Erfüllung dieser teuflischen Verwünschungen setzt, beweist, daß die priesterlichen Bekämpfer dieses Zauberglaubens sich selbst noch nicht ganz aus dessen Schlingen befreit haben.

Noch weitere Zaubermittel gesellen sich zu den bisher angeführten: der Fetische muß noch gedacht werden. Jahwe selbst wird in der Frühzeit als Fetisch verehrt. Denn was anderes als Fetische sind jene Steine, die man in der Heiligen Lade wohl verwahrt, in der Überzeugung, dadurch immer den Hilfe spendenden Dämon, der sich freilich mit der Zeit zum Gott verwandelt, in der Nähe zu haben? Sicher waren Fetische, als der Zauberglaube noch im Flor stand, so zahlreich wie die Vögel unter dem Himmel. Ahnenbilder hat es gegeben, roh-

geformt aus Holz oder Stein, die Teraphim waren sicherlich nichts anderes als solche rohe Darstellungen der Ahnengeister oder eines sonst Heil ausgießenden Dämons; die Masseben, die möglicherweise die Gestalt des Zeugungsgliedes besaßen, trugen völlig Fetischcharakter. Gewiß wird man versucht haben, die menschliche Gestalt aus den Holz- und Steinblöcken herauszulocken, wenn man auch noch ferne davon war, sie vor sich aufzurichten, daß sie aus klaren Augen sieghaft umhergeblickt, befreit von den verzerrten, Angst einflößenden Zügen jener Wesen, deren Urbild scheußliche Dämonen waren. Überall, wo dem von Dämonen umgebenen Menschen der Zauber zum Rettungsanker wird, da nimmt man seine Zuflucht zu Fetischen, und ist der Stab jener Beschwörer, von denen das Alte Testament berichtet, nicht eine solche wunderbringende Zaubermacht? Und nicht allein im öffentlichen Kult spielen diese Fetische eine Rolle, auch dem einzelnen Menschen können sie ein Sicherheit verbürgender Gefährte sein.

Ebenso weist die noch in prophetischer Zeit geübte Sitte, die Opfer an geheimnisvollen Quellen oder unter Bäumen darzubringen, auf Gepflogenheiten längst vergangener Zeiten hin. An solchen Orten vernimmt der urwüchsige Mensch das Raunen, Säuseln und Rauschen der Geister, ebenso in versteckten Tälern oder Höhlen, wo die Stille mit langen, leisen Atemzügen den, der in ihr Reich eintritt, geisterhaft umschwebt, so daß er erschauert und in den Bann gerät übermächtiger Wesen.

Wir finden nun wie überall, wo noch der Dämonenglaube herrscht, auch bei den Israeliten jene Wundermänner, die tiefer als die übrigen Menschen eingeweiht sind in die Geheimnisse, die in das Leben hineinragen. Im Heldenzeitalter, ja noch später genießen die Zauberer hohe Achtung, woraus sich schließen läßt, wie überragend erst damals ihre Stellung war, als die Götter noch nicht mit dem siegenden Glanz ihrer Erscheinung die Geister zurückgedrängt hatten. Als Visionäre haben wir uns diese Zauberpriester vorzustellen. Innig wissen sie sich mit den Geistern zu verbinden, im Traume dringen diese durch das Tor ihrer Seele, flüstern ihnen ein Wissen zu von sonst verborgenen Dingen, legen ihnen die Antwort auf beunruhigende Fragen auf die Zunge, auf Fragen auch, mit denen sie angegangen worden sind von denen, die ihren Rat suchten. Zum Traum gesellt sich die Offenbarung der Vision, der beschaulichen Ekstase, die mit der schmelzenden Kraft ihrer Glückseligkeit als untrügliches Zeichen dafür gilt, daß ein Geist

in die Seele eingegangen. Tiefer noch als im Traume dringen die Zauberer in das Geisterreich ein, wenn die Vision sie mit den Lichtströmen der Verzückung überrieselt: das Glücksgefühl, das den Zauberer erfaßt, überredet mit besonderer Stärke, daß die Bilder, die vor ihm aufleuchten, das Werk von Geistern sind. So hat man gewiß auch versucht, solche Ekstasen durch Mittel, über die wir nicht näher unterrichtet sind, hervorzurufen. Am leichtesten werden solche Visionen sich eingestellt haben, wenn die Zauberer, abgeschieden von aller Welt, in die Abgründe ihres Wesens sich versenkt haben: in der Nähe eines Fetisches etwa, unter Bäumen, an Quellen, in dunklen, abgelegenen Höhlen. Hier, wo allen Störungen der Zutritt verwehrt ist, wo die Stille wie mit sanfter Hand das Auge schließt, daß sich der Sinn abkehrt von der Außenwelt, hier, wo der nach Offenbarung Verlangende, von keinem äußeren Reiz erregt, ganz Erwarten, ganz lauschendes Ohr ist — hier sind am besten die Vorbedingungen gegeben für die wunderbare Wandlung ihres Wesens: im Sinne jener Verzückung, von der sie erfüllt werden, wenn die Gefühle zusammenrinnen zu jenem zartbewegten Strom, der die Welt und den Menschen zu mystischer Einheit verschmilzt.

In diesem Zusammenhang sei nochmals der dionysischen Ekstase gedacht. Auch sie hat Zauberbedeutung, mag es auch Jahwe sein, der sich nach der Anschauung der Zeit im Verzückten niederläßt. Wesenseins wird dieser, erfüllt ihn die Glut der Begeisterung, mit seinem göttlichen Schutzherrn, und durchrauscht von dessen Macht, wächst ihm nicht allein Heldenstärke zu, sondern auch ein Glück, welches das Leben im Vollendungsschein auffunkeln läßt. Der Tanz und die Musik bilden hier die Zauberkräfte, die den Geist der Gottheit herabzwingen aus seiner Höhe, und sicherlich hat man nicht allein in Kriegszeiten, sondern auch bei anderen Anlässen, etwa bei religiösen Festen, sich tanzend in die von Freudenflammen verklärte Welt dionysischer Verzückung wollüstig hineingestürzt.

Am meisten empfänglich sind für derartige Verzückungen die Zauberer und Seher, und so gelten sie als auserwählte Menschen. Man bezeugt ihnen Ehrfurcht, holt bei ihnen Rat, benützt vor allem ihre Vermittlung, um Zauberwirkungen zu erzielen. Nicht allein, daß sie als die Verzückten im Geisterreich heimischer sind als die übrigen Menschen, sie sind zugleich auch die Weisen, die Kunde besitzen von all den Mitteln, mit denen man auf die Geister einwirken, die Not

des Lebens besiegen kann. Und wie zahllos sind die Bedrängnisse der Menschen, die ihren Blick hinlenken zu den geheimnisvollen Wesen, die über ihr Schicksal gebieten. Nicht kümmert sich ja Jahwe, wie schon angedeutet worden, um all die kleine oder große Not des Tages; denn er ist Schirmherr des Volkes als einer Einheit und nicht des einzelnen Menschen, und auch das vertrauensvoll auf ihn bauende Volk muß es zuweilen erleben, daß Jahwe nur schlecht seine Sache führt, daß er versagt und seine Getreuen furchtbarer Pein überläßt. In solchen Lagen gewinnt der Zauberglaube selbst Macht über die aufgeklärten Herren. In der Bedrängnis wendet man sich an einen Zauberer, auf daß er irgend einen Schutzgeist heraufbeschwöre, der sich erbarme des schwachen Menschen. Als Saul, wie in dem alten Bericht zu lesen ist, „in großer Not war", indem die Philister ihn hart bedrängten und er wähnte, „daß Gott von ihm gewichen und ihm nicht mehr geantwortet, weder durch Propheten, noch durch Träume", da wandte er sich in seiner Not an die weise Frau von Endor, die im Verkehr mit den Geistern stand. Totengeister kann sie herbeirufen, in der Vision erscheinen sie ihr, und in der Tat gelingt es ihr auf Sauls Verlangen hin, den Geist des Sehers Samuel aus den Tiefen der Erde heraufzuzaubern. Freilich wird Saul eine niederschmetternde Kunde zuteil: von Entsetzen überwältigt, stürzt er nieder, als er durch Samuel erfährt, daß Jahwe ihm Verderben schicken werde, „weil Saul des Gottes grimmigen Zorn an Amalek nicht vollstreckt hat." So enthüllt uns dieser Bericht, daß auch in den Kreisen der Aristokratie der Zauberglaube noch Anhänger hatte, wenigstens dann, wenn schwere Sorgen den Sinn umdüsterten und das Vertrauen auf die göttliche Führung wankte.

Auch das dem urzeitlichen Seelenleben entstammende Orakelwesen war stark ausgebildet und sollte dazu dienen, Fährlichkeiten aus dem Weg zu räumen, den Schritt zu beschwingen. Aus irgend welchem Anzeichen wird der den Menschen günstige oder ungünstige Wille der Geister erschlossen. Und mit der Gottesverehrung stirbt der Glaube an die Bedeutung der Vorzeichen keineswegs ab. Auch die Gottheit, so wähnt man, gibt sich in diesen zu erkennen, und so sucht man ihren Zorn oder ihre Gnade aus ihnen herauszulesen. Es enthüllt sich die Zukunft einmal im Traume oder in der Vision. Die Geister oder die Gottheit geben in diesem geheimnisvollen Zustande der Seele die erwünschte Auskunft. Unter Bäumen,

in Grotten, an Quellen, dort eben, wo man die Geister zugegen wähnt, lauscht man auf ihre Antwort, aber auch sonst können diese dem Menschen sich offenbaren. Aus dem Grollen des Donners hört man die Stimme der Gottheit heraus, wie ein Aufruf zum siegverheißenden Kampf kann das Donnerrollen auf die Krieger wirken; oder wenn der Wind durch die Bäume und Gesträuche saust, da vernimmt man ebenfalls das Wehen eines übernatürlichen Wesens. So stürmt David auf ein solches Anzeichen hin mit seinen Scharen siegesgewiß auf die Philister los, beschwingt von der Kraft göttlichen Beistandes, und bereitet ihnen eine schwere Niederlage. Auch andere Orakel sind bezeugt. Man „schüttelt die Pfeile, befragt den Teraphin, beschaut die Leber." Oder irgend ein Wort, das der Zufall dem Menschen zuweht und das in Beziehung zu irgend einer Sache steht, über die man im Unklaren ist, wird als Orakel gedeutet. Ein Staborakel überliefert das vierte Buch Mose. „Und Jahwe redete mit Mose also: rede mit den Israeliten und laß dir von ihnen je einen Stab von jedem Stamme geben, von allen ihren Fürsten, Stamm für Stamm, zusammen zwölf Stäbe. Schreibe den Namen eines jeden auf seinen Stab, den Namen Aarons aber schreibe auf den Stab Levis; denn ein Stab gehört ihrem Stammhaupte zu. Sodann lege sie im offenen Wohnungszelt nieder vor der Lade mit dem Gesetz, woselbst ich mich dir zu offenbaren pflege. Und der Stab desjenigen, den ich mir erwähle, soll ausschlagen; so will ich das Murren der Israeliten, die sich gegen euch erheben, zum Schweigen bringen, daß es mir nicht nochmals lästig falle! Als Mose dies den Israeliten verkündet hatte, übergaben ihm alle ihre Fürsten, Stamm für Stamm, jeder Fürst einen Stab, zusammen zwölf Stäbe, und der Stab Aarons war mit unter ihren Stäben. Sodann legte Mose die Stäbe vor Jahwe im Gesetzeszelte nieder. Als aber Mose am folgenden Morgen das Gesetzeszelt betrat, da hatte der Stab Aarons, der vom Stamm Levi, ausgeschlagen, hatte Sprossen und Blüten getrieben und trug nun reife Mandeln." Durch eine Wundertat also hatte der Gott den Menschen seinen Willen kundgetan, und wer es wagt, so berichtet die Erzählung, sich gegen diesen aufzulehnen, der erfährt schwere Strafe: dem Tod verfällt er.

Nicht allein die Zauberer lesen Künftiges aus solchen Anzeichen heraus, auch die übrigen Menschen können die Zeichen deuten, aber jene, die Zauberer, besitzen auf diesem Gebiet doch die größte Erfahrung. Und wo Ekstasen vonnöten sind, um den Geistern oder auch

der Gottheit nahezukommen, da sind sie es in erster Linie, die in diese schauerlichen Abgründe hinabsteigen. Und gerade als solche Ekstatiker, als die Verzückten werden sie geweiht gleichsam zu Menschen einer höheren Art, zu Wundermännern, auf die etwas von dem unheimlichen Glanz jener überirdischen Macht fällt, die man den Geistern beilegt. Von Mund zu Mund geht die Kunde von ihres Geistes Kraft: die hohen Ansprüche, die sie machen, das Unbegreifliche, das sie zu vollbringen vorgeben, weckt den Glauben an die Erhabenheit ihres Wesens, und das rasende Gebaren, das sie an den Tag legen, wenn sie von dionysischen Schauern überfallen werden, das Wüten gegen den eigenen Körper, indem sie sich Wunden beibringen, die glühenden, fiebrigen Augen, die verzückten Ausrufe und dann das Zusammensinken nach dem Sturm: alles dies macht zur Gewißheit, daß diese Seher, diese Verrückten, wie sie auch genannt werden, das Siegel einer höheren Würde an sich tragen. Die Wunder, die Mose und Aaron auf das Geheiß des Mose vermittels des Zauberstabes vollbringen, zeigen uns, welche erhabenen Kräfte der Volksglaube diesen Zauberern angedichtet hat.

Unerhörtes gelingt ihnen, zu schwach erweist sich menschliche Geisteskraft, um diese Wunder zu ergründen. Auf Befehl Jahwes wirft Mose seinen Zauberstab auf den Boden, und siehe da: der Stecken wird lebendig: zu einer Schlange verwandelt er sich. Auf weiteren Befehl ergreift Mose die Schlange am Schwanz, und siehe da, die Lebensgeister entfliehen: der Zauberer hält den Stab wieder in seiner Hand. „Und Jahwe befahl weiter: stecke einmal die Hand in deinen Busen! Er steckte seine Hand in seinen Busen, und als er sie wieder herauszog, da war seine Hand aussätzig wie Schnee. Da befahl er: stecke deine Hand nochmals in deinen Busen; er steckte seine Hand nochmals in seinen Busen, und als er sie wieder aus dem Busen zog, da war sie zurückverwandelt.“ Und welche Wundertaten gelingen erst Aaron. Mit einer übermenschlichen Machtvollkommenheit vermag er den Naturlauf zu ändern, es sind nicht gleichsam schwindelerregende Kunststücke, die er aufführt, und die nur für einen Augenblick das Auge fesseln, vielmehr wie ein mächtiger Dämon jagt er den Menschen durch seine gewaltigen Zaubereien Schrecken ein. Um den widerspenstigen Sinn des Pharao zu bezwingen, entfesselt er durch die Kraft des Zaubers die Tücke der Natur. Mit seinem Stab berührt er den Nil, und der eben noch machtvoll dahinrauschende Strom verwandelt sich plötzlich in einen stinkenden Sumpf: das Wasser

wird zu Blut, elend gehen die Fische zugrunde. Ja, alle Gewässer Ägyptens, wie eine anders gefärbte Stelle der Sage lautet, füllen sich mit Blut an. Und nun folgt Wunder auf Wunder. Trotzig wie der Pharao auf seinem Willen beharrt, indem er sich durch nichts bestimmen läßt, die gefangenen Israeliten freizugeben, überschüttet ihn der Zauberer förmlich mit Plagen: ganze Heere von Frösche lockt er aus dem Nichts, so daß die Ströme und Teiche wimmeln von eklem Getier, und selbst in die Paläste und Häuser dringen sie ein. Und nun schwirrt millionenfältiges Leben aus dem Staube auf. Stechmücken suchen das Land heim, quälen Menschen und Tiere. Aber noch nicht genug der Wunder — und Schreckenstaten des erhabenen Zauberers. Ofenruß schleudert er himmelwärts, und als feiner Staub fällt er in ganz Ägypten herab, wie ein Giftstoff sich auf die Menschen legend: mit Beulen wird ihr ganzer Körper übersät. Auf den Wink des Zauberers gerät das Firmament in Aufruhr, Donnergebrüll jagt den Menschen Angst ein, Blitze zucken über ihnen, daß es scheint, als wolle die Welt in Feuer aufgehen; ein Hagel prasselt herab, der alles, was er trifft, Menschen, Tiere und Pflanzen vernichtet.

Doch genug nun der Aufzählung. Vollauf ist bewiesen, zu welchen ausschweifenden Vorstellungen der Zauberglaube führt. Die ganze überschwengliche Vertrauensseligkeit des urwüchsigen Menschen, sein Vertrauen auf die unbegrenzte Macht des Zauberers, dem Himmel und Erde untertan, kommt deutlich zum Vorschein, und mag es sich auch um Sagen handeln, denen eine wundersüchtige Zeit immer neue Unbegreiflichkeiten hinzugefügt — daß sie erzählt worden, zeigt eben, wie sehr noch der Glaube an die unbegrenzte Wirksamkeit des Zaubers die Gemüter beherrschte.

Gewiß, mit der Verdrängung des Dämonenglaubens durch die Götter büßte auch der Zauber immer mehr ein von seiner ursprünglichen Geltung. Aber nur langsam werden die unteren Schichten von dem neuen Zeitgeist erfaßt, am spätesten werden sie ja immer getroffen von den Strahlen einer neuen Kultur, und so sehen wir denn, wie auch im Heldenzeitalter Altes und Neues seltsam miteinander verschlungen ist, wie neben Jahwe und den übrigen Göttern noch die Dämonen ihr Wesen treiben, wie der Zauberglaube nicht allein neben der Götterverehrung einhergeht, sondern diese auch überfärbt. Werden doch die Wunder, die Aaron und Mose vollbringen, von Jahwe befohlen.

Solcher Zauberglaube darf in seelischer Hinsicht nicht gering angeschlagen werden. Er ist eines der Mittel, deren sich der Mensch bedient, um sich aus dem Dickicht des Lebens herauszuwinden, seinem unsicheren Schritt Festigkeit zu verleihen, die Not des Daseins von sich abzuwälzen. Und mag uns auch die Zauberhandlung phantastisch anmuten: auch sie gehört zu den lebenfördernden Mächten: ein Ausdruck ist sie einmal des Machtwillens, und wenn der Mensch fest von der Wirkungskraft des Zaubers überzeugt ist, so wird ihm dadurch die Bürde des Lebens erleichtert: Erlösungsgefühle, neue beschwingende Kräfte stellen sich ein, wenn der von der Not Bedrängte seine Zuflucht zur Zauberhandlung nimmt.

Weltfrömmigkeit

Wenn die Israeliten schon in der Wüste unter dem Einfluß babylonischer Kultur standen, so wurde dieser mit der Besitzergreifung von Kanaan noch bedeutend verstärkt. War doch das neue Land in kultureller Hinsicht nichts als eine Provinz des großen Reiches im Osten: durchflutet war es von Strömen babylonischer Bildung. Wollen wir nun klarlegen, auf welche Weise es den Israeliten gelang, das Erbe babylonischer Kultur an sich zu ziehen, so müssen wir der kanaanäischen Religion unser Augenmerk zuwenden. Denn fern davon, den Göttern des neuen Landes mit Feindseligkeiten zu begegnen, wurden vielmehr die Stämme der Israeliten durch deren Herrschaft angelockt, waren doch sie es, die alle die guten Gaben spendeten, an denen man sich erfreuen konnte. Und war auch das Verhältnis zu der kanaanäischen Bevölkerung gespannt, so daß es zu heftigen Kämpfen kam: die Wohltaten, die die neuen Götter ausgossen, wurden auch den Einwanderern zuteil, so daß man bald verehrend zu diesen hinaufblickte. Denn man beachte wohl: Jahwe, den die Stämme aus der Wüste mitgebracht, war doch vor allem der Gott des Krieges, der Herr der Heerscharen. Breitete sich aber in Kanaan um die Eingewanderten nicht ein ganz neues Leben, und nun, wo die Lebensweise sich geändert, konnte denn da Jahwe ohneweiteres als Spender all der Annehmlichkeiten gelten, die durch die Seßhaftigkeit gewonnen wurden? Seit Jahrhunderten schwebte Jahwe in der Gestalt eines Wüstengottes über seinen Getreuen, eingedrückt war sein Bild in die Seele mit unverlöschlichen Zügen: einer plötzlichen Umwälzung des Fühlens und Denkens wäre es gleichgekommen, hätte man, nachdem man sich in Kanaan eingelebt,

den neuen Segen von ihm hergeleitet. Begreiflich ist es so, daß Jahwe viel von seiner Majestät einbüßen mußte, und zwar besonders dann, wenn unbehelligt die Eingewanderten ihren Arbeiten nachgehen konnten. Geborgen wähnten sie sich unter dem Schutz der Götter des Landes, die auch ihnen, den Fremden, ihr Wohlwollen nicht versagten, und wenn einmal Mangel sich einstellte, die Götter geizten mit ihren Gaben, wenn etwa die Pflanzen des Feldes vom Brand der glühenden Sonne verwüstet wurden: an wen anders hätten sich da die Hilflosen wenden sollen als an sie, die doch allein Rettung bringen konnten?

Welcher Art aber waren die Götter, die Baale, die die Herrschaft über Kanaan innehatten? Der Landwirtschaft und Viehzucht vor allem widmeten sich die Kanaanäer, und auch dem Handel waren sie schon ergeben: Schirmherren sind so ihre Götter dieser wirtschaftlichen Bezirke. Sie senden den Regen herab, daß er die Weiden befruchte, die dem Ackerboden anvertrauten Samenkörner zum wachsen bringe. Sie überwachen das Vieh, daß es gedeihe, nicht nur die Ziege und das Schaf erfahren ihre Fürsorge, sondern auch der Stier, das Rind, dieser wertvolle Genosse des Bauern, dem es zufällt, den Pflug zu ziehen. Indem aber, von den Quellen landwirtschaftlicher Arbeit genährt, in den Städten ein neues Leben sich entfaltete, so reichte noch weiter der Machtbezirk dieser Götter: Handel und Wandel gedeiht unter dem Schirm ihrer Hoheit; alle die unzähligen Segnungen des Friedens werden ihnen zugeschrieben; die kostbaren Güter, die der Handel vom Ausland herbeischafft, gelten als Beweise ihrer Huld; die Annehmlichkeiten, die ein glückliches Jahr beschert, sind Zeichen ihrer Gnade. Ihrem Willen ist es zu danken, wenn die Herren, die Reichen, in weiträumigen Häusern wohnen können, wo Wohlleben herrscht und prunkende Gegenstände Glanz um sich breiten. In den ehernen, mit Rossen bespannten Kriegswagen kommt ihre kriegerische Stärke zum Vorschein, die Überlegenheit ihrer Schützlinge im Kampfe mit niedriger stehenden Völkern, den tückischen Nomaden vor allem, die, so furchtbar auch ihr Anprall sein kann, doch außerstande sind, sich im Kampfe zu behaupten. Doch alle die Wohltaten aufzählen, die die Kanaanäer als Abzeichen der Huld ihrer Götter betrachten konnten, hieße fast ein Gemälde ihrer Kultur entwerfen. Genug, wenn wir begriffen haben, daß diese Götter Schirmherren sind einer Lebensgemeinschaft, die auf dem Boden der Landwirtschaft emporgewachsen war. Und als Götter der Fruchtbarkeit

vor allem sind die Baale auch von den Israeliten empfunden worden: alles, was der Boden Kanaans spendet, gilt ihnen zuerst als Baalsgabe, das Getreide, die Früchte der Bäume, das Öl, der Wein vor allem auch. Da das Gedeihen dieser Güter abhängig ist neben der menschlichen Arbeit von den Gewalten des Himmels, so werden diese Götter zu Herren des Himmels, und die ganze überwältigende Erhabenheit der Himmelserscheinungen ist ausgebreitet über ihre Gestalt. Sie sind es, die im Sturmgebraus über die Felder und Triften hinziehen, die die Wolken lenken und durcheinanderschütteln, daß sie als Regen zur dürstenden Erde herabfallen; sie schleudern die feurigen, goldenen Speere der Blitze, daß das Himmelsgewölbe erdröhnt, und mögen auch die Menschen zusammenfahren, wenn sie die fürchterliche Stimme der Götter vernehmen: sie wissen, daß sie ihnen Heil verkündet: verschmachten müßten sie ja ohne Regen, der den vom Aufruhr durchtobten Wolken entfällt. Und aus der Sonne strömt die Güte dieser Götter als befruchtende Wärme herab, ohne die es kein Leben gibt, und wenn sie im Frühling immer höher ihr strahlendes Haupt hebt, dann wogt die göttliche Gnade in den Fluten des Lichtes herrlich herab zu den Menschen. So denkt man sich die Baale verkörpert in der Sonne.

Von strahlendem Licht umkleidet, wie man sich die Baale vorstellt, halten sie sich nicht mehr wie die Dämonen an unheimlichen Orten auf, die der Mensch nur mit Bangen zu betreten wagt, oder die man gar flieht: vielmehr haben sie ihre Wohnung in den blauen, unendlichen Himmelsräumen, von wo aus sie als gewaltige Helden die Geschicke der Menschen bestimmen. Aus einer alten Erzählung, die sich freilich auf Jahwe bezieht, erfahren wir, daß man sich den Gott hoch oben im Himmelsgewölbe thronend dachte, wohl in einem mächtigen Palast, von dem aus die göttlichen Boten, die Engel, auf einer Leiter herabsteigen zur Erde. In ähnlicher Weise wird man sich auch die Wohnung der Baale vorgestellt haben, und es ist so gut wie sicher, daß erst mit dem Umsichgreifen der Baalsverehrung in den Kreisen der aus der Wüste gekommenen Stämme Jahwes, des Stammes- und Volksgottes Wohnsitz auch in die himmlischen Gefilde verlegt wurde, während er vorher auf dem den Blicken entzogenen Sinai weilte, von wo er in Zeiten nationaler Erregung aufbrach, um seinen Mannen zu Hilfe zu eilen.

Deutlich kommt der Charakter der Baale als Spender der Fruchtbarkeit, als Schützer der Feldmark zum Vorschein dadurch, daß ihnen im Bilde des Stieres göttliche Verehrung dargebracht wird. Wie nötig

ist doch die Mitwirkung des Stieres, des Ochsen bei der Feldarbeit! Als das an den Pflug gespannte Tier hat er wesentlichen Anteil an der Gewinnung der Feldfrüchte, die mühsamste Arbeit wäre dem Menschen aufgebürdet, müßte er den Pflug selbst ziehen. Die Kuh aber erfährt hohe Wertschätzung als Spenderin der Milch, und mit Stolz wird Kanaan ein Land genannt, in dem neben Honig Milch fließt. Bei einer ganzen Reihe von Völkern, nicht allein bei den Kanaanäern, gelten diese Tiere als Erscheinungsformen von Gottheiten, so bei den Babyloniern, den Persern, den Ägyptern. Goldene Kälber wurden, wie das Alte Testament bezeugt, angefertigt und angebetet, und jubelnd führte man bei Festen einen Stier umher, prächtig mit Blumen geschmückt.

Wir haben bisher immer von Baalen gesprochen und damit angedeutet, daß über die Ackergebiete Kanaans nicht ein einziger Gott schützend waltete. Eine ganze Fülle vielmehr solcher Götter ward verehrt, jedes in sich abgeschlossene Herrschaftsgebiet stand unter der Obhut eines Baals, und benannt wurde dieser nach der Örtlichkeit, über die er gebot und in deren Umkreis sein Heiligtum stand. Nach den Aussagen der Propheten zu schließen, muß Kanaan mit solchen Heiligtümern übersät gewesen sein. Unter alten, hochragenden, auf Bergen thronenden Bäumen standen die Altäre, an Quellen und Brunnen: dort also, wo eine vergangene Zeit wähnte, das geheimnisvolle Walten von Geistern zu vernehmen.

Unausbleiblich war es, daß diese Götter der einzelnen Bezirke mit steigendem Verkehr, der die einzelnen Gebiete Kanaans einander näherbrachte, immer mehr ihre Besonderheit verloren, so daß sich, auch wenn der Kult noch weiter an unzähligen Stellen blühte, doch der Eindruck ihrer tiefen Wesensverwandtschaft aufdrängte. Jeremia beispielsweise spricht von dem „Baal", dem man auf grünen Hügeln und bei grünen Bäumen huldigt, wodurch bewiesen wird, wie die Fülle der einzelnen Gottheiten zusammengedrängt ward zu einer einzigen Gestalt. Auch sonst sind Anzeichen dafür vorhanden, daß aus der Menge der Götter ein höchstes Wesen herausragte, ein Götterkönig, dessen Herrschaft das ganze Land umspannte. So soll Melech, wie die Gelehrten versichern, soviel wie König bedeuten, jener Melech, dem man die Opferstätte des Topheth im Tal Ben Hinnom, wie bei Jeremia zu lesen, errichtet, und der auch von anderen Völkern, so von den Phöniziern und den Ammonitern, angebetet wurde.

Wie bei allen Naturvölkern, die von jugendlichen, frischen Kräften belebt sind, so bilden auch bei den Kanaanäern die religiösen Feste Glanzzeiten des Daseins: heller, überströmender Jubel vergoldet sie, in überbrausendem Glück erleben die Menschen die Wonnen des Daseins. Und zwar sind diese Feste aufs engste verbunden mit der landwirtschaftlichen Arbeit. Freilich scheint nicht mehr wie bei den Naturvölkern auch die Aussaat festliches Gepräge besessen zu haben; im Hochsommer, im Spätjahr, zur Zeit der Ernte wohl allein strömt man zusammen, um sich in die Wogen rauschender Festesfreude zu stürzen. Bei diesen Erntefesten löst überwallende Dankbarkeit den Jubel aus; als Beschenkte wähnen sich die Menschen, zu keiner Zeit empfinden sie die Gnade und Güte ihrer Götter so stark als dann, wenn sie die Früchte einheimsen können, die die Gewalten des Himmels hervorgelockt haben. Die Getreideernte einmal ist überglänzt von solcher aus dankbarem Sinn hervordringenden Festesfreude, dann auch die Obst- und Weinlese. Hoch schlagen da die Herzen der zum Opfermahl Versammelten, zu wüsten Gelagen können diese Feiern ausarten, unmäßiger Weingenuß, wilde Tänze führen zu dionysischer Raserei, geschlechtlichen Lüsten überläßt man sich, erschauernd im Gefühl der Gottesnähe: leitet man doch von den Baalen die Fruchtbarkeit nicht allein des Feldes ab, sondern auch die der Menschen und Tiere. Man höre die Worte des Jeremia, den dieses Treiben mit tiefem Abscheu erfüllte:

„Wie kannst du sagen, ich bin rein geblieben,
Die du dem Baal gedient, sieh doch im Tale
Die Spuren deiner Sünde! Merke doch,
Was du getan! Der brünstigen Kamelin,
Die hin- und herrennt, glichst du, glichst den Kühen,
Die gierig schnaufen in der Brunst."

Wir dürfen in diesem rasenden, überschäumenden Gebaren noch einen Überrest erblicken aus einer vor den Pforten des Heldenzeitalters liegenden Epoche. Gewiß, die Tänze, die bei solchen Erntefesten die Menschen in ihren sinnbetörenden Wirbel hineinziehen, haben eine andere Bedeutung als bei den Naturvölkern. Nicht auf Dämonen sucht man, an ihre Zauberkraft glaubend, einzuwirken, sie dienen vor allem der Erhöhung der Lebensfreude: im Rhythmus körperlicher Bewegungen gießt man seine übersprudelnde Kraft aus. Aber wenn diese vom Feuer des Weines aufgeschürten Tänze den Menschen aufflammen lassen in ekstatischen Wonnen, dann wird der also Verwandelte von einem reli-

giösen Schauer durchrieselt, wie ihn auch der Naturmensch erlebt, wenn er tanzend in die Lustgefilde der Verzückung einbricht: es strömt sein Wesen über in die Natur, mit den Fluten seines überbrausenden Gefühles stürzt er sich in die schauerliche Lichtfülle eines lebenverklärenden Glückes. Wie anders soll er diesen ihn durchglühenden Taumel erklären, als daß er eingegangen ist in die Gottheit, sich ihr einverleibt hat im Gefolge eines Wunders, das ihn mit berauschender Gewalt erfaßt?

Nach diesen Darlegungen sind wir vorbereitet, um die Umwandlung zu begreifen, die Jahwe auf dem Boden kanaanäischer Kultur erfuhr. Als Kriegsgott ist er aus der schaurigen Öde der Wüste eingezogen in das reiche Land. Solange aber die Kanaanäer die Eingewanderten nicht bedrängten, war gleichsam seine zorn- und rachesprühende Gestalt verblaßt, bis sie sich dann wieder zu gewaltiger, furchtbarer Größe erhob, als es galt, die Ureinwohner und die Philister zu demütigen. Aber war denn dieser Gott, dieser racheschnaubende Kriegsheld, noch der Jahwe der Wüste, war namentlich jener Jahwe, der Reichsgott geworden war unter Salomo, nicht ein ganz anderer als der grimmige Kämpfer, der ehedem mit seinen wilden Scharen in die Fruchtgefilde friedliebender Menschen eingebrochen, raubend, was nicht fest war, verwüstend die Arbeit mühevoller Jahre? Gewiß, wenn Kriege entbrannten, dann schien es, als ob Jahwe wieder wie damals, als er sein Volk in der Wüste bewahrte vor der Wut seiner Feinde, der schreckliche Held allein wäre, dessen Losung Zerschmetterung ist. In solchen Zeiten nationaler Erhebung, wo alle Fasern des Volkskörpers aufs äußerste angespannt waren, auf daß ein entscheidender Schlag die Bahn der Entwicklung frei mache, da war Jahwe der Führer blutgieriger Krieger, da stürzte er sich wie ein mörderischer Dämon auf die Feinde. Aber der Preis, um den man kämpfte, war ein anderer als der, der dem Wüstenvolk voranleuchtete. Denn kanaanäische Kultur haben die Judäer und ihre Nachbarn eingesogen, den Acker bestellen sie nun selbst, Wein und Obst bauen sie an. Und wenn Jahwe früher gerade das Kulturland für seine Helden für räuberische Einfälle auserwählte, jetzt galt der Kampf nicht in erster Linie der Ausplünderung des feindlichen Gebietes, nein, die Freiheit, ihre Unabhängigkeit wollten sich die Jahweverehrer erringen, damit sie, von keinen Gegnern bedrängt, womöglich als die unumschränkten Herren Kanaans in friedlicher Arbeit all die Schätze sich aneignen konnten, die der fruchtbare

Ackerboden darbot, der Handel aus weiter Ferne herbeiführte. Dort in der Wüste stürmt Jahwe wie ein Räuber aus dem Hinterhalt hinein in die Kulturgebiete als der göttliche Heerführer armseliger Beduinenbanden; hier in Kanaan aber zieht er in den Kampf, um Haus und Hof, Felder und Obstgärten zu schirmen.

So sehr nun in den Kämpfen gegen die Kanaanäer Jahwe und Baal als Feinde aufeinanderstießen, in Wirklichkeit waren sie sich im tiefsten verwandt. Wohnten denn die Getreuen Jahwes nicht in demselben Land wie die Verehrer Baals, und waren denn die beiden Gottheiten nicht Schirmherren der gleichen Kulturgüter: eben des dem Anbau dienenden Bodens, der Herden, der Dörfer? Ein Bruderkampf war gleichsam ausgebrochen, um das gleiche Erbe wurde gestritten, um die Frage handelte es sich, wer Herr im Lande sein sollte. Aus diesem Kampfe aber ging Jahwe als Sieger glorreich hervor: Schutzherr Kanaans mit all seinen Reichtümern ward er, und als solcher Schutzherr, als der göttliche König warf er nieder die Bedränger seines Volkes, die Kanaanäer, die Wüstenstämme und die Philister.

Wir dürfen annehmen, daß schon in der ersten Zeit nach der Ansiedlung bei den Stämmen der Baalskult Eingang gefunden hat. Sind uns doch Namen überliefert, die man sich zur Ehre des kanaanäischen Gottes beigelegt, und selbst in einer Zeit, wo die Kämpfe gegen die Kanaanäer entbrannt, waren sie noch gebräuchlich: Gideon trägt den Namen Jerubaal, ein Sohn Sauls den Namen Ischbaal. In der Tat: konnte man denn anfänglich Jahwe um das Gedeihen der Felder bitten und ihm danken, wenn eine reiche Ernte die Menschen beglückt, wo er bisher doch zugegeben, daß seine Getreuen verwüstend in die landwirtschaftlichen Gefilde einbrachen? Und wenn das Beispiel der Kanaanäer, an bestimmten Orten, auf ragenden Berggipfeln, an geheimnisvollen Quellen ihren Göttern, den Baalen, zu opfern, zur Nachahmung anspornte, was hatte denn Jahwe mit diesen heiligen Stätten zu tun, er, der doch, weitab von den menschlichen Siedlungen, auf dem Sinai thront, um inmitten grollender Wolken herbeizurauschen, seinem Volke, wenn der Ruf zum Kampf erschallt, Hilfe zu bringen?

Die Kämpfe jedoch, die die Eingewanderten gegen die Wüstenvölker, die Kanaanäer und Philister, zu führen hatten, weckten, wie wir wissen, immer wieder machtvoll die Erinnerung an Jahwe, den Gott der Heerscharen: in der Kriegsnot glühte gleichsam wieder das fast verblaßte Bild seiner ursprünglichen Gestalt herrlich auf. Nun

war er wieder willkommen als der flehentlich ersehnte Retter, und leuchtend zog er vor seinem Volke einher. Ohne diese Kämpfe wäre Jahwe vielleicht spurlos versunken, verweht wäre er wie die Wolke im blauen Sommerhimmel: Baal hätte den Sieg davongetragen.

Aber nachdem die Kämpfe vorüber waren und Jahwe, wie so oft schon, seinem Volk die rettende Hand gereicht; nachdem die Wüstenstämme gedemütigt, Kanaanäer und Israeliten sich einträchtig zusammengefunden, das Reich, unter Salomo besonders, von der Glorie des Friedens bestrahlt war — war denn dann nicht wieder der Zeitpunkt gekommen, wo man Jahwe entbehren konnte, Jahwe, den Kriegsfürsten, den Vernichter der Feinde seines Volkes? Gewiß, Jahwe legte nun die Rüstung des Kriegshelden ab, aber mitnichten seine Hoheit. Zum Gott Kanaans ward er, er trat an die Stelle der Baale und wurde nach Art der kanaanäischen Götter verehrt. Keine scharfe Unterscheidungslinie trennte ihn mehr von den Baalen, als Reichsgott überragte er diese gewiß, aber so duldsam war er geworden, daß deren Verehrung keineswegs als eine Befleckung seiner Majestät galt. So verlor denn Jahwe, so lange Friede im Lande waltete, immer mehr die grausigen Züge des Kriegsgottes, zum Schutzherrn eines Bauerngebietes wandelte er sich, und indem sich der Jahwekult dem Kult der Baale annäherte, strömte von den Höhen des himmlischen Herrn ein verklärender Schein über das auf dem neuen Boden erblühte Leben. Das bekunden deutlich die Feste, die die Israeliten nach dem Vorbilde der Kanaanäer feierten, um Jahwe für die Wohltaten, die er gespendet, dankerfüllten Herzens zu huldigen.

Neben dem wohl aus der Wüstenzeit stammenden Sabbat und dem Passahfest waren es vor allem die Fruchtbarkeitsfeiern, die Glanzzeiten des Daseins bildeten. Mit Festesjubel ward die Ernte eingeleitet, Festesjubel begleitete ihren Fortgang, und am Schluß der Ernte, wenn die Früchte von den Bäumen, die Trauben vom Weinstock abgenommen wurden, klang die Freude, namentlich wenn der Segen reichlich geflossen, noch einmal in einem rauschenden Akkord auf. Beim Herbstfest, beim Laubhüttenfest wurde große Pracht und Feierlichkeit entfaltet und der Gottheit durch Opfer und andere Veranstaltungen besonders reiche Ehren erwiesen. Überwallend brach bei diesen Festen die Lebensfreude hervor. In Schmausereien und Trinkgelagen vergnügte man sich. In der Form von Tänzen und Umzügen, deren Feierlichkeit durch Gesänge gehoben worden sein wird, wirkte auch die Kunst ihre Zauber

in das frohe Treiben hinein, und indem man aus weitem Umkreis zusammenströmte, um Jahwe, den mächtigen Schirmherrn des Volkes und damit sich selbst zu verherrlichen, so wurden die Versammelten von beflügelten religiösen Hochgefühlen durchwallt: niederfielen in solchen Festeszeiten die Schranken, die das Leben sonst aufgerichtet, ein einziger begeisternder Klang durchwogte die Massen und vereinigte sie zu einem mächtigen Bund.

Auch der unteren Schichten, der Armen, wurde bei solchen Feierlichkeiten mit freundlichem Sinn gedacht. Noch war ja das soziale Leben nicht so zerklüftet, daß Arm und Reich wie später sich feindselig gegenüberstanden: einträchtig konnten sie sich so vor dem Angesicht der Gottheit zusammenfinden, und so teilten die Besitzenden willig an die Bedürftigen Gaben aus, die sie in reicher Fülle mitgebracht. Es bildeten mithin diese alljährlich wiederkehrenden Veranstaltungen Siegesfeiern gleichsam einer Lebensgemeinschaft, die ihrem Gott Dank und Jubel entgegensandte, wie sie überwallendes irdisches Glück entbindet.

Festen Trittes wandelten diese Menschen der Heldenzeit dahin, den Genuß wirkender Kraft als des Lebens höchste Gabe empfindend, und wenn auch sie gewiß die schauerliche Gewalt, mit der das Schicksal in die Kreise des Glückes hereinbricht, tief zu empfinden bekamen: der Lebensdrang wallte immer wieder in ungebrochener Stärke hervor. Und indem ein solcher Sieg errungen, eine solche freudige Bejahung des gewiß auch von Verhängnissen durchzogenen Lebens gewonnen war, so empfing das Dasein von der Religion aus eine strahlende Weihe. Jahwe galt als der Schöpfer des Glückes: der Wohlfahrt und Größe des Reiches, des Erntesegens, all der Annehmlichkeiten, die Handel und Wandel schufen, der Freuden, die das Leben vergoldeten, und wenn auch einmal ein Unwetter zerstörend über die Häupter der Menschen zog, erbarmungslos seine Opfer heischend, so geriet dadurch keineswegs das Vertrauen zum Leben, das der Güter Höchstes war, ins Wanken. In jugendlicher Kraft nahm man das immer wieder sich einstellende Mißgeschick, ohne verwirrt zu werden, hin, von dem beschwingenden Glauben bewegt, daß die Zukunft wieder Brücken über die Abgründe bauen werde. Grauen hat man gewiß empfunden, wenn ein blühender Mensch plötzlich vom Leben hinweggerafft wurde, wenn Unwetter, Dürren, Seuchen schweres Unheil schufen, aber mitnichten führten solche einzelnen Fälle zu einer Anklage gegen das Leben. Als herrliche Gottesgabe wurde ein langes Leben gepriesen, versöhnt, vom milden

Schein der Verklärung umflossen, ging der Greis in Frieden zu seinen Vätern ein, alt und lebenssatt, wie es heißt.

Indem ein so empfundenes Leben aufgefaßt wurde als eine Spende der Gottheit, so gewann der Kultus ein farbiges, festliches Gepräge. Es klang in ihn etwas von dem Jubel hinein, der weltlichen Fürsten entgegenschallt, wenn sie von ihrem Volke begrüßt werden: ein reiner, lichtsprühender Himmel wölbte sich gleichsam über die Feiernden, die vor der Gottheit mit freudeverklärtem Antlitz erschienen, und selbst wenn sie eine Bitte vorbrachten, traten sie vor die Gottheit mit hellen, offenen Augen, aus denen festes Vertrauen herausleuchtete. Von der Gemeinschaft, nicht von dem Einzelnen wurde das Opfer der Gottheit übermittelt, und so ist die Stimmung, die sowohl die Opferhandlung bedingte, als auch von ihr ausgelöst wurde, jene beflügelnde Vertrauensseligkeit, die den Menschen durchdringt als Glied eines kraftvollen sozialen Ganzen, das wie ein starker Baum, unbekümmert um die Wettergewalten, die in seine Krone fahren, immer mehr in die Tiefe und Höhe wächst.

Aus solchem Kraftgefühl heraus wurde Jahwe durch Opfer verherrlicht. Es ist überliefert, daß man sich zuweilen scheute, vor Jahwe zu treten: dann nämlich, wenn Unheil im Lande wütete. Erst nachdem eine furchtbare Pest vorüber war, erschien David opfernd vor dem Throne Jahwes, nun wiederum von Freude und Dankbarkeit bewegt.

Überhaupt, wo immer freudige Stimmungen die Menschen belebten, da gedachte man der Gottheit: bei all den regelmäßig wiederkehrenden Ereignissen, meinen wir, die wie Sonnenstellen sich aus der Bahn des Lebens herausheben. Die landwirtschaftlichen Feste, von denen schon die Rede war, gewiß auch das wohl in der Wüste schon bekannt gewesene Fest der Schafschur, empfingen ihre höchste Weihe durch Opferhandlungen, und zwar wurden die Opfergaben, nachdem Jahwe mit der ihm zukommenden Spende bedacht war — mit dem Blut der Tiere, das man nach uralter Sitte laufen ließ, oder mit dem der Altar besprengt wurde; mit dem Fett, das verbrannt wurde und im Rauch aufstieg zu den himmlischen Höhen — die Opfergaben, sagen wir, wurden von den Feiernden, die aus weitem Umkreis herbeigeeilt, verzehrt, und Jubel klang bei diesen Opfermahlen durch die Seelen: Opferfeste waren es, von lebensdurstigen Menschen veranstaltet, die im Angesicht ihres Gottes in eine Flut oft unbändiger Freuden sich hin-

einstürzten, die sie mit dem guten Gewissen einer Lebenslust auskosteten, die noch von keinem Schatten weltflüchtiger Regungen getrübt war.

Wenn der Zauber das phantastische Mittel darstellt, mit dem der von Schwächegefühlen gebeugte Mensch die Dämonen sich dienstbar zu machen sucht, so trat hier die Sehnsucht nach Erlangung irgend welcher Güter meist zurück. Frohgemut, von Fülle umwogt, vom Glück bestrahlt, erschienen die Menschen vor der Gottheit. In erster Linie hatten die Opfer die Bedeutung von Geschenken, die aus überfließendem Herzen dargeboten wurden: aus Dankbarkeit für die Wohltaten, die die Gottheit so reichlich gespendet. Doch konnte auch das Verlangen hineinspielen, durch reichlich fließende Gaben sich die Huld der Gottheit für kommende Zeiten zu sichern. So häuften die Reichen Opfer auf Opfer, um im besonderen Maße den Sinn Jahwes auf sich zu lenken: tausend Brandopfer soll Salomo auf der Opferhöhe von Gibeon dargebracht haben, ja, er soll, was freilich schwer zu glauben, für Opferzwecke zweiundzwanzigtausend Rinder und einhundertzwanzigtausend Schafe geschlachtet haben, als der Tempel zu Jerusalem eingeweiht wurde.

Weltpreisende Kunst

Zu den Mächten, die das immerdar vom Unheil bedrohte, so oft vom Elend überflutete Dasein in den Strahlenschimmer der Harmonie tauchen und so den Menschen zeitweilig aus dem Abgrunde der Not herausheben, gehört die Kunst. Machtvoll trägt sie dazu bei, das Leben zu heiligen, und selbst, wo die Frömmigkeit hinführt zu seligen Gestaden in einem weltentrückten Jenseits, versteht es der nach Glück lechzende Mensch, den Strom der Schönheit und Erhabenheit, den die aus dem Leben schöpfende Kunst entbindet, in die sehnsüchtig erschauten Auen der ewigen Glückseligkeit zu lenken. In unserem Zeitalter taucht, wie noch zu zeigen sein wird, der Jenseitsgedanke erst dämmernd auf, und zwar erst, als der Frühling überschäumenden Jugendmutes der Stämme vorüber war und furchtbare Wirrung um sich griff. In den bis zu Salomo reichenden Zeiten genoß man den Trank des Lebens mit vollen Zügen, und in den Jubel beglückter Menschen, die es verstanden, das Leben trotz der furchtbaren Nöte, die es zuweilen bedeckten, zu segnen, klang eben auch hinein die Kunst, die Dichtung vor allem, die bei dem vorherrschenden Geist der Zeit das Lebensgefühl des Rittertums, der Helden, zum Ausdruck brachte.

Gewiß ist auch die Dichtung der Urzeit in der Heldenzeit vertreten, zumal ja die Massen des Volkes noch dem Dämonenglauben ergeben waren, und selbst die Helden, wenn die Angst sie peinigte, die Hilfe der Geister in Anspruch nahmen. Allerhand Zaubersprüche, Fluch- und Segenssprüche, auch Märchen urzeitlicher Art sind uns überliefert.

Wenn in der Urzeit die Kunst ihre Weihe empfängt nicht so sehr durch das Glücksgefühl, das der Mensch durch das Werk des Gestaltens sich selbst erobert, wenn sie vielmehr in erster Linie zum Mittel wird, durch Zauberwirkung die Dämonen günstig zu stimmen, so sprengt nun das Heldenzeitalter den Reif, der die Seele einengt und sie wie einen Bann belastet. Freier wird nun ihr Flügelschlag, aufrauschen ihre Kräfte, von Siegesgefühlen belebt, daß ein befreiender Atem durch die künstlerischen Schöpfungen weht: nicht mehr Hilfsmittel sind sie, um äußere Zwecke im Sinne der primitiven Kultur zu erreichen, etwa Erfolg bei irgend welchen Unternehmungen, nein, übervoller Lebensdrang erzeugt sie, aus strömenden Fluten des Innern steigen sie empor, geschwellt vom frischen Blute kraftstrotzender Menschen.

Das soziale Leben, die politischen Kämpfe, die Kriege entbinden beim Adel beglückende Herrschaftsgefühle, und im himmlischen Palast walten wie mächtige Könige die Götter, die ihre Völker immer wieder zu Ruhm und Ehre führen, mögen sie auch einmal grollen. Gewaltige Lebensfülle durchwallt die Menschen, zur Erde fühlen sie sich hingezogen, die ihnen ein Glück bereitet, das trotz gewaltiger Schicksalswechsel letzten Endes standhält, immer wieder, auch wenn es einmal getrübt wird, neu errungen wird zufolge einer aufsteigenden Entwicklung, welche anlockt zu neuem Wirken. Ein fortreißender Zug, ein frohlockender Schwung geht durch die Heldenzeit, eine jauchzende Lebenslust durchrauscht die Menschen, die in Kämpfen ihre Kräfte entfesseln, in Kampfspielen und Festen sich hohe Stunden bereiten, in der Ausübung der Herrschgewalt im Frieden und Krieg auf einer Höhe stehen, daß sie ihre Scheitel in segnenden Sonnenglanz tauchen. Nicht mehr so allmächtig wie in der Urzeit wirken sich die Triebe aus, ein starker Wille ist erwacht, eine früher unbekannte Besonnenheit; die Leidenschaften zwar sind noch wild genug, daß sie zuweilen zu Fallstricken werden können, aber doch wüten und rasen sie nicht mehr so fesselos wie ehedem: der Wille fällt den feurigen Rossen in die Zügel.

In Ansehung dieser seelischen Besonderheiten entwickelt sich die Kunst zu einem prächtigen Flor: Kündigerin wird sie eines Innen-

lebens, das, zum Unterschied von dem der Urzeit, nun ungehemmt sich ergießt, von Dämmen nicht mehr aufgestaut. Ganz anders als in der Urzeit steht jetzt der Schöpfer seinem Werk gegenüber. Nun, wo letzterem keine Zauberbedeutung mehr zukommt, liegt auf ihm nicht mehr das ängstigende Dunkel des Schauervollen, und freier wird so die gestaltende Hand, kein Bangen beschwert und fesselt sie mehr. So verleiht sie dem Stoff den Adel einer neuen Form, neue Ausdrucksmittel, die freilich erst zu schaffen waren, geben nun die Möglichkeit, Erlebnisse zu künden, die in der Urzeit in noch unerforschten Abgründen verharren.

Bei Jean Paul lesen wir einmal: „Wenn der Genius uns über die Schlachtfelder des Lebens führt, so sehen wir so frei hinüber, als wenn der Ruhm oder die Vaterlandsliebe vorausginge mit den zurückflatternden Fahnen, und neben ihm gewinnt die Dürftigkeit wie vor einem Paar Liebenden eine arkadische Gestalt. Überall macht er das Leben frei und den Tod schön; auf seiner Kugel sehen wir wie auf dem Meer die tragenden Segel früher als das schwere Schiff. Auf diese Weise versöhnet, ja vermählt er — wie die Liebe und die Jugend — das unbehilfliche Leben mit ätherischem Sinn, so wie am Ufer eines stillen Wassers der äußere und der abgespiegelte Baum aus einer Wurzel nach zwei Himmeln zu wachsen scheint.“ Diese hier so fein geschilderte wunderbare Macht der Kunst, das Dasein zu verklären, gehört zu den großen seelischen Eroberungen des Heldenzeitalters.

Aus der Religion brechen, und gewiß oft aus den Abgründen des Grauens, hochlodernde, das Leben heiligende Flammen heraus, und zu ihr gesellt sich die Dichtung, die das Dasein erneut in einen idealen Schimmer taucht. Und zwar gelingt es dieser — und hier drängt sich uns ihre erlösende Kraft auf — das Grausige und Schreckensvolle zum Erhabenen zu gestalten. Aber vor allem ist sie dem Hellen, Leuchtenden, Sonnigen zugewandt: Erfolg, Macht, Ehre, Ruhm und Sieg sind ihre Wahrzeichen. Damit wird die Dichtung zum Widerklang einer Lebensfreude, die noch nicht erschüttert wird durch das Donnerwort eines Gottes, dessen Thron in einem weltentrückten Jenseits aufgeschlagen. Zur Höhe, wie die Entwicklungsbahn unserer Zeit führt, erblüht die Dichtung nicht wie die Passionsblumen an den Stätten des Moders, sondern auf Gefilden des Glückes, durchleuchtet von den hellen Fluten nährenden Lichts: eingegeben ist sie von Triumphgefühlen. Goldene Brücken schlägt sie über die grausigen Klüfte, die das Dasein

durchziehen; ein mächtiger Instinkt lockt den Dichter als den Herold seines Zeitalters weg von den Stätten der Qual, er verschließt sein Ohr dem Gestöhn derer, die in Schmerzen sich winden, um den holden Klängen der Freude zu lauschen. Alles mithin, was Unlust erregt, überhört er so. Nicht das Lebensschicksal des Einzelnen, das durchaus anders gestaltet sein kann als das der Gemeinschaft, wird geschildert, sondern das Erhebende des Daseins fesselt vor allem, jene Ereignisse, die als Zuwachs von Glück empfunden worden.

So wird einmal der Krieg verherrlicht, und hier gelingt es, dem Grauenhaften des Ringens die Farbe des Erhabenen zu verleihen. Wie hoch steht doch der Kampf im Preise dieser tatenfrohen Zeit, wie gibt er den Männern von eisernem Mut Gelegenheit, sich auszuzeichnen, wie rauschen hier die Springquellen triumphierender Leidenschaften auf! Höhnisch schleudert man dem Feind seine Verachtung entgegen, grausam wütet man gegen den Besiegten, unbändiges Kraftgefühl durchdringt den Helden im Gewoge der Schlacht, im Anblick der zerschmetterten Feinde. Der Widerhall aber der Kampfesstimmung ertönt in den Heldenliedern, von denen es eine Unzahl gegeben haben mag. Wenn die Lärmtrompete erschallt und Zaudernde sich den siegeslüsternen Scharen nicht anschließen, da schleudert ihnen die Verachtung einen Fluch entgegen: einen solchen enthält das Deborahlied.

„Flucht Meros! spricht der Engel Jahwes,
Ja, flucht ihren Bewohnern,
Weil sie Jahwe nicht zu Hilfe kamen,
Jahwe zu helfen unter den Helden."

Begeistert zieht man in den Kampf, aus geschwellten Herzen ein Lied anstimmend:

„Was ist Teil an David,
Uns nicht ist Erbe am Isai-Sohn,
Zu deinen Zelten, o Israel!
Jetzt sorg für dein Haus, o David!"

„Die Hand ans Banner Jahwes!
Jahwe bekriegt Amalek von Geschlecht zu Geschlecht."

„Mach' dich auf, Jahwe,
Daß zerstieben deine Feinde
Und deine Hasser vor dir fliehen!"

Taten, von denen wir uns schaudernd abwenden, den Meuchelmord selbst, besingt die Dichtung:

„Gepriesen vor allen Weibern sei Jael,
Das Weib Hebers, des Keniters;
Vor allen Weibern im Zelte sei sie gepriesen!
Wasser heischte er, Milch gab sie
In prächtiger Schale reichte sie Dickmilch.
Ihre Hand streckte sie aus nach dem Arbeitshammer
Und hämmerte auf Sisera, zerschlug sein Haupt,
Zerschmetterte und durchbohrte seine Schläfe.
Zu ihren Füßen brach er zusammen, fiel nieder;
Da, wo er zusammenbrach, blieb er erschlagen liegen."

Oder man höre nochmals jenes alte Lied, das unstillbare Rache atmet:

„Adda und Zilla, hört meine Rede:
Ihr Weiber Lamechs, vernehmt meinen Spruch!
Einen Mann erschlage ich für meine Wunde,
Einen Jüngling für meine Strieme.
Wo siebenfältig Kain gerächt,
So Lamech sieben und siebzig mal."

Ist es gelungen, dem Feinde eine Niederlage zu bereiten, dann weidet man sich an seinem Unglück, höhnt und verspottet ihn:

„Kommt nach Hesbon, gebaut und befestigt werd' Sichons Stadt!
Ja, Feuer ging aus von Chesbon, eine Flamme von Sichons Stadt.
Die verzehrte die Städte Moabs und fraß die Höhen des Arnon.
Weh dir Moab, du bist verloren des Chamos Volk!"

Welche Schadenfreude spricht aus den Versen des Deborahliedes, wie labt man sich daran, daß die Mutter des erschlagenen Kanaanäerkönigs Sisera vergebens auf die Rückkehr des Sohnes wartet, dem sie mit ihren Frauen nach der Sitte der Zeit entgegenziehen wollte, um ihn im Triumphe heimzuführen:

„Durch das Fenster spähte aus und rief
Siseras Mutter, durch das Gitter:
Warum zögert sein Wagen heimzukommen?
Warum verziehen die Tritte seiner Gespanne?
Die klügste ihrer Fürstinnen antwortete ihr,
Auch sie selbst wiederholt sich ihre Worte:
Sicher fanden sie, teilten sie Beute;
Eine Dirne, zwei Dirnen für jeden Mann,
Beute an farbigen Gewändern für Sisera,
Beute an farbigen Gewändern, Buntgewirktem,
Farbiges Zeug, zwei buntgewirkte Tücher für den Hals der Königin!"

Kriegerische Begeisterung wallt aus den von heißen Atemstößen durchzuckten Versen des Deborahliedes hervor:

„Es kamen Könige, kämpften, damals kämpften die Könige Kanaans
Zu Taanach an den Wassern von Megiddo —:
Beute an Silber gewannen sie nicht!
Vom Himmel her kämpften die Sterne,
Von ihren Bahnen aus kämpften sie mit Sisera;
Der Bach Kison riß sie fort, der Bach Kison;
Tritt auf meine Seele, mit Macht!
Damals stampften der Rosse Hufen
Vom Jagen, dem Jagen ihrer Recken."

Jahwe, der gewaltige Kriegsgott, wird so im Heldenlied gefeiert, Jahwe, dessen grausige Majestät die Feinde niedertritt, seine Streiter aber in Hochgefühlen aufglühen läßt. Das Deborahlied bildet einen solchen großartigen Jahwe geweihten Triumphgesang; machtvolle kriegerische Klänge strömen aber auch andere Heldenlieder aus, so namentlich ein Hymnus des zweiten Buches Mose, der zwar einer späteren Zeit angehört, doch völlig von dem heißen Atem der Heldenzeit durchbraust ist.

„Ich will singen Jahwe, hoch erhaben ist er,
Rosse und Reiter stürzte er ins Meer.
Meine Stärke .... ist Jah, und von ihm kam mir Heil;
Der ist mein Gott, ihn preis' ich, der Gott meines Vaters, ihn rühm' ich.
Jahwe ist ein Kriegsheld, Jahwe ist sein Name.
Die Wagen des Pharao warf er ins Meer.
Die besten seiner Streiter versanken im Schilfmeer.
Die Wogen bedeckten sie; sie fuhren in die Tiefe wie Stein.
Deine Rechte, Jahwe, ist herrlich durch Kraft;
Deine Rechte, Jahwe, zerschmettert den Feind;
Mit der Fülle deiner Hoheit zerschlägst du deine Gegner;
Du lässest aus deinen Grimm, der verzehrt sie wie Stroh.
Durch den Hauch deiner Nase schwoll das Wasser zu Hauf,
Es stand aufrecht, was strömte, es gerannen die Wogen inmitten des Meeres.
Da gedachte der Feind: ich jage nach, hole ein,
Und Beute verteil' ich, es letze sich an ihnen meine Gier!
Mein Schwert will ich zücken, vertilgen soll sie meine Hand....
Dein Hauch blies drein, sie deckte das Meer,
Sie wirbelten wie Blei in den gewaltigen Wassern.
Wer ist wie du unter den Göttern, Jahwe,
Wer ist wie du, du herrlich Erhabener,
Furchtbar in Ruhmestaten, ein Wundertäter.
Du strecktest aus deine Rechte, da verschlang sie die Erde.
Du leitetest voll Huld das Volk, das du befreit;
Du führtest es machtvoll zu deinem heiligen Wohnort.

Die Völker hörten es und zitterten,
Angst befiel die Bewohner Philistäas.
Damals erschraken die Fürsten Edoms,
Die Anführer Moabs erfaßte Beben,
Es verzagten alle Bewohner Kanaans.
Es fiel auf sie Schrecken und Angst,
Ob der Gewalt deines Arms wurden sie stumm wie Stein.
So zog nun ein dein Volk, Jahwe,
So zog nun ein dein Volk, das du erworben."

Auch Epen dichtete man, die in ruhigem Tone erhabene Kriegstaten berichteten, Taten der Helden, die als funkelnde Gipfel einer ruhmreichen Vergangenheit die Nachgeborenen mit Bewunderung erfüllen. Bezeugt sind ganze Sammlungen solcher Stücke: „Buch der Krieger Jahwes" heißt die eine, die andere: „Buch des Rechtschaffenen". In diesem Zusammenhange möge auch wieder hingewiesen werden auf die freilich ins Gebiet des Zauberglaubens hineinspielende Simsonsage, dann auf ein Stück des zweiten Buches Samuel (Kap. 21. 15 ff), wo erzählt wird von den Heldentaten, die Davids Mannen im Kampf mit riesenhaften Philistern vollbracht haben; auf einen weiteren Bericht des gleichen Buches (Kap. 23. 8. ff), der ebenfalls erzählt von glänzenden Siegen, die des Königs Vasallen dank ihres löwenartigen Mutes errungen haben. Unglaubliches ist diesen Helden gelungen: „Isbaal schwang seinen Speer über achthundert Erschlagene auf einmal." Eleasar hat im Kampfe gegen die Philister, als die Israeliten zurückwichen, mit wildem Trotz allein das Feld behauptet, „er hielt stand und hieb auf die Philister ein, bis seine Hand ermattete und am Schwerte kleben blieb, bis Jahwe an jenem Tag einen großen Sieg verlieh."

Zum Lobpreis des Kampfes gesellt sich in unserer Zeit die Verherrlichung der Natur, freilich noch nicht im Sinne des Naturgefühles anderer, späterer Kulturen. Noch ist der Mensch fest mit der Gemeinschaft verbunden und findet hier seine Heimstätte, noch flüchtet er sich nicht zur Natur, um sich hier an Melodien des Friedens zu erquicken. Aber doch ist das Verhältnis des Menschen, wenigstens der hochstehenden Geister, zur Natur viel inniger als das in der Urzeit. Denn indem im Verlaufe der Jahrhunderte die Dämonen immer mehr von den Lichtstrahlen der Kultur verscheucht werden, so lösen sich gleichsam die atembeschwerenden Dünste, die in der Urzeit die Natur umwallten, auf. In Morgenklarheit liegt sie jetzt da, so daß der Mensch sie frohgemut durchmessen kann, ohne daß die Furcht, er möge seinen Fuß auf einen gefährlichen Boden setzen, ihn beständig bedrängt. Gewiß, in

den unteren Schichten lebt, wie uns zur Genüge bekannt, noch die Scheu vor den Dämonen und damit auch eine gewisse Scheu vor der Natur fort. Aber da auch sie nicht unberührt bleiben von dem Selbstvertrauen, das die Aristokratie, von der sie beherrscht werden, beseelt, so verliert auch für sie die Natur immer mehr die Farbe des Unholden.

Als Segensmacht erscheint in dieser Zeit die Natur in Ansehung der Wohltaten, die sie dem Menschen spendet. Nun, wo die Felder sorgsam bestellt werden, wo die Triften von zahlreichen Herden bevölkert sind und zufolge der Ergiebigkeit des bebauten Bodens ein Wohlstand sich entfaltet, der das Leben mit Reizen schmückt, daß es mit der ganzen Inbrunst einer überströmenden Dankbarkeit geliebt wird: wie hell leuchtet da die Natur in das Dasein hinein, wie fühlt sich der Mensch geborgen in ihrem Reich! Freilich, nicht flüchtet er sich zu ihr hin wie der moderne Mensch, der bei ihr Tröstung sucht und ein Glück, das er im Umkreis des sozialen Lebens nicht finden kann. Täglich lebt ja der Mensch mit ihr in trautem Bunde, sein Tagewerk verrichtet er in ihren Bezirken, der Hirte ist ihr Genosse, der Landmann ihr Gefährte, indem er ihrer befruchtenden Kraft zu Hilfe kommt. Hier ist man so enge mit der Natur verbunden, daß das Gefühl, als sei sie ein vom menschlichen Dasein abgetrenntes und erst wieder zu eroberndes Gebiet, gar nicht aufkommt: nicht stellt sich der Drang ein, in ihren Weiten das Glücksland zu suchen, das als eine Stätte des Friedens abseits liegt von der Flut des geschichtlichen Lebens.

Es wird die Natur empfunden als eine Lebensmacht, die den stärksten Pfeiler bildet menschlichen Glückes: als Spenderin wird sie gefeiert der Früchte des Feldes und der Gärten. Sind auch im Alten Testament die dichterischen Geist atmenden Stücke, die aus dem Heldenzeitalter stammen, nur spärlich gesät, so lassen die erhaltenen doch deutlich erkennen, wie der Anblick der Natur Hochgefühle nationalen Stolzes erweckt. Ganz von der Stimmung des Heldenzeitalters sind durchtränkt der Segen Jakobs, dann auch der Segen Mose, wiewohl im letzten Falle eine soziale Schicht zu Wort kommt, die einer neuen Zeit zudrängt, nämlich die Leviten, eine nach Herrschaft strebende Gruppe von Priestern.

Übermütig fast wird die Fruchtbarkeit des Landes gepriesen, das Juda bewohnt:

„Er (Juda) bindet an den Weinstock sein Eselsfüllen,
Und an die Edelrebe das Junge seiner Eselin.
Er wäscht in Wein sein Kleid

Und in Traubenblut sein Gewand,
Die Augen trübe von Wein
Und die Zähne weiß von Milch."

So zahlreich, das soll gesagt sein, sind Edelreben, daß es belanglos ist, ob einzelne Stöcke zugrunde gehen oder nicht; reichlich fließt der Wein wie Ströme Wasser, Milch liefern die Herden in unerschöpflichen Mengen: wie groß ist die Güte der Gottheit, daß sie Juda ein Land angewiesen, dessen Äcker, Triften und Weinberge von Gaben überquellen, an denen sich der Mensch nach Herzenslust laben kann! „Ein junger Fruchtbaum" wird Josef genannt, „ein junger Fruchtbaum am Quell." Göttlicher Segen wird auf den Stamm herabgefleht: „Ich, Gott segne dich!" so heißt es „mit Segensfülle vom Himmel droben, mit Segensfülle aus der Wassertiefe, die drunten lagert, mit Segensfülle aus Brüsten und Mutterschoß." Und ähnlich im Segen Mose:

„Das Herrlichste, was vom Himmel droben stammt,
Und aus der Wasserflut, die drunten lagert,
Das Herrlichste, was die Sonne hervorbringt,
Und das Herrlichste, was die Monde sprossen lassen,
Das Beste der uralten Berge
Und das Herrlichste der ewigen Hügel,
Das Herrlichste der Erde und ihrer Fülle
Und das Wohlgefallen dessen, der im Dornbusch wohnt,
Mögen kommen auf das Haupt Josefs
Und auf den Scheitel des Gekrönten unter seinen Brüdern."

Die erhaltenen Überreste der Dichtung lassen erkennen, daß die Natur ein Wohlgefallen erregt, das mehr bedeutet als allein die Freude des Ackerbauers und Hirten an der reichen Fülle, die ihn umwogt. In der Tat, nun wo der Sinn hingerichtet ist auf das strahlende Gestirn, das, wärmespendend, die Fruchtbarkeit der Erde bewirkt; wo in Zeiten der Dürre das Rollen des Donners erwartungsvoll begrüßt wird als ein Zeichen, daß strömender Regen bald die durstenden Fluren erquickt, wie sollten da nicht jene Wonneschauer das Herz ergreifen, wie sie das Erhabene auslöst! Die Gottheiten, Jahwe, die Baale sind es ja, die, mit einer das menschliche Fassungsvermögen übersteigenden Macht ausgestattet, die Gewalten des Himmels lenken, daß sie ihren Getreuen zum Heil gereichen. Aber soweit sie auch über alles, was die Menschen zu schaffen vermögen, hinausragen, so sehr der Mensch sich seiner Schwäche bewußt wird, will er die Taten ausmessen, die von den Herrschern des Himmels ausgehen: er erlebt beim Anblick der ihn

umgebenden göttlichen Wunder ein gewaltiges Hochgefühl: indem er weiß, daß jene Erscheinungen die Bürgen sind seines Glückes, so fühlt er sich im Anblick selbst eines so gewaltigen Ereignisses, wie es ein Gewitter darstellt, erhoben, auch wenn die Blitze ihn umzucken und der Donner mit furchtbaren Schlägen das Firmament trifft: er erlebt inmitten des Aufruhrs der Natur die Gewißheit, daß die Gottheit ihm milden Sinnes zugetan ist, daß sie nicht sein Verderben will, sondern sein Wohlergehen. Dank solchem Vertrauen büßt das Schauspiel des Gewitters viel von dem Unheimlichen ein, das ihm eigen ist: die Überzeugung, daß die tobenden Gewalten von einem göttlichen Willen beherrscht sind, der das Werk seiner Schützlinge fördert, besänftigt das Gemüt, und staunend, dankerfüllt, von Freude beseelt, nimmt der Mensch die übermächtige Erscheinung hin. Mag sich die Erde verfinstern, als ob das Ende aller Dinge herbeikommen sollte, mögen die Stürme die Bäume schütteln, daß sie ächzen, mag der Donner mit höhnischem Gelächter dieses Toben begleiten: es sieht der auf seinen Gott vertrauende Mensch in dieses Bild des Grauens die Gestalt seines Beschützers hinein, die mit erquickendem Licht die Dunkelheit erhellt. Welches Frohlocken klingt doch aus den Versen des Deborahliedes heraus, die den glorreichen Sieg schildern, den Jahwe, von Donnergebrüll begleitet, mit Sturmesfittichen daherrasend, über die Kanaanäer errungen?

„Hört zu, o Könige! Merkt auf, ihr Fürsten!
Ich will Jahwe, ich will singen,
Will spielen Jahwe, dem Gott Israels.
Jahwe, als du auszogst aus Seir,
Einhertratest vom Gefilde Edoms,
Da bebte die Erde, es troffen die Himmel,
Es troffen die Wolken von Wasser!
Berge wankten vor Jahwe,
Vor dem Gott, dem Gott Israels."

Hier sehen wir, wie die Dichtung das Furchtbare verherrlicht: ein mächtiges Gewitter, das feindliche Heerhaufen zersprengt. Aber was auf die Feinde mit allen Schauern des Entsetzens eindringt, das entbindet Triumphgefühle in den Reihen der Sieger, die in dem Rasen der Natur die Hand der Gottheit walten sehen. So gestaltet denn der Dichter das Furchtbare zum Erhabenen, sich versetzend in den Geist der Helden, die unter Jahwes Führung den herrlichen Sieg erkämpft.

Der Anblick der kaum zu bemeisternden Fülle, welche die Natur dem Menschen darbietet, der Bäume, der Reben, der Fruchtfelder —

diese ganze Vielgestaltigkeit erweckt den Eindruck der Pracht, und so versucht denn die Dichtung, sie festzuhalten. Im Segen Mose finden wir Anklänge an solche Schilderung. „Die Segnungen," heißt es, „die deinem Vater wurden, überragten die Segensfülle der ewigen Werke, die Pracht der ewigen Hügel."

Nicht allein in kriegerischen Zeiten bricht als hohe Stimmung das Nationalgefühl durch; auch wenn der Himmel klar ist, wenn Frieden herrscht und der Landmann ungestört seiner Arbeit nachgehen kann, der Wohlstand sich mehrt: auch da empfindet jeder, was es heißt, inmitten eines gesegneten Volkes leben zu dürfen. Damit ist das Erlebnis angedeutet, das der Dichtung zugrundeliegt, wenn sie ein Lob anstimmt auf die Kultur schlechthin, das Land der Väter feiernd als ein Juwel unter den Landen.

„Wie schön sind, Jakob, deine Zelte, und deine Wohnungen Israel.
Wie Bachtäler weitgedehnt, wie Gärten an einem Strom,
Wie Eichen gepflanzt von Jahwe, wie Zedern am Flussesrand.
Aus seinen Eimern rinnt Wasser und seine Saat hat reichliches Wasser.
Vor Agag ist mächtig sein König, seine Herrschaft erhebt sich....
Aus Ägypten hat Gott es geführt....
Es frißt die ihm feindlichen Völker und zermalmt ihre Knochen und zerschmettert seine....
Zur Ruhe streckt sichs wie ein Löwe, wie eine Löwin, wer darf es aufstören?
Wer dich segnet, sei gesegnet, wer dich flucht, sei verflucht!"

Welches Kraftgefühl kündet hier der Dichter, welcher Stolz auf sein Vaterland schwellt ihn! Ein lieblicher Anblick ist ihm der Reichtum seines Volkes, ein erfreuendes Bild aus der Natur wählt er, um zu sagen, wie er von Wonnen beseligt wird, betrachtet er die Dörfer und Städte mit ihrem blühenden Leben. Für alle Ewigkeit gegründet dünkt ihn seines Volkes Größe: wie die hochragenden Eichen und Zedern, die die Gottheit beschirmt, steht sein Volk da, und wehe dem, der es wagt, seine Ehre zu verletzen: Löwenstärke und Löwenmut beseelt es, ein starker König bewahrt es vor Schmach, Jahwe kämpft mit ihm seine Schlachten:

„Jahwe sein Gott ist mit ihm, und Königsjubel ertönt in ihm."

„Dies Volk, wie eine Löwin steht es auf, und wie ein Löwe erhebt sichs,
Nicht legt sichs, ehe Raub es verzehrt und Blut von Erschlagenen es getrunken."

Der Segen Jakobs und der Segen Mose bergen eine ganze Reihe von kurzen Gedichten, die die Vorzüge der einzelnen Stämme verkünden, zuweilen in einfacher, des poetischen Schmucks entbehrender Auf-

zählung, zuweilen aber auch mit dem vollen Klang des Hymnus. Mögen einzelne bezeichnende Sprüche wiedergegeben werden.

„Juda, dich, dich sollen preisen deine Brüder!
Es packt deine Hand das Genick deiner Feinde,
Vor dir sollen sich beugen die Söhne deines Vaters.
Ein Löwenjunges ist Juda —
Vom Raubzeug bist du hinaufgestiegen.
Er hat sich gestreckt, gelagert wie ein Löwe
Und wie eine Löwin: wer darf ihn aufreizen?"

„Ruben! Mein Erstgeborner bist du,
Meine Kraft und der Erstling meiner Stärke —
Der Erste an Hoheit und der Erste an Macht."

„Gad-Streifscharen scharen sich wider ihn;
Er aber drängt ihnen nach auf der Ferse."

„Ascher lebt in Überfluß?
Ja, Königsbissen liebet er."

„Naphtali ist eine schweifende Hirschkuh;
Von ihm kommen anmutige Reden."

„Ein junger Fruchtbaum ist Josef,
Ein junger Fruchtbaum am Quell;
Seine Schößlinge ranken empor an der Mauer.
Es setzten ihm zu und schossen
Und es befehdeten ihn Pfeilschützen.
Doch unerschütterlich hielt sein Bogen stand,
Und flink regten sich seine Hände,
Durch die Hilfe des Starken Jakobs,
Von dorther, dem Hirten des Israelsteins;
Vom Gott deines Vaters — er helfe dir!"

„Benjamin ist ein räuberischer Wolf:
Am Morgen verzehrt er Raub,
Und abends verteilt er Beute."

„Ein erstgeborener Stier ist Josef, voll Hoheit,
Und Wildochsenhörner sind seine Hörner.
Mit ihnen stößt er die Völker,
Treibt sie bis an die Enden der Erde.
Das sind die Zehntausende Ephraims
Und die Tausende Manasses!"

„Freue dich, Sebulon, deiner Fahrten,
Und du, o Issachar, deiner Zelte!
Völker laden sie ein auf den Berg,
Dort opfern sie rechte Opfer;
Denn den Überfluß des Meeres saugen sie ein
Und die verborgensten Schätze des Sandes."

„Gepriesen sei, der Gad weiten Raum schafft!
Gad lagert sich wie eine Löwin
Und zerreißt Arm und Scheitel;
Er ersah sich den Erstlingsanteil;
Denn dort wurde sein Teil ihm beschieden.
Er vollstreckte Jahwes Gerechtigkeit
Und seine Gerichte gemeinsam mit Israel."

„Ein Löwenjunges ist Dan,
Das aus Basan hervorspringt."

„Naphtali ist gesättigt mit Gaben der Huld
Und reichlich bedacht mit dem Segen Jahwes."

„Der gesegnetste Sohn ist Asser!
Er sei der Liebling seiner Brüder
Und tauchte seinen Fuß in Öl!
Von Eisen und Erz seien deine Riegel,
Und so lange du lebst, währe deine Kraft!"

Bei festlichen Anlässen besonders, wenn alle Herzen hoch schlugen, da schwelgte das Volk in Hochgefühlen nationalen Stolzes, preisend das Land, über dem gnädig die Gottheit thront. Lieder stimmte man im Chore an, die aufrauschen sollten zu der Segensmacht in der Höhe, um ihr Botschaft zu bringen von ihrem Volke, das sich versammelt, um ihr dankerfüllt zu huldigen. Man wird sich vorstellen dürfen, daß den Höhepunkt von Siegesfeiern ein solcher Chorgesang bildete, und von machtvoller Wirkung mag es gewesen sein, wenn die Versammelten, erhoben durch die Wundertaten ihres Gottes, überströmendem Jubel sich überlassen haben. Umzüge hat man veranstaltet, zum Tanz hat die Freude hingerissen, und der ausgelassene Jubel ward wohl überbraust von den Wogen eines majestätisch dahinflutenden Gesanges, der von lärmenden, schmetternden Instrumenten begleitet war. Wir wissen weiterhin, daß die ruhmgekrönt vom Schlachtfelde heimkehrenden Krieger von festlich geschmückten Jungfrauen empfangen wurden, die ihnen singend entgegenzogen. Und wenn die Frommen zu heiligen Orten pilgerten, wenn Hunderte oder gar Tausende in feierlichem, fröhlichem Zug sich aufmachten, um etwa im Tempel zu Jerusalem, an geheiligter Stätte, ihrem Herrn zu huldigen, da strömten auf der Wanderung aus freudig bewegter Brust Gesänge, die Jahwe rühmten und seine Herrlichkeit. Wie sehr mag bei den Erntefesten der Gesang dazu beigetragen haben, die frohe, ja oft ausgelassene Stimmung zu erhöhen! Daß bei der Weinlese fröhliche Lieder

angestimmt wurden, können wir aus den Schriften der Propheten erschließen: es wird gesprochen von dem „Jauchzen der Keltertreter“ und von dem Jubel in den Weinbergen:

„Freude und Jubel ist genommen den Gärten,
Und niemand jauchzt in den Weinbergen mit lautem Schrei.
Niemand tritt Wein in den Keltern, das Jauchzen der Kelterer ist verstummt.“

Da bei den Festlichkeiten der Wein in Strömen floß, so hat man sicherlich dieses köstliche Getränk, das als eine der wertvollsten Gottesgaben galt, im Gesange verherrlicht. An ein Trinklied gemahnen wenigstens die aus späterer Zeit stammenden Verse der „Sprüche“:

„Gebt Rauschtrank dem, der am Untergehen ist,
Und Wein solchen, deren Seele betrübt ist.
Der mag trinken und seiner Armut vergessen
Und seines Leides nicht mehr gedenken.“

Zu den höchsten Feierlichkeiten gehörte die Hochzeit, und so wirkte denn auch der Gesang seinen Zauber in die Vermählungsfeierlichkeit hinein. Hochzeitslieder wurden sicherlich auch schon in unserem Zeitalter angestimmt, Lieder, gesungen zum Preise der Braut und des Bräutigams, glückverheißende Gesänge, die in fröhlicher Runde, beim Gelage oder sonst erklangen.

Die Dichtung der Heldenzeit war jedoch durchaus nicht auf einen einzigen frohlockenden Ton gestimmt. Zweifellos, hier, wo das Leben triumphierend emporwallte, da stand die Dichtung vor allem im Bunde mit der Freude, aufblühend gleichsam auf sonniger Au. Aber nicht immer erschienen die Menschen vor der Gottheit in festlichem Prachtgewand, Lobgesänge ausströmend aus jauchzendem Herzen. Wenn Nöte sich einstellten, da brachen sie in Klagen aus, hoffend, dadurch den Gott besänftigen zu können. Wohl sind uns nur wenige Klagelieder überliefert, sicher aber waren sie zahlreich, denn so frohgemut man sich auch unter der Sonne bewegte, so sehr man das Leben liebte: Unheil barg dieses in Fülle. Und nur wer den Schmerz kennt, kann teilhaftig werden der Wonnen des Glückes. Wo immer ungetrübte Freude herrschen, wo das Glück sprudeln würde wie der Kristallstrahl des nie versiegenden Quells, da fehlte gleichsam all das Lockende, Bezaubernde eines höchsten Gutes, als welches das Glück empfunden wird. Man würde sich ergehen in seinem goldenen Licht mit jener Unempfindlichkeit, mit der man die nährende Luft atmet, nicht ahnend, daß es auch anders sein könnte. Nur wo das Glück erkämpft wird, oder wo neben

ihm auch der Schmerz seine Stätte hat, besitzt es für uns einen greifbaren Sinn.

Berühmt geworden ist Davids Klagelied auf Saul und Jonathan, das, wie das alte Testament versichert, in einem alten Heldenliederbuch, im Buch der Wackeren, aufgezeichnet war. Wie im Urzeitalter, so weckt auch in dieser Zeit der Tod Grauen, sofern seiner Majestät ein noch junges Leben oder einer der strahlenden Helden zum Opfer fällt. Freilich, wenn ein mit der Silberkrone geschmückter Greis, der das Leben in seinen Höhen und Tiefen ausgekostet, zu seinen Vätern versammelt wird, so regt dies nicht weiter zum Grübeln an. Das Leben hat einen Abschluß gefunden, wie ihn jeder sich wünscht. Im andern Fall aber wird der Tod empfunden wie ein Donnerschlag. Das sonst so fest gegründete Leben spaltet sich in schwarze Klüfte, daß ein Schauder die Überlebenden befällt, wenn sie in deren Tiefe blicken. Aber doch ist es bezeichnend, daß in den Klageliedern, die bei Trauerfesten gesungen werden — wenn wir dies Urteil in Anlehnung an die erhaltenen Proben und auf Grund kulturgeschichtlicher Erwägungen allgemeiner Art fällen dürfen — die Klage niemals einmündet in eine Anklage gegen das Leben, das so viele Fallen stellt dem über seine Gefilde schreitenden Menschen. Auch trotz schauerlicher Nöte ist man fern davon, dem Dasein zu fluchen, und so sind denn die Klagelieder, die bei Totenfesten angestimmt werden, nicht vom Harme einer düsteren Weltbetrachtung durchzittert, sondern lediglich dem Schmerz wollen sie Ausdruck verleihen, den das Schicksal eines Einzelnen, das keineswegs die farbigen, anlockenden Bilder des Lebens zerstört, auslöst. Sie preisen, wenn wir uns an Davids Klagelied halten wollen, die Tugenden der Verstorbenen: was sie Großes und Gutes getan, wird verherrlicht, liebender Sinn und Mitleid verklärt sie, und gibt man auch wehmütig Kunde von dem Schmerz, mit dem ihr Geschick das Auge umflort: man findet im Gesang Trost und Kraft zu neuem Wirken.

Aber hat man denn wohl das Recht, das Klagelied, das David im Anblick der gefallenen Helden Saul und Jonathan angestimmt haben soll, als eine Schöpfung des Heldenzeitalters zu betrachten oder gar als ein Werk des königlichen Sängers? Wir müssen gestehen, daß wir die weitverbreitete Auffassung, wonach David der Dichter des wunderbaren Gesanges ist, nicht teilen können. Die Innigkeit, die dieses Klagelied atmet, die Gewalt des Schmerzes, die in diesen Versen lebt, vor allem die vom Hauche reinster Poesie verklärte Wehmut, die hier

sich aussingt, die ergreifende Art, mit der sich hier die Liebe ausspricht: alles dies setzt eine Tiefe der Beseelung voraus, wie sie für die Heldenzeit undenkbar ist. Erst wenn der Mensch sich von der äußeren Welt abgewandt und sich mehr in sein Inneres zurückgezogen, erst dann gelingen derartige künstlerische Leistungen: gelingt es, den Schmerz im Sinne des Rührenden mit dem schmelzenden Klang der Wehmut zu besänftigen. In unserem Gesange haucht sich die Gesinnung unverbrüchlicher Freundschaft schon in sentimentalen Klängen aus. Aber nicht das Heldenzeitalter ist es, auf dessen Boden solch feine Seelenblüten ihren zarten Prunk entfalten. So dürfen wir annehmen, daß der Verfasser des Klageliedes der prophetischen oder nachprophetischen Zeit angehört, jener Zeit, die weiche, wehmütige, tränenselige Stimmungen entbunden, rührende Sehnsuchtslaute zarter Seelen, die, abgestoßen von dem rohen Treiben der großen Welt, nach dem Glück der Ruhe lechzen und solches finden in ihrem Gott, in Traumbildern idyllischer Art, in schwärmerischem Anschluß an geliebte Menschen. Weiterhin findet unsere Auffassung eine Stütze in der Besonderheit der Form des Klageliedes. Der melodische Fluß der Sprache, der gewählte, feine Ausdruck, der zarte Perlenglanz der Rede: alles dies läßt eine seelische Entwicklungshöhe ahnen, die in ein neues Zeitalter hineinweist. Eher noch könnte die Abner gewidmete Totenklage von David stammen, die aus roherem Stoff geformt ist, der beschriebenen künstlerischen Vollendung entbehrt.

„Mußte denn Abner sterben, wie ein Gottloser stirbt?
Deine Hände waren nicht gebunden,
Deine Füße nicht in Fesseln geschlagen —
Wie Ruchlose fallen, bist du gefallen."

Aufs engste verbunden mit der Poesie war in der Heldenzeit die Musik. Nicht gesprochen, gesungen vielmehr wurden die Gedichte, so wie noch heute das Volk die aus alten Zeiten stammenden Weisen singt. Und immer, auch in der folgenden Zeit, waren die Juden der Antike in hohem Grade empfänglich für die Macht der Musik. Ein Spruch aus der Spätzeit weiß ihre tief in die Seele greifende Wirkung fein zu künden:

„Wie ein Siegelring von Karfunkelstein zu goldenem Schmucke,
So ist ein Konzert beim Weingelage.
Ein Siegelring von Smaragd in goldener Einfassung:
Ebenso ist melodische Musik beim süßen Weine."

Wenn es aus entwicklungsgeschichtlichen Gründen leicht zu verstehen ist, daß die Musik als zauberwirkende Macht immer mehr zurücktritt,

so hat sie mitnichten solche Bedeutung völlig eingebüßt. Das kommt deutlich zum Vorschein in den Bemühungen des jungen David, den von bösen Geistern heimgesuchten Saul von seinen seelischen Qualen durch die Macht der Musik zu befreien. Sei es, daß Saul von Schwermut heimgesucht wurde, sei es, daß er sonstwie das Gleichgewicht der Seele verloren: so oft das Unheil über ihn kam, griff David zur Zither, um es durch die Kraft ihrer Klänge zu verscheuchen. „Es wurde Saul leichter und besser, und der böse Geist wich von ihm." Sicherlich lebte man noch des Glaubens, daß die Musik durch die Gewalt eines Zaubers die den Menschen Friedlosigkeit bringenden Geister zu überwältigen vermöge, so daß sie ihr Opfer loslassen. Und wenn wirklich solch ein Unglücklicher durch Klänge der Musik von seinem Leiden erlöst wurde, wenn die Wolken der Schwermut sich verzogen, die Wahngebilde der Tobsucht vertrieben wurden, so war es wohl vor allem der Rhythmus, dem solches Wunder gelang: der Rhythmus, der uns unwiderstehlich anlockt, mitzugehen, der die Seele in seinen Bann nimmt, so daß sie wie mit Atemzügen den Takt nachahmt: der sie mithin unterjocht, so daß der wilde Flügelschlag ihrer Regungen unterbunden werden, ein Aufruhr wenigstens beschwichtigt werden kann.

Freilich kann die Musik auch in anderem Sinne wirken. Und auch in dieser Hinsicht bietet unsere Zeit ein bezeichnendes Beispiel. Wenn in dem bisher betrachteten Fall der Kranke zur Besinnung gebracht werden soll, indem er, etwa in die Tiefen einer finsteren Stimmung versunken, durch die Lustgefühle, die der Rhythmus auslöst, gleichsam aus seinem schaurigen Traum aufgerüttelt wird, so kann die Musik auch dazu dienen, schon vorhandene oder erst aufkeimende Lustgefühle zu steigern: das Mittel kann sie sein, wie schon angedeutet worden, den Brand der dionysischen Ekstase zu entfachen. Auch hier glaubt man, daß sie sich im Sinne des Zaubers äußere, daß sie göttliche Mächte herbeizulocken vermöge, die wie aufschäumende Katarakte den Menschen erfassen, ihm ein brausendes Glück gewährend. Harfen- und Zitherklänge und Paukenschläge ertönten, wenn die Zauberer und Seher sich tanzend ins Geisterreich hinüberschwangen, aufpeitschend wirkte mithin die Musik, wie ein Sturm entfachte sie die Seele zur wildaufschlagenden Flamme.

Wie sehr die Musik das Leben namentlich auf seinen Höhepunkten vergoldete, wissen wir bereits. Wo immer man zusammenkam, um in feierlicher Runde sich der Freude zu überlassen, da wurden Lieder

angestimmt, die sicher auch von Instrumenten begleitet waren. Und wann immer man in Tänzen sich ergötzte, da gesellte sich zum Gesang der Tanzenden die Musik der Instrumente, die von Umstehenden gespielt wurden; oder die Tanzenden schlugen selbst den Takt mit der Handpauke. Wie von einer Blumenkette war das Leben von solchen Festen durchzogen, und ermessen kann man daran, wie so neben der Dichtung die Musik dem Menschen zur holden Begleiterin ward. Wenn man vor der Gottheit erschien, um ihr als dem König aller Könige Ehrerbietung zu bezeugen und feierlich Dank abzustatten, bei den Fruchtbarkeitsfesten, bei Gastmählern, bei der Hochzeit und bei Krönungsfeierlichkeiten, bei der Heimkehr siegreicher Truppen: überall, wo die Freude als ein reiner Strahl in den blauen Himmel hinaufstieg, da klang in das Festgewoge die Musik hinein. Aber auch wenn Tränen wie ein dunkler Flor die Versammelten, etwa bei der Bestattung eines Toten, umhüllten, da war es wiederum die Musik, die als ein erquickender Hauch die düsteren Nebel vertrieb, waren es Klagegesänge, die die Trauernden erhoben, die Gewalt des Schmerzes linderten. —

Für die babylonische Entwicklung ist es geschichtlich bemerkenswert, daß zu einer Zeit, wo die Plastik schon die Helden, ihren Ruhm verkündend, zu formen vermochte, die Götter noch solcher Darstellung entbehrten. Noch hat man es nicht gewagt, sie, in denen ja nicht allein erhabener Heldensinn lebt, sondern auch die Glut dämonischer Leidenschaften brennt, in die Form eines Hoheit ausstrahlenden menschlichen Wesens zu bannen; noch war der Eindruck ihrer dämonischen Kraft zu wuchtig, als daß man sich hätte ihr Wesen im Bilde menschlicher Erhabenheit vorstellen können. So gibt man ihnen die Form von Mischgebilden: Nachbildungen babylonischer Götter stehen zu Gebote, in denen Menschliches und Tierisches seltsam miteinander verbunden. Bald trägt der Leib des Menschen den Kopf eines Adlers, wobei dieses Ungetüm noch mit Flügeln versehen ist; bald besitzt die menschliche Gestalt mächtige Flügel, bald enden die Beine in Adlerklauen, bald sitzt auf einem Löwenkörper Brust und Kopf des Menschen, und was alles die Phantasie ersonnen und geschaffen hat.

Doch hat die babylonische Plastik ganz wie die ägyptische und die griechische auch die Götter in Menschenform dargestellt, und deutlich ist noch zu sehen, wie man darnach strebte, die Himmlischen mit allen Abzeichen der Hoheit zu versehen, auf daß bewundernd das menschliche Auge auf ihnen ruhen könne. Auf Tonplatten finden sich

solche Darstellungen von Göttern, auf Siegelzylindern, und gewiß waren auch eine Fülle von Statuen vorhanden, ähnlich der des Gottes Nebo, die, der assyrischen Zeit entstammend, ein schon hohes Können zeigt. Ist doch eine Statue der Istar gefunden worden, die, noch altertümliches Gepräge besitzend, immerhin nicht des Liebreizes holder Weiblichkeit entbehrt.

Daß die Juden und ihre Nachbarstämme im Heldenzeitalter in keiner Weise fördernd in diese Entwicklung der bildenden Kunst eingegriffen haben, ergibt sich schon daraus, daß Salomo zum Bau seines auch der künstlerischen Ausschmückung nicht entbehrenden Tempels die Phönizier herbeiziehen mußte. Daß jedoch im Kultus Götterbilder ihre Weihe ausströmen sollten, das beweist vor allem der erbitterte Kampf der Propheten gegen den „Götzendienst", in dem sie eine Befleckung erblickten der hoch über alles Menschliche hinausragenden Gottheit. Freilich sind wir außerstande, uns eine deutliche Vorstellung von diesen Bildnissen der Gottheiten zu machen. Sicher ist, daß man Tierbilder in freilich oft armseligen Tempeln aufstellte, so in Dan und Bethel je einen Stier, der, wohl aus Holz verfertigt, mit Gold überzogen war und die Bedeutung eines Fruchtbarkeitsgottes hatte. Ebenso waren Mischbildungen bekannt: prangten doch in Salomos Tempel Cherube, die solche phantastische Gestalt besaßen. Werden aber wohl die Teraphim, von denen alte Quellen berichten, und die wir uns als Geschlechtsgötter vorzustellen haben, das Aussehen eines Dämons gehabt haben, oder waren es durch ihren Anblick erquickende Menschenbilder? Und werden wohl die Masseben, Bildwerke aus Stein, die einmal im Buche Hosea schöngestaltet genannt werden, den Schmuck des menschlichen Antlitzes getragen haben, das den Frommen mit göttlichem Gnadenblick bestrahlt? Nicht ohne weiteres ist dies abzuweisen, ja, wahrscheinlich ist es. Doch scheint nach allem, was wir über die Veranlagung unseres Volkes wissen, der künstlerische Wert dieser Gebilde gering gewesen zu sein. Vielleicht waren sie von anderen Völkern bezogen, vielleicht haben sie auch einheimische Handwerker, an Vorlagen sich haltend, mühsam selbst verfertigt.

Jedenfalls war es den Israeliten nicht gegeben, ihre Götter, auch nicht ihren großen Gott Jahwe, in der Form von Standbildern zu verherrlichen, die, von hohem künstlerischem Geiste eingegeben, Auge und Herz auch der Nachgeborenen hätten erquicken können. Weit über-

flügelt sind sie in dieser Hinsicht von ihren Nachbarn, den Babyloniern, worden, jenem Volke, dem sie so vieles zu verdanken, das sie gemehrt und mit der einströmenden Kraft ihres Genius weitergebildet. Doch ist für unsere Betrachtung wichtig die Erkenntnis, daß man wenigstens versuchte, die das Leben segnenden Götter auch durch Werke der bildenden Kunst zu verherrlichen, versuchte, in das so oft grauenerweckende Dasein weiterhin verklärende Werke hineinzubauen.

Der wie bei allen jugendfrischen Völkern hochausgebildete Sinn für Luxus hat bei den Juden, soviel wir sehen, eine Befruchtung der künstlerischen Kraft nicht zur Folge gehabt. Tief empfänglich für das Zauberlicht, das von dem Prunk ausgeht, war man immerhin bestrebt, das Heiligtum Jerusalems, in dem die Priester anbetend und opfernd der Gottheit sich nahten, auszustatten mit kostbarem, glänzendem Gut, auf daß der König aller Könige, von dem man glaubte, daß er in der Lade weile, an würdiger Stätte throne. Alles ward aufgeboten, um den Tempelraum prachtvoll auszustatten: kostbare Steine hat man für die Mauern verwendet, aus Bronze verfertigte Säulen mit Blütenkapitellen sollten dem Gebäude ein majestätisches Aussehen verleihen, in strotzender Fülle gleißte Gold im Innern, wenn wir den aus späteren Zeiten stammenden Berichten trauen dürfen. Schnitzwerk aus Zedernholz zierte die Wände, und mit Gold soll es überzogen gewesen sein, ebenso auch der Fußboden, dann die auf den Türflügeln angebrachten Schnitzereien, die Cherube, Palmen darstellten. Auch die großen Cherube, von denen wir schon gehört, aus dem Holz des wilden Ölbaums hergestellt, waren wohl mit einer dünnen Golddecke belegt, möglicherweise auch der aus Zedernholz geschnitzte Altar, vielleicht auch die bronzenen Bildwerke, wie das auf zwölf Rindern in Form eines großen Kessels gelagerte Urmeer, die fahrbaren Beckenstühle, die Leuchter, Sprengschalen, und was alles an Geräten dieses geheiligte Schatzhaus barg. Spärlich werden die aus lauterem Gold und Silber bestehenden Gegenstände gewesen sein, so sehr uns auch Berichte aus jüngerer Hand glauben machen wollen, daß märchenhafter Reichtum Salomo umgab. Doch wenn auch noch einfach die Lebensverhältnisse waren: die geradezu dämonisch wirkende Lockung, mit der das lieblich leuchtende Metall in diesen Zeiten die Menschen berückt, läßt es als möglich erscheinen, daß immerhin ein Goldschatz in der Form von Prunkgeräten vorhanden war.

Die Gußwerke des salomonischen Tempels waren Arbeiten der phönizischen Künstler, die der König herbeigezogen hatte, und so werden sie immerhin als Erzeugnisse eines schon feinerem Geschmack huldigenden Künstlersinnes gelten können. Dürfen wir aber wohl auch den Baudenkmälern unserer Zeit die Bedeutung von Kunstwerken beilegen, derart, daß ihre Ausgestaltung nicht allein eingegeben war von dem Zweck, dem sie dienen sollten, sondern auch von dem Streben nach einer erhebenden Wirkung? Die Zelte, in denen die Nomaden lebten, die meisten Häuser der Ackerstädte, entbehrten sicher der künstlerischen Durchbildung, anders mag es schon stehen mit den Wohnungen der Reichsten und Vornehmsten, von denen allerdings ein deutliches Bild nicht zu gewinnen ist. Sicher aber waren die Bauten Salomos Prunkstätten wie sie sein sollten und hochragende Herrschersitze des irdischen und göttlichen Königtums, nicht ohne alle künstlerische Wirkungskraft, wobei wir freilich zum Vergleich nicht etwa die in den Lichtglanz einer sonnigen Erhabenheit getauchten griechischen Tempel oder die feierlichen, majestätischen Dome unseres Mittelalters heranziehen dürfen.

Königspalast und Tempel bildeten zwar gesonderte Gebäude, waren jedoch ganz nahe aneinandergerückt, gemäß dem doppelten Berufe des Königs, der oberster Leiter war im Krieg und Frieden und zugleich oberster Priester des im Tempel wohnenden Gottes des Volkes. An Massigkeit müssen die Wohn- und Regierungsgebäude den Tempel weit übertroffen haben, denn als ein kleines Gebäude wird dieser geschildert, mehr der Größe einer Kapelle entsprechend als den gewaltigen Gotteshäusern anderer Kulturen. Wenn er trotzdem die Bewunderung der Nachfahren hervorgerufen hat, so ist dies wohl so zu erklären, daß er eben alle übrigen Heiligtümer nicht allein durch seine Ausstattung, sondern gewiß auch durch seinen Umfang überstrahlte. Bei alledem war er noch klein genug. Denn nicht als Versammlungsort diente er der zur Feier um den Priester sich scharenden Menge, sondern er stellte vor allem das den Opferaltar und den Schatz bergende Gehäuse dar, und wenig hoheitsvoll möchte der Eindruck sein, den er, wäre es uns vergönnt, ihn zu beschauen, erwecken würde: weder durch die Gewalt der Massen den Sinn berauschend, wie etwa die babylonischen Tempel, noch durch feinere Gestaltung das Auge bannend, vermöchte er schwerlich die Wirkung des Erhabenen auszulösen: mühsam wohl erst suchte sich dieses aus den Mauern herauszuringen.

Das Werk der Harmonie

Wir haben nun, unser Auge beständig dem Urphänomen des Lebens zuwendend, die kulturellen Äußerungen der Heldenzeit in ihrer Mannigfaltigkeit festzuhalten versucht. Herrschend, vom Machtwillen beflügelt, sucht man sich im Gewoge des Lebens durchzusetzen, und als Herrschergestalt schwebt über den Menschen Jahwe, dieser himmlische Imperator, der seine Völker zum Siege leitet und die Erde zu einer wohnlichen Stätte ausschmückt. So sind es einmal imperialistische Kräfte, die der Religion dieser Kultur die Farbe verleihen.

Aber nicht immer ist es möglich, das Chaos des Lebens sieghaft abzuwehren: Zeiten stellen sich ein, wo schwere Not auch die Stärksten umdüstert, und so gerät die Seele in solche Wirrung, daß man selbst von Schwächegefühlen urzeitlicher Art übermannt wird: der Zauberglaube wird in solchen finsteren Stunden zum Rettungsanker. Oder es gelingt, das Grauen, das sich um den sonst so huldreichen Gott legt, auf andere Weise zu verscheuchen: aufrauscht etwa, durchbrechend die seelische Verfinsterung, der Jubel der Hoffenden, die beflügelt das Gefühl, daß Jahwe, der Volksgott, den Feinden, seien es fremde Völker oder Dürre, Seuchen, Heuschreckenfraß, Halt gebieten und als ein Erlöserkönig, als Messias, eine bessere, ja glorreiche Zukunft heraufführen wird. Der Erlösungsgedanke, eingegeben von dem Gefühl, daß so gewaltig wie der Zorn der Gottheit auch ihre Gnade sei, dieser Erlösungsgedanke läßt eine Leuchte aufgehen in der Trübsal und beseitigt den dumpfen Druck der Angst.

Und zu alledem gesellt sich noch die Kunst, die gewiß insofern, als sie das Leben formt und feiert, vom Machtwillen eingegeben ist, aber zugleich, indem sie die Menschen in eine Sphäre hebt, wo sie frei atmen und sich hoch über den stürmenden und verwirrenden Gewalten des Daseins ergehen können, nicht allein von lösenden Hochgefühlen eingegeben ist, sondern auch solche erweckt.

So bietet diese Kultur den Eindruck eines harmonischen Werkes dar. Aber immer wieder muß an diesem Werk gebaut werden, nicht als ein stets forthallender Ton umschwebt die Harmonie die Menschen. Gewaltig ist die seelische Spannung, und im Bilde Jahwes ist diese mit deutlichen Zügen eingeprägt: unheimliches Grauen kann von ihm ausgehen, wenn er im Grolle rast und Dämonen seine grausige Gefolgschaft bilden, aber auch triumphierend, von Siegesfeuern umloht, kann er seinen Getreuen

erscheinen, daß der Bann des Bösen weicht und sie aufatmen als Befreite, denen schwere Ketten abgenommen worden.

Und auch sonst noch erweckt das Leben den Eindruck einer aus der Finsternis herausstrahlenden Harmonie. Wilde Machtgelüste können die Menschen dieser Zeit übermannen, so daß sie sich leicht zu Untaten hinreißen lassen: die Kriege, die Fehden sprechen in dieser Hinsicht eine deutliche Sprache. Und auch im Bereiche der Sippen fehlen die Reibungen, fehlen Zwistigkeiten nicht. Aber auch einer Hingabe sind diese Menschen fähig, einer solchen Treue, daß die soziale Harmonie die Wirrung überwiegt. Noch grollt es nicht in den Tiefen der Gesellschaftsordnung: die ärmeren Schichten, die Bauern und Hirten, die Taglöhner und Sklaven erkennen die Herrschaft des Adels an, und wenn sie auch zuweilen dessen Härte zu spüren bekommen und einmal murren: sie beugen sich willig und tasten noch nicht die Grundlagen seiner Herrschaft an. Und alles wirkt zusammen, um der gebietenden Klasse, also dem Adel, die Erde, wenn auch nicht zu einem Paradies, so doch zu einer Stätte quellenden Segens zu gestalten. Die herrschende Religion befindet sich völlig im Einklang mit seiner Lebensstimmung, sie weiht die gegebene Kultur als eine göttliche Ordnung, rechtfertigt seinen gesellschaftlichen Vorrang, und fern davon, wie etwa später das Christentum, wegzulocken von den grünen Fluren des Daseins, preist sie alles, was geeignet ist, die Grundlage seiner Herrschaft zu festigen.

Doch über diese so stark gefestigte, das Leben sonnig beleuchtende Kultur brachen schwere Stürme herein. Das Machtstreben einmal des herrschenden Standes, des Adels, untergrub sie und entfesselte ein unheimliches Chaos, und so beginnt denn das Spiel des Lebens von neuem. Es regen sich Kräfte, die diese Wirrung zu bannen suchen, und wiederum gewinnt das Erlösungsstreben Macht über die Geister. Aber zertrümmert wird nun das Ideal der Heldenzeit: die Idee einer neuen, Heil verheißenden Kultur ringt sich durch und zwingt die Entwicklung in völlig neue Bahnen. Es sind die großen Propheten, welche diese Entwicklung krönen und machtvoll auf den Verlauf der Weltgeschichte einwirken.

DIE AUFLÖSUNG DER HELDENZEIT

RATIONALISTISCHE REGUNGEN

DIE früheste Regung eines neuen Geistes, der sich, wenn auch erst schüchtern und noch unbewußt, gegen die Heldenzeit wendet, finden wir in Geschichtsdarstellungen, welche die Bücher Samuel und das Richterbuch enthalten. Sie mögen zum Teil während der Herrschaft Salomos, teils kurz nach dessen Tode verfaßt worden sein, und sie führen uns in eine seelische Welt, wie sie uns bisher noch nicht begegnet ist.

Schon im Heldenlied regt sich so etwas wie geschichtlicher Sinn. Taten der Helden feiern diese Lieder, und so taucht auch die Umwelt, in welche die Helden hineingestellt sind, vor den Augen der gespannt lauschenden Hörer auf. Allerdings wird im Heldengesang keineswegs eine treue Schilderung geschichtlicher Vorgänge erstrebt, in den goldenen Hauch der Verklärung vielmehr wird die Vergangenheit getaucht: an leuchtenden Bildern von Kampf und Sieg wollen sich die zu froher Feier Versammelten berauschen, und nicht so sehr das Besondere der Schicksale einzelner Helden fesselt sie, als vielmehr das, was in dieser Zeit die Menschen überhaupt bannt: ihre herrliche Gestalt, die gewaltige Kraft, die in ihren Armen schlummert, ihre Tapferkeit, ihre in allen Wechselfällen des Lebens standhaltende Treue, ihre Ruhmsucht, ihr schnaubender Zorn, die glühende Rache und ähnliches. Auch die Schlachten, die der Sänger ausmalt, oder die Feste, die Schmausereien und Zechereien, die Spiele, die Todesfeiern, kehren immer als das gleiche Schauspiel wieder: überall wieder auftretende Hauptzüge werden allein festgehalten, denn erfreuen, nicht belehren soll der Sänger. Wenn in gehobener Stimmung die Feiernden sind, dann ist er willkommen, und helle, lichte Bilder soll er hervorzaubern, auf daß der Frohsinn belebt werde.

Mag nun auch alles andere als eine treue Wiedergabe geschichtlicher Begebenheiten erstrebt werden: festgehalten werden wenigstens die Hauptzüge der vorhandenen Kultur, vor allem wird der Held, der Hauptträger der Entwicklung, in anlockenden Bildern, die gewiß sein Wesen erhöhen, aber keineswegs fälschen, hingezeichnet. Und spiegeln sich nicht im Heldengesang auch politische Vorgänge ab, so sehr verzichtet wird auf eine gewissenhafte Aufdeckung der Zusammenhänge? Wird nicht ein freilich noch der feineren Abtönung entbehrendes Abbild des Tuns und Treibens der Aristokratie entworfen, werden nicht ihre Leidenschaften, ihre Ideale geschildert?

So sind die frühesten Anfänge der Geschichtschreibung in den Gefilden der Poesie zu suchen: nicht in der Form der Aufzählung trockener Tatsachen hat sich der geschichtliche Sinn zuerst geäußert, sondern in der Form einer Verherrlichung der höchsten Güter der Kultur. Ein in der Urzeit unbekanntes Selbstbewußtsein regt sich in Kreisen des Adels namentlich, und so sehen diese mit hohem Wohlgefallen auf ihre Werke. Indem das Heldenlied diesem Stolz preisende Worte widmet, gestaltet es sich zu einer verklärenden Darstellung wenigstens der Haupterscheinungen der herrschenden Kultur. Fast unbeachtet bleibt die große arbeitende Masse der Bauern und Hirten, es sei denn, daß sie als dunkler Hintergrund dient, von dem sich die Lichtgestalten des herrschenden Standes strahlend abheben. Noch ist auch das geschichtliche Bewußtsein nicht so durchgebildet, daß man es verstanden hätte, die ideal geschaute Zeit etwa von Erscheinungen urzeitlicher Art abzugrenzen. Der Vergangenheit ist wohl das Heldenlied zugewandt, doch als Gegenwart wird diese Vergangenheit empfunden, das heißt, der Rhythmus, der die in der Vergangenheit abspielenden Vorgänge beherrscht, ist der Gegenwart abgelauscht, und so werden sie nach den Weisungen des herrschenden Ideales ins Lichte abgetönt.

Frischer und reiner als im Heldenlied weht die Luft geschichtlichen Lebens im Deborahlied, dem gewaltigen Siegesgesang. Wohl ist die Form des Heldengesanges beibehalten, denn in gehobener, in Versen gegliederter Sprache werden die aufregenden, die Seele in Atem haltenden Vorgänge geschildert. Aber wenn das Heldenlied vor allem Bilder des Heldentums, wie sie einer in goldenen Farben schwelgenden Phantasie entquellen, vor die Seelen der lauschenden Festteilnehmer bannen will, so heftet der Verfasser des Deborahliedes seine Augen auf eine

ganz bestimmte geschichtliche Begebenheit. Der Dichter unternimmt es, den Aufmarsch der Krieger, den Verlauf der Schlacht, ja, selbst die politischen Zustände, die den Kampf gegen die kanaanäischen Bedränger auslösten, mit starken Strichen hinzuzeichnen. Freilich nicht als ein immer ruhiger Beschauer, nicht als der unbeteiligte Historiker entwirft er das grausige Gemälde des Völkerringens: die Glut vielmehr der kriegerischen Leidenschaft der Sieger durchwogt ihn noch, machtvoll stimmt er ein Lied an, das verherrlicht die durch Jahwes Hilfe erzielten Erfolge:

„Der Bach Kison riß sie fort,
Der Bach der Schlachten, der Bach Kison.
Tritt auf meine Seele mit Macht!"

So waltet noch viel vom Geist des Heldengesangs in diesem machtvollen Lied. Wahrscheinlich ist es von Sängern in fröhlicher Tafelrunde vorgetragen worden, und ausdenken kann man sich, wie es die Zuhörer mitgerissen. Ein Jahwe, dem Herrn der Heerscharen, geweihter Lobgesang ist es, den Ruhm kündet es der Recken, die auf Deborahs Aufruf hin herbeigeeilt; die heldenhafte Jael preist es, die meuchlings das Haupt des hilflosen Königs Sisera zerschmetterte; mit Spott übergießt es die Saumseligen, und mit der ganzen Grausamkeit der Zeit weidet es sich an dem Unglück der Besiegten. Aber wenn ähnliche Töne auch das Heldenlied anschlägt: es bezieht sich dieses doch immer auf eine hinter dem farbigen Schleier der Poesie gleichsam versteckte Welt, deren Bild niemals in der hellen Beleuchtung der Wirklichkeit des Tages sich darbietet. Hier dagegen malt die Poesie bestimmte Geschehnisse aus, und wenn auch der Dichter den Siegern Ruhmeskränze windet, wenn immer wieder seine Leidenschaft durchbricht, so gelingt es ihm trotzdem, zuweilen in ganz ruhiger Betrachtung geschichtliche Zusammenhänge zu erleuchten. Wie ein trockener geschichtlicher Bericht lesen sich die Verse:

„In Rubens Sippen gab es schwere Herzenserwägungen.
Gilead blieb ruhig jenseits des Jordans,
Und Dan — er geht in die Fremde nach den Schiffen.
Asser saß stolz am Meeresstrand
Und blieb ruhig bei seinen Buchten.
Sebulon ist ein Volk, das sein Leben dem Tod preisgibt
Und Naphtali auf den Höhen des Gefildes."

Mithin haben wir im Deborahlied das Beispiel einer eigenartigen Zwittergattung zu sehen: ein Übergangsglied bildet es zwischen dem

die geschichtliche Wirklichkeit poetisch ausschmückenden und damit verklärenden Heldengesang und einer Geschichtsschreibung, deren oberstes Ziel in der kühlen Durchleuchtung der Vorgänge besteht. „Wissenschaftlicher" Geist schon regt sich im Deborahlied neben Ergüssen einer Seele, die nicht allein einzelne Geschehnisse erhellen will, sondern auch ihren Gefühlsregungen freien Lauf läßt. Und so wechseln ruhige Schilderungen mit heftigen Ausbrüchen eines vor Erregung zitternden Gemütes.

Jedenfalls ist das Deborahlied Zeugnis eines geschichtlichen Verständnisses, das alles überragt, was die Babylonier an geschichtlichen Darstellungen aufzuweisen haben. Was wollen die öden Chroniken, die sich auf eine lose Aneinanderreihung von Tatsachen beschränken, bedeuten gegenüber dem schon farbenreichen Geschichtsgemälde, das dieses Lied entrollt? Und wenn im Heldenlied die Recken oft noch stark von dem Rankenwerk der Sage umsponnen sind, so ist hier eine solche Überfärbung der geschichtlichen Wirklichkeit vermieden: im Leben stehende Gestalten treten auf.

1300 v. Chr., vielleicht auch etwas später, mag das Deborahlied von einem begnadeten Dichter geschaffen worden sein, dessen Stammeszugehörigkeit freilich nicht mehr festzustellen ist. Ein heller, bei alledem aber feuriger Geist offenbart sich in dieser Geschichtsdarstellung: ein Zeugnis ist sie einer ungemein hohen Geistigkeit, die uns eine Vorstellung davon gibt, wie sehr schon einzelne erlesene Menschen die noch von den dumpfen Nebeln des Dämonenglaubens umhüllten Massen überragten. An der Hand von anderen alten Berichten ist nun zu sehen, wie dieser offene, der geschichtlichen Welt zugewandte Sinn im Laufe der Jahrhunderte sich weiter verfeinerte. Vergleicht man die alten, in den Königsbüchern, im Buche Samuel und im Buche der Richter aufbewahrten Erzählungen mit dem Deborahlied, so fällt vor allem eines auf: abgesehen davon, daß die Sprache nicht mehr in die Form des Verses gegossen: das Zurücktreten der Persönlichkeit des Berichterstatters. Nicht tritt wie im Deborahlied im Verlaufe der Darstellung immer wieder die leidenschaftlich bewegte Gestalt des Erzählers hervor, der, überwältigt von den Vorgängen, die er schildert, bald jubelt, bald zürnt: im ruhigen Flusse eines dem Tatsächlichen zugewandten Berichtes gleitet die Darstellung dahin, verzichtend auf allen poetischen Prunk, nichts verratend von einer leidenschaftlichen Anteilnahme, die sich etwa in künstlerischer Leuchtkraft äußern könnte. Ein Geist der Beschau-

lichkeit vielmehr atmet in diesen Berichten, ruhig sehen wir das Auge der Verfasser über die bunte Welt geschichtlichen Lebens gleiten, weder glüht es im Hasse, noch beschattet es Trauer, noch leuchtet es im Jubel: leidenschaftslos vielmehr werden die Ereignisse mit sicherer Hand aufgezeichnet.

Es tritt uns der welterobernde Geist unserer Kultur in diesen geschichtlichen Berichten in einer ganz neuen Form entgegen: so etwas wie der Geist der Wissenschaft ist erwacht. Man sucht das flutende Gewoge der jüngsten Vergangenheit auf Grund sorgfältiger Beobachtung zu bemeistern, und in der Tat ist es diesen Historikern gelungen, ein Gemälde ihres Zeitalters zu entwerfen, das, frei von verklärenden und damit überfärbenden Zügen, eine unerhörte Tatsachenfülle birgt, so daß ihre Darstellungen uns nicht eine von dem Traum eines Ideales überbaute Welt enthüllen wie das Heldenlied, sondern die Wirklichkeit, wie sie sich im Auge eines ruhigen Beschauers abspiegelt. Freilich, es fesselt diese Historiker das vor allem, was auch im Heldenlied immer und immer wieder besungen wird: die Helden sind es, denen sie vornehmlich ihre — fast möchte man sagen — wissenschaftliche Teilnahme bezeugen. Aber diese Helden, deren Lebensschicksale sie vorführen, sind Menschen von Fleisch und Blut, nicht werden sie von der Bewunderung in ein schimmerndes Gewand, in eine strahlende Rüstung gehüllt, so daß immer der gleiche Lichtglanz der Vollkommenheit von ihnen ausgeht: nein, als ganz bestimmte Menschen treten sie auf, als Menschen mit besonderen Lebensschicksalen, besonderer Entwicklung, besonderen Erfolgen. Wir blicken hinein in die hellen Gefilde der Geschichte, eine Reihe führender Gestalten werden mit einer solchen Sicherheit hingezeichnet, daß wir gleichsam den Atem ihres Wesens verspüren.

Welche Reihe von bedeutenden Persönlichkeiten zieht an uns, vertiefen wir uns in diese Berichte, vorüber: Saul, David, Joab, Absalom, Salomo, alles Menschen, die als Sprößlinge der gleichen Kultur gewisse gleiche seelische Grundeigenschaften besitzen, aber die doch auch, ringend wie sie sich in diesem Weltall durchzusetzen suchen, mit dem Diadem der Einzigartigkeit gekrönt sind. Tief haben diese Historiker in die Seele ihrer Zeitgenossen geschaut, klar liegt deren Inneres vor ihnen. Aber die führenden Persönlichkeiten vornehmlich sind es, denen sie ihre Aufmerksamkeit zuwenden, die Masse der Bauern, Hirten und Sklaven berührt sie kaum: weder ihr äußeres Dasein wird beschrieben,

noch ihr Innenleben enthüllt. So sehen wir, daß es Aristokraten sind, denen wir diese Geschichtsbilder verdanken, hochgebildete königliche Beamte vielleicht, die mit den Augen ihres Standes in das geschichtliche Getriebe hineinsehen; in den Kämpfen des an der Spitze der Geschlechter und Stämme stehenden Adels um die Vorherrschaft den Hauptinhalt der geschichtlichen Entwicklung erblicken, während das Volk und seine Schicksale gegenüber diesen Kämpfen in den Hintergrund gerückt werden. Nur zuweilen dringt ein erhellender Strahl in die Tiefen der Gesellschaft, indem etwa wie in Zeiten revolutionärer Gärung der Anteil der Massen an den politischen Vorgängen so deutlich ist, daß er sich förmlich dem Historiker aufdrängt. Wir hören beispielsweise, wie der nach der Königskrone lüsterne David sich auf lichtscheues Gesindel stützt, wie Absalom, als er sich zur Empörung gegen den Vater fortreißen läßt, die Unzufriedenheit der Massen für seine Zwecke ausnützt. Im Dunkel aber liegt das religiöse Leben des Volkes, wenig erfährt man über Volksgebräuche, verhüllt bleibt sein Seelenleben.

Dafür aber spiegelt sich in diesen Berichten das Dasein des Adels in bunter Mannigfaltigkeit ab. Eine Fülle politischer Kämpfe werden uns vorgeführt, wobei es immer nach der Auffassung dieser Historiker die Leidenschaften einzelner überragender Menschen sind, die die Völker zu Kämpfen entflammen: mit Vorliebe wird namentlich das grausige Schauspiel der Schlachten ausgemalt, werden die Regierungsmaßnahmen der glücklich aus solchem Ringen hervorgegangenen Sieger berührt: über die Feste der Aristokratie, die als heißersehnte goldene Feierstunden den schönsten Schmuck des Lebens bilden, erfahren wir manches Wertvolle: die Religion des Adels wird enthüllt, entschleiert wird sein Innenleben, seine Leidenschaften.

Indem die Helden, die sieghaften Heerführer, die Fürsten, als die bewegenden Kräfte der Geschichte gelten, so gelingt es zuweilen, da ja in der Tat in unserem Zeitalter der Aristokratie wie keiner anderen Schicht führende Bedeutung zukommt, wichtige Zusammenhänge aufzudecken. Hinausgewachsen ist diese Geschichtsdarstellung über die Stufe jener rohen Bemeisterung des geschichtlichen Stoffes in der Art der Chroniken, die auch in Juda am Königshof geführt wurden; deutlich spürt man, wie diese Historiker gewillt sind, das bunte Spiel der geschichtlichen Kräfte zu entwirren und jene Erscheinungen, die ihnen als Kernerscheinungen gelten, womöglich zu deuten als Ausfluß der Willensregungen und Leidenschaften der führenden, die Masse beherr-

schenden Männer. Außerstande ist man zwar, alle die vorwaltenden bewegenden Kräfte, die etwa eine Empörung, einen Krieg hervorrufen, freizulegen, aber man spürt wenigstens Zusammenhänge auf, betrachtet das geschichtliche Leben als ein durch scharfe Beobachtung zu erhellendes Wirklichkeitsgebiet.

Mit der Vorliebe, die diese Geschichtsschreibung den führenden Männern entgegenbringt, hängt es zusammen, daß deren Lebensschicksale in einer Breite zur Darstellung gelangen, die mitnichten ihre Rechtfertigung empfängt durch das Streben nach einer Entwirrung geschichtlicher Vorgänge. In diesen Historikern ist die Freude an der bunten Fülle der Erscheinungen erwacht, sie sind wie Salomo wissensdurstig, und was anderes sollte mehr ihre Neugierde gereizt haben als der Lebenslauf der Helden, die sie in den Mittelpunkt ihrer Darstellung rücken? So teilen sie denn gern aus dem Leben dieser Helden Züge vor allem biographischer Art mit, Vorgänge, die zwar keineswegs belanglos sind, aber als eingreifende geschichtliche Gewalten nicht in Betracht kommen. Und gerade diese Einschübe zeichnen sich zuweilen durch eine besonders feine Kraft der Schilderung aus.

Die Entfaltung des neuen Geistes, wie er in den geschichtlichen Berichten sich äußert, kann nicht hoch genug angeschlagen werden. Denn sieht man genauer zu, so kommt dieser Vorgang gleich einem gefährlichen Vorstoß hinein in das Herz der gegebenen Kultur. Es ist das Heldenzeitalter um eine neue Menschenart bereichert worden, die zwar noch im Bann der herrschenden Werte steht, aber doch nicht mehr unter deren Hoheit sich beugt mit jener Bewunderung, die aus dem Heldengesang herausklingt. Noch kennen diese Historiker kein geschichtliches Jenseits, noch sind sie nicht angelockt von dem Schein eines neuen Zeitalters, den etwa prophetische Weisung enthüllt hat. Es ist aber auch die gegebene Kultur für sie nicht mehr mit jener Weihe umgeben, derzufolge man sich allem, was als hoch und erhaben gilt, triebsmäßig hingibt; vielmehr wagt man es nun, zu prüfen, sich Rechenschaft zu geben von dem, was sich vor den Augen abgespielt hat. Es wird der Kultur gleichsam ein Spiegel vorgehalten, es wird ihr Gewebe zerlegt: forschender Sinn wagt es, die Knäuel der Vorgänge zu entwirren. Wo das Heldenlied das geschichtliche Leben mit den Traumbildern des Ideales ausschmückt, so daß die vorhandenen Flecken ausgelöscht, Mißstände übersehen, Mißklänge durch den vollen Akkord einer verklärenden Poesie übertönt werden, da heften diese Historiker

mit der ganzen Festigkeit eines auch dem Bösen, dem Abstoßenden, zugewandten Sinnes ihr Auge auf die Wirklichkeit, im Drange, sie zu begreifen, sie zu durchleuchten. Bei solcher geistigen Haltung aber sind die Zeiten des dämmernden Dahinlebens verschwunden, da hat das Leben etwas von seiner Unschuld eingebüßt, indem sich nun mit ganz anderer Gewalt als vorher vorhandene Mißstände aufdrängen, wodurch dann der der Poesie und der Religion entströmende, verklärende Trieb eingedämmt wird. Und schon läßt sich erkennen, wie sich diese Historiker nicht allein als Berichterstatter fühlen, denen es lediglich darauf ankommt, das, was gewesen, zu schildern: zuweilen fühlen sie sich auch als Richter und geben deutlich ihr Urteil ab.

Ahnend haben diese Männer erfaßt, daß die vom Heldenlied verherrlichte Kultur nicht immer der strengen Prüfung standhält, daß sie nur zu oft widerstreitet den Geboten der um das Wohl des ganzen Volkes, nicht allein des Adels, besorgten Gottheit. Und wenn gewiß diese Kultur Jahrhunderte hindurch festgegründet dastand, nie blieben Freveltaten aus, ja, diese steigerten sich namentlich in der nachsalomonischen Zeit derart, daß das Kulturgebäude zusammenbrach. Wie ein Vorklang dieses Zusammenbruches aber berühren uns die Stimmen dieser Historiker, die, obwohl ihnen noch kein neues Ideal aufging, doch die Lichthülle bewundernden Lobpreises der Heldenzeit sprengten.

Vergleicht man den Geist, der in diesen geschichtlichen Erzählungen waltet, mit dem des Heldenliedes, so ergibt sich eine wichtige Erkenntnis. Jedesmal ist es die gleiche Wirklichkeit, die erfaßt, beherrscht werden soll, aber während der Sänger von Leidenschaft durchwogt ist und diese einströmen läßt in die Bilder, die er aus seiner Seele hebt, so ist nun die Seele dieser Historiker abgekühlt. Von der Feuergewalt, die das Deborahlied durchbraust, ist nichts mehr zu spüren: die religiöse Leidenschaft, die triumphierend sich einmischt in die Schreckenstaten, mit denen Jahwe auf seine Feinde losfährt, oder die aufjubelt im schauerlichen Glanzgewoge des Sieges, diese Leidenschaft ist erloschen. Die Spannung der Seele hat nachgelassen, die Kultur ist im Begriffe, einzumünden in die Bahn des Rationalismus, der Zivilisation. Das Urphänomen der Kultur äußert sich nicht mehr mit der bannenden Leuchtkraft wie auf den Höhen der Heldenzeit, wo noch ungebrochen der Instinkt, noch nicht hemmend, störend die bedächtige Überlegung sich seiner Entfaltung entgegenstellt. Noch ist gewiß Jahwe der göttliche Imperator Israels, und noch schwebt das Ideal der Harmonie im Sinn

einer wohltönenden Lebensordnung vor den Augen dieser Historiker. Aber weder bringen sie die Kraft auf, die gewaltige Majestät ihres Gottes aus einer nach Triumphen lüsternen Seele in glänzenden Bildern aufleuchten zu lassen, noch vermögen sie es, die Gestalt des Gottes der Harmonie, des Messias, in den Flammenhauch einer leidenschaftlich dem Reich der Erfüllung zustrebenden Seele zu hüllen, daß es bannende Kraft gewinnt für die Harrenden und Hoffenden.

Doch gegen diese religiöse Erstarrung bäumte sich namentlich der Genius Judas auf Verdrängt wurde bald diese kühle Geistigkeit der Historiker, leise, und zwar zuerst in den Kreisen der Aristokratie, meldete sich der Geist einer neuen Kultur, und immer neuen Ausdruck verschaffte sich dieser: auch die unteren Schichten gerieten in Wallung, und große Gestalten offenbarten in ergreifender Weise die Seelennot der Zeit, bis es dann den Propheten gelang, die Siegesfackel zu schwingen und eine hohe Botschaft wuchtig und hinreißend zu künden. Weltgeschichtliche Bedeutung kommt diesem Vorgang zu.

SOZIALE AUFLÖSUNG

WIR betrachten das Erwachen des rationalistischen Geistes, das wir geschildert haben, gemäß unserer Geschichtsauffassung als eine neue Äußerungsform des Urphänomens der Kultur. Jeder Versuch, diese Erscheinung ursächlich zu deuten, indem man sie etwa ableitet von wirtschaftlichen und politischen Tatsachen oder von Kultureinflüssen, führt zu oberflächlicher Beleuchtung, da ja alle diese angeblichen Ursachen sich wieder als Auswirkungen vorausgehender Ursachen ausnehmen. Und wenn es möglich ist, festzustellen, daß auch noch auf anderen Gebieten des Lebens eine Auflösung der Kultur der Heldenzeit sich anbahnt, etwa auf sozialem Gebiet, so werden wir uns mitnichten verleiten lassen, diese Erscheinungen als Ursachen verwandter Vorgänge zu Rate zu ziehen. Nein, in die Tiefen des Genius des Volkes wollen wir steigen, um hier dem Aufquellen der neuen Kräfte zu lauschen, erstrebend eine Entschleierung des Letzten, das sich den Augen des Geistes darbietet: eben des Urphänomens, dessen Odem alle geschichtlichen Erscheinungen durchwogt.

Und nun dringen auf uns eine Fülle von nie vernommenen Klängen ein, je mehr wir den Strom der Entwicklung verfolgen. In den Jahrhunderten nach Salomos Herrschaft ist die Kultur der Heldenzeit gewiß noch nicht geborsten, aber mächtige Feinde, die an ihrem Mauerwerk

rütteln, sind erstanden: soziale Gruppen oder auch einzelne Gestalten, in denen der Geist der Kultur mit neuen Zungen redet.

Alle Gebiete des Daseins, das wirtschaftliche, soziale und politische Leben, die Religion, die Kunst werden aufs tiefste ergriffen vom Geiste einer neuen Zeit. Um tiefe seelische Wandlungen handelt es sich, um „Manifestationen" eben des Urphänomens. Und so begegnet uns denn sowohl der Machtwille als auch das Erlösungsstreben in neuer Ausprägung. Diese aber festzuhalten, das sprühende Farbenspiel des geschichtlichen Lebens einheitlich zu durchdringen, auf daß in ihm sichtbar werde die alles bestimmende Grundkraft, ist die schwierige Aufgabe, welche der Historiker zu lösen hat.

Es ergab sich, daß die Kultur der Heldenzeit auf sozialem Gebiet durch Festigkeit sich auszeichnete, indem der Selbstsucht Schranken auferlegt wurden durch den trotz aller Erschütterungen sich behauptenden Gemeinschaftsgeist. Doch künden bereits unter Salomo Anzeichen, daß der Machtwille der Herrschenden immer kühner sich am Gut und Glück der unteren Schichten vergreift, und in unheimlicher Steigerung reißt dann in der folgenden Zeit dieser Machtwille die Schranken der Sitte und des Rechtes nieder, die Bauern und Hirten in die Tiefen des Elendes schleudernd.

Bald nach Davids Königsherrschaft findet eine Lockerung der Geschlechtsverbände statt. Es werden die Blutsverbände der Sippe gesprengt, es treten an ihre Stelle Ortsverbände, die dem Einzelnen größere Bewegungsfreiheit gestatten. Schwächer sind nun die Gefühle der Zusammengehörigkeit, freier kann sich jetzt der Starke im Leben durchsetzen, seinem Machtstreben sind nicht mehr so enge Grenzen gesetzt wie ehedem. Und so erfaßt denn den Adel eine Machtgier, die den unteren Schichten furchtbare Nöte bereitet. Hilflos sind diese lange dem Wüten der Herrschenden ausgesetzt, zumal sie mit dem Aufkommen der königlichen Heere die Waffen, die sie einst zum Ruhme Jahwes und des Volkes in heiligen Kriegen schwangen, abgaben und so wehrlos wurden: verloren ging ihre Bürgerwürde. Und als verachtete Masse wurden nun die Bauern und Hirten vom Adel ausgebeutet, ohne daß das Königtum dieser Entwicklung Einhalt geboten hätte. Ja, das Königtum selbst bedeutete, indem es oft zur Willkürherrschaft eines einzelnen ausartete, eine schwere Last für die unteren Schichten.

So ist der König alles andere als jener gerechte Herrscher, als der er ehedem, in den Notzeiten, von den harrenden Massen gefeiert wurde.

Es zerstob der Traum von der messianischen Herrlichkeit des Königtums wie Rauch im Winde. Von einschneidenden Maßnahmen, welche die Könige zur Linderung der sozialen Not getroffen hätten, erfahren wir so gut wie nichts. Und nicht allzuviel wird es bedeuten, wenn sie bei Festen dem versammelten Volk Speise und Trank darboten. Von David ist ein solches bezeugt. Bei einer festlichen Veranstaltung „segnete er das Volk im Namen Jahwes der Heerscharen und übergab allem Volke, der ganzen Menge Israels, Männern wie Weibern, jedem einen Brotkuchen und einen Rosinenkuchen." Nein, nicht einen Schirm der Schwachen bildeten die Könige, sondern despotisch haben sie ihres Amtes gewaltet, und Willkürtaten in Fülle haben das Rechtsgefühl des Volkes tief verletzt.

So sehr auch zuweilen die Königsherrschaft, die dem Land eine Sicherheit gebracht, wie sie bisher nie vorhanden war, als Wohltat empfunden worden: das herrische Auftreten der meisten Könige muß eine tiefe Erbitterung in den Seelen derer zurückgelassen haben, die ein Opfer geworden ihrer Willkür. Welcher Haß gegen das Königtum spricht doch aus der Schilderung, die im ersten Buch Samuel aufbewahrt ist. „Folgendes wird die Gerechtsame des Königs sein, der über euch herrschen wird: eure Söhne wird er nehmen, um sie bei seinen Wagen und Rossen zu verwenden, daß sie vor seinem Wagen herlaufen, und um sie sich als Oberste über Tausend, und als Oberste über Fünfzig anzustellen, und damit sein Ackerland pflügen und seine Ernte einbringen und ihm Kriegsbedarf und Wagengeräte anfertigen. Eure Töchter aber wird er nehmen, daß sie demselben warten und kochen und backen. Von unsern Feldern, Weinbergen und Ölpflanzungen wird er die besten nehmen und sie seinen Beamten geben; von eurem Saatland und euren Weinbergen wird er den Zehnten erheben und ihn seinen Hämlingen und Beamten geben. Eure Sklaven und Sklavinnen, eure besten Rinder und Esel wird er nehmen und für seine Wirtschaft verwenden, von euren Schafen wird er den Zehnten nehmen. Ihr selbst aber werdet seine Knechte werden."

Erschütterungen stellten sich bereits unter David und Salomo zufolge deren Willkürherrschaft ein. Empörte sich doch Absalom gegen seinen königlichen Vater, und noch lassen es die Quellen erkennen, daß viele, die an der gewalttätigen Herrschaft Davids Anstoß nahmen, zur Gefolgschaft des Empörers gehörten. Das Ideal des gerechten Königs, zu dem er sich bekannte, führte ihm diese Unzufriedenen zu.

Schwer lastete die Königsherrschaft Salomos auf den Schultern der Massen. Groß wie der Aufwand des Königs war, drückte er Tausende zu Fronarbeitern herab, und sind sicher auch die überlieferten Zahlen übertrieben — sie sprechen von siebzigtausend Lastträgern und achtzigtausend Steinhauern — sie reden immer noch eine deutliche Sprache: zeigen, wie die Heranziehung zweifellos weiter Kreise zur Fronarbeit als Entwürdigung des ganzen Volkes empfunden wurde. Nach dem Tode Salomos trat es grell hervor, wie sehr die Herrlichkeit des Reiches gebaut war auf morschem Grunde. Nicht allein, daß der Selbständigkeitsdrang der Stämme die Grundlagen des Reiches unterhöhlte — der Groll überhaupt aller, die die Härte des Gewaltherrschers zu spüren bekamen, zehrte am Mark des jungen Staatswesens, bis es dann einstürzte wie ein schlechtes Gemäuer. Noch zu Lebzeiten des Königs kam es zum Aufstand.

Nur mit heftigem Widerwillen also haben die Bauern und Hirten ihr hartes, entwürdigendes Los ertragen, in dumpfem Groll beugten sie ihre Nacken, bis dann das schwelende Feuer des Unmutes aufflammte in offener Empörung. Und fern davon, daß der „Aufseher der Fronarbeit", Jerobeam, als Beamter des Königs sich versucht sah, die Gemüter zu beschwichtigen: er hat sich vielmehr an die Spitze der Aufständigen gestellt. Und da alle Stämme, Juda ausgenommen, von der Fronarbeit betroffen waren, so bebte das ganze Reich. Doch ist es nicht gelungen, Salomo zu stürzen. Jerobeam mußte fliehen, und erst nach des Königs Tod wagte er sich wieder aus seinem Versteck hervor. Nun aber ging in Erfüllung, was Tausende wohl schon lange im Sinne trugen. Zu Sichem versammelten sich die Vertreter der Stämme, um einen neuen König zu wählen, und gewiß wäre Salomos Sohn Rehabeam die Krone zugefallen, hätte er es verstanden, die Unzufriedenheit der Nordstämme zu beschwichtigen mit dem feierlichen Versprechen, daß er als ein milder Herrscher über ihnen walten, ihnen das schmerzende Joch, in das sie sein Vater gespannt, abnehmen werde. Jugendlicher Übermut hat Rehabeam zu Fall gebracht. Fern davon, der Bitte der Stämme, ihren Dienst zu erleichtern, Gehör zu schenken und in ihr ein Warnungszeichen zu erblicken, begegnete er ihnen, von Größenwahn umdüstert, mit eiserner Stirne. Pochend auf seine Macht, schenkte er diesen Vorstellungen nicht nur nicht Gehör, nein, ganz anders als sein Vater, so antwortete er nach einem alten Bericht, wolle er den Aufrührern zeigen, wer Herr im Lande sei. „Mein Vater hat euch ein

schweres Joch aufgeladen, so will ich euer Joch noch härter machen; hat euch mein Vater mit Peitschen gezüchtigt, so will ich euch mit Skorpionen züchtigen!" Nun vollzog sich das Unabwendbare. Die Nordstämme fielen von Juda ab, Jerobeam, den Empörer, wählten sie zum König.

Wenn Juda, solange es die Vormacht des Reiches bildete, in sozialer Hinsicht eine Vorzugsstellung genoß, indem es sowohl von den Steuern als auch von der Fronarbeit verschont blieb: in den Jahrhunderten nach Salomo lastete sowohl auf Juda wie auf dem Nordreich ein schauerliches soziales Elend. Ungebändigt wütete der von der Machtgier ergriffene Adel gegen die Bauern.

Dämonisch geradezu lockt in diesen Zeiten die Herrschenden das Land an. Ausgedehnter Grundbesitz bedeutet Macht; je größer die Ländereien, je zahlreicher die Güter, über die der einzelne gebietet, um so strahlender hebt er sich ab von den Volksgenossen, und da man es noch nicht versteht, durch eine sorgfältige Bewirtschaftung des Bodens die Erträgnisse so zu steigern, daß dadurch der Reichtum einen merklichen Zuwachs erfährt, so wirkt sich eben das Machtstreben aus in der Form einer Aneignung immer weiterer Flächen. Von kapitalistischem Geist ist in dieser Zeit nichts zu spüren. Gewinne machen, um diese wieder zu steigern, wäre auch einer israelitischen Aristokratenseele im Innersten zuwider gewesen. Auf ganz andere Dinge ist der Sinn dieses Grundadels gerichtet. Machtgekrönt im Leben zu stehen, darnach gelüstet es diese Herren, und dazu sind benötigt Land und Leute, die ihnen untergeben sind; im Glanz ihrer Würde sich zu sonnen, darnach streben sie, und diesem Zweck dient vor allem auch der Luxus, der aller Welt ihre Macht kündet, dienen Pferde und Wagen, kostbare Gewänder, glänzende Rüstungen, schön ausgestattete Häuser, dient eine Schar Diener und was alles geeignet ist, in diesen nach außen gewandten lebensgierigen Zeiten das Auge zu fesseln und den Eindruck der Vornehmheit hervorzurufen. Wie sehr die Aristokratie diesen Gelüsten sich hingab, das enthüllen uns die Schriften der Propheten. Indem der nach Salomo immer mehr um sich greifende Luxus erkauft war mit dem Wohlergehen der ehedem zufriedenen Masse, so fällt er in die Augen der Volksfreunde nicht etwa mit jener bannenden Gewalt, den er früher ausübte, nicht als der wie eine göttliche Segnung empfundene Glanz, der die Herrschenden umgibt, nein, als eine verletzende Ausgeburt prahlerischen Übermutes wird er empfunden.

Solcher Wertung verdanken wir die kulturgeschichtlich wichtigen Schilderungen des Treibens der Aristokratie, die die Schriften der Propheten enthalten.

Da erfahren wir, daß man Mahlzeiten und Trinkgelage veranstaltete, die vom Morgen bis in die Nacht hinein dauerten: „bei Zither und Harfe, Pauke und Flöte" genoß man die feinsten Weine, und zwar in solcher Menge, daß die Übermütigen taumelten: „alle Tische sind voll unflätigen Gespeis." Auserlesene Speisen wurden aufgetischt, und kostbar war das Gerät, dessen man sich bediente. Mit lieblich duftendem Öl salbte man sich den Körper, und hin streckte man sich auf Elfenbeinlagern, „lümmelte auf dem Divan." Nicht allein die Männer, auch die Frauen waren von diesem Taumel des Übermutes ergriffen worden: sie verließen die Bahn des Herkommens und stellten, so lesen wir bei den Propheten, schamlos ihre Reize zur Schau. „Hochfahrig sind sie geworden, im Gehen recken sie den Hals hoch und werfen freche Blicke, gehen immer tänzelnd einher und klirren mit den Fußspangen." Und welchen Aufwand haben doch solche hochgeborene Damen nötig! Sie schmücken sich mit Stirnbändern und Halbmonden, mit Schleiern und Amuletten, Schrittkettchen, Fingerringen; Prachtgürtel und Prachtgewänder tragen sie. Ausländisches Wesen ahmen sie nach, um sich den Anschein besonderer Würde zu verleihen, um ja recht vornehm und auffallend zu erscheinen.

Es ist zweifellos: nachdem einmal Salomo vorangegangen, erwachte in immer weiteren Kreisen der Herrschenden der Sinn für eine feinere Lebenshaltung: es verschwanden die urwüchsigen alten Sitten, es legte der Adel immer mehr das grobe, bäurische Wesen ab. Zierlichkeit, feine Umgangsformen bürgerten sich ein, die Genußsucht nahm überhand, in einer früher unbekannten Weise kostete man die Annehmlichkeiten einer feineren Lebensweise aus.

Die ritterlichen Grundherren gewannen die Mittel für die immer mehr sich steigernden Lebensbedürfnisse dadurch, daß sie einen Teil der Überschüsse ihrer Wirtschaft, Wein, Öl, Getreide, Balsam, Baumfrüchte, an in- und ausländische Händler abgaben und dafür entweder Gold oder Silber empfingen oder auch jene Luxusgegenstände, die einmal der Prophet Ezechiel aufführt, und die zu erwerben immer das letzte Ziel dieser Austauschtätigkeit bildeten. So waren diese Grundherren alles andere als Kaufleute im kapitalistischen Sinne. Fern liegt es ihnen, im Handel ein Mittel zur Reichtumssteigerung zu erblicken; sie haben

gewiß die begehrten Waren außerordentlich teuer bezahlen müssen, und wenn die so erworbenen Güter — die funkelnden Edelsteine, die feinen Gewebe und Prachtgewänder, all die Hörner, Pokale, Waffen und was alles erworben worden — einen ansehnlichen Schatz bilden konnten: es war dies kein Reichtum, der das Herz des Kapitalisten zu erfreuen vermöchte. Denn „unproduktiv" sind ja alle diese Luxusgegenstände, bar der Kraft, aus sich heraus neue Werte zu erzeugen.

In dem unersättlichen Streben nach einer immer glanzvolleren Lebenshaltung vergriffen sich die Grundherren am Eigen der Bauern: indem sie diese zu Hörigen herabdrückten und auspreßten oder gar versklavten und vertrieben. Damit wurden die Grundherren, die ehedem mit patriarchalischer Milde walteten, zu selbstsüchtigen, hartherzigen Bedrängern der Schwachen. Sie, die in den ersten Jahrhunderten nach der Ansiedlung in Kanaan dem Schwachen, wenn einmal die Not sich einstellte, hilfsbereit die Hand reichten, daß er nicht strauchle, sie nützten nun die Notlage der armen Bauern und Hirten geradezu aus, um sich zu bereichern; versetzten dem am Rande des Abgrundes sich klammernden armen Teufel noch einen Stoß, daß er in das Dunkel des Unheiles hinabstürzte. Wie oft mag es vorgekommen sein, daß infolge von Mißwachs eine Hungersnot mit ihren Schrecken das Land überfiel: hätte da nicht das aus tiefliegenden, matten Augen starrende Elend den Grundherren ans Herz greifen müssen? Nun, ehedem, als sie noch bescheiden dahinlebten, noch nicht vom Taumel der Machtsucht ergriffen waren, da waren sie dem armen Nachbarn willig zu Hilfe gekommen, hatten ihn mit Nahrungsmitteln versorgt, daß er wenigstens das Nötigste besaß. Gewiß, auch später hat es sicher Grundbesitzer gegeben, die noch nicht so von der Selbstsucht betört waren, daß sie überhörten den Schrei der Elenden, die dankbar waren für die Brosamen, die vom Tische der Reichen fielen. Aber neben ihnen machte sich eine Gruppe breit, die das Unerhörte wagte: das überschüssige Getreide und andere Nahrungsmittel, die sie entbehren konnten, dem fremden Händler zu überlassen, um dafür Kleinodien einzuhandeln, während im Lande selbst der Hunger wütete.

Zu den Mitteln, die der reiche Grundherr anwandte, um den vom Elend bedrängten Bauern vollends zu würgen, wird namentlich die Geldleihe gehört haben. Schon lange war sie üblich, und wenn sie in den Zeiten des Verfalls der alten sozialen Ordnung für viele zum Verhängnis ward: ursprünglich war ihre Wirkung durchaus nutz-

bringend. Denn wenn der reiche Grundbesitzer dem armen Genossen, der irgendwie vom Unglück heimgesucht wurde, mit Geldbeträgen aushalf, so waren diese Darlehen zinsfrei. Aus freundschaftlicher Gesinnung heraus wurden sie gewährt, und willig verzichtete man auf jeden Gewinn, man war vielmehr froh, wenn man durch Freigebigkeit ein gutes Werk verrichten konnte. Anders war das Verhältnis zwischen Gläubiger und Schuldner, wenn sie sich persönlich fernstanden, wenn nicht freundschaftliche Gefühle, wie sie Nachbarn verbinden, sie umschlangen. Dann brachte der Gläubiger mit der Hartherzigkeit roher Machtgier den Schuldner zu Fall. Hatte er doch das Recht, ihn, wenn er seine Schuld einschließlich des meist hohen Zinses zur festgesetzten Zeit nicht zurückerstatten konnte, einfach in die Sklaverei zu stoßen: ein aus der Machtgier der herrschenden Klasse heraus entstandener Brauch.

Wie oft mag es vorgekommen sein, daß bei Mißernten die kleinen Bauern die Grundherren um Hilfe angingen und später, vielleicht weil wieder gering die Erträgnisse, ihre Schuld nicht abtragen konnten. Schrecklich war dann ihr Los. Vertrieben wurden sie „vom lieben Hause", in die Sklaverei wurden sie mit ihrer Familie verkauft, oder der Hauswirtschaft der Gläubiger selbst einverleibt, während der Grund und Boden dem Grundherrn zufiel.

Zum erpressenden Grundherrn gesellte sich der betrügerische Händler. Grollend hat der Prophet Amos die Schliche dieser Getreidewucherer aufgedeckt und ihnen mit furchtbarem Gericht gedroht, ihnen: „die den Dürftigen nachstellen und die Notleidenden im Lande bedrücken", ihnen, die denken: „wann geht der Neumond vorüber, daß wir Getreide verhandeln können, und wann der Sabbat, daß wir Korn auftun, daß wir das Ephra verkleinern, das Gewicht vergrößern und betrügerisch die Wage fälschen, daß wir für Geld die Geringen kaufen und die Dürftigen um eines Paares Schuhe willen und den Abfall von Korn verhandeln." Diese Getreidewucherer mögen nicht nur den Bauern, der einen Teil seines Getreides abgeben konnte in Zeiten reichen Segens, betrogen haben durch Fälschung des Gewichtes, namentlich auch die von ihnen kaufende Bevölkerung der Städte, besonders wenn eine Hungersnot hereingebrochen, wird erbarmungslos ausgesaugt worden sein. Es wird der schlaue Händler Getreide eingekauft haben, so viel er konnte, um dann, pochend auf seine Macht, die Preise so hoch als

möglich hinaufzuschrauben. Und wehe den Bauern, die in Abhängigkeit gerieten von solchen Wucherern!

Indem so die Machtgier grenzenlos um sich griff, sank der Adel von der Führerstellung, die er ehedem einnahm, herab. War es früher ein Ehrentitel, den Schwachen ein Schirm zu sein, so bringt jetzt der Reichtum Ehren ein, auch wenn er durch Beraubung der Armen, durch rohe Vergewaltigung der Wehrlosen entstanden ist. Berichten doch die Propheten, daß der Reichtum mit Blut besudelt sei, was darauf schließen läßt, daß man, im Falle wohl die Armen sich weigerten, ihr Eigen zu verlassen, oder sonstwie sich zur Wehr setzten, mit dem Schwert in der Hand einschritt. Es stehen sich mithin die sozialen Schichten, die in der alten patriarchalischen Ordnung sich einträchtig zusammenfanden, nun feindselig gegenüber. Ein Unerhörtes hat sich vollzogen: das Volk Jahwes ist zerklüftet, es ist gar kein einiges Volk mehr, vielmehr gespalten in Gruppen, die sich als Todfeinde gegenüberstehen. Nicht mehr Wahrer des Rechtes, das ist das den Massen und deren Fürsprecher sich aufdrängende Gefühl, sind die Herrschenden, sondern Rechtsbeuger, schauderhafte Ungeheuer, die kalten Sinnes das Altehrwürdige, Heilige mit Füßen treten, vor dem furchtbarsten Frevel, der ärgsten Rechtsbeugung nicht zurückschrecken: nämlich dem Volk, den Getreuen Jahwes, als sei es ein hergelaufenes Gesindel, das traurigste Geschick bereiten, indem sie es der Freiheit berauben. Gerade die, die darüber wachen sollten, daß das alte, die Schwachen beschirmende Recht nicht von frevelnden Händen betastet wird, die Fürsten, haben ihre erhabene Aufgabe vergessen, haben, angesteckt von dem neuen Geist, Verbrechen auf Verbrechen gehäuft. Gewiß, es hat, wie die geschichtlichen Berichte erweisen, auch Fürsten gegeben, deren Herrschaft nicht als Druck empfunden wurde, Fürsten, denen das Volk noch ein anderes war als allein die blöde Masse des ungelenken, verachtungswürdigen Pöbels. Aber selten waren doch diese vom Geist der Milde und der Gerechtigkeit beseelten Herrscher; die Masse derselben muß eine Rotte grausamer Tyrannen gewesen sein, die, fern davon, dem Treiben der Grundherren und Händler Einhalt zu gebieten, vielmehr deren Genossen waren, wenn es galt, dem armen, mit Mühsal beladenen Volk das rote Blut auszusaugen. Schwere Anklagen enthalten die Schilderungen der Propheten.

„Deine Führer sind Aufrührer und Diebsgenossen,
Sie alle nehmen gern Geschenke und laufen der Bezahlung nach.
Den Waisen verschaffen sie nicht Recht, und die Sache der Witwe kommt nicht vor sie."

„Weh' dem, der Haus und Söller
Mit Unrecht baut,
Zur unbezahlten Arbeit den Bürger nötigt;

Der sich ein mächtig Haus baut
Mit luftigen Zimmern,
Breitfensterig, gedeckt mit Zedern,
Bemalt mit Bergrot.

Du fühlst dich als König, wenn Du
In Zedern groß bist?
Dein Vater lebte einfach,
Doch fühlt' er sich glücklich.

Er tat, was recht ist, schützte
Bedrückte und Arme:
Heißt solches nicht, spricht Jahwe,
Mich recht verstehen?

Du bist mit Herz und Augen
Nur auf Gewinn aus,
Aufs Blut unschuldiger Menschen,
Aufs Leuteschinden."

(Jeremia, nach der vortrefflichen Übersetzung von Duhm, die wir noch öfters benützen.)

Namentlich der Prophet Micha hat mit wuchtigen Strichen die allgemeine Verderbnis, in deren Strudel auch die Fürsten gezogen worden, geschildert:

„Ich sage: ist's nicht an euch,
Das Recht zu kennen — euch Feinden
Des Guten, Freunden des Bösen,
Die fressen das Fleisch meines Volkes?

Die ihnen die Haut abziehen
Und ihnen die Knochen zerbrechen,
Und wie Fleisch im Kessel zerlegen,
Wie Suppenfleisch im Topfe?"

Entgegenlodert des Propheten Zornesglut den Sehern,

„Die irreführen das Volk,
Die Haut ihm herunterreißen,
Das Fleisch von seinen Knochen.

Die, kriegen sie was für die Zähne
Zu beißen, Heil verkünden,
Doch füllt ihnen jemand den Mund nicht,
Den heiligen Krieg ihm erklären."

Als ein wahres Räubergesindel erscheinen dem Propheten die Häupter des Volkes, nicht als verehrungswürdige Führer: sie, die Machthaber,

„Die das Recht verabscheuen,
Krummachen alles Gerade;
Die Zion bauen mit Blut,
Jerusalem mit Unrecht,
Dess' Häupter richten für Geld,
Dess' Priester für Lohn entscheiden."

So ergibt sich, wie die leitenden Gruppen des Volkes, die Fürsten, der Adel, die Reichen überhaupt, dann aber auch die geistigen Führer, die Priester und Seher statt Hirten, die sorgsam die Herde überwachen, reißende Wölfe geworden sind, die das Wehgeschrei der Elenden unberührt läßt. Mögen auch die Propheten einseitig nur die dunklen Flecken der Zeit hervorgehoben, im Streben, die sozialen Gebrechen aufzudecken, ihrem Gemälde allzudüstere Farben verliehen haben: im großen und ganzen gründet sich ihre Schilderung der sozialen Zustände ihrer Zeit auf eine schon recht feine Beobachtung, und nur insofern bedarf diese, soll ein treues Abbild der Wirklichkeit gewonnen werden, der Ergänzung, als eben die lichten Seiten von ihnen völlig übersehen werden.

Die Grunderscheinungen der gewaltigen sozialen Umwandlung haben die Propheten mit voller Klarheit erfaßt: die sie entflammende Tatsache, daß das Volk der weisen, überlegenen, milden Führer entbehren muß; daß die Gefühle verschwunden sind, die ehedem Hoch und Nieder umschlungen haben, sie vereinigend zu einer festen Gemeinschaft. Nun ist es gewiß richtig, daß auch in den entschwundenen patriarchalischen Zeiten die Selbstsucht der Herrschenden zuweilen sich durchrang, die Satzung der Sitte und des Rechts durchbrechend, aber immer waren es einzelne, die verwegenen Sinnes sich zu Freveltaten hinreißen ließen, damit den Bannstrahl der Verachtung auf sich lenkend. Denn mit Abscheu wandte man sich ab von diesen Empörern, und ein Schauder überfiel diese selbst bei dem Versuch, den verbotenen Weg, den ihnen die Selbstsucht wies, zu beschreiten. Das ist nun anders geworden. Unzählige erfaßt jetzt ein wildes Machtstreben: die Selbst-

sucht greift mächtig um sich und zersplittert das Volksganze, indem der einzelne sich immer mehr loslöst von der alten engen Gemeinschaft des Geschlechtes, durchtränkt vom Gefühl seiner Würde, seine Macht zu steigern sucht, unbekümmert um jene, die solchem Gelüst zum Opfer fallen. Waren es früher vor allem die Angelegenheiten der Gemeinschaft, denen die leitenden Kreise ihre besten Kräfte widmeten, waren es namentlich auch die Kriege, in denen sie ihre Leidenschaften ausströmten, so schwindet nun dieser soziale Geist immer mehr: der einzelne fühlt sich als Selbstzweck und läßt kein Mittel unbenützt, um seinem Ich die Wonnen eines freien, ungehinderten Auslebens zu verschaffen. Mag auch die alte Sittlichkeit noch im Gewissen wie ein von fernher kommender Klang sich Gehör zu verschaffen suchen, er wird übertönt durch die rauschenden Akkorde einer Lebensgier, die wie ein überschäumender Strom dahinstürzt. Nun fällt die alte Sittlichkeit zu einer Ruine zusammen, es werden die ehedem als heilig erachteten Werte entthront, es verändert sich das Verhältnis zwischen Mensch und Mensch. Wenn in der vergangenen Zeit freundschaftliche Gesinnung die Menschen verband, wenn diese sich, noch nicht vom Dämon des Eigennutzes überwältigt, vertrauensvoll begegneten — nun ist es das Mißtrauen, das sie beseelt. Dadurch, daß jeder auf seinen Vorteil bedacht ist, wird der Nebenmensch zum Mittel; ihn zu Fall zu bringen, um aus seinem Sturz Nutzen zu ziehen, wird nun erstrebt, und wo es nicht angeht, ihn aus seiner Stellung zu verdrängen, da überschüttet man ihn mit giftigen Pfeilen, mit den Waffen einer neuen Art des Kampfes: verlästert, verleumdet, beschmutzt ihn durch üble Nachrede, um sich selbst umsomehr in prahlerisches Licht zu setzen. Ja, selbst Verwandte entzweien sich; von der Eigensucht aufgestachelt, betrügen sie einander und schänden so eines der heiligsten Gebote der Vergangenheit. Immer mehr schwindet die alte Zucht, die strenge Gesinnung einer Zeit, der die gegebenen Ordnungen als unantastbare Heiligtümer galten: selbst die Ehe wird entweiht, indem sowohl die Männer als auch die Frauen, im Drang, sich auszuleben, die Schranken der Sitte und Sittlichkeit niederwerfen und so den Frieden des Hauses zerstören. Unübertrefflich hat der Prophet Jeremia diese sittliche Verwilderung geschildert:

„Sie sind ein ehebrechend,
Treulos Gesindel,
Die Lüge herrscht im Lande
Und nicht die Wahrheit.

Sie gehen von Bosheit zu Bosheit
Beständig weiter,
Jedoch von mir, spricht Jahwe,
Will man nichts wissen.

Seid auf der Hut vor dem Freunde,
Dem Bruder traut nicht:
Der Bruder betrügt wie Jakob,
Der Freund verleumdet!

Sie hintergehen einander
Und reden Unwahrheit,
Gewöhnten die Zunge ans Lügen,
Frech, fern von Umkehr.

Sie fügen Druck zum Drucke
Und Trug zum Truge,
Von mir, spricht Jahwe, wollen
Sie gar nichts wissen.

Ein Mordpfeil ist ihre Zunge.
Trug all ihr Reden,
Man redet freundlich, Arglist
Hegt man im Herzen."

Auch die Worte des Propheten Micha sind geschichtlich von hohem Wert:

„Weh mir, Obstsammlern gleich' ich
Und Wein nachlesenden Weibern!
Frühfeige, nach der mich verlangte.

Der Fromme verschwindet aus dem Lande,
Kein Braver ist unter den Menschen,
Sie alle lauern auf Blut
Und stellen einander nach.

Sie heben zum Schaden die Hände,
Nach dem Vorteil fragt der Beamte,
Recht spricht für Bezahlung der Große,
Nach eigener Gier entscheidend.

Und krumm ist ihr Bester wie Dornen,
Ihr Bravster wie Heckengeflecht.
Nicht trau auf den Nächsten,
Nicht traue dem Freund,
Verschließ vor der Liebsten
Die Pforten des Mundes!

Sohn narrt den Vater,
Maid trotzt der Mutter,
Die Schnur der Schwieger,
Dein Haus ist dein Feind."

ERLÖSERGÖTTER DES ADELS

VOM Standpunkt der Kultur der Heldenzeit aus betrachtet, bildet die namentlich nach Salomos Herrschaft einsetzende Zeit eine solche des Verfalls. Die Verbände, die Geschlechter lockern sich, das starre Gefüge der Sitte wird brüchig; ein freierer Zug beherrscht das Dasein, indem ausländische, phönizische und babylonische Kultur das seelische Leben entscheidend beeinflußt. Die Folge ist, daß der einzelne Mensch — es handelt sich freilich vor allem um die herrschende Schicht — immer mehr die nun als Last empfundene Autorität des Alten abwirft, kühnen Blickes um sich schaut, sein Leben persönlicher gestaltet. Und gerade auch die Kultur der Heldenzeit trägt dazu bei, das Persönlichkeitsgefühl zu wecken. Die Führer in Krieg und Frieden, die gewohnt sind zu befehlen und die Dienstbarkeit der unteren Schichten als etwas Selbstverständliches zu betrachten, leuchten über den Massen auf als die stolzen Herren, denen mehr erlaubt ist als dem schlichten Mann; sie sind vom „Pathos der Distanz" beherrscht und dünken sich als ein Besonderes. Der Herrenwille des Befehlshabers stärkt das Persönlichkeitsbewußtsein, weckt Gelüste, in denen wir den Vorklang der Selbstherrlichkeit der großen, auf eigenem Grunde stehenden Persönlichkeit erblicken dürfen. Und die Despoten, ein David und Salomo, die dem Ringen des wilden Adels ein Ende zu bereiten suchten, dürfen nicht besonders sie, ohne daß sie freilich die Grenze des Heldenzeitalters überschritten hätten, als Vorläufer betrachtet werden der starken Einzelnen, denen es gelingt, ihr ursprüngliches Seelenleben in Formen zu offenbaren, die eine neue Kultur bedeuten? Diese Selbstherrscher, die hoch über alles Volk und selbst den Adel hinausragen, deren Wille ein ehernes Gebot ist, gegen das sich niemand aufzulehnen wagt? Die, auch wenn sie von der Volksgunst getragen werden, doch niemand untertan sind als allein der Gottheit, deren himmlischer Glanz auf ihre Königskrone fällt?

Diese Erscheinungen müssen wir festhalten, wollen wir verstehen, daß im religiösen Leben auch des Adels sich ein Umschwung vollzog, der gleichkam einer Verfeinerung, Verinnerlichung. Freilich, würden wir den Propheten, die sich leidenschaftlich gegen die Gottesverehrung des Adels auflehnten, Gehör schenken, so müßten wir dieses religiöse Leben anders werten. Denn als Abfall von Jahwe brandmarken die Propheten die Kulte der Aristokratie, als furchtbares Verbrechen an der

Seele des Volkes, das dadurch um sein Eigenstes gebracht werde; als eine Veräußerlichung und ein gottfernes Treiben, das Jahwe aufreizen müsse, so daß er in furchtbaren Gerichten die Horde der Lästerer zersprengen werde. Geben wir es zu, daß der größte Teil der Adeligen auch weiterhin, und in den Zeiten zunehmenden Verfalles erst recht, von rohen Machtgelüsten beherrscht war — die Bedrückung der Bauern zeigt es zur Genüge — daß die meisten vom Hauche eines neuen, aus bisher noch verborgenen Tiefen der Seele herauswehenden religiösen Lebens nicht berührt waren: es kann, zieht man die babylonische Entwicklung zu Rat, erschlossen werden, daß auch in Israel eine religiöse Bewegung sich entfaltete, in der Kräfte eines schon zarter abgetönten Seelenlebens sich regten.

Nicht in der Heldenzeit, sondern erst später wurde Jahwe als der einzige, weltbeherrschende Gott verehrt: ein gewaltiger, herrlicher Kriegsheld, stürmte er an der Spitze seiner Getreuen gegen die feindlichen Götter, die man haßte, und deren Wirklichkeit niemand zu bestreiten wagte. Kamen doch auch Zeiten, wo Jahwe sich zu schwach erwies, die feindlichen Götter aus dem Felde zu schlagen! Aber im Laufe der Jahrhunderte, als das Kriegsgeschrei nicht mehr so oft wie ehedem das Land in Aufregung versetzte, wurde Jahwe duldsamer: er duldete die Baale neben sich, die Götter der Fruchtbarkeit, ja, er näherte sich diesen an, und selbst ausländischen Göttern wurde in Israel schon unter Salomo gehuldigt: dem phönizischen Gotte Moloch, dem babylonischen Götterpaar Istar und Tamusz.

Es waren vor allem Kreise des Adels, die sich um diese fremden Götter scharten, und so drängt sich denn die Frage auf, welchen religiösen Bedürfnissen diese Kulte ihre Einbürgerung verdankten.

Es wäre falsch, zu glauben, daß die herrschende Schicht in ihrer Gesamtheit jenem frevlerischen Geist nie zu befriedigender Machtgier verfallen gewesen wäre, den die Propheten so rücksichtslos aufgedeckt haben. Nein, es gab Kreise, die tief empfänglich waren für die Leiden, die dem Leben immerdar eingemischt sind, Kreise, die auch einmal müde wurden der ewigen Wechselfälle des Daseins und sich nach Frieden, Harmonie, nach Erlösung von der peinigenden Unrast sehnten. Wir haben das Gefühl, daß diese auch von zarten Wallungen des Herzens durchströmten Kreise etwa jene seelische Entwicklungshöhe erreicht hatten, wie sie in dem früher beleuchteten babylonischen Gilgameschepos zum Vorschein tritt. Noch ist der alte Heldengeist

nicht versiegt, man liebt das Leben und sucht, auch mit dem Schwerte in der Hand, die Widerstände zu brechen, die sich dem Herrschaftswillen des Menschen entgegenstellen. Aber auch das Bedürfnis regt sich, einmal in den Lichtschein einer vollkommenen Welt einzugehen, die Mühsal des Lebens abzuschütteln, sich am Fuße des Thrones der leidensfreien Himmlischen zu lagern und den Lauten der Harmonie zu lauschen. Daß solche Regungen sich einstellten, beweist die Verehrung, die man den fremden Gottheiten, namentlich Istar und Tamusz, erwies.

Diese beiden Götter waren, wie unsere Darstellung ergeben hat, babylonische Fruchtbarkeitsgötter, und als solche wurden sie als Erlösungsgötter, als Heilande gefeiert. In das Bild des Sterbens und Wiederaufblühens der Natur sah man hinein das Schicksal von himmlischen Gestalten, die in die Unterwelt steigen und wieder zum Lichte emporschweben, und als solche den Bann des Todes sprengende Helden gaben sie dem Frommen die Gewähr, daß auch er, stößt ihn das Verderben in das Reich der Unterwelt, zuletzt zur Freiheit in einem ewigen Leben gelangen werde.

So fallen gewiß schon düstere Schatten auf das Leben, man bringt nicht mehr die Energie auf, es als der Güter einziges zu verherrlichen wie in der noch von ungebrochenen Kräften durchschäumten Heldenzeit, man möchte es gewiß auskosten, aber es stellen sich Zweifel, Bedenken, seelische Erschütterungen ein, die die Sehnsucht eingeben, in ein himmlisches Land zu gelangen, wo die Erdenmühsal verbannt ist.

Noch sind an Istar gerichtete babylonische Gebete erhalten, in denen in unvergleichlicher Weise die Herzensregungen der Frommen laut werden. Sie künden die gewaltige Erhabenheit dieser die Menschen in den Werken des Krieges und des Friedens schützenden Götter, doch auch die Klage des Gemarterten, der wohl lechzt nach irdischem Wohlergehen, aber auch nach der Ruhe des aufgestörten Gemütes, nach dem Frieden der Seele.

„Ich flehe zu dir, Herrin der Herrinnen, Göttin der Göttinnen,
Istar, Königin aller Wohnstätten, Leiterin der Menschen!
Irnini, du bist gepriesen, größte unter den Igigi,
Bist gewaltig, bist Herrscherin, dein Name ist erhaben.
Du, du bist die Leuchte des Himmels und der Erde, mächtige Tochter Sins,
Führst die Waffen, veranstaltest den Kampf;
Erteilst alle Befehle, bekleidest dich mit der Herrscherkrone,
O Herrin, herrlich ist deine Größe, über alle Götter erhaben!

Die Sache der Mannen in Recht und Gerechtigkeit richtest du, ja du;
Blickst auf den Mißhandelten und Zerschlagenen, bringst sie zurecht täglich.
Leuchtende Fackel Himmels und der Erde, Glanz aller Wohnstätten;
Zornig im unwiderstehlichen Angriff, gewaltig im Kampf!
Brandscheit gegen die Feinde entfacht, die den Kriegern Vernichtung bringt;
Aufreizende Istar, die die Scharen zusammenschart!
Göttin der Männer, Gottheit der Frauen, deren Ratschluß niemand versteht!
Wo du hinblickst wird der Tote lebendig, steht der Kranke auf,
Kommt der Irrende zurecht, da er auf dein Antlitz schaut.
Ich, ich schreie zu dir, hinfällig, seufzend, dein schmerzerfüllter Knecht.
Schau auf mich, meine Herrin, nimm' an mein Seufzen!
Treulich blick' auf mich, höre auf mein Flehen!
‚Wie lange noch ich!' sprich aus, dein Gemüt erweiche sich!
Wie lange noch mein kläglicher Leib, der voll ist von Störungen und Wirrnissen!
Wie lange noch mein schmerzliches Herz, das voll ist von Tränen und Seufzern!
Wie lange noch meine kläglichen Eingeweide, die gestört und verwirrt sind!
Wie lange noch mein bedrängtes Haus, das die Klagelieder in Trauer bringen!
Wie lange noch mein Gemüt, das gesättigt ist von Tränen und Seufzern!
Ich woge wie eine Hochflut, die ein böser Wind erregt,
Es fliegt, es flattert mein Herz wie ein Vogel des Himmels.
Ich girre wie eine Taube, Nacht und Tag,
Bin niedergeschlagen und weine qualvoll;
Von Weh und Ach ist schmerzvoll mein Gemüt.
Es kam über mich Krankheit, Siechtum, Verderben und Vernichtung;
Es kam über mich Not, Abkehr des Antlitzes und Zornesfülle.
Wut, Groll, Grimm von Göttern und Menschen.
Ich muß sehen, meine Herrin, düstre Tage, finstre Monate, Jahre des Unglücks;
Ich muß sehen, meine Herrin, ein Gericht der Verwirrung und Empörung;
Es erfaßt mich Tod und Not.
Verwüstet ist mein.... Hausheiligtum,
Über mein Haus, Tor und Gefild ist Verödung ausgegossen.
Mein Gott: nach einem andern Ort ist sein Antlitz gewendet,
Aufgelöst ist meine Sippe, meine Hofmauer zerbrochen.
Es merken nur dich, meine Herrin, es sind auf dich gerichtet meine Ohren,
Ich flehe zu dir, ja, zu dir, löse meinen Bann!
Löse meine Schuld, meine Missetat, meinen Frevel und meine Sünde;
Vergib meinen Frevel, nimm an mein Seufzen!
Lockre meine Brust, schaffe mir Unterstützung:
Leite recht meine Schritte, daß ich fröhlich und frei unter den Lebenden meine Wege gehe!"

(Übersetzt von Alfred Jeremias)

Diese Göttin Istar wurde, das ergibt sich aus den Schriften des Alten Testamentes mit voller Deutlichkeit, gemeinsam mit Tamusz in Israel, genau so wie in Babylon, in Zeiten schwerer Not betrauert und beweint,

und nichts gebietet, die Annahme abzuweisen, daß auch hier der Jenseitsgedanke tröstend die bekümmerte Seele beglückt hat. Die furchtbaren seelischen Martern, von denen das angeführte Klagelied Kunde gibt, sie kehren wieder bei den großen jüdischen Propheten, und seltsam wäre es, wenn nicht schon vor diesen, wenn hoch die Flut der Not ging, fromme Seelen die Hände emporgestreckt hätten zu den himmlischen Helfern, daß sie den Gepeinigten abnehmen die Lasten ihrer Trübsal. Der alte Jahweglaube vermochte eben, nachdem einmal freier die Menschen im Leben standen, nicht mehr den seelischen Bedürfnissen Genüge zu leisten: Schutzherr war Jahwe lediglich des Volkes, nicht des einzelnen: unberührt ließ ihn dessen Leid.

So ist zu verstehen, daß gerade die in seelischer Hinsicht verfeinerten Kreise des Adels sich leidenschaftlich fremden Göttern zuwandten, eben solchen Göttern, die gnädig auch die Gebete des einzelnen erhörten, und wir müssen annehmen, daß man in Mysteriengenossenschaften sich zusammenfand, um die Gnade dieser himmlischen Helfer zu gewinnen. Ja, es ist selbst denkbar, daß auch machtgierige, trotzige Menschen, die sich wild in das Getriebe der Welt hineinstürzten, sich den neuen Göttern zu Füßen warfen: Menschen, bei denen sich zufolge der Wirrung eines heftig bewegten Lebens das Verlangen einstellte, auch einmal aus dem Strudel herauszukommen und hinaufzuschweben in die Gefilde eines Frieden aushauchenden Äthers, ohne daß durch solche Erlösungssehnsucht das unter der Sonne sich abspielende Leben schlechthin als ein fluchwürdiges erachtet worden wäre. Etwas wie Bußstimmung mag zuweilen die Aristokratie durchbebt haben, gewiß noch als vorübergehende Wallung, nicht als jene düstere Sündenpein, die in der Spätzeit der jüdischen Entwicklung die Frommen mit ungeheurer Gewalt durchdrang.

Die Spuren eines neuen religiösen Lebens enthüllen sich uns so: tiefer Schmerz mag zuweilen die Seele aufgewühlt haben, wenn man die im Abgrund der Unterwelt weilende Gottheit betrauert hat, und Jubellaute des Entzückens mögen gen Himmel gestiegen sein, wenn man die glorreich wieder im Reiche des Lichtes einziehende Gottheit feierte.

Diese nur ahnend zu erfassende religiöse Entwicklung steht durchaus im Einklang mit dem tiefsten Wesen unserer Kultur: als eine neue Äußerungsform des Urphänomens nimmt sie sich aus. Noch durchdringt ein dem rauhen Leben zugewandter Machtwille die Seele: herr-

schend, kämpfend will man das Leben bemeistern, lüstern ist man nach seinen Genüssen, denn jene Fruchtbarkeitsgötter sind Spender holder Gaben: wenn sie nicht gelten sollten als Herren des Hauses und des Feldes wie in Babylon: von ihnen stammen doch die Güter, welche der auswärtige Handel herbeischafft, Güter, die man als wahre Kostbarkeiten empfindet. Aber zugleich sind sie Erlösergötter: Messianische Helden von einer allerdings durchaus neuen Prägung. Nun ist es nicht mehr das ganze Volk, das sie betreuen und aus der Not herausführen, sondern lediglich über einzelnen Kreisen, die von einer Kultgenossenschaft umschlungen sind, spannen sie die Fittiche aus, und zudem haben diese Götter gemäß der nun eingetretenen Verfeinerung des Seelenlebens viel von der dämonischen Größe und Urwüchsigkeit des alten Volksgottes Jahwe eingebüßt. Indem tiefer das Leid in die Seele dringt, färbt sich dieses ab auch auf die Gottheiten: leidende Helden sind diese, die schwere Not erdulden müssen, um die Menschen aus den Ketten ihrer Pein herauszuführen. Not und Tod müssen sie tragen, in die Abgründe des Grauens müssen sie hinabfahren, auf daß es wieder licht werde um sie und die ihnen Verehrung darbringenden Menschen.

Mag man die Richtigkeit dieser Auffassung bestreiten, zumal wir sie nicht mit geschichtlichen Tatsachen im einzelnen belegen können: dem schauenden, den verborgenen Kräften der Entwicklung zugewandten Auge geht sie ohne weiteres ein. Und nichts Unerhörtes würde diese religiöse Wandlung in der Kulturentwicklung unseres Volkes darstellen: der Jahweglauben selbst hat eine ähnliche Neuerung erfahren.

Unsere Überlegungen führen uns nun zu wichtigen Folgerungen: es drängt sich die Wesensverwandtschaft der babylonischen Götter Istar und Tamusz mit den Baalen auf. Istar, die Gattin des Tamusz, wurde in Babylon sowohl als auch in Israel verehrt als Fruchtbarkeitsgöttin, dann als Sternengöttin, und als das ihr geweihte heilige Tier galt der Stier. Stimmen aber in dieser Hinsicht die Baale, erinnern wir uns des früher Ausgeführten, mit ihnen nicht vollkommen überein? Und da auch Jahwe, raste nicht der Krieg im Lande, immer mehr die Wesenszüge der Baale annahm: ist es denn da abzuweisen, daß auch er den babylonischen Heilanden sich annäherte? Auch ihm zu Ehren wurden in den Tempeln Stiere aufgestellt, und noch spricht das Alte Testament davon, daß Salomo und einzelne seiner Nachfolger die Sonne und Sterne anbeteten.

So ist es wahrscheinlich, daß auch im Baals- und Jahwekultus sich die gleichen religiösen Bedürfnisse wie im Kult der babylonischen Gottheiten Ausdruck verschafften. Jahwe und die Baale mögen beweint und umjubelt worden sein wie diese, in Mysterienvereinen mag der einzelne alle Schauer und Verzückungen erlebt haben einer religiösen Inbrunst, wie sie in den wilden Zeiten der kriegerischen Kämpfe, wo der einzelne mit seinem Volk zu einer stählernen Masse zusammenschmolz, in dieser Weise unbekannt war. Wir wissen, daß es in den Jahwetempeln Buhldirnen gab, die sich Jahwe selbst oder auch Istar weihten: in der Ekstase des Geschlechtsgenusses wird man die mystische Vereinigung mit der Gottheit machtvoll genossen haben. Die Baale sowohl wie Jahwe waren ja Götter der Fruchtbarkeit und so auch der Zeugung, und wo konnte so ihre Macht tiefer empfunden werden als im Taumel des Orgiasmus? Und weiterhin sind bezeugt mystische Mahle, bei denen der Wein, die liebliche Baals- und Jahwegabe, in Strömen floß: berauscht hat man sich, und im Rausche die Wollust dionysischer Verzückung genossen. In dionysischer Raserei haben sich, das zeigen deutlich die Elialegenden, die im Dienste der Baale stehenden Priester die Gottheit ihrer Seele einverleibt, und in solchen Ekstasen mag man in der Pracht himmlischen Flammenscheins die Heilsgewißheit gewonnen haben: die Gewißheit, daß der Gott als Messias seine Getreuen in eine von ewigem Glück durchleuchtete himmlische Welt geleiten werde.

Diese schwer zu entschleiernde religiöse Entwicklung drang aber keineswegs mit solcher Macht durch, daß sie zu einer neuen Kultur führte, die in großen Offenbarungen sich rechtfertigte. Leidenschaftlich haßte das ausgepreßte Volk den Adel und damit auch die Götter, um die er sich verehrend scharte. Aber auch inmitten seiner Not regte sich ein neuer Geist: die unheimliche Wolke, die über dem Volke lag, erweckte die Sehnsucht nach reinem Himmel: Ausschau hielt man nach einem Retter, und wer anders sollte dieser Retter sein als Jahwe, der große Gott, der einst zum Heile des Volkes so herrliche Taten vollbracht? Der Beschützer der Gemeinschaft, der den Unfrieden im Innern haßt und als Gott der Eintracht und Gerechtigkeit die starke Säule bildet des Glückes Aller?

Eine bange Frage freilich drängte sich auf: wie sind die schweren Leiden, in die die fleißigen Bauern und Hirten versunken, in Einklang zu bringen mit dem Willen des einst triumphierend vor seinem Volke einherziehenden Gottes? Wie kommt es, daß ein Fluch sich in Israel

eingefressen und das Volk mit Plagen überschüttet, die schlimmer sind als Pest und Heuschreckenschwärme? Wie ist die schwere soziale Not in Einklang zu bringen mit dem Walten eines Gottes, der ehedem Israel verherrlicht hat, daß es wie ein Kleinod unter den Völkern aufglänzte? Die Paradiesgeschichte sucht eine Deutung zu geben.

DER TRAUM VOM VERLORENEN PARADIES

IN diesen Zeiten schwerer sozialer Not erlebte Jahwe, der alte Volksgott, dem der Adel untreu wurde, namentlich auch, indem er fremden Göttern huldigte, eine Art Wiedergeburt, und zwar in den Kreisen der gedrückten Schichten. Jahwe wurde als Messias gefeiert, indem die Baale und übrigen Götter, die Götter der Bedrücker, nichts als Unheil brachten. So gesellt sich zu der glühenden Verehrung Jahwes ein glühender Haß den Baalen und ihren göttlichen Genossen gegenüber, ein Haß, von dem das Schrifttum der Israeliten förmlich durchflammt ist, ja, der nicht lange vor dem Auftreten der Propheten in einer revolutionären Bewegung verzehrend aufloderte.

Freilich scheint es ziemlich lange gewährt zu haben, bis das von der Not fast erdrückte Volk die Kraft fand, sich hoffnungsvoll zu Jahwe, dem Messias, hinzuwenden, oder gar den Machthabern sich schwertgegürtet entgegenzustellen. Die Paradiesgeschichte, die nicht lange nach Salomo entstanden sein mag, enthüllt uns eine gedrückte, schwermütige, fast an Verzweiflung grenzende Stimmung, und der Verfasser der Erzählung hat gewiß herausgesprochen aus der Seele vieler Bauern, die der Anstrom der Not gleichsam betäubte.

Die Erzählung vom Paradies, deren Vorbild die bekannte babylonische Sage ist, enthüllt schwere soziale Gebrechen. Einst, im Anfang der Zeiten, herrschte ungetrübtes Glück. In einen herrlichen Garten versetzte Jahwe die ersten Menschen, der Früchte trug ohne Zahl, so daß sie nur die Hand auszustrecken brauchten, um sich zu sättigen. Damals waltete Eintracht, Friede und Freude, aber ein Blitzstrahl, gleichsam ein Fluch, zerstörte diese gesegnete Ordnung. Die Menschen hatten Jahwes Gebote übertreten, und nun wurden sie vertrieben aus dem milden Sonnenland ewigen Glückes. Ein hartes Schicksal wurde ihnen auferlegt, dem Mann sowohl wie dem Weibe.

Und nun höre man, wie aus dem bekümmerten Herzen des bedrückten, unter der Last des Lebens fast zusammenbrechenden Bauern der Schrei der Not hervordringt. Ein Fluch lastet auf dem Weib: „Ich

will dir viel Mühsal bereiten mit Schwangerschaften: mit Schmerzen sollst du Kinder gebären und wirst doch nach deinem Manne verlangen." Nun, auch ehedem, als die Bauern noch nicht zu armseligen Hörigen oder gar zu Sklaven herabgedrückt waren, hat die Frau mit Schmerzen ihre Kinder geboren; aber die Freude, die damals der Kindersegen bereitete, ließ derartige düstere Betrachtungen nicht aufkommen. Nun aber, wo ein räuberischer Adel den Bauern auspreßt, ist der Segen in einen Fluch verwandelt. Die Kinder, die unschuldigen Geschöpfe, müssen mit ins Elend ziehen, wenn der Vater vom Hause vertrieben wird, ihnen bereitet das Leben keine Stätte, wo sie froh mit den Fröhlichen sein können, sondern nichts als Kummer.

Aber auch der Mann ist den Schlägen eines Fluches ausgesetzt: ein Gift gleichsam ist in den Ackerboden eingesenkt: „Unter Mühsal sollst du dich von ihm nähren, dein Leben lang. Dornen und Gestrüpp soll er dir tragen, und du sollst das Kraut des Feldes essen. Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen, bis du zum Erdboden zurückkehrst, denn dem bist du entnommen. Denn Erde bist du, und zur Erde sollst du wieder werden."

Welch trübseliger Geist kommt doch hier zum Vorschein! Als ewige Mühsal und Not wird hier die Arbeit hingestellt, und fürwahr, schwerste Mühsal und Not bereitete die Arbeit den Bauern, die für habgierige Herren sich abrackern mußten. Aber sie war ein anderes, solange noch aus dem Acker der Segen quoll, solange also noch die Bauern, geleitet von einer vom sozialen Geist erfüllten Aristokratie, auf ihrem Eigen saßen, oder durch Abgaben nicht hart bedrängt waren. Damals nahm man die Mühe des Grabens und Pflügens als etwas Selbstverständliches hin, und das Auge, das auf den Äckern ruhte, glänzte auf vor Freude, Jahwe dankend für seine Huld. Und Jubel scholl gen Himmel bei den Erntefesten, wo Hoch und Nieder sich zusammenfanden, um Jahwe zu lobpreisen. Das war nun anders geworden. Ein Fluch war in die Arbeit eingemischt, denn auf ihr gründete sich nicht mehr das Glück des Heims, sondern die Macht einer Aristokratie, die den Bauern lediglich als Fußgestell ihrer verbrecherischen Selbstherrlichkeit betrachtete.

Ein ergreifender Notschrei dringt, um es nochmals zu sagen, aus dieser Erzählung. Kein Gedanke an ein himmlisches Jenseits wird zu einer tröstenden Botschaft für die verdüsterte Seele, kein Glaube an einen schönen Morgen überfärbt die Not. Das Leben ist eine einzige schwarze Flut von Sorgen und Elend, und ist sein Ziel erreicht, so

erfolgt der Sturz in den Abgrund ewiger Nacht. Diese Bauern waren also von einer ähnlichen Stimmung beherrscht wie das abendländische Proletariat, als die Not wie eine betäubende Flut über dasselbe hereinbrach: dumpf lebten sie dahin, das Dasein hinnehmend als ein furchtbares Schicksal, höchstens wehmütig der Vergangenheit als der guten Zeit gedenkend, aber der Kraft ermangelnd, um das Haupt hinzuwenden zu freundlichen Gestaden.

In einer Fluchzeit leben nun die Menschen, das ist die Lehre, die die Paradiesgeschichte enthält, und dieser Gedanke findet auch sonst noch Ausdruck. Jeder kennt das Schicksal Sodoms und Gomorras, von dem eine alte vorprophetische Erzählung berichtet. Eine furchtbare Katastrophe, indem Jahwe Schwefel und Feuer regnen ließ, zerstörte jene Städte mit ihren Fluren und vernichtete die Menschen. Dieser göttliche Zornesausbruch erinnert an die Verheerungen, wie sie uns in den babylonischen Schilderungen der Fluchzeit begegnen, nur daß in Israel der Ausblick auf die messianische Glückszeit fehlt.

Das ist anders in der Sintflutgeschichte, die schon das Gilgameschepos erzählt. Hier wird deutlich ausgesprochen, was Jahwe bewogen hat, die Menschen auszutilgen: ihre Bosheit hat den göttlichen Zorn herausgefordert, und so geschah denn das Schreckliche. Freilich, einen Menschen hat Jahwe verschont: Noah, seinen Liebling, hat er beschützt vor dem Aufruhr der Naturgewalten: ihn, den Gerechten hat er gerettet und, als die Wasser wieder schwanden, auf gesegneten Boden geführt.

So begegnet uns erstmals in leiser Andeutung ein soziales Ideal, wie es der Sehnsucht des Enterbten entspricht. Der Fluch Jahwes, das ist die Grundstimmung dieser Erzählung, möge die Schänder des Rechts und der Sitte, möge die hartherzigen, vor den schlimmsten Gewalttaten nicht zurückschreckenden Herrschenden treffen, und ist das Werk der Vernichtung getan, so möge — das ist die nicht deutlich ausgesprochene Hoffnung — unter der Führung gottesfürchtiger Männer ein Reich der Gerechtigkeit, eine Segenszeit erblühen, die Glück ausbreitet über das niedergetretene, stöhnende Volk. In dieser Erzählung waltet nicht mehr der Pessimismus der Paradiesgeschichte, es keimt die Hoffnung auf, daß Jahwe einschreiten werde, um die Prasser von ihrer Höhe zu reißen, daß er das unterdrückte Volk als ein Erlösergott aus den Tiefen des Elendes herausführen werde.

Die geschichtliche Entwicklung zeigt in der Tat, daß die unteren Schichten sich immer mehr die Dumpfheit aus den Augen rieben und

sich an ein Ideal klammerten, das Rettung verhieß. Ihre Sehnsucht aber nach besseren Zeiten fand weitere Nahrung, indem sich eine religiöse Strömung durchrang, die — ursprünglich von untergeordneter Bedeutung — mit der Zeit wahrhaft aufrüttelnd wirkte.

Diese Bewegung war eingegeben vom Abscheu gegen die von den Bahnen des Herkommens weit abführende kulturelle Entwicklung mit ihren schweren Gebrechen, und einfach war der Grundgedanke, der hier hervortrat. In den Zeiten, als das Volk in der Wüste zeltete und Jahwe allein sein Hort war, da herrschte Glück, Eintracht zwischen Hoch und Nieder. Kein durch seine Schandtaten herausfordernder Adel befleckte die Ehre des Volkes, Segensfülle strömte von der Höhe der Gottheit herab. So weist das Ideal dieser Kreise zurück in die Vergangenheit.

DIE NASIRÄER

WIE ein leibhaftiger Protest gegen die neue, in die Bahn eines Fluches geratene Zeit wirken die Nasiräer. Sie scheinen eine Sekte gebildet zu haben und betrachten sich als Gottgeweihte, bemüht, sich Jahwes Gunst durch einen ihm wohlgefälligen Lebenswandel zu erwerben. Wir wissen, daß diese Gottgeweihten ursprünglich von kriegerischer, in dionysischer Verzückung aufflammender Begeisterung erfüllt waren; nun jedoch begegnen sie uns als eine den kriegerischen Geist, mithin die Kultur der Heldenzeit verschmähende Gemeinschaft. Sie verehren Jahwe in der Art der Väter, denen die neumodischen Kulte unbekannt waren: verschmähen den Weingenuß, und das besagt sehr viel. Galt der Wein nicht als kostbare Gabe der Baale, war er nicht das Symbol der neuen, auf dem Ackerboden erblühten Kultur? Müssen so nicht die Zustände der Wüste, in der ehedem das Volk wanderte und zeltete und der Wein unbekannt war, diesen Nasiräern als Ideal vorgeschwebt haben? Erstmals treten uns in den Nasiräern greifbare Menschengestalten entgegen, deren Lebensrichtung von der der Zeit, namentlich der des Adels, schroff abweicht. Vielleicht waren sie Hirten, sicher ist, daß sie der Luxus, das ganze herausfordernde Gebaren der Herrschenden nicht allein mit Abscheu erfüllte, sondern auch, daß sie sich befleißigten, einfach, nach der Sitte der Väter dahinzuleben: abseits von der Heerstraße, in einem stillen Winkel, in den nichts hineindringt von dem Lärm einer aufgeregten Welt. Reinheit des Wandels, Wohlwollen gegen die Menschen, die Armen vor allem, wird ihr Leitstern gewesen sein.

Treu hielten sie zu Jahwe, dem Gott, den der Adel durch seine alles Herkommen mißachtenden Kulte entweiht hat. Es entfaltet sich zweifellos in diesen Nasiräern etwas wie ein neues Menschentum, dem die Ideale des Adels als Lästerungen Jahwes gelten. Abhold dem rohen Machtstreben, sind sie mehr nach innen gekehrt, jedoch stehen sie noch keineswegs auf einer hohen geistigen Stufe. Die Schätze der babylonischen Kultur, die die Gebildeten sich anzueignen suchen, lassen sie wohl unberührt; der Hauch der Unpersönlichkeit liegt noch über ihnen: sie entsprechen etwa den proletarisch gefärbten Sekten unseres Mittelalters. Mag auch noch alter Zauberglaube im Schwange gewesen sein — denn keine Schere durfte das Haupthaar berühren, im Glauben, daß andernfalls dessen Zauberkraft verschwände — in der Frömmigkeit dieser Nasiräer begegnet uns Jahwe in einer neuen, über die Kultur der Heldenzeit hinausweisenden Form: Jahwe gilt als Friedens- und Erlösergott, der gram ist der Aristokratie und seinen Getreuen beisteht, wenn sie ihm allein, verschmähend den Bilderdienst und die Pracht eines zu wüsten Ausschweifungen führenden Kultus, dienen in Werken der Gerechtigkeit und bescheidenem, stillem Wandel. Noch vermag man es nicht, diesem religiösen Ideal eine bannende Form zu geben, aber als ein ungeschriebenes Gebot waltet es in der Seele dieser Frommen, die sich herausgelöst haben aus der mit einem Fluch behafteten Gegenwart.

DIE RECHABITEN

DEUTLICHER als die Nasiräer lassen sich die Rechabiten erfassen. Sie gehören, entwicklungsgeschichtlich betrachtet, einer früheren Stufe als die Nasiräer an, indem bei ihnen noch der kriegerische Geist der Wüstenzeit lebendig ist. Denn echte Nomaden bilden sie als Überreste eines Wüstenstammes, der durch seinen Führer, Jonadab ben Rekab, verpflichtet wurde, das Herkommen treu zu bewahren. Diese Rechabiten haßten und bekämpften die neuere Entwicklung, und insofern bedeuten auch sie etwas Neues. Sie stoßen aus ihrer schon an eine Sekte erinnernden Gemeinschaft aus, wer Jahwe dadurch lästert, daß er sich der kanaanäischen Kultur anpaßt. Jahwe die Treue bewahren, bedeutet ihnen: kein Haus zu bauen, nicht den Acker zu bestellen, keinen Wein zu trinken, kurz, das Leben eines echten Nomaden zu führen. In diesen Rechabiten muß der Glaube lebendig gewesen sein, durch die alte, Jahwe wohlgefällige Lebensweise das nun unter der Last des Elendes seufzende

Volk zur Besinnung bringen zu können. Sie predigen gleichsam Umkehr, weisen hin auf ihre Gemeinschaft, die auf dem jungfräulichen, noch nicht vom Gift der neuen Kultur verpesteten Boden der Wüste erblüht und wahres Glück ausströmt: die soziale Eintracht vor allem, die zuschanden geht dort, wo der Acker bebaut wird. Auch ihnen kommt wie den Nasiräern der Kultus der herrschenden Klassen mit seinen Tempeln und Bildern und prunkvollen Festen einer Verhöhnung Jahwes gleich, und glühend hassen sie die Baale, die Beschützer einer Klasse, die das Volk Jahwes ins Verderben geführt. Es mag diese Rechabiten der Glaube an das Kommen eines messianischen Reiches, das gereinigt ist von dem Unrat Kanaans und unter Jahwes göttlichem Königtum auch den Armen zur Segnung wird, beschwingt haben, denn wie hätten sie sich sonst beteiligen können an jener Revolution, die den Sturz des Hauses Achab und den Triumph Jahwes zur Folge hatte? Jahwes Sieg, mußte er aber bei den Frommen nicht gleichkommen der Aufrichtung einer Ordnung der Eintracht und Gerechtigkeit?

DIE GENOSSENSCHAFT DER JAHWE-PROPHETEN (NEBIM)

EINE starke Stütze empfingen die unteren Schichten in ihrem Kampfe gegen die Not durch die Jahwepropheten, die als Nebim wohl zu unterscheiden sind von den großen Propheten, denen Israel seinen Ruhm verdankt. Bereits sind uns diese seltsamen Gestalten begegnet: wir haben sie in den Zeiten vor Salomo angetroffen als die Verzückten, die, vom Gluthauch dionysischer Begeisterung angetrieben, zum Kampfe aufriefen. Nun tauchen sie — bald nach Salomo — wieder auf, und da mag es auf den ersten Blick hin erscheinen, als ob diese Jahwepropheten sich noch immer auf der alten Bahn bewegten. Zweifellos, auch in den Jahrhunderten nach David zeigt sich, daß sie, wenn das Unwetter eines Krieges heranzog, vom Sturm der dionysischen Leidenschaft gepackt wurden und das Volk zu beschwingen suchten. Zur Zeit der Aramäerkriege (im neunten Jahrhundert) traten ganze Scharen von solchen Verzückten auf, und anschaulich wird im Buch der Könige ihr Gebaren geschildert.

Der König des Nordreiches, Achab, und Josaphat von Juda rüsten sich gegen die Aramäer, um ihnen Gilead zu entreißen. Wird ihnen das Werk gelingen, wird ihnen Jahwe beistehen? Man wendet sich an die Jahwepropheten, um auszuforschen, ob die Gottheit das Unter-

nehmen fördern werde. Ein frohlockender Zuruf schallt aus den Reihen der vierhundert Jahwepropheten, einstimmig verheißen sie den Sieg.

Der König von Juda scheint aber den Weissagungen dieser wilden Schar kein besonderes Vertrauen entgegenzubringen, und so frägt er: „Ist denn hier weiter kein Prophet Jahwes, den wir befragen könnten?“ Achab weiß es wohl, daß ein Prophet namens Michajahu nicht zu denen gehört, die wie blinde Parteigänger ihm anhängen, und deutlich spricht er es aus: „Bloß einer noch,“ antwortet er auf jene Frage, „ist da, durch den wir Jahwe befragen könnten; aber ich für mein Teil bin ihm gram, denn er pflegt über mich nichts Gutes zu weissagen, sondern nur Schlimmes: Michajahu, der Sohn Jimlas.“ Doch weiß Josaphat seinen königlichen Freund zu beschwichtigen, und so wird denn Michajahu gerufen.

Ein kulturgeschichtlich wichtiges Schauspiel bietet sich nun dar. Vor dem Tor der Hauptstadt Samaria sitzen die beiden Könige, mit prächtigen Gewändern angetan, auf Thronsesseln, zu ihren Füßen wogt die Masse der Jahwepropheten, von Kampfesbegier durchwallt, ihren erhabenen Herren begeistert huldigend, den ersehnten Sieg weissagend. An seinem Kopf hat einer der vom Taumel erfaßten Propheten eiserne Hörner befestigt, und in diesem phantastischen Aufputz tritt er vor Achab, ausrufend: „Mit solchen wirst du die Aramäer niederstoßen, bis sie vernichtet sind.“ Wie ein brausender Chor fallen die übrigen Propheten ein, aufmunternd den König. Nun wird Michajahu beigebracht. Als Achab ihn nach seiner Meinung fragt, da antwortet dieser spöttisch: „Ziehe hin, so wirst du Gelingen haben, Jahwe wird Gilead in des Königs Hand geben.“ Aber der König merkt, daß der Prophet nicht nach seiner wahren Überzeugung gesprochen, merkt, daß er einfach die zum Kampf anfeuernden übrigen Propheten nachgeäfft hat. Und so prophezeit denn Michajahu, zur Rede gestellt, furchtlos und trotzig eine schreckliche Niederlage. Im Geiste sieht er vor sich das zersprengte Volk, das, übel zugerichtet, ohne Führer der Heimat zukehrt; vernichten, so weissagt er, werden die Aramäer das Heer, es werde der König den Tod finden. Ein Lügengeist, so läßt er mutig den aufhorchenden König wissen, spreche aus den Propheten, denn er wisse es bestimmt: nicht glorreichen Sieg werde Jahwe senden, sondern gräßliches Unglück. Auf solche vermessene Rede hin wird alles vom Zorn übermannt. Einer der verächtlich behandelten Propheten springt auf Michajahu zu und gibt ihm einen Backenstreich, Achab befiehlt, den

vermessenen Menschen in den Kerker zu werfen. Von den frohlockenden Propheten umringt, zieht dann der König in den Krieg, heldenhaft kämpfend, aber auch im Schlachtgetümmel den Tod findend.

Es lebt mithin, wie sich aus dieser Erzählung ergibt, in den Jahwepropheten noch der kriegerische Geist fort, und wenn wir einer Gestalt begegnen, die es wagt, einem mächtigen König die Stirn zu bieten, und — wo die Masse der Genossen, brennend von Kampfesbegier, die Zukunft im Leuchten des Glückes vor sich liegen sieht — Trübsal und Unglück zu künden, so mögen auch in den vorausliegenden Zeiten solche Unheil verkündende Propheten hie und da aufgetaucht sein.

Aber nicht allein in kriegerischen Zeiten treffen wir die Jahwepropheten an. Wenn in den Zeiten vor Salomo die Kriege es vor allem waren, die das Volk bis in die Tiefe aufwühlten und bei den Sehern, aber auch in den von diesen beeinflußten unteren Schichten Visionen, herrliche Bilder des Glückes hervorriefen, so hat nun die von uns geschilderte wirtschaftliche und soziale Entwicklung einen Klassengegensatz geschaffen, der, ebenso tiefe Erschütterungen wie die Kriege auslösend, selbst zu Empörungen führte, an denen, wie noch zu zeigen sein wird, auch die unteren Schichten beteiligt waren. In solchen Zeiten des Umsturzes goß wiederum, wie ehedem im Kriege, die Vision einer glückseligen Zukunft ihren Zauber aus, und da waren es denn die Jahwepropheten, die als Ekstatiker am gewaltigsten die Herrlichkeit des kommenden Zeitalters erlebten. Und wo sich diese Revolutionen gerade auch gegen die Widersacher Jahwes, die Baalsverehrer, wandten, wäre es da nicht seltsam, wenn nicht die Nebim, die Jahwepropheten, arm wie sie meist waren und begeisterte Künder wenn nicht der Einzigkeit, so doch der einzigartigen Herrlichkeit ihres Gottes, sich eingestellt hätten, um wie ehedem für die göttliche Sache zu kämpfen, und wenn es sein mußte, auch zu sterben? Nun, diese Jahwepropheten hatten sich an der noch zu schildernden Revolution des Jehu beteiligt, und es gilt nun, genauer ihre Stellung im sozialen und geistigen Leben Israels zu kennzeichnen.

Vielleicht bekommen wir den besten Zugang zu diesen seltsamen Gestalten, wenn wir zurückgreifen zu den Rechabiten. Als eine zuweilen auch von kriegerischer Leidenschaft durchglühte Sekte haben wir die Rechabiten kennen gelernt, und einleuchtend ist es, daß in jenen wilden Zeiten die Kampfesscharen, wenn sie mit dem Schwert für Jahwes Ehre fochten, von Sehern und Propheten entflammt wurden, und von der Wol-

lust dionysischer Raserei beflügelt, jubelnd in den Kampf stürmten. Aber nicht mehr wie in den Zeiten vor Salomo sind die Gegner, die es zu bezwingen galt, äußere Feinde. Gegen die Schänder Jahwes, die inmitten seines Volkes fremde Götter verehren und die machtlosen Bauern mit Sklavenbanden fesseln, gegen sie wendet sich nun der Haß, und wenn so die Rechabiten das Feuer der Revolution, namentlich im Nordreich, schürten und frohlockend mithalfen, verhaßte Könige zu stürzen, so kämpften gewiß an ihrer Seite auch Jahwepropheten, Seher, die eben, Besitzlose, wie sie waren, zu glühenden Vaterlandsfreunden in einem neuen Sinne geworden: zu glühenden Verfechtern der Sache der Armen, die zu Jahwe als ihrem Beschützer und Retter emporblickten. Gewiß, in Kriegszeiten, wenn eine Welle nationaler Begeisterung alle Glieder des Volkes durchwogte, da verstummte für einige Zeit der Groll gegen die Herrschenden, da zogen die Jahwepropheten wiederum, wie vor Jahrhunderten schon, von Ort zu Ort, um für die heilige Sache des Kampfes zu werben. Aber den gleichen Eifer haben sie bezeugt, wenn die soziale Unzufriedenheit der Masse revolutionäre Formen annahm. Dann sind sie es gewesen, die sich an die Spitze der unruhigen Bauern gestellt, oder diese wenigstens bestärkt haben im Glauben, daß Jahwe mit ihnen sein werde. So mächtig war zuweilen ihr Einfluß, daß selbst nach der Königskrone strebende Führer der Aufständigen wie Jehu mit ihnen als Fürsprechern Jahwes sich verbanden.

In solchen Zeiten sozialer Gärung glüht die Volksseele auf wie früher in Kriegszeiten: das beklemmende und dann wieder berauschende Gefühl, daß ungeheure Ereignisse bevorstehen, durchdringt dann die fiebernden Geister, die Hoffnung beseelt sie, daß Jahwe, der Hort seiner Getreuen, furchtbare Abrechnung halten werde mit den Bedrückern seines Volkes, und in den Glanz versenkt man sich des goldenen Zeitalters, das, wenn die Herrschenden zu Fall gebracht, die Erde verklären und der Not für immer ein Ende bereiten werde. In solchen Zeiten, wo ein Schauer der Glückserwartung die unteren Schichten durchrieselt, sind es die Jahwepropheten, die die Führung übernehmen und als Ekstatiker die Massen mit sich fortreißen.

Zwar geben uns die Quellen nur spärlich Aufschluß über ihr Gebaren, doch ist es immerhin möglich, einigermaßen ein deutliches Bild zu gewinnen. Sie werden, ganz wie dann, da sie zum Krieg aufriefen, in Scharen das Land durchstreift haben; mit lärmender Musik werden sie umhergezogen sein, tanzend werden sie, vom betäubenden

Klang der Instrumente aufgepeitscht, in dionysische Raserei verfallen sein, und in der Verzückung geweissagt haben das Kommen der Heilszeit, den Untergang aber der Feinde.

Es stehen die Nebim dieser Zeit auf keiner besonders hohen geistigen Stufe. Die aufgeklärten Grundherren, die den fremden Göttern Gefolgschaft leisteten, haben für die Verzückten oder Verrückten, wie man sie auch nannte, nichts als einen Blick der Verachtung übrig gehabt, und höchstens wenn einmal die schwarze Flut der Not sie beängstigend umwirbelte oder am Vorabend großer Ereignisse werden sie sich an sie gewandt haben, um sich weissagen zu lassen. Wie hätten sie diesen wilden, ungewaschenen Gestalten auch ein besonderes Vertrauen entgegenbringen können? In politischer Hinsicht war ja die Aristokratie weit mehr erleuchtet als jene Verzückten, über eine ganz andere Lebenserfahrung geboten die adeligen Herren als sie; die Jahwepropheten waren weit mehr Massenmenschen als die Angehörigen der herrschenden und besitzenden Schichten: Menschen ohne Zucht des Willens und des Verstandes, die nur zu sehr den Einflüsterungen einer leicht zu beeinflussenden Stimmung gehorchten. Man kann es ja deutlich am Verhalten der Jahwepropheten, die Achab um sich versammelt hatte, sehen, wie sie, einer dummen Herde gleich, dem König zu Willen sind, und da sie auf Almosen angewiesen waren, so haben sie selbstverständlich, wenn ihnen solche von seiten der Herrschenden zuflossen, oft die Sache des Volkes verraten, haben um den Preis äußerer Güter, wenn man ihre Seherkünste in Anspruch nahm, den Herren zu Gefallen geredet. Es weitete sich die Kluft zwischen den Jahwepropheten und dem Adel, je mehr dieser dem Machthunger verfiel, immer mehr aus, und so war es unausbleiblich, daß die Nebim immer inniger mit dem geknebelten Volk verschmolzen. Und ihrer ganzen seelischen Veranlagung nach gehörten sie ja auch zum Volke, der ungelenken, noch vom Aberglauben umnebelten Masse. Zauberer waren sie ja, denen man zutraute, Krankheiten heilen zu können; wenn Unglück hereingebrochen, so standen sie sofort bereit, gegen Entgelt die Geister, die das Leid geschickt, zu bannen; wollte man sich Rat holen, so boten sie sich an als die Erleuchteten, die Wissenden, die vermöge ihrer Zauberkraft imstande seien, den richtigen Entscheid zu geben.

In entwicklungsgeschichtlicher Hinsicht nehmen diese Jahwepropheten eine bedeutsame Stellung ein: eines der Zwischenglieder bilden sie, welche die Kultur der Heldenzeit mit den gewaltigen Gestalten der

späteren Propheten verbinden. Noch handelt es sich um eine Massenbewegung, und noch lebt etwas vom Geist der alten Zeit in ihnen fort. In Genossenschaften sind sie zusammengeschlossen, und mit der Macht des Schwertes suchen sie dem Triumph Jahwes den Weg zu bahnen. Weit näher aber stehen sie wieder der Urzeit als die herrschende Schicht. Als Zauberer und Seher verdienen sie ja ihren Lebensunterhalt, und im dionysischen Taumel vor allem werden sie der Flammenherrlichkeit ihres Gottes inne. Aber dieser Gott ist als der Schutzherr der Kultur der Heldenzeit entthront: zum Gott des ausgepreßten, geschändeten Volkes ist er geworden, der keine anderen Götter, wie die des Adels, neben sich duldet, und dieser Gott wird gefeiert als Bringer eines neuen Glückes: des Glückes des so tief gesunkenen, mit Schmach bedeckten Volkes.

Vorboten bilden so die Jahwepropheten einer neuen Kultur: nach Macht streben auch sie gleich der Aristokratie, aber nach der Macht des Volkes, und in ihrem wilden, ekstatischen Gebaren bricht dieser Machtwille durch als der heilige, hochlodernde Wille ihres Gottes. Und huldigend umringen sie ihren Gott auch als Messias. In der Ekstase überschüttet er sie mit dem Glanz der Herrlichkeit, die in der Zukunft das erlöste Volk überfluten wird.

Noch sind diese Propheten außerstande, ihre Visionen in einer bannenden Sprache festzuhalten: kaum daß ein Laut vernehmbar wird. Aber aus ihnen ringt sich die gewaltige Gestalt des Propheten Elia heraus, und die anderen hohen Propheten haben ihr Erbe übernommen: es mehrend und Jahwes Königsherrlichkeit kündend in erhabenen Weisen.

KRIEGE UND REVOLUTIONEN

IN schauerliche Abgründe der menschlichen Natur blicken wir hinein, lassen wir die politische und soziale Entwicklung Israels rasch an uns vorüberziehen: ein Meer von Blut, ein Fülle von Freveltaten dringen uns entgegen, daß man mit Entsetzen zurückbebt. Es scheinen zwei Haupttatsachen zu sein, die jenen furchtbaren Aufruhr der Leidenschaften begünstigt, in welchem die einzelnen Gruppen des Volkes, von Herrschgelüsten und Rachedurst überwältigt, sich zerfleischten: einmal die Herausbildung von Söldnerheeren, dann die sozialen Mißstände, die ein Heer von Unzufriedenen schufen, die stets zum Losschlagen bereit waren, wenn irgendwie ein Vorteil in Aussicht stand. Immer ver-

wegener erhoben die Führer der das Volksheer verdrängenden Söldnerscharen das Haupt, wenn in ihnen ein von brennendem Ehrgeiz eingegebenes Streben nach den höchsten Würden sich regte, und so folgte Militärrevolution auf Militärrevolution, Israel in den Strudel einer politischen Verwirrung hinreißend, die ein grauenvolles Bild wütender Leidenschaften darbietet. Gerade dieses Schreckensbild nie verstummender Umwälzungen zeigt, wie sehr dem Adel das nationale Ganze, dessen Gedeihen früher seine besten Kräfte gewidmet waren, gleichgültig geworden: mochten auch jene, die nach der Königswürde lüstern waren, wie Raubtiere sich zerfleischen, was kümmerte den Adel all der Aufruhr, wenn er nur ungestört seinen Neigungen und Leidenschaften leben, die Gärten seines neuerblühten Glückes pflegen, seine Macht erweitern konnte? Wenn man ehedem mit glühender Begeisterung sich den Schändern der Ehre Jahwes entgegenwarf, so ließ man jetzt die beutegierigen Söldnergenerale ruhig gewähren, regte keine Hand, um die fürchterlichen Wirren zu beendigen, vorausgesetzt, daß die wütend wogende See nicht zerstörende Wellen in den Herrschbezirk des Adels warf.

Konnten aber die immer mehr dem Elend verfallenden Bauern auch mit solcher Gleichgültigkeit dem Treiben der Söldnerführer zuschauen, mußten sie nicht angelockt werden durch die Aussicht auf Beute, die ihnen die Teilnahme an den Aufständen verbürgte? Jedenfalls steht es fest, daß einzelne jener Söldnerführer die in den unteren Schichten sich regende Unzufriedenheit für ihre Zwecke ausgenützt haben, und da begegnen wir denn einem seltsamen Bündnis: die Rechabiten, voller Haß gegen die Gewaltmenschen auf dem Königsthron, schließen sich mit einem Heerführer zusammen, um im Namen Jahwes grauenvoll zu wüten gegen die Schänder göttlicher Ehre.

Jerobeam, der neue König von Nordisrael, konnte natürlich, wollte er nicht das Rad der Entwicklung aufhalten, nicht wieder in die Bahn jener patriarchalischen Zustände einlenken, die vielen Volksgliedern, nachdem sie die Peitsche der Gewaltherrschaft gespürt, als Ideal erschienen. Die Tatsache, daß der Kultus mit einer Pracht umwoben wurde, die früher unbekannt war, läßt darauf schließen, wie wenig man abhold den Reizen jenes verfeinerten, unter Salomo erblühten Lebens war, stellte doch Jerobeam in Bethel und Dan goldene Stiere auf, nicht Jahwe, dem alten Wüstengott zu Ehren, sondern zu Ehren eines neuen

Jahwe, des Gottes des Landbaus, und religiöse Feste wurden nun nach dem Vorbild der Kanaanäer gefeiert.

Herrschte, soweit wir zu urteilen vermögen, während der Regierungszeit Jerobeams Ruhe im Land, so stürmten bald nach seinem Tode die Geister des Aufruhrs hervor, einleitend jene Entwicklung, die mit Blut im Buche der Geschichte verzeichnet ist. 912 folgt ihm sein Sohn Nadab auf den Thron, aber bald wird er von der Mörderhand des Baesa, eines Heerführers, den die Königskrone anlockt, beseitigt, und es ist wahrscheinlich, daß dieser den Mut zu dieser verwegenen Tat nur deshalb finden konnte, weil Jerobeam durch Willkürtaten sich beim niederen Volk und einem Teil des Heeres mißliebig gemacht hatte. Furchtbar hauste die Rache des Thronräubers: alle Glieder des Hauses Jerobeams wurden niedergemacht. Nach dem Tode Baesas fällt seinem Sohn Ela die Königswürde zu, aber nicht lange wußte er sich zu behaupten. Einer Verschwörung, die der Oberst Simri angezettelt, fiel er zum Opfer und mit ihm, nach der grauenvollen Sitte jener Zeit, seine Verwandten. Aber nicht vermochte sich der mordgierige Simri durchzusetzen, das Heer krönte mit dem Diadem Omri, einen General, dem es gelang, nach dem Tode eines weiteren Nebenbuhlers im Jahre 883 die Zügel der Herrschaft in die gepanzerte Faust zu nehmen.

Mit Omri vor allem, der ein tatkräftiger, zielbewußter Herrscher gewesen sein muß, setzt jener nun auch geschichtlich klar zu fassende Vorgang ein, demzufolge das Nordreich tiefgehende Umwälzungen erlebt. Nicht immer war der Erfolg auf Omris Seite. Ist es doch den Syrern gelungen, eine Anzahl im Osten des Jordan gelegener Städte an sich zu reißen. Freilich mögen die Syrer auch wieder fördernd auf das israelitische Wirtschaftsleben eingewirkt haben. Hören wir doch, daß in Samaria syrische Kaufleute in einem eigenen Bazar Waren feilboten. Auch die Phönizier müssen unter Omri eine reiche Handelstätigkeit entfaltet haben, wurde doch zwischen Israel und Phönizien ein Bündnis geschlossen, das damit besiegelt wurde, daß des Königs Sohn Achab eine tyrische Prinzessin, Isebel, zur Frau bekam. Schwer wurden die Moabiter durch Omri bedrängt, der kein Mittel unversucht ließ, um die Macht seines Landes zu fördern, riesige Mengen von Lämmern und Wolle hatten sie als Tribut nach Israel zu senden. Dem steht freilich gegenüber, daß auch Israel die Härten der Dienstpflicht zu spüren bekam. Die Assyrer tauchten im Jahre 876 auf, unheimlich wie eine Wolke des Unheils, und erzwangen von Omri die

Entrichtung eines Tributes, den dieser, witternd die Gefahr, die durch eine Auflehnung heraufbeschworen werden mußte, ohne Murren den Feinden aushändigte.

Die Nähe gefährlicher Gegner, der Aramäer, der Assyrer, muß Omri bestimmt haben, die militärische Macht seines Landes zu stärken, und so legte er denn die starke Bergfestung Samaria an, „die stolze Krone", wie sie Jesaja bezeichnet, und in der Tat, ein Bollwerk hat damit Omri geschaffen, an dem mehr als einmal die Flut der Feinde abprallen sollte.

Mehr noch als unter Omri reckte sich das Nordreich unter Achab auf. Gewaltige Anstrengungen machte der König, um sein Land politisch und wirtschaftlich zu stärken, es scheint, als ob der verwegene politische Traum Salomos ihn umgaukelt und angespornt hätte. So sehr auch priesterlicher Geist der späteren Zeit bestrebt war, diesen Fürsten hinabzustoßen zu jenen gekrönten Verbrechern, die Jahwes Ehre geschändet: eine vorurteilslose geschichtliche Betrachtung zeigt, daß Achab mit dem guten Gewissen eines Jahwe ergebenen Fürsten seine politischen Taten vollbracht, wobei es freilich nicht ohne schwere Verletzungen des Rechtsgefühles abging.

Wenn früher Juda in Kanaan die politische Vorherrschaft besaß, so vollzog sich nun ein einschneidender Wandel. Nordisrael gewann einen gewaltigen Vorsprung gegenüber dem Südreich, ja, dieses geriet in eine Abhängigkeit, die zwar äußerlich die Form eines Bündnisses annahm, in Wirklichkeit aber gleichkam einem Vasallenverhältnis. Gemeinsam mit Juda wagte nun Achab einen entscheidenden, vom Glück begünstigten Schlag gegen die Aramäer, die unter Omri israelitische Landesteile an sich gerissen, ja, Achab gezwungen hatten, sich an einem Kriegszug gegen die Assyrer zu beteiligen. Es gelang, den Aramäern eine schwere Niederlage zu bereiten, ja, der aramäische König Benhadad erfuhr eine solche Demütigung, daß er Achab anflehen mußte, sein Leben zu schonen. Fern davon, sich Rachegelüsten zu überlassen, ließ Achab Großmut walten, aber nicht allein ritterliche Gesinnung bestimmte ihn, dem überwundenen Feinde Gnade zu erweisen, sondern auch weise Berechnung der Vorteile, die ein freundschaftliches Verhältnis zu Aram ihm einbringen konnte. So gehörte zu den Friedensbedingungen nicht allein der Verzicht Benhadads auf die Landgebiete, die Israel unter Omri verloren, sondern auch eine Förderung der Handelsbeziehungen wurde erstrebt: israelitischen Kaufleuten wurde das Recht zugestanden, in Damaskus eine Niederlage für den Absatz ihrer Waren zu gründen.

Schon dieser glücklich zum Abschluß gebrachte Krieg zeigt, daß Achab nicht jener verrottete Geist sein konnte, dessen Leben, wie es späteren Zeiten erscheint, eine einzige Lästerung Jahwes war. Gerade dieser gemeinsam mit Juda geführte und so erfolgreich verlaufene Krieg hatte eine Stärkung des Reiches zur Folge, die das dankerfüllte Volk sicherlich als einen Gnadenbeweis Jahwes empfand, des Gottes, der immer, wenn die Heerscharen zum Kampfe auszogen, als der mächtige, Begeisterung erweckende Held das Wunder der Eintracht schuf. Zudem erfahren wir aus den Königsbüchern, daß Achab, wenn ein Krieg bevorstand, von Jahwepropheten umschwärmt war, die, vom Begeisterungstaumel ergriffen, ihres Gottes Hilfe gewiß, den Sieg weissagten.

Allerdings, so sehr man Achab als dem glorreichen Heerführer zugejubelt hat, seine Politik führte in Bahnen, die von den unteren Schichten als Abwege empfunden wurden. Nichts ließ sich der König so sehr angelegen sein als die Förderung des Handels, damit jenen Geist beflügelnd, der die unteren Schichten in schwere soziale Bedrängnis brachte. Immer enger gestalteten sich die wirtschaftlichen Beziehungen Israels zu Phönizien: phönizische Händler, die ja früher schon in Israel eine Heimstätte gefunden, kamen in bisher nie gesehenen Scharen ins Land, Wolle, Getreide, Öl und anderes wurde in großen Mengen ausgeführt und dafür jene Herrlichkeiten eingehandelt, die in die Paläste der Reichen gelangten. So versteht man, wie die politischen Erfolge des Achab viel von ihrem schimmernden Glanz einbüßen mußten in Ansehung der sozialen Gebrechen, die der Handel den armen Volkskreisen einbrachte, die, einer habgierigen Aristokratie unterstellt, all jenen Bedrückungen ausgesetzt waren, die wir geschildert haben. Immer mehr wurde das dem Anschein nach so festgegründete Reich unterwühlt durch den Klassengegensatz zwischen den Grundherren und den Bauern, immer mehr sonderte sich der Adel, vom Zauber des Luxus betört und zu Freveltaten angelockt, von der arbeitenden Masse ab, die durch die üppigen Festlichkeiten der Herren, diesen Schaustellungen ihres Übermutes und Prachtsinnes, aus dem Schlafe sozialer Unterwürfigkeit aufgerüttelt wurde. Und mußte das Mißtrauen nicht auch gegen den König selbst sich wenden, wo er dem Prunk besonders ergeben war, er, der nach dem Vorbild der Phönizier einen mit Elfenbeinwänden geschmückten Prachtbau errichten ließ? Und wie sollte ein König das Vertrauen eines Volkes gewinnen, das er mit Steuern bedrängte, die damals besonders lästig empfunden wurden, ein König,

der mit dem Herrenrecht der Gewalt seinen Untertanen begegnete, höhnend mit kaltem Sinn das Rechtsempfinden?

Wie die Elialegenden, die wir noch behandeln werden, zeigen, muß Achab, von seiner Prunkliebe aufgereizt, mit der ganzen Willkür eines Tyrannen gehaust haben, und wenn nach der Legende Isebel, die ausländische Gemahlin des Königs, den Mord des Nabob, dessen Weinberg der König an sich riß, verschuldet hat, so ist diese Auffassung wahrscheinlich kindlicher Deutung des Volkes entsprungen, das die Gewalttaten des Achab, mächtig erregt wie sie es haben müssen, nicht anders zu erklären wußte, als daß der verhaßte phönizische Geist seine Sinne verwirrt. In Wirklichkeit wird Achab, auch ohne von Isebel umgarnt worden zu sein, so gut wie die übrigen Großen des Landes sich an dem Gute seiner Untertanen vergriffen haben, mißachtend das Recht, pochend auf seine Gewalt.

So allein ist zu verstehen der furchtbare Haß gegen die Baalsverehrer, also die Grundherren, der in den Elialegenden glüht, ein Haß, der nicht allein den geschichtlichen Elia beseelt hat, sondern weite Kreise des Volkes, die, aufgeschreckt durch die Gewaltherrschaft der Großen, ihre Not in engste Verbindung brachten mit den religiösen Wandlungen der neuesten Zeit. Selbstverständlich hat weder Achab noch die Aristokratie, wie die vom Geist des Deuteronomiums eingegebenen Berichte es darstellen, sich völlig von Jahwe abgewandt. Aber dadurch, daß der König, den religiösen Bedürfnissen seiner Gemahlin auch nachgebend, in Samaria einen dem tyrischen Baal geweihten Tempel errichten ließ, in dem mancher der vornehmen Israeliten und nicht allein die phönizischen Kaufleute geopfert haben; dadurch, daß eine Freigeisterei um sich griff, die der einfache Mann des Volkes einfach nicht fassen konnte — dadurch wandten sich die durch die soziale Not entfesselten Leidenschaften der Masse gegen die herrschenden Götter, unter deren Schutz sich die verhaßten Grundherren stellten. Zu welcher Glut sich dieser Haß in der Folgezeit gesteigert hat, zeigen die Eliageschichten. Ohne zu zucken, erzählt der Verfasser, daß Elia, der düstere Prophet, der Achabs verbrecherischem Treiben entgegentrat, am Bache Kison vierhundertfünfzig Baalspropheten abgeschlachtet habe. In solchen wahnwitzigen Vorstellungen tobte sich das Rachegelüst des leidenschaftlich bewegten Volkes aus, für das Jahwe wohl der gnädige, erbarmende Beschützer der Schwachen und Gerechten war, aber auch der furchtbare Dämon, der die Schänder des Rechtes, die Bedrücker der Armen, mord-

gierig wie ein Raubtier zerreißt. Und das entwicklungsgeschichtliche Neue ist, daß der Rachestrahl des göttlichen Zornes nun nach der Auffassung der unteren Kreise nicht mehr allein die auswärtigen Feinde zerschmetternd trifft, sondern auch die inneren Feinde, die pflichtvergessenen Machthaber, einerlei, ob sie Jahwe als göttlichen Herrn anerkennen oder nicht.

In welcher Stärke dieser revolutionäre Geist zur Zeit Achabs um sich gegriffen, läßt sich nicht mehr feststellen; daß er lebendig war, zeigt vor allem auch das Auftreten des Elia und seines Schülers Elisa, und wenn es wahr sein sollte, wie die Eliageschichten erzählen, daß auf das Betreiben der Isebel hin die im Zorn erglühenden Jahwepropheten verfolgt worden sind, so könnte man daraus erschließen, daß in der Tat eine heftige soziale Gärung sich ausgelöst hatte. Doch sei diese Mutmaßung dahingestellt. Wenden wir uns den sozialen Vorgängen der Folgezeit zu, die in hellerem Lichte vor uns liegen.

Im Jahre 854 ist Achab gestorben, inmitten einer Schlacht sich verblutend, heldenhaft bis zum letzten Augenblick die Majestät seiner königlichen Würde wahrend. Die Aramäer hatten ihn betrogen, hatten sich geweigert, das im Osten des Jordan gelegene Gebiet Israels ganz herauszugeben. Als nun die Assyrer sich wieder gegen Aram wälzten, wagte es Achab, von Juda unterstützt, sein Recht einzufordern. Es kam zur Schlacht, ein Pfeil traf den König. „Der Kampf jenes Tages war heftig. Der (verwundete) König aber hielt sich aufrecht auf dem Wagen den Aramäern gegenüber bis zum Abend."

So ist Achab, von der Glorie des alten Heldentums umstrahlt, versunken, und mögen ihn auch viele betrauert haben: das niedere Volk wird mit freudigen Gefühlen die Nachricht von dem Tod des Königs aufgenommen haben. Denn gerade die unter Achab geführten Kriege müssen ungünstig die Lage der unteren Schichten beeinflußt haben, so daß es zu begreifen ist, wenn einige Jahre nach dem Tod des Königs die Revolution ausbrach. Denn unter Joram, dem Sohn und Nachfolger Achabs, gelang es der immer größeren Einfluß gewinnenden revolutionären Partei, in einem furchtbaren, von einem dämonischen Rachegelüst entfesselten Aufstand alle Glieder des Hauses Achab zu ermorden, und was manchem befremdend, dem Historiker aber verständlich ist: im Namen Jahwes hat man dieses blutige Werk vollbracht.

Inmitten dieses Aufstandes stand Jehu, ein Reitergeneral, der aus irgend welchen Gründen, die im einzelnen anzugeben uns versagt ist, mit Joram, seinem König und Herrn, zerfallen war. Eine wilde, rauhe, vom Dämon der Grausamkeit beherrschte Natur, die er war, ist es auf den ersten Anschein hin kaum zu begreifen, daß dieser Mensch sich hingezogen fühlte zu den schwer bedrängten unteren Klassen, und gewiß ist es, daß deren Elend ihm mitnichten ans Herz griff, daß ihm fremd war jene innige Anteilnahme an den Leiden des Volkes, die in schmerzensvollen Lauten uns aus den Schriften der Propheten entgegenweht. Wenn er trotzdem gemeinsame Sache machte mit den unruhig gewordenen unteren Schichten, so bestimmte ihn dazu die Erkenntnis, daß er in ihnen eine Stütze finden konnte für die Verwirklichung seiner ehrgeizigen Pläne. Denn die Hand streckte er nach der Königskrone. aus, und wie sollte er da nicht den Beistand gefunden haben der von der Aristokratie schwer bedrängten unteren Schichten? Zudem wüteten Kriege, König Joram zog gegen die Moabiter, es fielen die Aramäer unter Benhadad wieder in Israel ein, und zu alledem herrschte noch eine siebenjährige Hungersnot, die im Volke eine grauenhafte Verheerung angerichtet haben muß. So versteht man, daß das Volk, das zufolge der Gewaltherrschaft des Achab schon in Bewegung geraten war, immer tiefer aufgewühlt wurde, so daß es einen wagemutigen Mann wie Jehu, der mit Versprechungen nicht gegeizt haben wird, als Retter begrüßen konnte. Scharen von Jahwepropheten, die, unter dem Einfluß des Elia stehend, in Elisa den überlegenen Führer verehrt haben, werden das Volk aufgewiegelt haben, und zu ihnen gesellten sich die Rechabiten, die wähnten, daß nun der Augenblick gekommen sei, wo sie ihre Pläne, und sei es auch mit der Gewalt des Schwertes, verwirklichen konnten. Denn wie so viele Schwärmer, haben auch sie sicher der Überzeugung gelebt, daß mit einer Überwältigung der Gegner der weihevolle Tempel des Glücks mit einem Schlag, wie von Zauberkräften gebaut, sich erheben würde, und man kann sich vorstellen, welcher Kampfesmut, welche Hoffnung und Begeisterung sie beseelte, nun, wo ein nach der Königskrone strebender Kriegsheld, der auf ein starkes Heer sich stützen konnte, sich zu ihnen gesellte. Auch aus den Kreisen der Jahwepriester gewannen die Revolutionäre Zuzug jener Jahwepriester, die im Kult des tyrischen Baals eine Beeinträchtigung ihrer Würde und Machtstellung erblickten.

Von einem Prophetenjünger, einem Mitglied einer Genossenschaft der Jahwepropheten, ist Jehu auf das Geheiß des Elisa zum König gesalbt worden, und als ein Erwählter Jahwes konnte er sich so, indem furchtbare Pläne reiften, mit gutem Gewissen auf seine Feinde stürzen. Auch die Rechabiten traten auf seine Seite.

König Joram war gerade von einem Feldzug gegen die Aramäer zurückgekehrt. In rasender Eile jagt nun Jehu mit seiner verwegenen Schar dem König entgegen, und dieser, Böses ahnend, als er vom Turmwächter auf das heranziehende Kriegsvolk aufmerksam gemacht wird, fährt gemeinsam mit Achasjahu, dem König von Juda, dem heranstürmenden Empörer entgegen. Auf dem Grundstück des Nabob, das Achab widerrechtlich an sich gerissen, und das nun zu den königlichen Gärten gehört, treffen sie zusammen. Deutlich läßt der Bericht erkennen, wie die soziale Unzufriedenheit hervorragenden Anteil an dem Aufstand gehabt. Bestürzt über Jehus grausigen Ansturm, frägt Joram, was er denn im Sinne führe, ob er als Freund ihm entgegeneile. Und nun schleudert Jehu dem König die Anklage des ganzen, zur Empörung aufgereizten Volkes entgegen. „Was, als Freund, solange die Hurereien und Zaubereien deiner Mutter Isebel währen?" So weiß der König, wer ihm gegenübersteht, und eilig ergreift er die Flucht, die ihn freilich nicht dem Verderben entreißt. Ein Pfeil Jehus durchbohrt das Herz des Königs, zu Tode getroffen, sinkt er in seinem Wagen nieder. Hierauf läßt der rasende Jehu den Leib des ermordeten Joram auf das Grundstück des Nabob werfen, auf daß an der Stelle, die mit dem Fluch Jahwes behaftet, das Werk der Rache vollzogen werde. Schließlich wendet sich die Wut der Empörer gegen den König von Juda, der verfolgt und ebenfalls niedergemacht wird.

In hinterlistiger Weise wußte Jehu die Baalspropheten und -priester zu bestimmen, die Verehrer ihres Gottes aus allen Gauen des Landes herbeizurufen: ein großes Opferfest wolle er dem Gotte veranstalten, dem er noch feierlicher als Achab zu huldigen gedenke. So füllte sich der Baalstempel mit den ahnungslos herbeigekommenen Pilgern, die ohne Zweifel die einflußreichsten Glieder des Adels bildeten, und ein scheußliches Morden begann: kein einziger entrann dem Schwert, verwüstet und geschändet wurde das Heiligtum. Ausdrücklich hebt der Bericht hervor, daß Jonadab, der Führer der Rechabiten, Anteil an dieser Schlächterei hatte, ja, wahrscheinlich ist es, daß die Rechabiten

mit dem ganzen leidenschaftlichen Eifer rasend gewordener Jahweverehrer neben dem Heer die Hauptstütze des Jehu bildeten.

Nicht allein in Nordisrael, auch in Juda hat die soziale Gärung unter dem Einfluß wohl auch der Jahwepropheten und Rechabiten stürmische Zeiten heraufbeschworen, doch ist es uns kaum vergönnt, aus den spärlichen Resten der Überlieferung eine lebendige Anschauung von diesen Vorgängen zu gewinnen. Wurde auch Juda von dem Nordreich in wirtschaftlicher und politischer Hinsicht überflügelt, auch hier sprengten die Kräfte einer neuen Zeit die nationale Gemeinschaft und entfesselten Kämpfe sozialer und religiöser Art, die eben auch die unteren Schichten auf den Plan riefen. Kriege und Gewalttaten der Herrschenden nährten die Unzufriedenheit des bäuerlichen Proletariats, und so klammerte sich dieses wie in Nordisrael an Jahwe und wagte, von dem Geist seines Gottes durchdrungen und von der Gerechtigkeit seiner Sache überzeugt, den Gewalthabern zu trotzen, ohne daß es freilich gelungen wäre, die zerrütteten Zustände zu festigen.

Wie von einer prunkenden Höhe wurde Juda herabgestürzt zufolge der Reichsteilung, und nie mehr sollte es jene Machtfülle erreichen, die es unter Salomo innegehabt. Geschwächt durch die Lostrennung von Nordisrael, durch Kämpfe weiterhin, die zwischen den beiden Staaten sich entsponnen haben, wurde es unter Rehabeam von dem König von Ägypten überfallen, und nicht wenig hat dieser das Land ausgepreßt. Geplündert wurden der königliche Palast und der Tempel mit ihren reichen Schätzen, und gewiß wird der Eindringling noch weitere große Tribute erzwungen haben, zumal sich Rehabeam einer Übermacht gegenübergestellt sah, gegen die er wehrlos war. Hat doch Sisak, der Pharao, auf einem Denkmal seinen Siegeszug verherrlicht, die Unterwerfung einer Reihe von Städten darstellen lassen, woraus zu schließen, wie groß die Beute gewesen sein muß, die ihm der Raubzug eingebracht.

Achtzehn Jahre herrschte Rehabeam in Juda. Ihm folgte Abia, dessen dreijährige Regierungszeit uns fast ganz verschleiert ist. Nur so viel erfahren wir, daß die Zwietracht zwischen Nordisrael und Juda fortdauerte, daß beide Nationen in Kriegen ihre Kräfte maßen. Und diese Kriege dauerten an, ja brachten Juda unter Asa, dem Nachfolger des Abia, in schwere Bedrängnis. Mit einer starken Streitmacht stieß Baesa, der König von Nordisrael, gegen den Feind vor, wandelte die Grenz-

stadt Rama in eine Festung um und türmte damit einen Wall auf, der den Judäern den Ausgang nach Norden versperrte. In solcher Not wußte Asa keinen anderen Ausweg, als sich an die Syrer zu wenden, damit sie ihm beistehen, die Feinde zurückzuwerfen. Ein unerhörter Vorgang: das Volk Jahwes ruft eine fremde Macht herbei, um ein anderes, Jahwe anbetendes Volk, ein Brudervolk, mit Krieg zu überziehen! Mit schweren Opfern wurde diese in der Wirrung höchster Not geforderte Beihilfe erkauft: Silber und Gold, was aufzutreiben war, wurde den Aramäern überlassen, auf daß sie Baesa, dem sie tributpflichtig waren, bedrängten. Wirklich fielen sie in Nordisrael ein, große Gebiete verwüstend und damit Baesa ablenkend von seinem Unternehmen gegen Juda.

Es ist zu begreifen, wenn König Asa, von den heftigen Schlägen eines starken Gegners getroffen, wie es das Buch der Könige betont, ein eifriger Verehrer Jahwes war; daß er, gewiß auch der Stimmung des niederen Volkes nachgebend, das er in seinem Kampfe gegen das Nordreich aufbieten mußte, rücksichtslos gegen die religiösen Neuerungen einschritt. Hören wir doch, daß er die Götterbilder, die seine Ahnen aufgestellt, zu vernichten befahl, die geweihten Dirnen wie ein lästiges Gesindel aus dem Lande trieb; ja, selbst gegen seine Mutter, die dem wenig volkstümlichen Opferdienst einer neuen Zeit ergeben war, ging er erbarmungslos vor, indem er das von ihr angebetete Götterbild verbrennen ließ. Sollte wirklich die Not der Zeit die Saat der Unzufriedenheit ausgestreut haben, daß man sich aufbäumte gegen die immer mehr die alten religiösen Gebräuche mißachtende Aristokratie, und sollte der König, fühlend, daß in der Tat die gesellschaftliche Zwietracht gefördert wurde durch das Umsichgreifen des Baalskultus, sich auf die Seite des Volkes gestellt haben? Es muß wohl so sein.

Vierzig Jahre trug Asa die Königskrone, und Ruhe herrschte in den letzten Jahren seiner Herrschaft. So mag sich Juda von den Schlägen, die ihm die Ägypter und Nordisraeliten beigebracht, etwas erholt haben. Sicher ist, daß Josaphat, der Asas Erbe antrat, Anstrengungen machte, den Handel wieder zu beleben, daß er wieder in die Bahnen einzulenken versuchte, die Salomo gewiesen, und wie großzügig seine Pläne waren, ist daraus zu ersehen, daß er nach dem Vorbild der Phönizier Schiffe bauen ließ, die nach Ophir gesandt werden sollten, um gegen landwirtschaftliche Erzeugnisse Gold einzuhandeln. Allerdings konnte das Vorhaben nicht ausgeführt werden. „Man fuhr nicht, denn die Schiffe scheiterten zu Ezjon-Geber." Immerhin zeigt dieses wenn

auch mißglückte Unternehmen des Königs, wie Juda Anstrengungen machte, seine Macht zu erweitern, und wenn nun friedliche Beziehungen zu dem wirtschaftlich höher entwickelten Nordreich herrschten, wo Achab regierte, so mag dadurch auch das Wirtschaftsleben Judas nicht wenig befruchtet worden sein.

Daß unter Josaphat die sozialen Notstände sich verschärft haben, wissen wir aus dem Bundesbuch, und wenn ein vom Geist des Deuteronomiums geleiteter Geschichtsschreiber des Königs Treue Jahwe gegenüber hervorhebt, so können wir dieses Lob etwa dahin ausdeuten, daß er sich freigehalten haben wird von jenen Verfehlungen, durch die Achab den Zorn seines Volkes geweckt hat. Aber daß dem König alles ferner lag, als den Baalskult auszurotten, gibt der Bericht — wie übrigens auch für seinen Vorgänger — deutlich zu: „Noch immer opferte und räucherte das Volk auf den Höhen."

Genug, auch in Juda bereiten sich tiefgreifende Umwälzungen vor, und von welcher Erbitterung die Volksfreunde, also die Rechabiten und Jahwepropheten, gegen das Königshaus erfüllt waren, ergibt sich daraus, daß der mit Joram, dem Sohne Achabs, verbündete König Achasjahu von Juda — dessen Mutter eine Tochter Achabs war — und seine Brüder als Opfer der Revolution des Jehu fielen. So dürfen wir annehmen, daß die Rechabiten und Nebim auch hier das Banner Jahwes hochhielten, ihres Gottes, der Grund hatte, auch dem Treiben der Mächtigen in Juda zu grollen, die taub waren seinem Gebot der Gerechtigkeit, und durch ihren Kultus seine Majestät verletzten. Schon von Joram, dem Vorgänger des Achasjahu, heißt es, „daß er auf dem Wege der Könige von Israel wandelte, wie die vom Hause Achabs taten", und wie muß Achasjahus Freundschaft mit Joram, dem die Volksfreunde einen grollenden Haß entgegenbrachten, als eine Verhöhnung Jahwes die Geister aufgereizt haben? Nun, seine Ermordung bezeugt dies, die übrigens vielleicht auch dadurch bedingt war, daß der König nach der Weise des Achab sein Volk bedrückte, Recht in Unrecht verwandelte.

In Juda raste indes erst etwas später der Sturm der Revolution. Denn Athalja, der Mutter des ermordeten Königs, gelang es, die Zügel der Herrschaft in die Hand zu nehmen, nachdem sie freilich erst mit Blut den Weg zum Thron besudelt: hingeschlachtet wurden die Söhne des Königs, die Nachkommen des ruhmreichen David. Gerettet wurde nur ein einziger Sohn des Achasjahu, Joas mit Namen,

und zwar hat ihn ein Jahwepriester, Jehojada, in Gewahrsam gebracht, indem er ihn im Tempel versteckte. Sieben Jahre vermochte sich Athalja zu behaupten, dann zog sich das Unwetter über ihrem Haupte zusammen. Nicht allein der Priester Jehojada, auch die Rechabiten und die Jahwepropheten mögen das Volk, das an und für sich schon gegen die dem Baal huldigende Königin erbittert war, aufgewiegelt haben, ja, dem Jehojada gelang es, die Leibwache auf seine Seite zu ziehen. Im Tempel Jahwes wurde der junge Joas zum König gekrönt, unter dem Jubel des Volkes, das, teilnehmend an der Verschwörung, in Scharen herbeigekommen war; die bestürzte Königin aber ward in ihrem Palaste von den Getreuen des Jehojada ermordet. Nun wandte sich die Wut des Volkes gegen den Gott der verabscheuten tyrannischen Königin, legte den Baalstempel in Trümmer und stieß den Priester des Baal nieder. In solchen Handlungen enthüllt sich deutlich der soziale Zug der Empörung, und mitnichten hätte sich das Volk an ihr beteiligt, wenn nicht die Großen des Landes, unter deren Gewaltherrschaft es seufzte, gleich der Königin dem nun geschändeten Gott geopfert hätten.

Es müssen sich, nachdem die Königin vom Thron gestürzt war, den Massen die Himmel aufgetan haben; das Gefühl, als ob nun eine neue, herrliche Zeit anbrechen werde, muß sie durchrauscht haben. Schloß doch der Leiter der Empörung, der Priester Jehojada, einen feierlichen Bund zwischen Jahwe und dem Volk. Was konnte aber ein solches Bündnis anderes bedeuten, als daß nun Eintracht das zerrissene Volk wieder festigen sollte? Wie immer, so hat auch hier die Zukunft nicht in Erfüllung gebracht, was glühende Sehnsucht sich ausgemalt. Die Gewalt der sozialen Gegensätze war zu stark, als daß sie durch eine solche Freudenfeier hätten überbrückt werden können, und so dauerte die Not fort und feuerte die Getreuen Jahwes weiter an, im Sinne ihres göttlichen Königs zu wirken.

Allerdings, gelungen ist es nicht, den Machtwillen der Herrschenden einzudämmen: die beiden Staaten ereilte ein furchtbares Verhängnis. Drohend wälzte sich der assyrische Riese heran. Tiglath-Peliser unterwarf das Nordreich, und man konnte nichts anderes tun, als sich stumm unter das Joch zu beugen. Aber bald regte sich wieder das Machtgelüst. Man hielt es allen Ernstes für möglich, dem Großkönig zu trotzen und wieder die Unabhängigkeit zu gewinnen.

Nachdem man sich zehn Jahre knirschend in das Unabwendbare hineingefunden, suchten die Gedemütigten sich loszureißen: drei Jahre hielt sich Samaria, die stolze Feste, dann brach das „Gericht" im Jahre 722 herein. Das Herz gleichsam wurde dem stolzen Volke aus dem Leibe gerissen, 27000 Mann wurden in die Gefangenschaft geschleppt und im assyrischen Reich angesiedelt. Dort haben sie ihr kulturelles Eigenleben eingebüßt, nicht mehr mischte sich ihre Stimme in den Chor der Völker: die Flut des Gerichts hat ihre Kraft für immer gebrochen.

Juda, das Südreich, hat ein ähnliches Schicksal ereilt, aber so tief es auch sank: es hat die Kraft aufgebracht, sich durch geistige Großtaten aus dem Abgrund herauszuringen und seinen Ruhm über die Welt zu verbreiten. Auch es wurde tributpflichtig, und König Ahas und sein Nachfolger Hiskia nahmen, allen Einflüsterungen zum Trotz, die Fremdherrschaft als eine Schickung Jahwes hin. Doch nach einer Reihe von Jahren drängte die Kriegspartei, die Partei der „großen Helden", wie sie Jesaja spöttisch nennt, zum Losschlagen: der assyrische Großkönig war ermordet, Ägypten rüstete sich, um dem trotzig vorstürmenden Nebenbuhler im Norden ein Halt zu gebieten, verschiedene kleinere Staaten hielten die Stunde für gekommen, um das Joch der Fremdherrschaft zu zerbrechen: Juda selbst stellte sich an die Spitze der Verschwörung. Wenig fehlte, und das Volk Jahwes wäre vernichtet worden. König Sanherib führte seine Streitmacht, Juda durchquerend, gegen Ägypten, und er verlangte, fürchtend, daß die Feste Jerusalem ihm gefährlich werden könnte, die Preisgabe der Stadt. Er stieß auf Widerstand, und Juda wäre zweifellos zerschmettert worden, hätte nicht, wie man damals empfand, der Würgengel Jahwes, die Pest, das feindliche Heer zerrüttet. Zwar mußte Juda zinsen, doch blieb es eine Zeitlang von den Greueln des Krieges verschont.

Und nun schien es, als ob unter dem Eindruck des Schreckens, den die assyrischen Heere den Gemütern eingejagt, ein neuer Geist einziehen wolle: unter König Hiskia wurde der freilich wenig wirkungsvolle Versuch unternommen, den Kultus zu „reinigen". Man ging gegen die Höhenkulte, die Kulte zweifellos mystischer Gottheiten, vor und entfernte die Götterbilder der Tempel. Aber wenig durchgreifend war diese, wohl unter dem Einfluß der levitischen und prophetischen Bewegung zustandegekommene Reform, und unter König Manasse (698—643) gewannen die Kulte des Adels wieder die Obermacht. Es handelt sich um Kulte

der Fruchtbarkeits- und Gestirngötter, um die Baale, Istar und Tamusz, wohl auch den ägyptischen Gott Osiris, und wenn die Propheten diese religiöse Bewegung als wahren Greuel hinstellen: wir wissen, daß sie ein Anzeichen dafür ist, wie sehr auch die Herrschenden von der Not der Zeit aufgerüttelt wurden. Man hatte Furchtbares erlebt, hatte gezittert und gebebt, als sich die Heere des Großkönigs heranwälzten, man fühlte, was es bedeutete, zwischen zwei Großmächten, die sich feindlich gegenüberstanden, Ägypten und Assur, eingeklammert zu sein: kurz, die Not ließ die Gemüter erschauern, daß viele sich gewiß inbrünstig hinneigten zu den Göttern, die seit Jahrhunderten Verehrung empfingen und sich den Bitten auch der einzelnen Menschenseele nicht verschlossen. Von Jahwe, dem Hort der unteren Schichten, wandte man sich ab: verfolgt wurden die Propheten, und wie tief die religiöse Bewegung die Seele ergriff, das verrät der grausige Brauch, Kinder zu opfern, um die Gnade der Götter zu gewinnen.

Aber auch Jahwe erhob sich inmitten dieser Not zu neuer Größe. Unter Josia gelang den Jahwepriestern, auf welche die Wirksamkeit der großen Propheten, des Amos und Jesaja namentlich, nicht ohne Einfluß blieb, im Jahre 621 eine Reform des Kultus, die uns noch beschäftigen wird. Auch sie ist aus tiefer Not herausgeboren, und nicht hätte man sie, die alle Vielgötterei strenge verpönt und den Tempel von Jerusalem als einziges Heiligtum gelten läßt, durchführen können, hätte nicht das Grauen vor neuen Gefahren einen gespenstischen Schein über die Baale und die fremden Götter gelegt. Aber das Gesetz Mose, das man einführte, erwies sich nicht, wie man wähnte, als die starke Mauer, die Juda bewahren sollte vor dem Anstrom des Unheils. Zerschmetternde Schläge zückten auf das kleine Volk herab. Nebupalassar, der Statthalter Babyloniens, machte der Selbstherrlichkeit Assurs ein Ende, nachdem schon die Skythen verheerend in das Reich eingebrochen waren, und die Rückwirkung auf Juda blieb nicht aus: Necho von Ägypten zwang es unter seine Herrschaft. König Josia, der sich zur Wehr setzte, büßte im Jahre 608 in der Schlacht sein Leben ein, aufgerieben wurde sein Heer. Und als es Nebupalassar gelang, den Ägyptern eine Niederlage zu bereiten, da bedeutete diese für Juda nicht die so glühend ersehnte Freiheit, sondern erneute Knechtschaft: Babylon war es nun unterworfen.

Dämonisch rückte das Unheil heran. König Jojakim hätte seinem Lande die Ruhe erkaufen können, hätte er sich in das Unabwendbare

gefügt und seinen Tribut entrichtet. Doch nach drei Jahren sagte er sich von Babylon los: unter dem Einfluß seiner Umgebung wagte er den gefährlichen Schritt. Zwar nicht mehr ihn, doch seinen Sohn Jojachin ereilte das Schicksal. Dieser wurde gefangen genommen, und schreckliche Rache hatte das Volk zu erdulden: ausgeraubt wurde Jerusalem, weggeführt die Blüte des Volkes, der Adel und alle wehrfähigen Männer, so daß „nichts übrig blieb außer den geringen Leuten der Landbevölkerung."

Man könnte meinen, daß nun die Kraft Judas erloschen wäre. Aber mitnichten war dies der Fall. Die Zurückgebliebenen, vom Glauben an Jahwes Wundermacht beschwingt, wagten den Abfall. Leidenschaftlich stellte sich der Prophet Jeremia ihrem Beginnen entgegen, doch sie waren nicht zu bändigen. Und nun brach das alles verschlingende Unheil herein. Nebukadnezar rückte im Jahre 597 mit einem starken Heere in Juda ein, doch stieß er auf heldenhaften Widerstand. Eineinhalb Jahre wußte man sich zu behaupten, und Gräßliches hatte man zu dulden: eine Hungersnot würgte Unzählige zu Tode. Die Rache des Babyloniers war maßlos: Jerusalem mitsamt seinem Tempel und dem Königspalast ging in Flammen auf, alles, was Wert hatte, wurde geraubt, die Söhne des Königs Zidkijahus „schlachtete man vor dessen Augen; der König selbst wurde geblendet und in Ketten gelegt. Der größte Teil der noch übriggebliebenen Bevölkerung mußte nach Babylon in die Knechtschaft ziehen;" in der Hauptsache blieb nur eine kleine Schar von Bauern und Hirten zurück.

Doch noch nicht genug des Unheiles! Der Statthalter Gedaljahu, den Nebukadnezar über die dem Unglück Entronnenen eingesetzt hatte, wurde ermordet. Alles erfaßte nun ein Zittern und Beben. Um der Rache der Babylonier zu entgehen, floh die kleine, angsterfüllte Schar nach Ägypten. Jeremia, der die Flucht widerriet, mußte mitziehen. Lästernd wandte man sich von Jahwe ab, dem unheimlichen Gott, der das Furchtbarste, was Menschensinn auszudenken vermag, geduldet, um sich flehend an Istar zu klammern. In Ägypten sind diese Judäer verschollen: keine Kunde von ihnen dringt an unser Ohr.

DIE LEVITEN

DIE vom Hauche religiöser Begeisterung durchglühte Revolution hatte so gut wie keinen Einfluß auf die Lage des bedrückten Volkes. Nichts hören wir von sozialen Reformen: das Elend dauerte an. Dagegen ver-

suchten die levitischen Jahwepriester durch eine Änderung der sozialen Ordnung das Volk im Namen ihres Gottes aus der Schmach seiner Not herauszuführen, indem sie darnach strebten, den Adel aus seiner Herrschaftsstellung zu verdrängen. Diese Priester waren Überreste eines Stammes, der, ehedem im Süden zeltend, zersprengt worden war, und dessen vom Unheil verschont gebliebenen Gliedern es gelungen war, in Juda und im Nordreich als Schutzbefohlene Aufnahme zu finden.

Lange bevor die Leviten zu den benachbarten Jahwestämmen gelangten, hat es natürlich hier schon Priester gegeben. Da finden sich einmal Priester an den verschiedenen Heiligtümern, wo Jahweopfer dargebracht wurden, zu denen man, namentlich wenn sie prunkvoll ausgestattet waren, in Scharen gepilgert sein wird. Daneben befindet sich aber auch in der Umgebung der Großen zuweilen ein Priester, dem es zufiel, ein zum Hause gehörendes Heiligtum zu bedienen, und wo solcher Priester fehlte, da verrichtete der Herr des Hauses die Opfer selbst. Und war nicht auch der Fürst von dem Schein priesterlicher Weihe umgeben, Saul und David und Salomo, brachten nicht auch sie Jahwe Opfer dar? Doch nicht allein die Vollziehung der Opferhandlungen war Aufgabe der Priester, eine Würde besonderer Art scheint ihnen dadurch verliehen worden zu sein, daß sie in die Geheimnisse des Loswerfens, des Orakelwesens eingeweiht waren, während die Opfer, einfach wie die Opferhandlung war, ruhig von jedem Freien vorgenommen werden konnten.

Diese Priester, die in ihren Reihen Söhne angesehener Familien, ja, selbst Fürstensöhne zählten, verschafften sich ihren Unterhalt, indem sie einen Teil der Gaben, die für Jahwe bestimmt waren, für sich behielten, und so war denn ihr Einkommen um so größer, ihre Lage um so günstiger, je mehr sie es verstanden, dem von ihnen verwalteten Heiligtum weithinleuchtendes Ansehen zu verschaffen. Welcher Mittel sie sich bedienten, um diesen Zweck zu erreichen, zeigt das noch weiterhin zu erörternde Verfahren der Leviten. Es versuchten diese Priester durch allerlei Beweisgründe, die hineinführten in die Wildnis der Sage, sich den Anschein besonderen göttlichen Wohlwollens zu geben; versuchten glaubhaft zu machen, daß gerade von der Stätte ihres Wirkens aus der Zugang zur Gottheit am leichtesten zu erreichen sei. So mag ein solches Werben um die Gunst der Opfernden zu einem wahren Kampf um die Macht geführt haben, und inmitten dieses Kampfes finden wir auch die Leviten, die für ihre Zwecke nun die Not der unteren

Klassen ausnützten, und, durchbrechend den Kreis priesterlicher Aufgaben, wie er durch die Überlieferung vorgezeichnet war, mit unerhörten Forderungen hervortraten.

Man versteht diese die Bahn alles Herkommens kreuzende Erscheinung erst, wenn man vertraut ist mit den Schicksalen dieser Priestergruppe. Wahrscheinlich durch die Wucht eines Vorstoßes der Kananäer zermalmt, büßte der Stamm Levi seine wirtschaftliche und politische Selbständigkeit ein, aber während die große Masse der Stammesglieder in die Knechtschaft versunken sein mag, ist es einer Reihe von Priestern geglückt, bei einzelnen benachbarten Stämmen einen Unterschlupf zu finden. Schon diese Verpflanzung in einen fremden Boden, auf dem sie als Schutzbefohlene geduldet waren, lenkt uns hin auf eine Tatsache, die in sozial- und religionsgeschichtlicher Hinsicht zu gewaltiger Bedeutung führte. Es waren diese Priester von vornherein behaftet mit dem Makel, den der Fremde immer an sich trug, und da sie nicht bodenständig waren, nicht in verwandtschaftlichen Beziehungen zu den angesehenen Familien standen, und es für sie so gut wie ausgeschlossen war, in den Besitz von Reichtum zu gelangen, der die dunklen Flecken der Geringschätzung hätte austilgen können, so versteht man, daß dadurch ein Bündnis zwischen dieser Priestergruppe und den enterbten Bauern sich leicht entwickeln konnte. Wäre es den Leviten gelungen, etwa als Priester der großen, überragenden Heiligtümer ihre wirtschaftliche Macht und ihr Ansehen zu stärken, sie hätten dann nie gemeinsame Sache mit dem Volk gemacht, wären nie dessen, wenn auch keineswegs durch besondere Geistesmacht sich auszeichnende Wortführer geworden: sie hätten sich so gut wie die übrigen Priester eins gefühlt mit der Aristokratie, schützend durch religiöse Machtmittel deren Herrenstellung. Früh schon mögen es die Leviten verstanden haben, sich in ein günstiges Licht zu setzen, indem sie — im Streben, sich möglichst viele Anhänger zu verschaffen — die durch ihre Vermittlung zu erzielenden Gnadenerweisungen ihres Gottes gerühmt haben werden. Es sei ein alter Bericht angeführt, der ein deutliches Bild von der Stellung der Leviten entwirft. „Nun war ein junger Mann zu Bethlehem in Juda, der war ein Levit und weilte dort als Fremder. Der Mann ging weg aus der Stadt Bethlehem in Juda, um als Fremder zu weilen, wo es sich träfe, und kam auf das Gebirge Ephraim zum Hause Michas, um dann seine Reise fortzusetzen. Micha fragte ihn: woher kommst du? Er antwortete ihm: ich bin ein Levit aus Bethlehem in Juda; ich bin

unterwegs, um mich niederzulassen, wo ich es treffe. Micha erwiderte ihm: bleibe bei mir und sei mein Priester, so will ich dir jährlich zehn Silbersekel geben und den Aufwand für Kleider und Unterhalt. So nötigte er den Leviten. Da willigte der Levit ein, bei dem Mann zu bleiben, und der junge Mann galt ihm wie einer seiner Söhne. So stellte Micha den Leviten an, und der junge Mann wurde sein Priester und blieb in Michas Hause. Da sprach Micha: nun weiß ich gewiß, daß mir Jahwe wohl tun wird, weil ich den Leviten zum Priester habe." So sieht man, welches Vertrauen die Leviten gewonnen hatten, wie die Überzeugung sich herausgebildet hatte, daß sie Auserwählte Jahwes seien, denen die Gottheit sich mit besonderer Huld zuneige.

Mit einem Schlag verwandelt sich dieses Bild der Harmonie, wenn wir uns in den Segen Mose vertiefen. Was war geschehen? Im Segen Mose heißt es:

„Gib Levi deine Tummim
Und deine Urim, deinem Günstling,
Den du bei Massa versuchtest,
An den Wassern von Meriba bekämpftest.
Der von seinem Vater sprach: Ich kenne ihn nicht!
Seine Brüder nicht ansah, seine Kinder nicht kannte.
Denn sie hielten sich an dein Gebot
Und bewahrten dein Gesetz.
Sie lehren Jakob deine Rechte
Und Israel deine Weisung;
Sie bringen Opferduft in deine Nase
Und Ganzopfer auf deinen Altar.
Segne Jahwe, seinen Wohlstand,
Und laß dir das Tun seiner Hände gefallen!
Zerschmettere seinen Gegnern die Lenden
Und seinen Hassern, daß sie sie nicht mehr erheben!"

Dieser Erguß zeigt, daß die Leviten sich nicht mehr als jene eingeschüchterten Fremdlinge fühlen, die ihrem Herrn danken, wenn er ihnen die zum Leben nötigen Gaben verleiht. Sie rühmen sich vielmehr, daß *sie* vor allem an den göttlichen Weisungen festhalten, ja, sie verraten, daß sie lüstern sind nach Besitz, daß sie nach Macht streben. Bedrängt fühlen sie sich in ihrem Verlangen nach Herrschaft von „Gegnern und Hassern", und so stürmen sie auf diese mit einem Hasse ein, dessen Gluten erst die Vernichtung der Feinde löschen kann.

Wer aber mögen jene wohl sein, denen die Priester solche Feindseligkeit entgegenbrachten? Nun, ganz gewiß viele der Großen, die es unter

ihrer Würde fanden, sich mit diesen herbeigelaufenen Leviten einzulassen, jene, die sich so aufgeklärt dünkten, daß sie für den alten Hokuspokus des Orakelwesens, das die Priester für Erwerbszwecke ausnützen, nur noch ein überlegenes Lächeln übrig hatten. Mit Haß bedacht wurden jene, die sich entweder einen andern, nicht levitischen Priester hielten, oder in eigener Person die Opferhandlungen vornahmen.

So war — und zwar bald nach Salomo — das Verhältnis zwischen den Leviten und einem Teil der Aristokratie schon recht gespannt, und fern davon, sich in das Unabwendbare hineinzufinden, reckten sich diese verachteten Priester, wie jener Haßausbruch deutlich zeigt, in einem Trotz auf, der nicht zu verstehen wäre, wenn sie nicht einen starken Rückhalt gehabt hätten in der Masse der Bauern und Hirten, deren Vertrauen zu gewinnen ihnen frühe gelungen sein wird. Zudem wurde der Gegensatz zwischen den Leviten und den Herrschenden dadurch noch gefördert, daß diesen Priestern der Zutritt zu den großen, fürstlichen Heiligtümern verschlossen war. Die hier wirkenden Priester waren aus den Reihen der oberen Klassen selbst entnommen, ist doch von David bezeugt, daß er einzelne seiner Söhne in das Priesteramt eingesetzt hat.

So ist zu verstehen, daß sich die Leviten immer mehr hingezogen fühlten zu den unteren Kreisen. Wenn diese von einer habgierigen Aristokratie geknebelt wurden, daß ihnen fast der Atem ausging: nun, befanden sich die Leviten als Beisassen nicht auch im Zustand einer Demütigung, der seltsam in Widerspruch stand zu ihrer Überzeugung, daß gerade sie den wahren, von der göttlichen Gnade gesegneten Opferdienst verrichteten? Wenn jene immer mehr ihres Landes verlustig gingen, wurden sie dadurch nicht in einen Zustand hinabgestoßen, der dem der Leviten ähnlich war, die ja ebenfalls keinen Grund und Boden besaßen? Und wenn bei den Bauern ein grollender Haß aufglühte gegen die das Recht beugende Aristokratie — konnte denn da nicht auch der Levit mit vollem Herzen mithassen? Und wenn gerade die Bauern es waren, die am fleißigsten die levitischen Heiligtümer besuchten, mußte denn da nicht noch weiter das Gefühl der Zusammengehörigkeit gestärkt werden? Und weiterhin: indem die Bauern den religiösen Neuerungen, die in den Kreisen der Herrschenden in üppiger Fülle aufblühten, wenn sie der Vielgötterei, namentlich dem Baalsdienst, mit tiefem Mißtrauen begegneten, so fanden sie sich wiederum mit den Leviten zusammen, die, je mehr sie zurückgedrängt waren in die

abgelegenen Bezirke des Landes, um so mehr die prunkenden Heiligtümer, die man dem neumodischen Jahwe und den anderen Göttern errichtet, als Stätten des Frevels verdammen mußten. Daß es den Leviten gelungen war, einen Teil wenigstens des niederen Volkes auf ihre Seite zu ziehen, liegt zu einem guten Teil auch darin beschlossen, daß sie in einer fast unverfälschten Weise die alte, aus der Wüste stammende religiöse Überlieferung bewahrt hatten, jene Überlieferung, die gerade auch in den Kreisen der Bauern und Hirten, langsam wie die unteren Schichten immer den seelischen Wandlungen der Zeit folgen, fortlebte, ja, die von neuem sich belebte, als die Herrschenden, unempfindlich für die Not, die das Volk fast erdrückte, dem alten Jahwedienst immer mehr untreu wurden.

Schon hat die frühere Darstellung die religiösen Güter der Leviten, die sie wie ein kostbares, aus der Wüste mitgebrachtes Heiligtum hüteten, beleuchtet. Bei den Leviten nämlich lebt die uralte Vorstellung von Jahwe als einem Feuerdämon fort, der sich in einem brennenden Dornbusch offenbart hat als eine aus der Erde heraufschlagende Feuerlohe. In der Oase Kades, der Heimat der Leviten, hatte sich diese in die grauen Zeiten des Zauberglaubens hineinweisende Auffassung herausgebildet, und festgehalten wurde sie, auch nachdem Jahwe zum freundlich gestimmten Stammesschutzgeist, ja, zum majestätischen, von erhabenem Glanz umrauschten Nationalgott, sich gewandelt hatte. Indem die Leviten auch als Beisassen diese alte Überlieferung bewahrten, so befanden sie sich von vornherein in einem schroffen Gegensatz zur kanaanäischen Frömmigkeit, und da letztere auch in den Kreisen der Eroberer, vor allem des Adels, Eingang fand, so ist es zu verstehen, daß die eingewanderten Priester, sollte ihr religiöses Erbe nicht befleckt werden, diesem von vornherein feindselig gestimmt waren. Ergeben aber hat sich, daß sie durch soziale Beweggründe in dieser Feindschaft bestärkt wurden, und so sehen wir denn, daß sie mit den Nasiräern und den Rechabiten zusammentrafen in der Bekämpfung des Baalkultus, überhaupt all der Götter, die mit dem Anbau des Bodens und der Entwicklung des Handels als Schutzherren einer neuen Kultur in den Kreisen des Adels heimisch wurden.

Die Leviten wiesen nicht allein die Vielgötterei ab, ängstlich darauf bedacht, daß Jahwe, ihr Gott, nicht durch Nebenbuhler in seiner Hoheit verletzt werde; auch der Jahwekult, soweit er durch neue Vorstellungen und Gebräuche gleichsam entstellt wurde, erregte ihren Groll, freilich

nur insoweit, als nicht auch sie aus solchen Neuerungen Nutzen ziehen konnten. Verdammt wurden einmal die Götterbilder, die man Jahwe zu Ehren aufgestellt. Verschmäht hat man solche Denkmäler in der Wüste, und der Schändung, so redet man sich ein, kommt solcher Bilderdienst gleich einer durch das Herkommen geheiligten Sitte. In Wirklichkeit aber flammte dieser Haß gegen die Götterbilder auf, weil eben den Leviten der Zutritt zu den Heiligtümern, wo diese zum Teil kostbaren Bildwerke aufgestellt waren, verwehrt war, und mit Freuden hätten sie sich in die religiösen Neuerungen hineingefunden und ihre alten Gebräuche preisgegeben, hätte man es ihnen erlaubt, im Dienste des neuen Jahwe, des Schutzherrn der Landwirtschaft und damit der Grundherren, sich die so heiß ersehnte Beute zu holen. So aber, wo sie von den Kulten der herrschenden Klasse ferngehalten, ja, wo sie von den letzteren mit Geringschätzung behandelt wurden, rüsteten sie sich, des Rückhaltes der Masse gewiß, und dazu noch angespornt durch das Gefühl, unter dem Schutze Jahwes zu stehen, zu einem Kampf, in dem sie in der Tat nicht unterlegen sind.

Diese Leviten haben die Stirn — um sie einmal vom Standpunkt jener aus zu beurteilen, denen ihr Groll galt — nicht allein die fremden Götter, die mit einem überschäumenden Füllhorn zu uns gekommen sind, zu besudeln; sie haben den Mut, uns nicht allein ihren altväterischen Jahwe aufzudrängen, der für das ungewaschene Wüstenpack am Platze sein mag, aber doch nicht für uns, die wir an feine Lebensart gewöhnt sind; ja, sie wagen es selbst noch, die Pracht, die unseren Opferfesten erst die rechte Weihe verleiht, zu lästern! Ist es denn nicht die würdigere Art, den Göttern zu huldigen, wenn wir die ihnen geweihten Heiligtümer so prunkvoll wie möglich ausstatten, und wenn man verlangt, daß wir unsere Götterbilder zerschlagen und einen elenden Steinhaufen als Altar betrachten, wäre das nicht eine Beleidigung unserer hohen Schutzherren, die uns mit Herrlichkeiten geradezu überschüttet, mit feinen Gewändern und kostbaren Waffen, mit hochragenden Häusern gesegnet, kurz mit all den Schätzen, die unser Leben vom Wüstendasein abheben wie ein strahlender Morgen sich von der Finsternis scheidet? Fürwahr, ein unversöhnlicher Gegensatz herrschte zwischen den Leviten und dem Adel, ein Gegensatz, der einen Kampf gegen den Geist der Heldenzeit auslöste, dessen Wogen, so seltsam es auch erscheinen mag, durch Vermittlung des Christentums bis in unsere heutige Zeit hineinrauschen.

Verachtet und besitzlos, wie die Leviten waren, suchten sie, nicht ohne daß der Neid dabei im Spiele gewesen wäre, die glanzvolle Lebensführung der Aristokratie zu verlästern als einen religiösen Frevel, und wenn sie sich auch vornehmlich gegen die üppigen Opferfeste der Herrschenden wandten: in Wirklichkeit waren sie allem gram, was einer in Lustbarkeiten schwelgenden Aristokratie als ein Verehrungswürdiges galt: gram der Kunst, die in das Leben einen wie aus einer höheren Sphäre schwebenden Zauberschein warf, gram allem Luxus, allen Festen, die über das Dasein ihren verklärenden Schimmer breiteten. Jahwe haßt nach ihrer Auffassung die prunkvollen Altäre mitsamt den Priestern, die diese bedienen, Jahwe verabscheut es, daß man ihn als Stier verehrt, und sei es auch, daß man aus Gold die Bilder, die ihn darstellen sollen, verfertigt; Jahwe, der ein eifersüchtiger Gott ist, wehrt sich dagegen, daß man neben ihm noch andere Götter duldet, die ihm den Rang streitig zu machen suchen — kurz, Jahwe flucht dem ganzen neumodischen Opfer- und Götterwesen und brennt darnach, alle, die ihm untreu geworden, sie, die hochfahrenden stolzen Grundherren mit all den Herrlichkeiten, mit denen sie sich umgeben, herunterzureißen von ihrer Höhe.

So erscheinen diese Priester „rückschrittlich" durch und durch. Aber indem der Haß gegen die Herrschenden ihren Blick zu den Massen des ebenfalls erbitterten unteren Volkes hinlenkte, so sannen sie auf Mittel, die geeignet sein sollten, dessen Lage zu bessern: sie beschritten in der Tat den Weg der sozialen Reform, stellten ein soziales Ideal auf, dessen Verwirklichung zur Folge haben müßte eine grundstürzende Umwandlung der bestehenden Gesellschaftsverfassung. Auf eine Entrechtung der Grundherren zielte es ab, die unter die Hoheit der Priester gebeugt werden sollten, und Zugeständnisse machte es dem darbenden Volk, dessen Los man freilich durch wenig geeignete Mittel gebessert wissen möchte.

Wenn auch der Masse der Leviten vor allem am Herzen lag die Verfolgung eigener Interessen, und wenn sie sich in den Dienst der Bauern stellten, nur um sich diese willfährig zu machen, so mögen immerhin einzelne, die inmitten dieser sozialen Bewegung standen, in den Abgrund der Leiden der ausgebeuteten Bauern und Hirten mit tiefem Mitgefühl hineingeblickt haben. Die im zweiten Buch Mose aufgezeichneten Sagen, die levitischen Ursprunges sind, enthalten einen Abschnitt, dessen Verfasser mit unvergleichlicher Treue die Last der Fronarbeit

schildert, die Herzlosigkeit dann derer, die das Volk kalten Sinnes zu elenden Arbeitstieren herabdrücken, das Leid weiterhin, das den gequälten Menschen an der Seele frißt.

Die in Ägypten in der Gefangenschaft lebenden Israeliten, so wird berichtet, lassen den Pharao bitten, er möge sie ziehen lassen, daß sie ihrem Gott Jahwe in der Wüste ein Fest veranstalten können. Aber was kümmern diesen Gewalthaber die religiösen Bedürfnisse dieser in seinem Frondienst stehenden Menschen, deren Gott ihn nichts angeht! So jagt er sie mit barschen Worten fort: „Geht an euren Frondienst! Des Gesindels," so dachte er, „ist wahrlich schon so genug, und da wollt ihr sie noch von ihren Frondiensten feiern lassen?" Nun gibt er den Vögten den Auftrag, aufgebracht über die Frechheit dieses Packs, sie zur Arbeit anzutreiben, daß ihr Übermut erstickt werde, ihnen Auflagen zu machen, daß sie wissen, wer über sie gebietet. „Denn faul sind sie, deswegen schreien sie: wir wollen gehen, unserem Gott zu opfern. Die Arbeit muß den Leuten erschwert werden, daß sie daran zu tun haben und nicht auf Lügenreden achten." So bleibt den armen Teufeln nichts übrig, als sich in das Unabwendbare schweren Herzens hineinzufinden. Aber zu hart ist die Last, die man ihnen aufgebürdet hat; so sehr sie sich auch anstrengen, es gelingt nicht, die ihnen anbefohlene Arbeit zur Zufriedenheit der Aufseher zu verrichten, und nun saust gar noch die Peitsche auf den müden Rücken: es ist des Elendes zu viel, der Pharao, wenn wir ihm unser Leid klagen, wird gewiß Erbarmen mit uns haben! „Da gingen die Israeliten hin und klagten flehentlich beim Pharao und sagten: warum verfährst du mit deinen Knechten so?" Aber der schreckliche Tyrann läßt sich nicht erweichen. Ohne sie weiter anzuhören, jagt er sie davon wie lästiges Geschmeiß. „Faul seid ihr, faul! Deswegen sagt ihr, wir wollen gehen, um Jahwe zu opfern. Und jetzt marsch, an eure Arbeit!" Von solchem Elend überwältigt, wendet sich Mose, der Führer der Israeliten, von tiefstem Schmerz bewegt, zu Jahwe. „O Herr, warum verfährst du mit diesem Volk so übel? Wozu hast du mich denn gesandt? Denn seit ich zum Pharao gegangen bin, um in deinem Namen zu reden, verfuhr er übel mit diesem Volk, und du hast dein Volk keineswegs errettet."

Ein wertvolles kulturgeschichtliches Dokument fürwahr bildet dieser Bericht, und wer Ohren hat zu hören, kann aus ihm mehr, als der erste Anschein verraten möchte, heraushören. Denn wie treffend ist die Lage des bäuerlichen Proletariats geschildert, welche Fülle von

kulturgeschichtlich wichtigen Zügen treten uns hier entgegen! Denn offenbar ist es ja: nicht soziale Zustände einer fernen sagenhaften Zeit wollte der Erzähler beleuchten und geißeln, sondern seiner eigenen Zeit hat er die Farben entnommen für sein Gemälde, völlig bewußt hat er die ihn umgebende soziale Wirklichkeit hineingewoben in eine Vorlage, die sich so unter seiner Hand wandelte zu einem Spiegel der Zeitverhältnisse. Nur ein geistig hochstehender Mensch mit ungetrübten Augen vermochte eine solche Schilderung zu liefern, ein Mensch allein, den ergriffen hatte das Los der Tausende, denen das Brandmal des Elendes, der Knechtschaft aufgedrückt war.

Bestätigt wird hier, was schon ausgeführt wurde: wie die Herren hoch und erhaben über der Masse thronen, wie sie deren Leid unberührt läßt, wie sie, vom Taumel der Herrschsucht ergriffen, selbst flehentlich ausgesprochene Bitten um Erleichterung der Arbeiten höhnend zurückweisen; kurz, wie sie die ihnen unterstellten Bauern als Werkzeuge betrachten und nicht als Menschen, denen sie, namentlich auch eingedenk der religiösen Gebote, mit Milde begegnen müßten. Es zeigt sich, wie zerrissen das Volk ist, denn diese Herren verhöhnen gar noch den Glauben, der ihren Knechten ein Heiliges ist. Mögen diese auch noch so großes Verlangen haben, ihrem Gott zu opfern, nicht dürfen sie ihre Arbeitsstätte verlassen, und Lügner werden jene genannt — gemeint sind die Jahwepriester, die Leviten — die für sie die Opferhandlung verrichten. Und ein weiteres ergibt dieser Bericht: wie fromme, vom Mitleid bewegte Menschen im Anblick der schrecklichen Not der Zeit in schwere seelische Bedrängnis geraten, fragend, wie Jahwe es dulden könne, daß seinen Getreuen solche Schmach, solche Trübsal bereitet werde. Freilich, hoffnungsvoll klingt der Bericht aus: mag auch furchtbar das Schicksal sein, das über das Volk Jahwes gekommen: mit starker Hand wird der mächtige Gott seine Widersacher bezwingen.

Dieser Bericht, der nach unserer Auffassung sicher vor dem Auftreten der großen Propheten entstanden ist, verrät eine Feinheit des Mitempfindens, wie sie der Masse der Leviten sicherlich fern war. Ob der Erzähler selbst der levitischen Priestergemeinschaft angehörte oder nicht, ist wohl kaum mehr zu entscheiden, sicher aber ist, daß ihn levitische Anschauungen in hohem Maße beeinflußt haben.

Hingesehen auf die politische und soziale Verfassung Israels, ist es eine unerhörte Erscheinung, wenn die Leviten, ausnützend die Unzufriedenheit des Volkes, sich aufzuschwingen suchen zu den wahren,

von Jahwe bestellten Leitern des Volkes, indem sie nicht allein die Rechtsprechung an sich reißen wollen, sondern auch, um des Rückhaltes der Masse sicher zu sein, für eine Reihe sozialer Maßnahmen eintreten, um das Machtgelüst der Grundherren in Schranken zu halten. Einen doppelten Vorstoß unternehmen sie gegen die Träger der herrschenden Kultur: und daß er gewagt werden konnte, zeigt, wie sehr die soziale Gärung in den Jahrhunderten nach Salomo um sich gegriffen hatte. Nicht allein sind die Leviten bestrebt, die religiösen Anschauungen der herrschenden Klasse als Ausfluß einer Widerspenstigkeit gegen Jahwe zu brandmarken, sondern auch den sozialen und rechtlichen Vorrang, der seit Jahrhunderten dem Adel zukam, suchen sie zu untergraben, behauptend, daß sie, die Priester Jahwes, seit Urzeiten nach dem Willen ihres Gottes dazu berufen seien, das Volk zu leiten, um es auf den Lichtpfad des Heils zu führen.

Man begreift die revolutionäre Bedeutung solcher Forderungen erst, wenn man bedenkt, daß seit unzähligen Geschlechtern die soziale Rangstufe des Adels religiös geweiht war, indem nicht allein die Herrschenden selbst, sondern auch das Volk des Glaubens lebte, daß die nach Ständen abgestufte Gesellschaftsverfassung dem Willen Jahwes entspreche. Wie hat doch das Deborahlied die Führer des Volkes gepriesen, daß sie, als es galt, den Übermut der Kanaanäer zu brechen, gemeinsam mit dem Volk frohlockend sich den Feinden entgegenwarfen! Nun, diese Führer waren, wie wir schon ausführten, zugleich die Richter, die neben dem König das entscheidende Wort bei Rechtsstreitigkeiten zu sprechen hatten, und nirgends lassen die alten Quellen erkennen, daß auch die Priester Anteil an der Rechtsprechung gehabt hätten. Sie wurden wohl herangezogen, wenn es galt, durch Orakel irgend einen Aufschluß zu holen, wenn etwa irgend eine Schuld festgestellt werden sollte, oder wenn man sich Gewißheit verschaffen wollte, ob Jahwe irgend ein Unternehmen billigen werde oder nicht. So waren sie Mittelspersonen zwischen der Gottheit und jenen, die den göttlichen Willen erfahren wollten, nicht sie gaben ein Urteil ab, sondern sie ergriffen nur die Maßnahmen, die nötig waren, um Jahwes Absichten zu ergründen. Gewiß, da die Priester vertraut waren mit den Geheimnissen des Orakelwesens, und da selbst die Fürsten ihren Dienst in Anspruch nahmen, so mögen sie oder doch einzelne unter ihnen ein gewisses, ja, selbst ein hohes Ansehen besessen haben, aber niemals

standen sie als Richter an der Spitze des Volkes, dazu berufen, Streitfälle durch selbständigen Entscheid zu schlichten.

Nach dieser Machtstellung strebten eben die Leviten, und so suchten sie dem führerlosen Volk die Überzeugung einzuprägen, daß sie, sobald sie die ihnen nach Jahwes Willen gebührende Stelle innehätten, eine neue, bessere Zeit heraufzuführen vermöchten. Die älteste Fassung der zehn Gebote sowie das Bundesbuch geben über diese Bestrebungen den erwünschten Aufschluß.

Führen wir die zehn Gebote an:

1. Du sollst dich vor keinem anderen Gott niederwerfen, denn Jahwe heißt eifersüchtig.

2. Du sollst dir keine gegossenen Gottesbilder machen.

3. Das Fest der ungesäuerten Brote sollst du halten,

4. und ein Wochenfest sollst du dir einrichten zur Zeit der Weizenernte,

5. und das Herbstfest an der Wende des Jahres. Dreimal im Jahre soll alles, was männlich ist unter dir, vor dem Herrn, Jahwe, erscheinen.

6. Alle Erstgeburt gehört mir. Den ersten Wurf vom Esel sollst du mit einem Schaf auslösen, und wenn du ihn nicht auslösen willst, mußt du ihm das Genick brechen. Alle Erstgeburt unter deinen Söhnen sollst du auslösen. Vor mir soll man nicht mit leeren Händen erscheinen. Sechs Tage magst du arbeiten, aber am siebenten Tage sollst du ruhen. Selbst in der Zeit des Pflügens und Erntens sollst du ruhen.

7. Du sollst das Blut meines Opfers nicht zusammen mit Gesäuertem schlachten.

8. Das Opfer des Passahfestes soll bis Tagesanbruch nicht mehr vorhanden sein.

9. Das Beste der Erstlinge deines Ackerbodens sollst du zum Hause Jahwes, deines Gottes, bringen.

10. Du sollst ein Böckchen nicht in der Milch seiner Mutter kochen.

Wer diese Gebote der Leviten auf ihren sozialen Gehalt hin untersucht, der erlebt keine geringe Enttäuschung. Nirgends wird ein von politischem Verständnis zeugendes Mittel angegeben, das geeignet wäre, die gesellschaftlichen Mißstände zu heben; nirgends ist die Rede von der Gewaltherrschaft der Könige und Aristokraten mit ihren furchtbaren sozialen Folgeerscheinungen; nirgends werden die Herrschenden auch nur genannt als die Urheber der Not, in deren Abgründen die Massen schmachten. Sollten etwa die politisch noch völlig einflußlosen Priester

nicht den Mut gefunden haben, sich offen gegen die Herrschaft des Adels aufzulehnen, oder sollten sie überhaupt unfähig gewesen sein, zumal sie geistig keineswegs hochstanden, die soziale Frage ihrer Zeit klar zu erfassen? Gewiß ist, daß diese Gebote zeigen, wie die Leviten mehr um ihr eigenes Wohl besorgt waren als um das des darbenden Volkes. Als Priester geben sie sich aus nicht des einzigen, überhaupt gebietenden Gottes, sondern eines göttlichen Herrn, Jahwes, der jeden anderen Gott als einen lästigen Nebenbuhler haßt. So sind sie besorgt, daß diesem Gott allein Opfer dargebracht werden, deutlicher gesprochen, daß man allein ihre Vermittlung in Anspruch nimmt, wenn man opfern will. Aus den Opfergaben aber bestreiten diese Priester ihren Unterhalt, und so wagen sie es denn, den Bauern Verpflichtungen aufzuerlegen, die alles andere als einen sozialen Sinn bekunden, ja, geradezu den an und für sich schon durch harten Dienst bedrängten Bauern noch neue Lasten aufbürden. Klingt es nicht wie eine Anmaßung, wenn gefordert wird, daß alle Erstgeburt in Jahwes Heiligtum wandern müsse, ja, auch die Erstlinge des Ackerbodens? Man überlege, wie schwer es den armen Bauern fallen mußte, solche Opfer darzubringen, die wirklich „Opfer" im heutigen Sinne des Wortes waren, eine schwere Einbuße also an Gütern bedeuteten, wo sie doch selbst nur mühsam das zum Leben Notwendige sich zu verschaffen vermochten. Aber noch nicht genug der Auflagen, die die Priester ihren Leidensgenossen als fromme Werke anzupreisen wagen. Dreimal verlangen sie, daß die Männer, mit Opfergaben beladen, vor dem Altar Jahwes erscheinen, während es bisher üblich war, nur einmal zu Jahwes Heiligtum zu pilgern, um hier das Opferfest zu feiern. Zeigt sich da nicht wiederum, wie die Leviten darauf bedacht waren, ihre Schützlinge auszunützen, um ihre eigene Lage zu bessern? Freilich, da diese Priester über keinen Grund und Boden verfügten, und da ihnen von seiten der Reichen keine Opfergaben zuflossen, wie anders hätten sie sich durchschlagen sollen, als daß sie eben den Bauern die religiöse Pflicht auferlegten, für ihren Unterhalt zu sorgen?

Und doch bergen, so seltsam es auch dem heutigen Betrachter erscheinen mag, die zehn Gebote Forderungen, die nach der Anschauung jener Zeit sich wie ein Vorstoß gegen die herrschende Klasse ausnehmen. Wie das Nahen der Erlösung mußte es der Bauer empfinden, wenn eine Priestergenossenschaft es wagte, den Opferdienst der Herrschenden, dem man eben die Hauptschuld an den Gebrechen der Zeit

zuschob, zu befehden. Um so höher wird der Bauer diesen Kampf der Leviten gegen den Kultus der Machthaber angeschlagen haben, als er, abhängig wie er von den Grundherren war, zum Schweigen verurteilt war.

Die zehn Gebote stellen einen Markstein in der Geschichte unserer Kultur dar. Wie viele Bauern mögen in Trübsal versunken sein, zusammenbrechend unter der Last des Elendes, gemartert durch den Anblick des Schicksals so vieler Leidensgenossen, die teuflischer Sinn in die Knechtschaft verstoßen! Die Paradiesgeschichte zeigt, wie sehr solche trübe Stimmung um sich gegriffen, zeigt, daß man nur mit dem scheuen Blick des Enttäuschten, des Verzweifelnden sich Jahwe zu nähern wagte, der mehr wie ein rachgieriger Unhold denn als ein hilfsbereiter König, eine Zeitlang wenigstens, den Bauern erschienen sein muß. Und nun traten die Leviten werbend vor die Entrechteten hin, suchten ihnen einzuschärfen, daß Jahwe, wenn ihm richtige Opfer gespendet werden, gnädig den Wünschen und Bitten der Menschen Gehör schenken werde, daß er segnen werde namentlich auch den Acker, das Haus, kurz das Leben des Bauern. Wohl hatten auch die Rechabiten einen Weg gezeigt, der herausführen sollte aus dem Abgrund, in den die Bauern geraten waren. Aber wie hätte es denn möglich sein sollen, daß die Bauern einfach mit Weib und Kind den Ackerboden wie einen Ort des Fluches im Stiche ließen, um wieder die Lebensweise des Nomaden anzunehmen, hoffend, dadurch Jahwes Gnade zu gewinnen? Auch die Leviten haben gleich den Rechabiten, indem sie den Bilderdienst, überhaupt den Kultus der Herrschenden als einen Abfall von Jahwe, als schmählichen Verrat verdammten, die unteren Schichten gegen die Grundherren aufgewiegelt, aber sie haben sie nicht von der Landwirtschaft wegzulocken versucht, haben nicht mehr das Wüstenleben gepriesen als die Jahwe allein erfreuende Art der Lebensführung. Gewiß, manche religiöse Gebräuche aus der Wüstenzeit haben sie — hochhaltend, so weit es möglich war, die alte Sitte — treu bewahrt, wir weisen nur hin auf das Passahfest, das nach uralter Weise im schaurigen Dunkel der Nacht gefeiert wurde. Da aber die Leviten nun einmal in ein Ackerbaugebiet verschlagen waren, da sie sich an Bequemlichkeiten gewöhnt, wie sie das Wüstenleben nie zu bieten vermag, so hatten sie allen Grund, der Landwirtschaft nun nicht mehr in der Weise der Rechabiten zu fluchen, sondern sie zu segnen und zu preisen als eine der erhabenen Gnadengaben ihres Gottes. Damit konnte, so wenig man sich auch klar war über die Mittel, die wirklich

die soziale Not hätten eindämmen können, der Bauer wieder einigermaßen versöhnt werden mit der Landwirtschaft. Konnte er doch nun der Hoffnung leben, daß Jahwe wieder bessere Zeiten schicken werde, daß er wieder als der machtvolle gnädige Gott sich auch an den Geringen seines Volkes verherrlichen werde.

Wie aber, wenn diese von den Leviten ersehnte Zeit ausblieb, wenn die Mißstände wie ein nicht zu vertilgendes Unkraut fortwucherten und immer mehr das Volk Jahwes entstellten, daß es eher einem bejammernswerten Bettlerhaufen glich als einer Schar stolzer Menschen, aus deren Augen das Glück leuchtet? Es mögen die zehn Gebote im ersten Jahrhundert nach Salomo entstanden sein, und wir wissen, wie im ausgehenden neunten und beginnenden achten Jahrhundert der Schrei der sozialen Not furchtbar in die aufflammenden Revolutionen hineinklang. So ist zu verstehen, daß die levitischen Priester, sollten die Bauern ihnen nicht abtrünnig werden, auf neue Mittel sannen, die wirklich dem Elend der Massen an die Wurzel griffen. Denn bald muß offenbar geworden sein, daß eine Reform des Kultus allein mitnichten geeignet war, ihren Schützlingen, den Bauern, zu helfen; ja, mußten diese, wenn sie nun wirklich ihre Opfergaben den Leviten anvertraut hatten, nicht die letzteren als Betrüger betrachten, wo trotz aller Verheißungen das ersehnte Glück immer noch auf sich warten ließ, immer weiter die Bedrückung durch die Grundherren andauerte? Tatsache ist es, daß die Leviten nicht bei einer Reform des Kultus stehen blieben; beunruhigt durch das Fortdauern der Mißstände, haben sie mit einem, nun weniger durch religiöse Vorstellungen getrübten Auge, den Ursachen der Not weiter nachgeforscht, und so vertraten sie eine Reihe sozialer Forderungen, die sie zwar keineswegs durchzuführen die Macht hatten, aber die von neuem die Aufmerksamkeit der Bauern erregen mußten. Das Bundesbuch gewährt uns darüber näheren Aufschluß. Auch hier sind wieder kultische Vorschriften erlassen, und deutlich ist der Anklang an die zehn Gebote. Einzelne Neuerungen fallen auf, aber sie sind bedeutungslos gegenüber einer Reihe von sozialen Forderungen, in denen wir etwas vom Geist des Propheten Elia verspüren, dessen Wirken nicht einflußlos auf die levitischen Kreise geblieben sein wird.

Wie ein Eingeständnis wirken diese sozialen Forderungen, daß die Jahwe wohlgefälligen Opfergaben doch nicht allein die Kraft haben, den Verfall des Bauernstandes aufzuhalten, und wenn in den zehn Geboten vor allem die Rede ist von den religiösen Pflichten der

Bauern, deren Erfüllung eine Besserung ihrer Lage verbürge, so wagen nun die Priester einen offenen, nicht mehr einen religiös verbrämten Vorstoß gegen die Gewaltherrschaft der Besitzenden. Nicht nur ihr prunkvoller Opferdienst wird abgewiesen als eine Verletzung der Majestät Jahwes, sondern auch die Freveltaten der Aristokratie, die den Bauern zum Fußgestell ihrer Macht erniedrigt, werden nun aufgedeckt, und mit dem Zorn Jahwes wird denen gedroht, die fortfahren, seine Schützlinge zu bedrängen.

An wen anders als an die Herrschenden sind Bestimmungen wie die folgenden gerichtet? „Du sollst kein falsches Gerücht aussprengen. Du sollst dem, der im Unrecht ist, nicht die Hand bieten durch ein das Recht vergewaltigendes Zeugnis. Du sollst dich nicht der Mehrheit anschließen in schlimmen Dingen. Du sollst dich in einer Rechtssache bei deinen Aussagen nicht nach der Mehrheit richten und das Recht beugen. Den angesehenen Mann sollst du in seinem Rechtsstreit nicht begünstigen. Das Recht der Armen sollst du in seinem Rechtsstreit nicht beugen. Wo Betrug im Spiele ist, halte dich fern und tue nicht mit, wo einer, der unschuldig und im Recht ist, dem Verderben überliefert werden soll, und gib dem, der im Unrecht ist, nicht recht. Und Geschenke nimm nicht an!“

So ist es ausgesprochen: eine gewalttätige, vor Lug und Trug nicht zurückschreckende Kaste ist die Aristokratie, die, höhnend das Rechtsgefühl des Volkes, den Schwachen zu erdrosseln sucht; ein gewissenloses Gesindel sind die Richter, die dem Vornehmen recht geben, weil sie sich als seinesgleichen fühlen. Das ist eine Sprache, die auf die ausgepreßten Bauern einen ganz anderen Eindruck machen mußte als die Verurteilung des Opferwesens der herrschenden Klasse: hier sind Wunden aufgedeckt, die am sozialen Körper wuchern und den unteren Schichten Schmerzen bereiten, daß ihnen das Mark in den Knochen zusammengeschüttelt wird.

Weiter wird geboten: „Wenn du jemandem aus meinem Volk, einem Armen neben dir, Geld leihen mußt, so erzeige dich ihm nicht wie ein Wucherer. Wenn du den Mantel eines anderen als Pfand nimmst, sollst du ihn ihm bis zum Sonnenuntergang zurückgeben, denn er ist ja seine einzige Decke, die Umhüllung für seinen Leib! Womit könnte er sich sonst schlafen legen?“

Gerechtigkeit mithin soll als Leitstern dem Richter voranschweben, und jeder, der vor Gericht zu erscheinen hat, soll sich hüten, dieses

Gebot zu verletzen. Aber auch sonst im Leben soll die Notlage des Schwachen nicht ausgenützt werden, um sich Vorteile zu verschaffen; Erbarmen soll der Besitzende zeigen, hineinversetzen soll er sich in die Lage des Unglücklichen, der ihn in seiner Not um Hilfe angefleht. Nicht als Wucherer soll er ihm Geld leihen, sondern als Freund, der, verzichtend auf hohe Vergütung, den schönsten Lohn darin erblicken darf, daß er einem strauchelnden Volksgenossen die rettende Hand gereicht.

So stellten die Leviten ein deutlich zu fassendes Ideal auf. Patriarchalisch, das ist der Sinn ihrer Forderungen, soll das Verhältnis zwischen der besitzenden und besitzlosen Klasse gestaltet sein; die Richter, die die Wage des Gesetzes handhaben, sollen nicht parteiisch ihr Urteil abgeben, sondern dem Schwachen, wenn er von den Mächtigen bedrängt wird, ihren Schutz verleihen; der Wohlhabende soll seinem ins Unglück geratenen Nachbar nicht noch neue Fesseln überwerfen, sondern ihm mit Brudersinn begegnen, ihm die Wege ebnen, daß er wieder in der Wirrnis des Lebens sich zurechtfinde. Wohlgemerkt: nicht weist dieser Patriarchalismus zurück ins Wüstenleben, auf dem Boden der Landwirtschaft soll er erblühen: das dem Feldbau sich widmende Volk Jahwes soll verschmelzen zu einem Bund von Brüdern, der, ohne daß die gesellschaftlichen Unterschiede verwischt werden, gestützt wird von dem Geist des Vertrauens und der Milde, der den Schwachen behütet vor dem Verderben. Es ist offensichtlich, daß etwas von dem Geist, der in der Geschichte waltet, die die Pein der Sklaverei in Ägypten schildert, in levitischen Kreisen lebendig geworden ist, daß in diesen im Laufe der Zeit das Verständnis für die Not der unteren Klassen gewachsen ist, wenn es auch gewiß immer nur einzelne gewesen sein mögen, denen die düsteren Zustände des Volkes sich wie eine persönliche Not in die Seele gruben. Immerhin, wenn die Leviten in den zehn Geboten eine Kultusreform als soziales Heilmittel anpreisen, so suchen sie nun auch auf die Gesinnung der Menschen, der Herrschenden vor allem, einzuwirken: einer neuen Sittlichkeit, die den frevelhaften Machtwillen verbannt, suchen sie zum Sieg zu verhelfen.

Aber noch haben wir nicht alle die Forderungen aufgezählt, die dazu dienen sollen, das Los der unteren Klasse zu bessern. Da wird einmal des harten Schicksals so vieler Sklaven gedacht, denen als ehemaligen Bauern, namentlich wenn sie einem hartherzigen Herrn unterstellt waren, die Dienstbarkeit zu einer furchtbaren Qual werden konnte. Nicht daß die Leviten die Sklaverei überhaupt bekämpft, daß sie in

ihr eine Entwürdigung der menschlichen Natur erblickt hätten: solch ausschweifende Gedanken lagen ihnen völlig fern. Aber da sie mit ansehen mußten, wie unzählige Bauern von erbarmungslosen Grundherren der Freiheit beraubt wurden, und da viele der verschuldeten Bauern allen Grund hatten, zu zittern vor der Möglichkeit, in die Sklaverei gestoßen zu werden, so muß die folgende Forderung auf die Unterdrückten wie ein Freudenschein in dunkler Nacht gewirkt haben: die Forderung, daß ein Sklave, sofern er dem Volke Jahwes angehört, nach dem sechsten Jahre freigelassen werde. Nicht als ein schlechthin geltendes, auf alle Sklaven sich erstreckendes Gesetz wollen die Leviten diese Forderung betrachtet wissen. Denn „wenn der Sklave erklärt: ich habe meinen Herrn, mein Weib und meine Kinder lieb und mag nicht freigelassen werden", dann soll er für immer in seiner Stellung verharren. Zugleich beweist dieses Gebot, daß nicht alle Grundbesitzer zu jenen rohen Tyrannen gehörten, die ihren Knechten das Mark auspreßten, und es beweißt weiterhin, daß selbst feiner fühlende Menschen nicht den geringsten Anstoß daran nahmen, einen Israeliten als Sklaven einzustellen. Bei guter Behandlung war in der Tat das Los des Sklaven vorzuziehen jenem elenden Leben, das einem freien aber verschuldeten Bauern bereitet war.

Wenn der Forderung der Freilassung der Sklaven immerhin ein gewisser Sinn innewohnt, so sehr auch ihre Verwirklichung schwere wirtschaftliche Störungen hätte nach sich ziehen müssen — eine weitere Maßregel, die die Leviten anpreisen, führt völlig ins Gebiet des Phantastischen: „Sechs Jahre sollst du dein Land besäen; im siebten Jahre aber sollst du es brach liegen lassen": nun, zu welchem Zweck? Daß die Armen, können wir antworten, einmal gehörig ihren Hunger stillen können, daß sie, die Darbenden, einmal, indem sie die Früchte selbst abernten, des Lebens sich freuen können.

Es gehört wenig Scharfsinn dazu, um das Bodenlose einer solchen Forderung zu erkennen, zumal ja den Priestern jede Macht fehlte, um ihrem Ideal bei den Herrschenden Geltung zu verschaffen.

Wie nun, wenn diese die sozialen Forderungen der Leviten mißachten sollten, sie höhnend als Anmaßungen unbotmäßiger Winkelpriester? Auch in diesem Fall geraten diese Priester nicht in Verlegenheit. Wohl besitzen sie keine politische Macht und sind außerstande, ihren Satzungen im Leben Geltung zu verschaffen. Aber einmal vermögen sie die Bauern durch religiöse Machtmittel gegen die Herrschenden auf-

zuwiegeln, dann aber verschaffen sie sich einen Triumph im Vorgenuß der Zornestaten, mit denen sich, wie sie behaupten, Jahwe, ihr Gott, an denen rächen wird, die seine, durch den Mund der Priester verkündeten Gebote nicht achten. Gottes Segnung stellen sie in Aussicht denen, die den Pfad des Gehorsams wandeln, aber mit furchtbarem Gericht bedrohen sie den, der mißachtet, was sie als göttliche Weisungen verkünden. Sie bieten alles auf, um ihre Sache mit einem weihevollen Schein zu umkleiden, auf daß die Zaudernden gewonnen werden, angelockt von den Segnungen, die sie in Aussicht stellen, erschüttert und überwältigt durch den Groll der Gottheit, den sie ihnen vor Augen rücken.

Gewiß — solche Erwägungen durchdringen diese Priester — Jahwe ist im Augenblick noch bar der Herrschaftsstellung, die er, der eifersüchtige Gott, für sich beansprucht; gewiß wagen es die Herrschenden, indem sie andern Göttern räuchern, oder auf falsche Weise Jahwe ihre Opfer überweisen, dem göttlichen Willen zu trotzen. Aber nichtsdestoweniger: die Zeit kommt, wo dieser Gott aufleuchten wird in einer Pracht, die die Not seines gepeinigten Volkes verscheuchen wird, in einer Herrlichkeit, vor der sich die andern Götter zurückziehen werden wie Gespenster vor dem Glutgestirn des Tages. So sieht man, wie der Herrschaftswille in diesen Priestern das Vertrauen auf die siegende, erlösende Kraft ihres Gottes weckt, der — mag er auch jetzt noch hinter finsteren, das Dasein beschattenden Wolken thronen — wenn die Zeit sich erfüllt, heraustreten wird aus seiner Verborgenheit, um im Triumph sein Reich zu gründen: durch seine Hoheit vernichtend die Frevler, erhöhend seine Getreuen. Es ist der Gerichtsgedanke, der den Leviten zum Trost und zur Waffe zugleich wird: zum Trost, mit dem sie die Harrenden erquicken; zur Waffe, mit der sie auf die Widerspenstigen einstürmen können. Doch begnügen sie sich nicht damit, ihre Anhänger allein auf die Zukunft zu verweisen, in der sie Jahwe von dem Makel der Erniedrigung befreien wird. Getreu der alten babylonischen Vorstellung, daß einmal in einer fernen Vergangenheit eine durch göttliche Segensfülle verklärte Ordnung vorhanden war, suchen sie darzutun, daß Jahwe längst seine königliche, Wundertaten zeugende Selbstherrlichkeit an seinem Volk geoffenbart hat, und so können sie sich den Mißtrauischen gegenüber auf eine überwältigende Kundgebung der göttlichen Herrlichkeit berufen, können den gedrückten Bauern, um sie an sich zu ketten, vor Augen rücken die erhabene Kraft ihres Gottes, von dem sie erwarten,

daß er sprenge die schmerzenden Ketten. Man hüte sich aber, diese religiösen Vorstellungen einfach als Betrug zu betrachten. Herausgeboren sind sie aus dem Machtwillen dieser Priester und überfärbt von ihrer Erlösungssehnsucht, der Erlösungssehnsucht auch des niederen Volkes, auf das sie sich in ihrem Kampfe gegen den Grundadel stützen.

Eine rettende Tat sondergleichen, so erzählen diese Priester, hat Jahwe an seinem Volk vollbracht, als er es aus Ägypten führte, wo es zu empörenden Diensten verurteilt war, die maßlosen Erniedrigungen der Sklaverei auskosten mußte. Ergreifend schildert der von uns bereits herangezogene Bericht die traurige Lage des Volkes, das des übermütigen Pharao Quälereien ausgesetzt ist. Aber mag auch die Not des Volkes noch so groß sein, mag auch manchen die Verzweiflung übermannen: über ihm wacht das Auge eines göttlichen Herrn und Helden, der stärker ist als seine Bedrücker und diese bezwingen wird. So verheißt denn Jahwe Mose, dem Führer des Volkes, über den wir noch Näheres hören werden, daß der herrliche Tag der Befreiung gekommen ist. „Ich habe die Not meines Volkes in Ägypten gesehen und sein Schreien über die Fronvögte gehört, ja, ich kenne seine Leiden." Überwältigen will er die hartherzigen Ägypter, Qualen will er ihnen zufügen, daß sie, gedemütigt durch seine Wunderkraft, froh sind, wenn sie den furchtbaren Zorn des für sein Volk streitenden Gottes abwenden können, indem sie diesem die Freiheit geben. Und nicht mit leeren Händen werden sie das verhaßte Ägypten verlassen: Jahwe will ihnen die reichen Ägypter geneigt machen, daß sie ihnen leihweise silberne und goldene Schmucksachen und Kleider überlassen, die sie dann ruhig für sich behalten können: „Die sollt ihr euern Söhnen und Töchtern anlegen und so die Ägypter plündern." Unter dem Vorwand, daß sie Jahwe in der Wüste ein Fest feiern wollen, soll Mose von Pharao die Erlaubnis erbitten, ihnen einen Urlaub zu erteilen, und so gewinnt es den Anschein, als ob jene Kostbarkeiten nur für die kurze Dauer der Festzeit benötigt wären.

Verstockt ist der Sinn des Pharao, anstatt den Bitten des Volkes Gehör zu schenken, jagt er es wie widriges Geschmeiß fort und bürdet ihm neue Arbeitslasten auf. Aber da erbarmt sich Jahwe der schmählich Mißhandelten: von Zorn übermannt, sendet er den Ägyptern furchtbare Plagen, bis sie, betäubt durch die Rachetaten des Gottes, ihren Sinn ändern. In Blut verwandelt der grimmige Gott das Wasser des Nil, daß er zu einem eklen Sumpfe wird: aber noch nicht erweicht sich der

Sinn des starrköpfigen Tyrannen. Da zaubert Jahwe eine Unmenge von Fröschen hervor, daß sie selbst die Paläste bevölkern. Nun erst läßt der Pharao Mose zu sich kommen, ihn anflehend, er möge Jahwe bitten, die lästigen Tiere zu verscheuchen. Aber trotzdem dieses geschieht: der Pharao beharrt auf seiner Weigerung. Und nun wiederholt sich das alte Wunderspiel. Ganze Wolken von Hundsfliegen kommen herangeschwirrt, dann sendet Jahwe eine Pest, die alles Vieh der Ägypter hinwegrafft, hierauf entfacht der Gott einen schrecklichen Aufruhr der Natur, unter furchtbaren Gewittererscheinungen rauscht ein vernichtender Hagel hernieder, und so geht es fort, bis der verstockte Tyrann, aufgeschreckt besonders dadurch, daß alle Erstgeburt von dem furchtbaren Sklavengott getötet wird, sich beugt: „Auf, zieht weg aus meinem Volk, und geht und verehrt Jahwe, wie ihr wolltet! Auch eure Schafe und Rinder nehmt mit, wie ihr gewollt habt, aber geht! Und betet auch für mich um Segen!“ Mit den gestohlenen Schmucksachen und Kleidern versehen, ziehen sie dann ab.

Aber noch nicht genug der Wundertaten Jahwes, des erhabenen Retters. Dem fluchtartig in die Wüste stürmenden Volk weist der Gott die Pfade, daß es in der grauenvollen Wildnis sich zurechtfinden kann. In einer Wolkensäule zieht er am Tag vor ihm her, im Dunkel der Nacht aber schwebt er als Feuerschein über ihm, so daß es auch zu der Zeit, wo andere hätten rasten müssen, vorwärtskommt. Als es nicht mehr nach Ägypten zurückkehrt, durchschaut der Pharao den Betrug. Der Zorn übermannt ihn, rasch rüstet er ein Heer aus und stürmt den Flüchtigen nach. Bestürzt merken diese, welches Unheil ihnen auf dem Fuße folgt, die Angst überwältigt sie, sie geben sich verloren. Aber siehe da, Jahwe, ihr Gott, erweist wiederum seine große Macht: aus der furchtbarsten Bedrängnis führt er sie heraus. Plötzlich schiebt sich eine Wolke zwischen die Ägypter und die fliehenden Israeliten: einen Wall hat Jahwe aufgetürmt, der verhindert, daß die Feinde das Volk erreichen können. Ja, indem er einen starken Ostwind wehen läßt, drängt er die Fluten des Meeres zurück, um den Ägyptern einen schrecklichen Tod zu bereiten. Gegen Morgen vollzieht sich das Werk der Rache. Mit der Gewalt eines Dämons dringt Jahwe auf die Feinde seines Volkes ein, Schrecken erfaßt sie, in solche Verwirrung geraten sie, daß sie blindlings in den trockenen Meeresgrund hineinstürmen. So hat sie Jahwe auf Gefilde des Todes gelockt: das Wasser schwoll wieder an und begrub das ganze Heer. „So rettete Jahwe an jenem Tag Israel

aus der Gewalt der Ägypter, und Israel erkannte die große Wundertat, die Jahwe verrichtet hatte."

Man könnte fragen: warum ist denn Jahwe so außerordentlich langmütig, warum setzt er denn nicht seine himmlischen und höllischen Kräfte in Bewegung, um in einem einzigen gewaltigen Ansturm die Feinde seines Volkes zu zerschmettern? Warum hat er denn eine solche Fülle von Wundern vonnöten, um die Ägypter zu bestimmen, daß sie dem Volk ein paar freie Tage geben? Es ist doch geradezu ein Hohn auf die göttliche Erhabenheit und Machtfülle, daß der Pharao immer wieder, so sehr sein Land auch von Jahwe gezüchtigt wird, in seinen Starrsinn zurückfällt, und dann mußte doch auch Jahwe von vornherein wissen, welcher Geist den Pharao beseelt, so daß er, war ihm wirklich die Rettung seines Volkes angelegen, einfach dem Frevler auf dem Thron „mit starker Hand" hätte so seine Übermacht fühlen lassen müssen, daß dieser sich gehütet hätte, sich gegen seinen Willen aufzubäumen? Nun, solche Einwürfe kennt der Erzähler unserer Sagen nicht. Denn diese sind darauf angelegt, dem Volk in möglichst eindringlicher Weise den Glauben an Jahwes Wundermacht einzuflößen, und da diese Massen noch im Dunstkreise des Zauberglaubens staken, so konnte nichts überzeugender wirken, als wenn man Wunder an Wunder reihte.

Wie müssen sie doch gejubelt haben, die Enterbten, wenn sie hörten, wie der racheschnaubende Gott den Trotz der Ägypter immer wieder mit Plagen vergolten hat; oder wenn sie vernahmen, wie Jahwe die Feinde, nachdem er sie mit Schrecken überhäuft, endlich, überdrüssig ihrer Frevel, ins Verderben lockte, indem er die Meeresflut auf sie rauschen ließ!

So hatten die Priester ein wirksames Mittel, um ihrem Gott und damit auch sich selbst die Gunst der Masse zu verschaffen, jener Masse, die außerstande war, durch eigene Kraft sich ihrer Bedrücker zu erwehren und sich so, wollte sie nicht verkümmern und im Elend ersticken, anklammern mußte an einen göttlichen Retter.

Ein weiteres Mittel aber steht den Priestern noch zu Diensten in ihrem Ringen um die Macht. Bedrohen können sie nun die Herrschenden mit furchtbaren Gerichten, sollten sie sich weigern, Jahwe Gehorsam zu leisten. Verharrt nur in eurem Starrsinn — so können sie ihnen zurufen und zugleich die nach Freiheit sich sehnenden Bauern trösten — auch euch wird, wie es jenen starrköpfigen Ägyptern geschehen, unseres Gottes eiserne Hand am Genick packen, daß ihr, freilich wenn es zu spät ist,

um Erbarmen flehen werdet; auch ihr werdet den furchtbaren Tag erleben, der ein Wonnetag ist den Getreuen Jahwes, ein alles zermalmendes Unwetter seinen Feinden! Oder sind nicht die armen Sklaven in Ägypten von den Plagen, die Jahwe geschickt, verschont geblieben, während den Tyrannen, die sich am Blut des Volkes genährt, Unheil auf Unheil entgegenschwoll? Oder glaubt ihr etwa, euch bleibt es erspart, was zuletzt jene übermütigen Ägypter erfuhren, jene Volksbedrücker, denen ihr bedenklich gleicht: der grauenvolle Untergang?

In den Kreisen der levitischen Priester hat so die babylonische Weltzeitalterlehre ihre beglückende, anspornende, werbende Kraft entfaltet. Doch ist nun fast alles mythologisches Beiwerk abgestreift. Geben wir zu, daß jene geschichtsphilosophische Konstruktion eine wichtige Verschiebung erfahren hat. Tönt doch nach der babylonischen Vorstellung aus der Urzeit ein einziger Klang des Glücks in eine verderbte Gegenwart hinein, während nach levitischer Auffassung — und hier mag vielleicht eine geschichtliche Begebenheit die Abweichung bedingt haben — das Volk zu einer harten Knechtschaft verurteilt war. Aber auf diese dunkle Leidenszeit folgt dann das glorreiche Rettungswerk des göttlichen Herrn: bezwungen werden die Tyrannen, die Freiheit wird den Sklaven von Jahwe geschenkt, in Fluren führt sie der göttliche Held, wo, wie es einmal heißt, Milch und Honig fließt. So bricht eine neue Zeit an, auf die Fluchzeit folgt eine Segenszeit, und möglich ist es, daß diese in Sagen, die uns nicht überliefert worden, mit allen lockenden Farben der Sehnsucht ausgemalt worden sind. Nur gelegentlich leuchtet uns noch etwas von dieser paradiesischen Herrlichkeit entgegen. „Wohlan," verheißt Jahwe, „ich will euch Brot vom Himmel regnen lassen." Und wirklich, mitten in der Wüste fiel die Wunderspeise aus der Höhe, „sie war weiß wie Koriandersamen und schmeckte wie Kuchen mit Honig." Aber diese Segenszeit — sucht man die levitische „Geschichtsphilosophie" auf eine Formel zu bringen — dauerte mitnichten an, in Unheilsbahnen lenkte wieder die Entwicklung ein, indem sich die Menschen von Jahwe abwandten, und in der gegenwärtigen Zeit haben sich die Übel wieder so angehäuft, daß eine Wandlung nicht ausbleiben kann: erbarmen wird sich Jahwe seiner Getreuen, demütigen wird er die hochfahrenden Reichen. Es wird mithin der Tag Jahwes, den man erwartet, den unteren Klassen wieder das verlorene Paradies bringen: eine neue Segenszeit wird er einleiten. So ist, abgesehen von der erwähnten Verschiebung, die babylonische Auffassung

durchaus gewahrt. Auf die Glückszeit der Vergangenheit folgt ein Absturz in den Abgrund sozialer Not, und diese Zeit des Fluchs wird abgelöst durch eine neue Heilszeit.

Auch insofern stimmen beide Auffassungen überein, als es ein göttlicher König ist, der sein Volk als ein guter Hirte hinführt zu lichten, gesegneten Gefilden; niemals ist die Rede davon, daß dieses selbst kämpfend sich einen Weg durch das Dickicht der Hindernisse bahnt, die sich seiner Sehnsucht entgegenstellen: die Wundermacht des göttlichen Helden vollbringt das Befreiungswerk.

Wenn wir uns daran erinnern, daß sowohl in Babylon als auch in Israel in Notzeiten neben dem Bild des göttlichen Erretters auch die Gestalt eines königlichen Helden den Massen voranleuchtete, so will es uns erscheinen, als ob auch die levitischen Priester nach dem alten Vorbild sich einen Helden erkoren, zu dem sie als dem Abgesandten der Gottheit ehrfürchtig emporblickten: an Mose denken wir, den Verkünder des Gesetzes, von dem die Leviten behaupten, daß es göttlichen Ursprungs sei, und daß es vor allem befolgt werden müsse, soll nicht der Zorn Jahwes herabzücken aus der Höhe. Daß wirklich das Bild des von der Gottheit erwählten Heilbringers in die Gestalt des Mose hineingeschaut worden ist, zeigen die sehr bezeichnenden Mitteilungen über die Kindheit dieses Helden. Da lesen wir im zweiten Buche Mose: „Nun heiratete ein Mann aus dem Stamm Levi eine levitische Frau. Da wurde die Frau schwanger und gebar einen Sohn. Als sie nun sah, daß es ein prächtiges Kind war, verbarg sie ihn drei Monate lang. Als sie ihn aber nicht länger verborgen halten konnte, verschaffte sie sich für ihn ein Kästchen aus Papyrus, dichtete es mit Asphalt und Pech, legte den Knaben hinein und setzte es ins Schilf am Ufer des Nils. Seine Schwester aber stellte sich etwas entfernt davon hin, um zu sehen, was mit ihm geschehen würde. Da kam die Tochter des Pharao an den Nil herunter, um zu baden. Während nun ihre Mädchen am Nilufer hin- und hergingen, erblickte sie das Kästchen im Schilf und schickte ihre Leibmagd hin und ließ es holen. Wie sie es nun öffnete und hineinsah, da war's ein weinender Knabe. Da erbarmte sie sich seiner, denn sie dachte: das ist einer von den Knaben der Hebräer. Da fragte seine Schwester die Tochter des Pharao: soll ich gehen und dir ein säugendes hebräisches Weib holen, damit sie dir den Knaben säuge? Die Tochter des Pharao erwiderte ihr: ja, geh'! Da ging das Mädchen und holte die Mutter des Knaben. Die Tochter des

Pharao sagte zu ihr: Nimm diesen Knaben mit und säuge ihn mir, deinen Lohn will ich dir bezahlen! Da nahm die Frau den Knaben und säugte ihn. Als er aber größer geworden war, brachte sie ihn der Tochter des Pharao; die nahm ihn als Sohn und gab ihm den Namen Mose, denn sie sagte: ich habe ihn ja aus dem Wasser gezogen."

Wie sehr erinnert dieser Bericht an den uralten babylonischen Mythus, der die Kindheitsgeschichte eines königlichen Helden erzählt, der in gleicher Weise wie Mose dazu ausersehen, sein Volk von dem Fluch der Not zu erretten. Auch Sargon, so heißt der König, wird im Verborgenen geboren, auch er wird als Kind in einen Kasten gebettet, der in einen Fluß gelegt wird, auch hier rettet das Kind zwar nicht eine Königstochter, so doch ein Wasserschöpfer, der gleich wie jene Prinzessin den heranwachsenden Knaben überwacht. Und wie dieser Knabe dank der Huld Istars, die sich ihm liebend zuneigt, zum mächtigen König emporsteigt, so wird auch Mose eine ähnliche Erhöhung zuteil: Jahwe gibt ihm das Szepter der Herrschgewalt in die Hand, zwar wird Mose nicht ausdrücklich als König bezeichnet, aber seine Stellung ist doch so erhaben wie die eines Fürsten: die Gottheit übermittelt ihm die Rechtssatzungen, nach denen das Volk geleitet werden soll, und er besitzt die höchste Macht: die Aristokraten, die Richter sind ihm untertan, haben sich seinen Weisungen zu fügen.

Wie der Held des babylonischen Mythus für die Sache der Gerechtigkeit, der er in göttlichem Auftrag dient, schwere Kämpfe bestehen, schwere Leiden ertragen muß, so muß auch Mose die Bitternis eines ringenden Lebens auskosten. Jedoch nicht so klar wie in den babylonischen Texten tritt dieser Zug seines Wesens aus dem Bericht des Alten Testaments hervor, aber er ist doch noch zu erkennen. Als Mose mitansehen mußte, daß ein Ägypter einen seiner fronenden Volksgenossen mißhandelte, da schlug er im Zorn den grausamen Menschen nieder. Es erfuhr aber der Pharao diese Zornestat, er trachtete Mose nach dem Leben, und so mußte er fliehen. Der Gerechtigkeit wollte er dienen, Mühsal und Not aber wurden ihm auferlegt.

Es drängt sich uns nun die vielerörterte Frage auf, ob denn Mose, der im Gedächtnis der Nachwelt als einer der gewaltigsten Führer seines Volkes fortlebt, wirklich als ein Mensch auf dieser Erde gewandelt, oder ob seine Gestalt ein Erzeugnis ist der Phantasie. Als Ahnherr der Leviten tritt er uns entgegen, als ein Ahnherr allerdings, der hinaufgerückt ist auf die Höhen einer alles Menschliche überragenden

Erhabenheit. Daneben aber kennen die Jahwepriester noch einen anderen Ahnherrn, Levi, nach dem sie sich benennen, der aber weiter keine Rolle spielt, keineswegs etwa die Rolle des Gründers der Genossenschaft der Rechabiten, der den Gliedern seines Stammes eine Reihe von Vorschriften gegeben hat, die ihre Lebensführung in bestimmte Bahnen drängten. Nun ist die Gestalt des Mose derartig mit sagenhaften Zügen bedeckt, daß sie als atmende, ursprüngliche Persönlichkeit den Augen des Historikers einfach entschwebt. Beruft man sich aber darauf, daß eine erhabene Sittenlehre, eine tiefe Frömmigkeit, eine alles überstrahlende Weisheit, und was alles das levitische Gesetz auszeichnen soll, untrügliche Zeugen dafür seien, daß ein gewaltiger Mensch hier in der Fülle einer einzigartigen Geistesmacht sich offenbart habe, so ist dieser Hinweis für uns belanglos: theologisches Vorurteil allein, nicht ein offenes Auge vermag solche überragende Bedeutung dem Gesetz abzugewinnen. Muß uns nicht gerade der mythologische Dämmerschein, der über Mose Jugend liegt, stutzig machen, und gewinnen wir, wenn wir die noch zu betrachtenden Bestrebungen der Leviten, Mose zum Rang eines mit göttlicher Vollmacht ausgestatteten Helden zu erheben, ins Auge fassen, gewinnen wir da nicht den Zugang zu einer anderen Lösung der Frage? Wie, wenn in den Kreisen des Volkes die Vorstellung lebendig war von dem königlichen Helden, der als Abgesandter der Gottheit dazu berufen ist, sein in Qualen sich windendes Volk in das Reich der Freiheit zu führen: konnten da die Leviten sich diese Vorstellung nicht zunutze machen, wenn es ihnen gelang, sich als Nachfolger, als Beauftragte eines messianischen Helden auszugeben, der aus göttlichem Munde jene Satzungen erfahren, die sie als Rettungsmittel anpriesen? Daß man mit der Gestalt des Helden vertraut war, der, von der Würde einer übermenschlichen Hoheit bekleidet, seinem Volk zum Befreier wird, hat die frühere Darstellung erwiesen. So konnten die Leviten auf zweierlei Weise für ihre Sache werben: sie haben einmal in einer Reihe von Sagen Jahwe als den Wundertäter angepriesen, der die Feinde seines Volkes ins Verderben stürzt, und diesem himmlischem König haben sie zugesellt den erhabenen Helden Mose, der, ähnlich wie ein von der Gottheit gesegneter irdischer König, zum Stellvertreter des himmlischen Herrn auf Erden wird. Wenn der Gilgamesch des babylonischen Epos als Held gefeiert wird, als „Gewichtigster unter den Menschen", „als Richter, der prüft wie ein Gott"; wenn es heißt, daß der Gott ihm „Rechtsspruch und Urteil

anvertraut hat, daß Könige, Statthalter und Fürsten vor ihm knien", so ist damit auch die Hoheit und der Beruf des Mose umschrieben: ein Priesterkönig ist er, durch göttlichen Willen mit dem Diadem einer Erhabenheit geschmückt, vor der sich alle Menschen in Ehrfurcht zu beugen haben.

Nun sehe man, wie die Priester versuchten, die Gestalt des Mose mit einer überwältigenden Erhabenheit zu bekleiden. Ein Schauer mußte den, der den Sagen der Leviten Glauben schenkte, erfassen, wenn er vernahm, auf welch erhabene Weise Mose von Jahwe erwählt worden ist zum Führer des Volkes. Nach dem ältesten Bericht hütet Mose in der Wüste die Schafe. Da strahlt plötzlich vor ihm ein Wunder auf: ein Dornbusch geht in Flammen auf, ohne daß er aber verzehrt wird. Als Mose, überrascht durch das nie gesehene Schauspiel, dem Dornbusch sich zu nähern wagt, da dringt plötzlich eine göttliche Stimme, die Stimme Jahwes, an sein Ohr: „Tritt nicht näher! Ziehe deine Schuhe aus, denn die Stätte, auf der du stehst, ist heiliger Boden. Ich bin der Gott deines Vaters, der Gott Abrahams, der Gott Isaaks und der Gott Jakobs." Ein Schauer durchrieselt den Leib des Mose, gebannt durch die Nähe des göttlichen Herrn, beugt er sich in Demut, er verhüllt sein Gesicht und wagt es nicht, aufzublicken. Jahwe aber tut ihm seinen Willen kund: erretten wolle er das Volk aus der Knechtschaft, das Ende der Not sei herbeigekommen. Hierauf erhält Mose den Auftrag, den Ältesten mitzuteilen, welches Heil dem Volk bevorstünde: willig werden sie ihm Glauben schenken, willig werden sie ihn bei seinem Gang zum Pharao begleiten, von dem die Erlaubnis erwirkt werden soll, daß er das Volk eines zu feiernden Opferfestes wegen ziehen lasse.

Wie versteht es diese Sage, die einzigartige, erhabene Stellung des Mose zu veranschaulichen! Ihm, ihm allein hat sich die Gottheit offenbart: heiligen Boden durfte er betreten, und in geheimnisvoller, wunderbarer Weise hat ihn Jahwe zum Führer des Volkes erhoben: zum Messias hat er ihn erkoren.

Ja, diese Priester versuchten, dem Strahlenschein der Erhabenheit, der Mose Haupt umschimmert, noch leuchtendere Farben zu verleihen, und sie waren weiterhin bestrebt, ihre Sage in Einklang zu bringen mit Vorstellungen, die dem Volke vertraut waren. Nicht war ja der Jahwe, der im flammenden Dornbusch erschienen, der Stammgott aller Israeliten, in der Feuerglut des Sinai auch hat er sich kundgetan. So verlegt man einfach jenes Wunder der Berufung Mose an den Sinai.

Gewaltig ragt hier Mose über das Volk hinaus. Strenge wird verboten, daß jemand aus der Masse die Anhöhe erklimmt, zu gering ist das Volk, als daß es den geheiligten Boden, auf dem Jahwe sich offenbart, betreten dürfe: kein lebendes Wesen überhaupt darf sich der Gottheit nähern, weder Mensch noch Tier: der Tod wäre sonst die unabwendbare Folge. Mose allein steht dieses Vorrecht zu. Und als dieser dann den Berg erstiegen, da vollzieht sich ein großartiges Wunder: Rauchwolken, von Feuergluten durchbleckt, lodern empor, es zittert die Erde. So hat sich Jahwe in schauerlicher Herrlichkeit dem Mose offenbart, und, umwogt von der grausig majestätischen Naturerscheinung, werden ihm göttliche Gebote zugeraunt. Nun begibt er sich wieder zu dem harrenden, geängstigten Volke und teilt ihm die Gebote mit, die ihm Jahwe übermittelt. Freudig gelobt dieses, den Willen der Gottheit befolgen zu wollen, keine Stimme des Widerspruchs wird laut. Brandopfer werden veranstaltet, und feierlich schließt Mose einen unauflösbaren Bund zwischen Jahwe und dem Volk: mit Blut besprengt er die Getreuen Jahwes, damit durch Zauberkraft ein unauflösbares Band schlingend um die Gottheit und das Volk. Ewig sind sie so miteinander verknüpft, und wer es wagen sollte, die Treue, die er Jahwe geschworen, zu brechen, der vollzieht an sich selber das Gericht.

Welcher Art die Gebote sind, die Mose aus dem Flammenschein des Sinai zugeflüstert wurden, wissen wir bereits: sie machen das Gesetz aus, dem die Leviten zum Zweck einer Steigerung ihrer Macht und gewiß auch, um den unteren Schichten ein besseres Leben zu bereiten, Geltung zu verschaffen suchten.

Welche Widerstände freilich zu brechen waren, das lassen einige Sagenstücke noch deutlich erkennen. Wohl heißt es, daß das ganze Volk feierlich beschwor, die Gebote zu halten: nun, die Sehnsucht der Priester, daß es so sein möge, hat selbstverständlich diese Sage gezeitigt, durch die man zugleich dem Volk beizubringen suchte, daß es gemäß eines uralten Vertrags verpflichtet sei, die Sache Jahwes und der Leviten zu der seinigen zu machen. Von welcher Seite der Widerstand kam, ist klar. Die „Ältesten", die „Richter", die reichen Grundbesitzer einmal gehörten zu den Gegnern der Leviten, dann aber auch Teile wenigstens des niederen Volkes, jene Bauern, die aus irgend welchen Gründen der Priesterschaft noch nicht mit jenem Vertrauen begegneten, das diese beanspruchten. So hat denn die Sage erzählt, daß in der Vergangenheit,

wo das Verhältnis zwischen Jahwe und seinem Volk für alle Zeiten festgelegt wurde, auch die Richter, fern davon, Mose Trotz zu bieten, sich willig unter seine Leitung stellten, freudig, seiner Führung vertrauend, Hand in Hand mit ihm gingen, um dem Volke die von Jahwe stammende Ordnung zu verleihen. Ursprünglich, so heißt es, sprach Mose allein Recht, aber eine zu große Last war ihm dadurch aufgebürdet, und so entschloß er sich zu einer Arbeitsteilung: „tüchtige, gottesfürchtige, vertrauenswürdige und keiner Bestechung zugängliche Männer" bestellte er zu Vorgesetzten, „damit diese dem Volk jederzeit Recht sprechen". Und zwar sollte jede wichtige Sache vor seinen Richterstuhl gebracht werden, während jede geringfügige von den Ältesten entschieden werden sollte. So suchten die Leviten ihrem Herrschaftsstreben eine Stütze durch die Sage zu verleihen: sie selbst, als die Nachfolger des Mose, beanspruchten die oberste richterliche Gewalt, weniger bedeutsame Rechtsfälle sollten dem Adel unterbreitet werden.

Eine andere Sage enthüllt uns die schwere Not, die den Jahwepriestern in ihrem Kampfe bereitet wurde. In fast zitternden Lauten dringt die Sehnsucht an unser Ohr, es mögen die Herrschenden, vom Geist Jahwes beseelt, sich zu ihnen gesellen, um das große Werk einer Errettung des Volkes gemeinsam zu vollbringen. In dieser Sage, die jener Schriftsteller erzählt, den man Elohist nennt, weht uns freilich ein Geist entgegen, der wohl nur in einzelnen erlesenen Gliedern der levitischen Genossenschaft lebendig war; etwas von jener Liebe zu dem Volk verspüren wir, die den großen Propheten eigen war, von jenem tiefen, die Seele zerreißenden Schmerz, den der Volksfreund im Anblick des Elendes erleidet, das er nicht zu lindern vermag.

In der Wüste, so hören wir, wurde das Volk unzufrieden: „Wer gibt uns Fleisch zu essen? Jetzt müssen wir verschmachten." So kam Mose, der gerne den Wunsch des Volkes erfüllt hätte, in schwere Bedrängnis, und schmerzbewegt klagt er Jahwe seine Qual: „Warum bringst du deinen Diener in solche Not, und warum gelte ich dir für nichts, daß du die Last des ganzen Volkes auf mich legst? Ich allein kann die Last des ganzen Volkes nicht tragen; sie ist zu schwer für mich! Wenn du mich so behandeln willst, so töte mich lieber ganz, wenn ich etwas bei dir gelte, damit ich mein Elend nicht mehr anzusehen brauche." Doch Jahwe führt alles zum Besten: Fleisch die Fülle werde er den Murrenden zukommen lassen, nur möge Mose „siebzig Männer aus den Ältesten" auslesen: auf diese wird er seinen Geist ausgießen,

und sie werden ihm die Last des schweren Amtes erleichtern, indem sie gemeinsam mit ihm die Leitung des Volkes übernehmen. Nun brachte Mose die Ältesten, so wie es Jahwe anbefohlen, zum Offenbarungszelt, und hier gerieten sie in prophetische Verzückung. Jahwes Geist entflammte sie, und in der Ekstase empfingen sie die Würde eines neuen Menschentums: ein neues Herz und ein neuer Sinn ward ihnen eingepflanzt: zu getreuen Dienern Jahwes wandelten sie sich, die ihr Höchstes darin erblickten, das Volk auf den Weg des Heils zu führen. Sehnsüchtig ruft Mose aus: „Bestände doch das ganze Volk Jahwes aus Propheten, daß Jahwe seinen Geist auf sie kommen ließe!"

Es gehören diese beiden Berichte verschiedenen seelischen Entwicklungsstufen an, indem der eine vor allem das Streben der Priester nach Herrschgewalt und Errettung Israels von äußerer Not verrät, während in dem zweiten mehr die innere Not einzelner laut wird, deren Herz durch das Elend des Volkes tief bewegt wird: inbrünstig wird ein Zustand herbeigesehnt, wo das Volk, von den Priestern und Ältesten geleitet, durchhaucht von Brudergefühlen, des lange entbehrten Glückes teilhaftig wird: des Glückes der Kraft und der Harmonie.

Wie sehr die Leviten bemüht waren, das Volk an sich zu fesseln, ergibt sich daraus, daß sie die Gestalt des Mose selbst mit Zauberkräften ausschmückten. In der Tat, durch nichts konnte das noch dem Zauberglauben anhängende Volk besser von der gewaltigen Größe des Mose überzeugt werden, als dadurch, daß man ihn zum Wundertäter erhob, der, im Besitze einer fast göttlichen Macht, unerhörte Leistungen vollbringen konnte. Deutlich spiegelt die Sage wieder, wie die Wundertaten Mose den Zweck haben, dem Volk, das ihm anfänglich mit Mißtrauen begegnet, handgreiflich klar zu machen, daß er nicht ein Betrüger, sondern ein Abgesandter der Gottheit sei, die ihn erwählt, damit er ihren Willen vollstrecke. Nachdem Mose von Jahwe die frohe Botschaft erfahren, daß der Tag der Befreiung aus der Knechtschaft nahe, da frägt er: „Wie, wenn sie mir nun aber nicht glauben und nicht auf mich hören, sondern sagen: Jahwe ist dir nicht erschienen?" Da zeigt ihm Jahwe das Mittel, mit dem er alle Kleingläubigkeit verscheuchen könne: in die Geheimnisse der Zauberei führt er ihn ein.

So werden denn verschiedene Sagen erzählt, die Mose als einen mit übermenschlicher Macht ausgestatteten Zauberer verherrlichen. War es ursprünglich Jahwe, der durch Wundertaten seine Allmacht und seine Liebe zu dem Volk bezeugt, so rückt nun immer mehr Mose

an die Stelle der Gottheit: er selbst ist es, der, von Jahwe zum Wundertäter erhoben, durch überwältigende Taten seine Größe und Einzigkeit offenbart. War es nach der älteren Auffassung Jahwe allein, der durch Plagen den trotzigen Pharao überwältigte, so wird nun auch erzählt, daß Mose, um Jahwes Allmacht zu erweisen, vor dem Tyrannen Wunder ausgeführt. „Jahwe sprach zu Mose: wenn du nach Ägypten zurückkehrst, so sieh zu, daß du alle die Wunder, mit denen ich dich versehen habe, vor dem Pharao ausführst." War ursprünglich die Rede davon, daß Jahwe den Ägyptern am Roten Meer den Untergang bereitet, so wird nun die Sage dahin umgewandelt, daß Mose das verwirrte Volk errettet hat. Den Zauberstab hielt er in die Höhe, und siehe da, das Meer trat zurück, eine Straße bahnte sich durch die Wasser, so daß die Israeliten, von den emporwallenden Fluten wie von einer starken Mauer geschützt, ohne Mühe hindurchziehen konnten. Die Ägypter aber, die ihnen folgten, fanden den Untergang: das wieder zurückweichende Wasser verschlang sie.

Noch weitere Proben seiner Wundermacht gibt Mose. Als das Volk in der Wüste von heftigem Durst geplagt war, so daß sich Unzufriedene gar gegen den Führer zusammenrotteten, da zauberte er mit seinem Stab aus dem Felsen das ersehnte Wasser. Und als das Volk, murrend, weil es in der Wüste Not leiden mußte, von Jahwe durch eine Schlangenplage gezüchtigt wurde, da machte Mose durch einen Gegenzauber den Biß der Tiere unschädlich; eine eherne Schlange befestigte er an einem Stab, und jeder, der gebissen worden war, brauchte nur seinen Blick auf das nachgebildete Tier zu heften, um geheilt zu werden. Als die Israeliten in einen Kampf mit den Amalekitern verwickelt wurden, da war es die Wunderkraft des Mose, die den Sieg verbürgte. Mit seinem Zauberstab gleichsam bewaffnet, bestieg er einen Hügel, und so lange er seine Arme gen Himmel streckte, war der Sieg auf der Seite seines Volkes, während die Amalekiter, sobald er sie ermüdet sinken ließ, die Oberhand bekamen. So stützte man die Arme des Wundermannes, und so rang dieser auf geheimnisvolle Weise die Feinde in den Staub.

Unsere Ausführungen haben schon ergeben, daß das Heldentum, das in der Gestalt des Mose verkörpert ist, schroff dem Ideal des Adels entgegensteht. Wenn dieser erhoben wird durch Kampfestaten, wie sie das Heldenlied feiert, wenn die Herren in der Gestalt des von Löwenmut geschwellten Helden, den die Sänger ihnen vor Augen

führen, das verklärte Abbild ihres eigenen Wesens erblicken: so ist diese trotzige Kampfesstimmung sowohl bei den Leviten als auch den diesen folgenden Bauern fast geschwunden. Der Held, dem sie zujubeln, ist nicht mehr der durch Muskelstärke ausgezeichnete Recke, nicht mehr der von ritterlicher Tugend umflossene Kriegsmann, sondern ein gleichsam mit der Königskrone geschmückter Zauberer, der, vom Schimmer übermenschlicher Züge bedeckt, auf geheimnisvolle Weise seine Taten vollbringt: die Errettung des Volkes aus Schmach und Not. Der Erlösungssehnsucht machtloser Schichten entstammt dieses Bild des Helden: außerstande, wie man ist, die Macht der Herrschenden zu brechen, baut die Phantasie eine Welt des Ideals auf, und, so düster auch die Gegenwart ist: in einem jenseitigen Reich erlebt man alle Wonnen der Erfüllung. Von dem Glauben an die Wundermacht der Gottheit beschwingt, die den Armen ihre Huld bezeigt, lebt man einer besseren Zukunft; und von den sagenhaften Berichten über die erhabenen Rettungstaten dieser Gottheit und ihres Abgesandten strömt den Harrenden eine Kraft der Zuversicht zu, die sie aufrechterhält inmitten der Trübsal einer Gegenwart, die ihrem Ideal wie mit eisigem Hohn begegnet.

Es ist möglich, daß die Leviten auch in politischen Sturmzeiten, wenn auch nicht selbst in die Kämpfe eingegriffen, so doch die Wut des zum Losschlagen bereiten Volkes aufgeschürt haben. Wiederum gibt die Sage einen wenn auch verschleierten Aufschluß. Wir wissen, daß in den Revolutionen der Groll sich nicht allein gegen die Herrschenden, sondern auch gegen deren Götter, die Baale, richtete, und da ist es nun lehrreich, zu sehen, wie die Sage einen solchen furchtbaren, mit der Abschlachtung der Baalsverehrer endigenden Kampf schildert. Untreu, so lautet der Bericht, ist das Volk Jahwe geworden, aus goldenen Schmuckstücken fertigte es ein Kalb an, errichtete einen Altar und feierte ein vom Jubelschall durchrauschtes Opferfest. So zieht sich das undankbare, pflichtvergessene Volk den Zorn des Mose zu. Wuterfüllt zerschmettert er die Gesetzestafeln, verbrennt das Gottesbild, und mit dem Rufe: „Wer für Jahwe ist, her zu mir!“ tritt er vor das Volk hin. Da scharen sich die Leviten um ihn, und nun befiehlt er ihnen, sich mit Schwertern zu gürten, um die Schänder Jahwes, wer es auch sei, einerlei ob Bruder, Freund oder Verwandter, niederzuschlagen. So geschah das Furchtbare: dreitausend Mann fanden den Tod.

Macht dieser Bericht nicht den Eindruck, als sollte er eine schreckliche Bluttat, die im Namen Jahwes vollbracht worden, nachträglich rechtfertigen? Ist es doch geschichtlich bezeugt, daß Jahwepriester neben den Rechabiten eine hervorragende Rolle bei den Revolutionen gespielt, und dürfen wir so nicht schließen, daß auch die Leviten, deren Einfluß seit dem neunten Jahrhundert im Wachsen war, mitgewirkt haben, die Brände zu entfachen? Allerdings, nicht war der blutige Kampf ihre Losung schlechthin. Einflußlos, wie ja die Revolutionen auf die Lage der unteren Klassen blieben, mußten die Priester immer wieder, wollten sie ihre Sache nicht aufgeben, ins Reich des Ideals flüchten, Trost findend in dem Glauben, daß Jahwe für seine Getreuen streiten, durch Wundertaten die hochfahrenden Feinde beugen, seine Erwählten aber erhöhen werde.

Die zuletzt geschilderten Bewegungen, die sich gegen die Kultur der Heldenzeit wenden, besitzen insofern einheitlichen Charakter, als sie herausfluten aus den Tiefen grollend abseitsstehender Massen. Die schwere Krisis, von deren Wehen die Zeit heimgesucht wird, äußert sich zuerst in der Weise, daß einzelne Gruppen von Menschen, die in die Fesseln der Not verstrickt waren, eine feindselige Haltung den herrschenden Klassen gegenüber einnehmen, und so erinnern diese Bewegungen an die sozialen und religiösen Strömungen des abendländischen Mittelalters, an die ersten noch mehr triebmäßigen Regungen weiterhin des modernen Proletariats: auch hier sind es Massen, die, noch entbehrend der Erleuchtung durch überragende, mit dem Erbe der Kultur ausgestattete Persönlichkeiten, dem Glanzbild eines erst unklar erfaßten Ideals zustreben, zuweilen von tiefen Erschütterungen durchbebt, denen eine Sprache zu verleihen ihnen aber versagt ist. Doch wie aus der Verwirrung des abendländischen Mittelalters große Gestalten, die Mystiker und Revolutionäre aufstiegen, in denen der religiöse und soziale Konflikt des Zeitalters in durchaus persönlichen Formen sich auswirkte, wie ebenso das moderne Proletariat seine Fürsprecher fand, die, verfügend über das Rüstzeug der vorhandenen Bildung, mit der überlegenen Sicherheit des Genies die erst dunklen Wallungen der Massen zu klären wußten, so zeigt sich auch in Israel eine ähnliche Erscheinung. Seelisch auf höchster Stufe stehende Geister vereinigen in sich wie in einem Brennpunkt alle die unzähligen Regungen einer erst im Entstehen begriffenen, noch um ihr Daseinsrecht kämpfenden, neuen Kultur: es verbinden sich in ihnen die aus den sozialen Tiefen kommenden,

noch verworrenen Klänge der Sehnsucht und Hoffnung zur Harmonie einer einheitlichen Lebensanschauung, und indem sie so, sich wendend gegen die vorherrschende Kultur, sich zur Höhe neuer Erlebnisse emporläutern, der sie mitunter hinreißenden Ausdruck zu verleihen wissen, so heben sie sich aus dem Gewoge der Zeit heraus als glanzvolle, wie mit hohem Adel geschmückte Vertreter einer neuen Welt. Ein Unerhörtes vollzieht sich so: was sich bislang als ein meist noch rauher, schriller, unbeholfener Sehnsuchtsruf der unteren Schichten offenbart, die auch vor roher Gewalttat nicht zurückschrecken, das gewinnt nun die Form eines Erlebnisses, in das der Glanz erlauchter Persönlichkeiten hineingewirkt ist, und indem diese Persönlichkeiten über das geistige Erbe ihrer Zeit verfügen, ja, dieses mehrend, ihre Überzeugungen in oft feine künstlerische Form zu kleiden vermögen, so ist ein Weiteres gegeben: die neuen Lebensideale verlieren gleichsam den Makel des Unvornehmen, sie leuchten nun auf mit einer bannenden Kraft, so daß sie sich nun auch Eingang zu verschaffen vermögen in jenen Kreisen, gegen die sie gerichtet sind: in den Kreisen, meinen wir, der Aristokratie.

DER JAHWIST UND DER ELOHIST

FASSEN wir unsere Betrachtungen zusammen, so ergibt sich, daß in allen Schichten der Bevölkerung Kräfte am Werk sind, die sich gegen den Geist der Heldenzeit wenden: eine rationalistisch gefärbte Haltung, welche abhold ist der überschäumenden Lebensgier des Recken, begegnet uns bei den Geschichtsschreibern, die dem Adel angehörten; in den mystischen Kulten des Adels regt sich das Verlangen des vom Zeitenstrom umstürmten Menschen nach einer Frieden und Harmonie verheißenden Vereinigung mit der Gottheit; in den Kreisen des niederen Volkes hat der Abscheu vor der so schwere Not bringenden Zerrüttung des Lebens zur Folge, daß Jahwe zum Schutzherren der Enterbten erkoren wird und so deren Haß gegen die machtgierigen, frevelnden Herrschenden teilt: die Nasiräer, die Rechabiten, die Nebim, die Leviten: sie alle wenden sich grollend von den Machthabern und ihren Göttern ab und klammern sich an Jahwe, hoffend, daß er das unheimliche, wie von Dämonen aufgewühlte Chaos lichten und zum Heile seiner Getreuen ein Reich des Friedens und der Gerechtigkeit aufbauen werde. Von diesen Kreisen des Volkes wird Jahwe verehrt als Messias, als Erlöserkönig, aber nicht mehr in der Weise der Heldenzeit. Nicht als

Kriegsfürst, der mit glühendem Groll die auswärtigen Feinde Israels niederwirft, geleitet er die Seinen in die jubelnden Gefilde der Erlösung, sondern als holde Friedensmacht schwebt er über ihnen, und wenn auch er noch aufflammt im Zorn, so gilt dieser den grausamen Machthabern seines Volkes, die den Aufbau des herrlichen Friedensreiches durch ihre Schandtaten verhindern. Nicht mehr ist er der Gott kampfgieriger Helden, die im Gewirr der Schlacht ihren höchsten Triumph erleben, sondern zum Hort derer ist er geworden, die den Krieg verabscheuen, die, gepeinigt durch nie verstummendes Elend, nach Frieden dürsten. Freilich, noch nicht ist man dem Leben als solchem gram geworden. Mögen auch jene schon verinnerlichten Kreise des Adels, von Leiden durchschauert, ihr Auge einem paradiesischen Jenseits zuwenden: noch lieben sie das Leben und flehen von ihren Göttern den Segen herab auf Haus und Hof. Und auch die Jahwe als Messias feiernden Schichten lechzen nach Lebensgenuß: gerade weil ihnen solcher vorenthalten ist, scharen sie sich ja um ihren himmlischen Führer, erwartend, daß er in Großtaten ihnen den Fluch, der wie ein erstickender Nebel sie beschwert, abnehmen werde. In königlicher Freiheit möchte man das Leben genießen, sich schmückend mit seinen Blüten; im Vollgefühl der Macht möchte man dahinschreiten, Glück schöpfend aus nie versiegenden Quellen.

So ist eine neue Kultur im Anzuge: der Machtwille sowohl wie die Erlösungssehnsucht suchen in neuen Formen sich zu äußern. Aber noch offenbart sich diese Kultur nicht in bannenden, triumphierenden Klängen. Zwar ist es möglich, daß die neue Frömmigkeit des Adels in tief empfundenen Hymnen oder Klageliedern laut geworden ist, doch kein Laut ist mehr zu vernehmen. Aber feststeht, daß dieses neue Seelenleben nicht die Kraft aufbrachte, einer Kultur von dauernder und fortwirkender Kraft zum Siege zu verhelfen. Aber auch die Offenbarungen aus den Kreisen der Jahweverehrer entbehren noch der Weihe. Die von uns beleuchteten Sagen levitischen Ursprungs haben ihre bannende Form erhalten nicht durch die levitischen Priester selbst, und weder die Paradiesgeschichte noch die levitischen Gebote verraten eine hohe Geistigkeit. Diesen Leviten fehlt noch völlig der Schwung der Genialität, sie sind mehr berechnende Verstandesmenschen als hinreißende, Gluten entfachende Wortführer des nach Freiheit lechzenden Volkes. Die Nasiräer, die Nebim, die Rechabiten: sie alle verharren noch in den Niede-

rungen des Geisteslebens: außerstande sind sie, dem neuen Ideal die Kraft des verklärenden Wortes zu verleihen.

Aber das dumpfe Gewölbe, das noch auf den nach Luft und Licht strebenden Jahweverehrern lastete, sollte gesprengt werden. Zwei erlauchten Gestalten, die man Jahwist und Elohist nennt, ist es gelungen, die neue Frömmigkeit zu künden in der Sprache eines großen Herzens. Viele mögen ähnliches empfunden haben wie sie, ihnen aber gelang es, in reinen, herrlichen Seelenlauten Jahwe zu preisen als den Gott derer, die mühselig und beladen sind und sich nach dem Ätherglück des Friedens sehnen.

Von den Fürsprechern des neuen Ideals, dem Jahwisten und Elohisten, sind uns eine Reihe Schriften überliefert, die bewundernswürdiger Gelehrtenfleiß aus dem Gestrüpp der Überarbeitung zu befreien vermocht hat. Diese Schriften, so wenig sie auch über die Lebensschicksale ihrer Verfasser verraten, sind gezeichnet mit dem Siegel einer Ursprünglichkeit, wie sie uns bisher noch nicht begegnet ist. Wir verspüren das Wehen einer neuen Zeit, die bannende Macht urwüchsiger Menschen strömt uns entgegen, die die Kraft einer heldenhaften Selbstbehauptung inmitten des Ringens und Wirrwarrs ihrer Zeit adelt, so daß sie wie meisterhaft geformte, von quellendem Leben beseelte Gestalten vor uns stehen. Auch das Heldenzeitalter kennt schon Menschen, in deren Antlitz die Züge eines besonderen Charakters, der sie von den Massen scheidet, eingegraben sind; aber doch ist es vor allem der nach außen gewandte Herrscherwille, der hier das Bild formt einer scharf geschnittenen Persönlichkeit, während der Jahwist und der Elohist an der Spitze stehen jenes glänzenden Zuges überragender Gestalten, die zufolge eines tiefen Innenlebens von Lichtströmen seelischer Mächte durchflutet sind, die ihr Bild in neuen, zarteren, reicheren Farben leuchten lassen.

Weltgeschichtliche Bedeutung gewinnen die beiden Schriftsteller, die nach grober Schätzung fünfzig Jahre vor dem Propheten Amos wirkten, dadurch, daß sie sich einmal die Lebensideale der unteren Schichten zu eigen gemacht und diese mit einer Gewalt des Wortes verkünden, die zeigt, daß hier die Sehnsucht der Masse zu einem tiefen, persönlichen Erlebnis geworden. Sie, die sicherlich den oberen Kreisen angehören, verabscheuen die verworrene Kultur, die sie umwogt, und sehnen sich nach einer Zeit gesellschaftlicher Eintracht nicht deshalb, weil sie selbst etwa äußere Not zu erleiden haben, sondern tiefes

Mitgefühl mit den Leiden der unterdrückten Masse durchbebt sie, und die glutvolle Überzeugung, daß soziale Eintracht durch den Willen der Gottheit geboten, treibt sie an, das Gemälde einer glücklichen, vom Frieden durchhauchten Zeit zu entwerfen. So stehen sie auf einer höheren Warte als die kämpfenden levitischen Priester und Massen: ohne sich selbst, wie es scheint, in die Wirren der Zeit einzumischen, empfinden sie die Zwietracht, die die Menschen zerspaltet, als persönliche, tiefe Not, und so künden sie diese Not, aber auch jenen ersehnten gesellschaftlichen Zustand, der dem Elend der Zeit ein Ende bereiten soll, in ihren Schriften. Man erinnere sich daran, welches Mitgefühl jener Bericht atmet, der die Qualen maßloser Fronarbeit schildert; erinnere sich weiterhin an den sehnsüchtigen Ausruf des Mose, es möge das ganze Volk vom Geiste Jahwes durchtränkt werden, daß es sich zusammenfinde zu einer kraftvollen, von Liebe durchströmten Lebensgemeinschaft. Nur ein überragender Einzelner, dem der Anblick der vorhandenen gesellschaftlichen Mißstände schweren Gram verursacht, findet solche Laute, und geschichtlich unzulässig ist es, in den großen Propheten die ersten klar ausgeprägten Persönlichkeiten zu erblicken, die durch die Gewalt ihrer Erlebnisse und die Fähigkeit, sie künstlerisch zu formen, die noch im Nebel der Dumpfheit lebenden Massen überstrahlen. Nein, schon der Jahwist und Elohist wenden sich gegen die herrschende Kultur mit einer Urgewalt, die sie als scharf gezeichnete Persönlichkeiten erscheinen läßt, und wenn es auch wahr ist, daß sie uns nicht als die grollenden, erbitterten Streiter entgegentreten wie die düsteren Propheten, die, vom Kampfestrotz durchbebt, ihre Zeit verfluchen und Umkehr predigen: wer sich in ihre Schriften vertieft, dem kann es nicht verborgen bleiben, wie schwer auch sie leiden unter dem Elend, das ihr Volk vergiftet, wie sehr sie gram sind den Bedrängern der Armen, wie fest sie gleich den Propheten vertrauen auf Jahwes rettende Tat, und wie sie gleich diesen geheime Zwiesprachen führen mit ihrem Gott, von dessen Höhen ihnen Erquickung herabträufelt und Trost und das Glück einer durch nichts, auch durch die schlimmsten Wechselfälle des Lebens nicht zu erschütternden Zuversicht. Das aber ist das geschichtlich Neue, daß sich nun mit dieser aus Herzenstiefen hervorsprossenden Frömmigkeit ein tiefes Mitgefühl paart mit den Armen und Verlassenen, von denen man glaubt, daß sie in besonderem Maße die Segnung der göttlichen Obhut genießen, und wenn auch sicher die Mysterienreligionen schon ähnliche Stim-

mungen entbinden, indem die ihnen zugrundeliegende Verinnerlichung in einzelnen Kreisen des Adels soziale Gefühle erweckte: nun erst gewinnen diese eine solche Stärke, daß sie sich gegen die Kultur der Heldenzeit wenden: Jahwe ist nicht mehr wie die Götter der Mysterienreligion vor allem der Beschützer des Adels, sondern den Enterbten leiht er nun in besonderem Maße seine Stärke: ein Feind ist er gerade jener Opferfeste, durch die der Adel sich und seine Götter verherrlichen möchte.

Der Jahwist und der Elohist, die beide vom Strom der Zeitbewegung erfaßt sind, erzählen eine Reihe von Sagen, in denen einmal die religiösen Anschauungen der Leviten und des Volkes in unverfälschter Weise wiedergegeben werden. Es halten diese Berichte die alten, in eine verschleierte Vergangenheit hineinweisenden Glaubensvorstellungen der Leviten fest, und namentlich der Jahwist hat uraltes Gut der Nachwelt überliefert, während der Elohist mehr jüngere Erzeugnisse der Sagenbildung gesammelt und bearbeitet hat: so vor allem jene Mosegeschichten, die den Leviten dazu dienen sollten, ihrem Helden die Gunst der Massen zu verschaffen, wie überhaupt die Lebensanschauung dieser nach Macht strebenden Priester sich in den Schriften des Elohisten treuer abspiegelt als in denen seines Vorgängers. So sehr auch dieser, der Jahwist, den Bestrebungen der Leviten und der nach Freiheit sich sehnenden Massen seine Anteilnahme bekundet, es sind mitnichten allein die Stimmungen des unmündigen Volkes, die bei ihm laut werden. Das große Erlebnis vielmehr der Enterbten, der Glaube, daß Jahwe das geknechtete Volk durch die Kraft eines Wunders aus dem dumpfen Abgrund der Not befreien werde, weckt in ihm Sehnsuchtsklänge von solcher Eigenmacht, wie sie eben nur der Seele eines großen Einzelnen, in dem die Wirren der Zeit lauten Widerhall gefunden, entsteigen. Gewiß werden noch bei weiteren verwandten Geistern ähnliche Stimmungen lebendig gewesen sein, und zu den hervorragendsten dieser Männer muß der Elohist gehört haben, der gleich wie der Jahwist in durchaus persönlicher Weise Stellung zu den großen Fragen der Zeit nimmt, aber daneben auch in hohem Grade noch im Banne steht der religiösen Wallungen der unteren Schichten, die abzuweisen ihm die geistige Kraft gebricht. So ist er beispielsweise noch ganz durchdrungen von dem Glauben an die Macht des Zaubers, über den der Jahwist hinausgewachsen ist, wie er weiterhin dem noch ganz äußer-

lichen Kultus, dem die Leviten huldigten, eine Bedeutung zuweist, die er für seinen Vorgänger verloren hat.

Im Jahwisten tritt uns eine Persönlichkeit entgegen, die die schreckliche Verwirrung der Zeit, die Glaubensspaltung und das soziale Elend, mit tiefem Schmerz erfüllt. So flüchtet er auf den Schwingen der Phantasie in eine Vergangenheit, über welche die Sehnsucht den milden Schein der Harmonie breitet, der Harmonie auf allen Lebensgebieten. Die Ideale, die die Rechabiten, die Nasiräer, Nebim und Leviten beseelen, haben im Jahwisten eine Stimmung genährt, aus der nun liebliche Bilder herausleuchten, die sich von der verworrenen, unruhigen, von Kämpfen durchbebten Zeit abheben wie ein lichtes Reich der Erfüllung. Wie Rousseau sich aus seiner zerrissenen Zeit heraussehnt, hin zu einfachen Zuständen sein Auge wendend, die der blaue Himmel eines die Menschen segnenden Friedens überwölbt; wie er, abgestoßen von dem Lärm, der Aufregung einer aus den Fugen geratenen Gesellschaftsordnung in seinen Träumen das Glück auskostet der Ruhe, der Einfachheit, zarter Harmonien, so schwingt etwas von dieser Sehnsucht auch in der weichen Seele des Jahwisten. Zwar wird die Natur noch nicht wie bei Rousseau verherrlicht als jenes Heimatland gefühlvoller Seelen, die mit ihr schwärmerischen Sinnes einen innigen Bund eingehen, so daß alles, was im Innern tönt, in holden Lauten auch in ihrem Reiche mitschwingt. Aber doch ist etwas von jenem Drang Rousseaus, der hineinweist in ein jenseits des Aufruhrs gelegenes Gebiet, beim Jahwisten zu verspüren, indem er ursprüngliche, einfache Lebensverhältnisse schildert, in die er alles hineinschaut, was er in seiner mit Gebrechen behafteten Zeit vermißt, so daß das Auge wie auf einem Vollkommenen entzückt ruhen kann. So wird das nomadische Ideal, das längst die Geister anlockte, ins Idyllische umgewandelt, mit den Farben einer Friedensstimmung übergossen, deren Hauch uns heute noch erquickend anweht.

In den Patriarchensagen hat der Jahwist seine Sehnsucht nach einem Zustand der Eintracht ausgehaucht und das Bild einer Kultur entworfen, das gleichkommt einer Verdammung der Heldenzeit. Wie ganz anders steht doch der Patriarch Abraham vor uns als die Gestalten, die das Heldenlied feiert! Wie schroff hebt er sich ab von den Vertretern der herrschenden Klasse, wie sie die Zeit darbot! Wenn im Heldenlied die Waffen funkeln und klirren, wenn wir hier das Gestampf der Rosse, den Jubelschrei der Sieger vernehmen, wenn es Zeiten vor-

führt, wo körperliche Kraft und Gewandtheit im höchsten Preis stehen; wenn es Bilder entrollt der Pracht und Üppigkeit — so vernimmt man nun nichts mehr von diesen oft majestätisch dahinrauschenden Akkorden einer überschäumenden Lebensgier: auf einem zartere Töne aushauchenden Instrument gleichsam spielt der Dichter, der abhold ist dem Getümmel einer von rohem Machtdurst beherrschten Welt und sich heimisch fühlt allein dort, wo eine milde Sonne leuchtet und die Menschen friedselig und einig das Werk ihres Lebens verrichten, ohne von jenen Gelüsten aufgestachelt zu werden, welche die Seelen der Helden dämonisch beherrschen. Auch im Heimatland des Jahwisten gibt es Gegensätze, aber sie führen nicht zu einem unlösbaren Widerstreit, sondern sind gleichsam nur da, um sich in Harmonie aufzulösen.

Wie wundervoll hat doch der Jahwist das Idealbild des Menschen, das ihm vorschwebt, verkörpert in der Gestalt des Abraham! Wie hat der Dichter es verstanden, einen Lebensgang vorzuzeichnen, auf dem sein Auge, das von der furchtbaren Wirrnis der Zeit sich erschreckt abwendet, mit einem innigen Wohlgefallen ruht, wie es eben der Anblick eines ersehnten Ideales auslöst! Dieser Urvater wird als Nomade geschildert, der nicht wie die Recken des Heldenliedes sich wohlfühlt im Getümmel des Kampfes, sondern der sein höchstes Glück saugt aus der Arbeit des Tages, die gleichsam in sanfter Wallung dahinströmt: die Weihe des Friedens liegt über dem Leben unseres Patriarchen, der mit Gütern reich gesegnet ist. „Abraham war sehr reich an Vieh, an Silber und Gold." Anderer Art ist sein Reichtum als der des herrschenden Adels. Nicht ist der Patriarch im Besitz weiter Ackerflächen, und nicht wohnt er in einem kostbaren Hause; auf Weiden grasen seine Herden, die seine Knechte überwachen, und als Wohnstätte dient das einfache Zelt der Beduinen. Zwischen den Knechten aber und dem Herrn herrscht lauteres Vertrauen. Erteilt doch Abraham einem seiner Sklaven den Auftrag, in fernem Lande seinem Sohn ein Weib zu suchen, und wie beglückt ist der Knecht, als ihm die Gesuchte vor Augen steht. „Da verneigte sich der Mann und warf sich nieder vor Jahwe und sprach: gepriesen sei Jahwe, der Gott meines Herrn Abraham, der es nicht hat fehlen lassen an Huld und Treue gegenüber dem Herrn. Den Weg hat mich Jahwe geführt zum Hause des Bruders meines Herrn."

So gibt es noch keinen Klassengegensatz in der Zeit, als deren Vertreter Abraham geschildert wird: Hoch und Nieder, Herr und Knecht

finden sich, mehrend das Gut des Hauses, einträchtig zusammen, und die gleiche Gottheit, Jahwe, verehren sie als himmlischen Herrn. Nicht gilt die Sklaverei als Schmach, denn kein harter Herr gebietet über die Knechte, ja, der Besitz von Sklaven und Sklavinnen gilt als eine Segnung der Gottheit.

In dieses Bild des Friedens fügt sich harmonisch ein die Versöhnlichkeit, die Abraham auszeichnet. Er ist nicht mehr der leicht aufbrausende Recke, dem, wenn nicht alles nach seinem Willen geht, die Zornesader schwillt, und der sich aufschäumend zu Gewalttaten hinreißen läßt. Nicht allein seinen Knechten begegnet er mit einer Milde, daß sie zu ihm wie zu einem Vater aufschauen können, auch mit seinen Nachbarn lebt er in brüderlicher Eintracht. Als einmal seine Hirten mit denen des Lot in Streit geraten, da spricht er zu Lot: „Laß doch nicht Zwietracht sein zwischen mir und dir und zwischen meinen und deinen Hirten; sind wir doch Brüder! Steht dir nicht das ganze Land offen? Trenne dich lieber von mir; willst du zur Linken, so will ich rechts gehen, willst du zur Rechten, so will ich links gehen. Da erhob Lot seine Augen und gewahrte, daß die ganze Jordansaue durchaus wohlbebautes Land war", und dorthin zog er in Frieden. Wie sticht doch dieses sanftmütige Verhalten ab von den Zuständen, die der Jahwist vor Augen hatte, und wer vernimmt aus dieser Darstellung nicht die Sehnsucht des Dichters nach einer Beilegung der Wirren, die in seiner Zeit sich unheilvoll austoben: wo die Zwietracht üppig wie Unkraut aufschoß und einer den andern zu hintergehen suchte? So hat es der Dichter meisterhaft verstanden, sein Kulturideal, indem er es in eine sagenhafte Zeit hineinsieht, mit plastischer Kraft zu entwerfen. Nicht auf dem Ackerboden, sondern auf der Weide entspringen nach ihm die Quellen des Glückes, und wahrhaft verbürgt ist dies erst dann, wenn eines einzigen Gottes, wenn Jahwes Kraft das ganze Volk durchdringt, das, von Brudersinn geleitet, vermeiden soll den sozialen Kampf, wie er in der Gegenwart ausgebrochen, indem die Herrschenden die unteren Schichten bedrängen, überhaupt die Uneinigkeit wie fressendes Gift um sich greift, verwüstend das Mark des Volkes.

Auch den Rechabiten und in mancher Hinsicht den Leviten hat ein solcher oder doch ähnlicher Zustand des sozialen Lebens vorgeschwebt, aber außerstande waren sie, das Bild ihres Ideales mit lebendiger Frische aufzuzeichnen. Erst dem Jahwisten, einem geistig hochstehenden Menschen, dem die Not der Zeit tief ins Herz drang, ist es gelungen,

seinen Zeitgenossen das Land der Verheißung in zarten, anlockenden Farben auszumalen. In Abraham verkörpert sich in greifbarer Deutlichkeit die Tugend, die der brüchig gewordenen Kultur der Zeit, sollte sie nicht völlig dem Verfall entgegengehen, nottat: die Gerechtigkeit. Ja, den Flug eines gewaltigen Gedankens wagt der Dichter, wenn er Abraham als Ideal aufstellt, das allen Völkern voranleuchten soll. Erkoren hat ihn Jahwe, daß „er seinen Kindern und seinem Hause gebiete, den Weg Jahwes zu wandeln, indem sie Recht und Gerechtigkeit üben". „Ein großes und zahlreiches Volk soll von ihnen ausgehen", „und mit ihm sollen alle Völker der Erde sich segnen." Hinaus über die Grenzen Israels schweift also der Blick des Jahwisten, der frohlockenden Überzeugung lebt er, daß sein Volk unter Jahwes Führung dazu berufen ist, die Weltherrschaft anzutreten: nicht, um die Völker zu unterwerfen und auszubeuten, sondern um ihnen jenes Glück zu bringen, das dem Volk Jahwes aus himmlischen Höhen kommen werde, wenn es die lichten Pfade der Gerechtigkeit wandelt. Der gewaltige Herrschaftswille unseres Volkes flammt hier wieder auf im Geist einer großen Gestalt, die, von tiefer Liebe zu den Menschen beseelt, sich in Träumen wiegt von einem Glück, das von der Höhe Israels aus wie eine neue Sonne seine Strahlen über alle Lande gießen werde.

Wenn sich im Heldenzeitalter die Frömmigkeit vor allem im Vertrauen ausströmt, daß die Götter, durch Opfergaben gewonnen, den Menschen Güter äußerer Art spenden, so gewinnt der Jahwist im Verkehr mit Jahwe noch ein anderes Glück. Gewiß, auch er lebt des Glaubens, daß Jahwe seine Getreuen mit den Schätzen der Welt erfreuen werde, aber während noch die Leviten und selbstverständlich auch die nach einer Besserung ihrer Lebenslage strebenden Bauern die Wohltaten göttlicher Fürsorge vor allem darin erblickten, daß ihnen ein neues, nicht mehr durch Armut und Mißachtung vergälltes Leben erblühen werde, so ringt sich der Jahwist in innigem Verkehr mit der Gottheit zur Höhe einer Selbstbehauptung empor, derzufolge er, mag auch der Weltverlauf ihm Mühsal und Not bringen, sich freudigen Sinnes in alles hineinfindet, was ihm begegnet. Es ist ein neues Lebensgefühl, das im Jahwisten aufsproßt: hineingestellt in ein wildes Zeitalter, von sozialen und religiösen Kämpfen umtost, hat er sich gleichsam in einen Tempel geflüchtet, der die milde leuchtende Aufschrift trägt: Verzicht und Vertrauen. Wo die herrschende Schicht sich den Gelüsten eines zügellosen Machtwillens überläßt und im Wirbel eines unersättlichen

Genusses sich austobt, da wendet er sich mit Abscheu von einem solchen taumelnden Leben ab. Nicht hochfahrend ist sein Sinn, nicht locken ihn die Wonnen, die weltliche Macht entbindet, sondern im Dienen findet er sein Glück. Demütig beugt er sich vor der Größe und Erhabenheit seines Gottes; indem er treu und willig die göttlichen Gebote erfüllt, strömt ihm ein Seelenfriede zu, den alle Fährlichkeiten des Lebens nicht zu zerstören vermögen: ein Friede, der auf die Gewißheit sich gründet, daß die Gottheit alle Wege zum Besten führen werde. Wie schon die Mysterienreligion, so entbindet auch die Frömmigkeit des Jahwisten — freilich in verstärktem Maße — Klänge, die namentlich dem Christentum eigen sind: jene felsenfeste Zuversicht des Frommen lebt in ihm, daß ein mächtiger Gott den Menschen, der ehrfürchtig seinen Weisungen lebt, beschützen werde, mag er auch in Wildnisse verschlagen werden und von lauernden Feinden umstellt sein: nur daß noch nicht das Jenseits als die Aue einer ewigen Glückseligkeit das Auge bannt. Ganz wie der Christ empfindet der Jahwist tiefe Schauer im Anblick der göttlichen Erhabenheit, daß er anbetend niedersinkt. Als einmal Jahwe dem Jakob im Traum erscheint, ihm und seinen Nachkommen eine große Zukunft verheißend, da durchschüttelt ihn, nachdem er erwachend gewahr wird, was geschehen, ein Schauer: „Wahrlich, Jahwe ist an dieser Stätte, und ich wußte es nicht. Da fürchtete er sich und sprach: wie schauerlich ist diese Stätte." Doch nicht braucht sich, wie es eine andere Erzählung ausspricht, der Mensch vor Jahwe zu fürchten, so gewaltig auch dieser ihn überragt. Als sich einmal Jahwe dem Abraham in einer Vision offenbart und dieser erbebt, da verscheucht die Gottheit alle Angst: „Fürchte dich nicht, Abraham, ich bin dein Schild, es wartet deiner reicher Lohn." So klein, so schwach der Mensch ist gegenüber der Gottheit, er braucht nicht zu verzagen: die Gottheit nimmt sich seiner an, er kann sich ihr wie einem mächtigen Freund hingeben, ihr vertrauend seine Anliegen, seine Nöte, der Gewißheit lebend, daß Hilfe nicht ausbleiben werde.

Das entwicklungsgeschichtliche Neue dieser Frömmigkeit besteht darin, daß nun ein einzelner sich als Auserwählter der Gottheit fühlt und in dieser Weise das Glück der Ruhe, der Sicherheit inmitten eines ihn wie eine aufgeregte See umtosenden Lebens genießt, ein Glück, das letzten Endes der Siegespreis ist eines die Persönlichkeit festigenden Kampfes gegen jene Leidenschaften, die den Menschen in gefährliche Wirbel ziehen. Ja, gerade das Bewußtsein, allein zu stehen,

wird empfunden als Triumph persönlicher Kraft, die genossen wird als das erhebende Gefühl, auch in der Einsamkeit, in der Wirrnis von der Gottheit überwacht zu sein, und nicht läutert sich hier der Mensch empor zur Höhe seiner Selbstherrlichkeit im Gefolge eines Kampfes mit der widerstrebenden äußeren Welt, sondern mehr im Gefolge einer Abkehr von dieser. In seinem Innern, in seiner Gefühlshaltung entdeckt er einen neuen Lebensgrund, in dem sein Ich fest wie ein starker Baum wurzelt, der, mögen auch Stürme seine Krone einmal zerreißen, immer wieder aus nährendem Boden Kräfte saugt, die ihn als schwellendes, nie versiegendes Leben durchfluten. So kündet die Frömmigkeit des Jahwisten ein neues religiöses Kraftgefühl an.

Am eindrucksvollsten weht uns der Hauch dieser Frömmigkeit aus der Josephsgeschichte entgegen, die in der Fassung des Jahwisten und Elohisten überliefert ist und zu den Meisterwerken der Erzählungskunst gehört. Nur in Äußerlichkeiten der Handlung weichen die beiden Schriftsteller voneinander ab, während die seelischen Erlebnisse, die sie zur Darstellung bringen, durchaus übereinstimmen.

Als Jüngling, so erfahren wir, hat Joseph den Haß der Brüder sich zugezogen. Er war als das jüngste Kind der Lieblingssohn des Vaters, dem er in hohem Alter beschieden worden war, und dessen alte Tage er wie lieblicher Sonnenschein verklärte. Mit solchem Wohlgefallen ruhte das Auge des beglückten Vaters auf ihm, daß er ihn in einer die Brüder verletzenden Weise vorzog. Wie einen Prinzen kleidete er zu seiner Augenweide den Liebling, so daß die Brüder murrten: ja, sie grollten Joseph und vergönnten ihm kein freundliches Wort mehr. Nach dem Elohisten war Joseph selbst schuld, daß die Brüder ihm zürnten: hochmütig war er, verschlagen, beim Vater suchte er die Brüder anzuschwärzen. Von Träumen wurde er umgaukelt, die Zeugen waren eines hochfahrenden Sinnes, ja, er scheute sich nicht, diese Träume den Brüdern mitzuteilen. Stolz, übermütig hielt er sie an, seiner vermessenen Rede zu lauschen. Bei der Erntearbeit, so erzählt er ihnen ohne Scheu, richtete sich eine Garbe auf, als sei sie ein König; die ihrigen aber huldigten ihr, warfen sich demütig vor ihr nieder. Ja, noch vermessenere Worte führte er im Munde: die Sonne, so prahlte er, und der Mond, umglänzt von einer Schar Sterne, seien vor ihm wie Vasallen niedergefallen: im Traume habe er es geschaut. So war es den Brüdern offenbar: nicht als Glied der Familie fühlt sich Joseph, ein Fürst vielmehr wolle er sein, ein hochragender Herr, dem alles dienen sollte. So

wandten sie sich von dem Übermütigen ab, ja, trachteten darnach, ihn zu züchtigen.

Bald sollte sich Gelegenheit dazu bieten. Als Joseph vom Vater zu den Brüdern geschickt wurde, die die Schafe weideten, um sich nach ihrem Ergehen zu erkundigen, da reifte in diesen ein tückischer Plan. So sehr sie auch Grund hatten, dem ungeratenen Bruder zu mißtrauen: sie verstrickten sich in schwere Schuld. Nach dem Elohisten warfen sie Joseph in einen Brunnen, aus dem er durch zufällig vorübergehende Kaufleute befreit wurde, nach dem Jahwisten verkauften ihn die Brüder einer Karawane. Kurz, Joseph kam nach Ägypten, und grenzenloses Herzeleid erfaßte den Vater, so daß die Brüder mit doppelter Schuld sich beluden: schwer vergangen hatten sie sich gegen den Vater sowohl wie gegen den Bruder.

Es beginnt mithin die Geschichte mit einem schrillen Mißklang: Menschenschuld und Menschenwehe enthüllt sie uns. Weitere Wirrnis schließt sich an, aber wie harmonisch klingt alles aus! Berichten wir wenigstens das Wichtigste!

In Ägypten wurde Joseph, so entnehmen wir der Darstellung des Jahwisten, einem Offizier des Pharao als Sklave verkauft. Aber Jahwe bewahrte ihn vor der Mühsal und all dem Entwürdigenden der Sklaverei. Was Joseph auch unternahm, glückte ihm, ja, er gewann so sehr die Gunst seines Herrn, daß dieser ihn zum Verwalter seines Hauses ernannte.

Da trat eine schwere Versuchung an ihn heran, aber siegreich, als ein gottesfürchtiger Mensch, widerstand er ihr. Angelockt durch den Zauber seiner Schönheit sucht ihn das Weib seines Herrn zu verführen. Mit Entrüstung aber wies er das unheimliche Weib zurück. Wie, er soll das große Vertrauen, das ihm sein Herr entgegengebracht, mit dem schmählichsten und schwärzesten Undank belohnen, er, den bisher Jahwe wie einen Sohn behütet, soll sich mit Sünde besudeln, in das Netz der Ungerechtigkeit verstricken? Indem er allen Einflüsterungen des erhitzten Weibes gegenüber taub blieb, ließ sich dieses, von Haß entbrannt, zu einer furchtbaren Tat bewegen. Mit Gewalt suchte es den Jüngling an sich zu reißen; Joseph wehrte sich, das Gewand der Frau blieb in seinen Händen. Und nun ruft sie die Hausgenossen herbei, Joseph in schamloser Weise lästernd: ein Schurke sei er, vergewaltigen habe er sie wollen. Kein Wunder, daß Potiphar, der Herr des Joseph, den angeblichen Schänder seiner Ehre, trotz all der Treue, die er ihm

bewiesen, dem Gericht übergibt. Ins Gefängnis wird er so geworfen, aufs tiefste wird er, der erst erhöht worden, erniedrigt.

Wiederum erfuhr Joseph seines Gottes Huld. Der edle Jüngling gewann die Herzen aller, er wurde in das Amt des Aufsehers eingesetzt, und auf allem, was er unternahm, ruhte Jahwes Segen. Ja, der König selbst wurde auf den Jüngling aufmerksam gemacht und zeichnete ihn mit hohen Ehren aus.

Zufolge der Darstellung des Elohisten war es Josephs wunderbare Fähigkeit, Träume zu deuten, die ihm die Gunst des Pharao verschaffte: die Überzeugung, daß der Geist Jahwes aus ihm spreche, daß er an Weisheit alle übrigen Menschen überrage. Kurz, er, der als Sklave nach Ägypten kam, der wie ein Verbrecher ins Gefängnis geworfen worden, er wurde, von Jahwe auserwählt, zu fürstlichem Rang erhöht. Ganz Ägypten wurde ihm durch das Machtgebot des Pharao unterstellt, und in Glanz und Majestät strahlte er nun. „Seinen Siegelring zog der Pharao von seiner Hand und steckte ihn an die Hand Josephs. Sodann ließ er ihn mit Byssusgewändern bekleiden und legte ihm die goldene Kette um den Hals. Hierauf ließ er ihn auf dem Staatswagen fahren, der im Range dem seinen folgte", und das Volk jubelte ihm zu. Glücklich fürwahr konnten sich die Ägypter preisen, daß ihnen Joseph zum Verwalter bestellt wurde. Aus den Träumen des Pharao hatte er herausgelesen, daß auf eine Zeit übersprudelnder Fruchtbarkeit eine Zeit der Dürre folgen werde, und so beugte er nun dem drohenden Unheil vor. In Massen sammelte er Getreide, und ruhig konnte man in die Zukunft blicken, die in der Tat, wäre Joseph nicht dem Volke beschert worden, ein Übermaß von Leiden gebracht hätte.

Nun war in Kanaan eine Hungersnot ausgebrochen, und so schickte Jakob seine Söhne, mit Ausnahme des jüngsten, des Benjamin, nach Ägypten, um Getreide zu kaufen. Als sie vor Joseph erschienen, wußte dieser sofort, wer die Fremden seien, doch gab er sich nicht zu erkennen. Vielmehr wollte er sehen, welchen Sinnes die Brüder seien, ob sie immer noch von solcher Tücke beseelt seien, die ihm einst fast das Leben gekostet. Hart fährt er sie an: ein Gesindel seien sie, gekommen, um zu spionieren. Als Joseph erfahren, daß noch ein Bruder, Benjamin, den er noch nicht gesehen, zuhause beim alten Vater weile, da ließ er sie wissen, daß sie nicht eher freigegeben werden sollten, bis einer von ihnen den Bruder vor sein Angesicht gebracht habe. Ja, er ließ sie sogar ins Gefängnis werfen. Nach einigen Tagen änderte sich anschei-

nend des gestrengen Josephs Sinn. Er erlaubte den geängstigten Brüdern, sich mit Getreide zu versehen und abzureisen, einen jedoch behielt er als Geisel zurück: dem Tode würde er überliefert werden, wenn sie nicht den jüngsten Bruder herbeibrächten. So war furchtbares Leid über die Kanaanäer gekommen, eine bestürzende Gewißheit ward ihnen kund: „Wahrlich," so sprachen sie zueinander, „das haben wir an unserem Bruder verschuldet: denn wir sahen seine Angst, wie er uns anflehte, aber blieben taub. Darum sind nun diese Ängste über uns gekommen." Joseph aber, der dies alles mitanhörte, und dem alles ferner lag, als seinen Brüdern Gleiches mit Gleichem zu vergelten; der nur prüfen wollte, ob sie sich gebessert hätten, er wird so von Rührung übermannt, daß er sich abwenden mußte, um seinen Tränen freien Lauf zu lassen.

So zogen nun die Brüder ab, mit Ausnahme des einen, der als Geisel zurückbleiben mußte. Jakob glaubte, in die Unterwelt zu versinken, als er erfuhr, was sie alles erlebt, nicht glaubte er es über sich bringen zu können, daß ihm Benjamin geraubt werden solle. Aber Ruben bürgte dafür, daß der Knabe wieder das Vaterhaus betreten werde.

Als das Getreide, das aus Ägypten herbeigeschafft wurde, ausgegangen war, schickte man sich an, wieder nach Ägypten zu reisen, und schweren Herzens gab Jakob die Erlaubnis, daß auch Benjamin, wie es Joseph geboten, sich anschließe. Bebenden Herzens traten die Brüder wieder vor den gestrengen Joseph. Dieser hatte in ihren Säcken den für das Getreide bestimmten Geldbetrag, den sie entrichtet hatten, verstecken lassen, einmal, um ihre Ehrlichkeit zu prüfen, dann auch, weil er es nicht über sich bringen konnte, seinen Brüdern ein Entgelt abzunehmen. Mit Schrecken hatten sie den Betrag entdeckt, und fern lag es ihnen, die Gelegenheit zum Betrug auszunützen. So hatten sie die Geldsumme wieder mitgebracht, und mit Bangen berichten sie, was ihnen widerfahren. Aber der Hausmeister Josephs beruhigt sie: „Seid ohne Sorge! Euer und eures Vaters Gott hat euch heimlich einen Schatz in eure Getreidesäcke gelegt. Euer Geld ist zu mir gekommen." Ehrfürchtig übergaben sie Joseph das Geschenk, das ihr Vater für ihn bestimmt hatte, und tiefe Rührung übermannte diesen, als er hörte, daß sein Vater wohlbehalten sei, und Benjamin, nach dem er sich so sehr gesehnt, leibhaftig vor ihm stünde. Ein Staunen ergriff die Brüder, zumal sie von Joseph zu Gaste geladen und reichlich bewirtet wurden.

Wie hatte sich doch alles zum Besten gewendet: zitternd waren sie vor den hohen Herrn hingetreten, und nun sitzen sie mit ihm an der Tafel, schmausend und trinkend, von Frohsinn belebt.

Aber nochmals zogen sich schwarze Wolken über ihrem Haupte zusammen. Auf Befehl des Joseph wurde in den mit Getreide gefüllten Sack des Benjamin ein kostbarer Becher gelegt, und kaum waren die Ahnungslosen abgereist, als sie wieder zurückgerufen wurden. Man bezichtigte sie des Diebstahls, und als sich in der Tat der Becher im Sacke des Benjamin fand, da gaben sie sich für verloren. Sollte man nun nicht annehmen, daß sie sich, von Joseph der Treulosigkeit und des Undanks bezichtigt, mit Abscheu von dem tückischen Bruder, von Benjamin, dem Dieb, abwenden? Aber tiefe Bruderliebe erstickte derartige Regungen. Sie alle wollten, um das Unrecht, das begangen worden, zu sühnen, Josephs Sklaven werden, was dieser aber abschlug, indem er gebot, daß nur Benjamin die verdiente Strafe erleide. Nochmals offenbarte sich der Edelsinn der Brüder in herrlicher Weise. Juda flehte um Erbarmen des von schweren Sorgen bedrängten Vaters wegen, er erzählte, wie sehr dessen Herz an Benjamin hänge, daß er zusammenbrechen würde, müßte ihm die Botschaft überbracht werden, daß sein Lieblingssohn verloren sei. So bittet er, Joseph möge ihn an Stelle des Bruders als Sklaven nehmen. „Denn wie könnte ich heimkehren zu meinem Vater, ohne daß der Knabe bei mir wäre? Ich könnte das Herzeleid nicht mitansehen, das über meinen Vater kommen würde!“

Damit hat die Spannung den höchsten Grad erreicht. Von Rührung und Freude über den Edelsinn der Brüder überwältigt, gibt sich Joseph zu erkennen. „Joseph fiel seinem Bruder Benjamin um den Hals und weinte, und auch Benjamin weinte an seinem Hals. Sodann küßte er alle Brüder und weinte, indem er sie umarmt hielt; darnach besprachen sich die Brüder furchtlos mit ihm. Und die Kunde drang an den Hof des Pharao: die Brüder Josephs sind angekommen! Und der Pharao und seine Umgebung waren erfreut darüber.“ Reich mit Gütern beladen, ziehen die Beglückten wieder in die Heimat, um dem Vater die frohe Kunde zu überbringen, der, der Aufforderung Josephs willig Folge leistend, sich für immer in Ägypten niederläßt.

Wenn man diese herrliche Erzählung vergleicht mit den Weisen des Heldengesanges, so fällt sofort ihre zarte Abtönung auf. Nicht so sehr auf die Darstellung von Ereignissen äußerer Art kommt es den Erzählern an als auf die seelischer Vorgänge, und wenn auch dem Außen-

leben angehörende Vorgänge nicht fehlen, so sind sie nicht wesensgleich jenen, die im Heldenlied als die farbenbunte Welt auftauchen, in der die Recken sich heimisch fühlen. Nichts vernehmen wir von Schlachtgetöse und Siegesjubel, nichts von all den Lustbarkeiten jenes kampfesfrohen Zeitalters, nichts von den Tugenden, die hier besungen werden. Weichere, beseeltere Laute als die des Heldenliedes umschmeicheln uns, und wenn auch hier der Kampf nicht ausgeschaltet ist, es ist nicht der rauhe, rohe Kampf des Schlachtfeldes, dem wir begegnen, vielmehr der Kampf des einzelnen um einen neuen Lebensgehalt, den die Gottheit mit Erfolgen auch äußerer Art krönt. Wenn im Heldenlied die Götter auftreten als Beschirmer einer von Herrschaftsdrang beseelten Klasse, des Adels, so steht hier Jahwe einem einzelnen Menschen bei und leitet ihn durch dunkle Abgründe hin zu Höhen weltlicher Macht. Wenn Joseph dank der Gnade der Gottheit eine der höchsten weltlichen Würden erlangt, so geschieht dies nicht im Gefolge glänzender Machttaten etwa kriegerischer Art, vielmehr einem Edelsinn hat der schlichte Jüngling seine Erhöhung zu verdanken, einem Gottvertrauen, einer Demut, wie sie niemals der Heldenzeit als Ideale gelten. Hochfahrend war er in seiner Jugend, und übermäßiges Leid zieht er sich deshalb zu: in die Sklaverei versinkt er. Hätte er nicht so Ursache genug gehabt, zu murren und seinen Gott anzuklagen, wo er doch eines bedeutungslosen Vergehens wegen so furchtbar gedemütigt ward? Aber kein Laut des Unwillens entflieht seinen Lippen. Geduldig trägt er alles, was ihm auferlegt worden, mit größter Treue dient er seinem Herrn, mit Entrüstung weist er das schändliche Ansinnen des buhlerischen Weibes ab. Als er schuldlos ins Gefängnis geworfen wird, da findet er sich wiederum mit wahrem Duldersinn in das Unabwendbare hinein, kein Wort des Unmutes entringt sich seiner Brust. Dafür aber steht ihm die Gottheit bei und erhebt ihn von Stufe zu Stufe. Er, der einst Sklave war, genießt zuletzt fürstliche Ehren, ja, ein wahrer Segensglanz geht von ihm aus, indem durch seine Voraussicht vielen Menschen die furchtbaren Qualen einer Hungersnot erspart werden, nicht allein den Ägyptern, sondern auch den Kanaanäern, dem Volke, dem seine Brüder angehören.

Den tiefen Sinn der Erzählung hat der Elohist mit klaren Worten umschrieben. Als die Kanaanäer, erfahrend, daß Joseph ihr Bruder sei, dem sie so schweres Leid zugefügt, von Reue erfaßt wurden, da beschwichtigt sie Joseph: nicht sie, sondern letzten Endes die Gottheit

sei die Ursache, daß er dem väterlichen Hause entrissen worden, und mögen ihn auch schwere Leiden heimgesucht haben, zu großen Dingen habe ihn Jahwe berufen. Auserwählt sei er dazu, um unzählige Menschen vor dem Hungertod zu bewahren. „Ihr freilich sannet Böses wider mich; Gott aber hat es zum Guten gewendet, um auszuführen, was jetzt vorliegt — viele Menschen am Leben zu erhalten."

So ist es deutlich, was die beiden Dichter beseelt: ein Hohelied stimmen sie an auf Jahwe, den sie nicht feiern als den Herrn der Heerscharen, sondern als den erhabenen Seelenfreund derer, die durch Demut, Bescheidenheit, Lauterkeit der Gesinnung, Treue, auch in widrigster Lebenslage sich auszeichnen. Vertrauen dürfen sie auf seine Hilfe, die so sicher kommt, als die Sonne täglich den Tiefen der Nacht entschwebt. Mag auch Bosheit und gemeine Gesinnung sie bedrängen, es kommt die Stunde der Erlösung und Erhöhung: Jahwe verläßt die Seinen nicht.

Mit einer solchen Frömmigkeit ist die Lebensstimmung der Heldenzeit völlig überwunden: mit der Wucht eines Gegensatzes fast bricht diese Stimmung nun bei einzelnen überragenden Menschen, die das Diadem der scharf umrissenen Persönlichkeit tragen, durch. Dort, im Heldenzeitalter, erlebt der Mensch seinen höchsten Aufschwung in Taten, die der Bezwingung der äußeren Welt zugewandt sind, und nur, wenn Erfolge erzielt werden, blickt man frohlockend zur Gottheit, dankend und preisend ihre Macht. Hier aber durchwallet das Gefühl der Gottesnähe den Menschen gerade auch dann, wenn die Recken sich scheu vor der Gottheit verkriechen, zurückbebend vor ihrem Zorn: in den Zeiten der Erniedrigung, schwerer Leiden. So tönt diese dem selbstherrlichen Einzelnen entspringende Frömmigkeit wie ein nie verstummender Freudenklang durch das Leben, aufrichtet sich der von ihr belebte Mensch, wenn Unheil ihm zustößt, in dem erhebenden Bewußtsein, daß die Gottheit ihn nicht verderben lasse: nie verlöscht in dunkler Nacht der Stern, der Rettung verheißt. Mag solche Frömmigkeit auch machtlos sein gegenüber den Gewalten der Welt, indem sie es verschmäht, der Macht mit Macht zu begegnen: einen großen Sieg bedeutet sie doch: den Sieg der in ein verworrenes Leben hineingestellten Persönlichkeit, die, verachtend das rohe Herrschaftsstreben des nach außen gewandten Menschen, sich ein Eiland erobert, auf dem sie sich, abseits von dem grollenden Strom der Zeit, wie in einem Reich der Selbstherrlichkeit ergehen kann. Aus den Tiefen der Seele strömt ihr ein

Glück zu, das sie auslegt als einen Lichtstrom von oben, ein Gefühl der Sicherheit, des Vertrauens, der Kraft, des Friedens, den sie genießt als Geschenk der Gottheit, der sie sich in kindlicher Liebe hingibt.

Deutlich finden wir das Wesen der Frömmigkeit der Josephsgeschichte vorgezeichnet in jenen Erlebnissen, denen die Gestalt des Messias, des leidenden Helden, entsprungen. Nimmt sich denn dieser Joseph nicht aus wie ein von der mythischen Nebelhülle befreiter Messias, indem er ganz wie dieser durch Abgründe schwerer Leiden schreiten muß, um erhöht zu werden? Und wenn mit der Erhöhung des leidenden Helden nach alter Auffassung eingeleitet wird ein neues Weltalter der Freude und Glückseligkeit: ist es denn nicht auch Josephs erhabener Beruf, die Menschen zu erretten vor furchtbarem Leiden, vor dem Tod? Und müssen nicht beide kämpfen mit bösen Mächten, auf daß sie zu der glorreichen Würde aufsteigen können, die ihnen zugedacht, auf daß sie den duldenden Menschen das Heil bringen können? Freilich, nach der Erlöserlegende hat der Messias Kämpfe lediglich mit äußeren Mächten zu bestehen, selbst mythische Ungeheuer hat er zu bezwingen; hier aber bei Joseph sind die Kämpfe mehr ins Innere verlegt der Menschenbrust: zu neuer sittlicher Würde ringt sich der Held empor durch einen tugendhaften Lebenswandel, und diese sittliche Läuterung, nicht eine Zerschmetterung der Gewalten der Welt, hat zur Folge die Segnung der von Not beherrschten Menschen durch den Glanz des Glückes, der von jenem erhöhten Einzelnen ausgeht. So haben der Jahwist und der Elohist der Gestalt des Messias einen neuen Geist eingehaucht. Wenn dessen Bild ursprünglich den Trieben einer nach einem Erlöser sich sehnenden Masse seine Entstehung und Wesensart verdankt, so haben jene beiden Männer es geprägt nach den Weisungen ihrer eigenen Erlebnisse. Was ihnen als einzelnen zur erhebenden Gewißheit ward, nämlich, daß die Not zu einer sittlichen Erhöhung führen könne, zu einer Würde, von der aus Segensströme auch auf die Mitmenschen fluten, das wird nun veranschaulicht in dem Lebenslauf des zum Erlöser aufsteigenden Joseph, der vor ihnen aufleuchtet als ein verklärtes Abbild ihres eigenen Wesens.

Wo der Mensch einen solchen Sieg errungen hat, wo ihn ein Herrschaftsgefühl aufrechterhält auch in den Tiefen des Leidens, dessen Bitternisse zur Wonne der Erkenntnis führen, daß sie zur Erhöhung, zu einem vor allem innerlichen Glück beitragen — da steht er der Gottheit mit einer neuen Würde gegenüber. In der Tat ist beim Jahwisten

das Verhältnis zur Gottheit in allen Lebenslagen so fest gegründet, seine Zuversicht, daß diese nie den Frommen verläßt, so stark, daß ihm das ganze Opferwesen als eine überflüssige Äußerlichkeit erscheint. Wozu sollen denn Opfer von Nutzen sein, wenn der fromme Mensch von der Gewißheit beflügelt wird, daß die Gottheit auch im Leid über ihm wie eine milde Sonne schwebt? Von Abraham erfahren wir zwar, daß er einen Altar errichtet, aber nicht bringt er auf ihm Opfer dar: im Gebet allein nähert er sich seinem Gott. So persönlich ist das Verhältnis des Menschen zur Gottheit geworden, daß ihm der ganze festliche Kultus der Zeit zu einem überflüssigen Zierat geworden. Und wenn im Kultus der Heldenzeit die Menschen nicht so sehr als einzelne denn als Glieder der Gemeinschaft den Göttern huldigen, so verliert diese Form des Opferdienstes nun erst recht alle Bedeutung. Nicht allein, daß die Götterbilder als eine Entwürdigung erscheinen der Hoheit der Gottheit: der Kultus mit seinem festlichen Gepränge mußte den verfeinerten Sinn, der die Frömmigkeit als das zarte Leuchten einer dem Grunde des Herzens entströmenden Stimmung erlebt, verletzen. So kommt denn in der Josephsgeschichte nicht ein einziges Opfer vor. In der Gesinnung, im tugendhaften Handeln, im Vertrauen, daß eine weise göttliche Macht den Menschen auch in der Trübsal lenke und wieder Morgenröten auffunkeln lasse, äußert sich die Frömmigkeit des Helden.

Zum Unterschied vom Jahwisten hat der Elohist, mehr den religiösen Bedürfnissen der Masse nachgebend, das Opfer nicht abgewiesen. Die grausamen Menschenopfer seiner Zeit verabscheut er allerdings, wie es so wundervoll die Erzählung von der Opferung Isaaks zeigt. Als Abraham sich anschickt, seinem einzigen, geliebten Sohn die Kehle zu durchstoßen, da verhindert der Zuruf eines Engels das Furchtbare. Einen Widder sieht er plötzlich vor sich, den er dann an der Stelle seines Sohnes opfert. Fester als der Jahwist scheint der Elohist mit den Kreisen der levitischen Priester verbunden zu sein, was sich namentlich auch darin zeigt, daß er in einer geradezu auffälligen Weise von Wundererscheinungen berichtet: allerdings nicht in der Josephsgeschichte, die sich abspielt im hellen Lichte eines „natürlichen", freilich auch wieder von der Gottheit gelenkten Geschehens.

Die Josephsgeschichte bedeutet nicht allein der ihr zugrunde liegenden religiösen Stimmung wegen einen Markstein, sondern namentlich auch hingesehen auf die künstlerische Leistung, die sie bekundet. Insbesondere der Jahwist, der die Sage mit dem Hauche seines Geistes

durchtränkt und so dem Elohisten vorgearbeitet, hat mit den Mitteln einer reichen Schilderungskunst Wirkungen erzielt, wie sie nur einer außerordentlichen schöpferischen Kraft gelingen können. Seine Darstellung führt uns wie die der Historiker, zum Unterschied von den Sagen des Volkes, hinein in das helle Reich der Wirklichkeit; die Menschen, die uns begegnen, sind wirklich Sprößlinge dieser Erde: nicht sind sie umflossen von dem dämmernden Schein des Wunderbaren, leibhaftig vielmehr stehen sie vor uns da, atmend die uns ernährende Luft, arbeitend, kämpfend, duldend, vertrauend, hoffend. Völlig verbannt ist das durch den Zauberglauben genährte Wunder, das gerade jene Kreise, zu denen sich auch der Jahwist hingezogen fühlt, die Kreise der Leviten und Bauern, noch bannt, und wenn auch die Gottheit in die Handlung eingreift, so geschieht dies, ähnlich wie bei jenen Historikern, in der Weise, daß eine nur ahnungsvoll zu erfassende Schicksalsmacht waltet, die ihren Willen durchsetzt, ohne daß sie sich in verblüffenden Äußerlichkeiten, etwa in wunderbar wirkenden Naturerscheinungen, offenbart. Hier ist die Gottheit der verborgene, aus Rätseltiefen heraus wirkende Lenker der Menschenschicksale, sie greift nicht mehr in das Weltgetriebe hinein als die glanzvolle, majestätische Erscheinung, als welche sie etwa das Deborahlied, ganz besonders aber die Sagen der Leviten feiern: sie wird vielmehr erlebt als Gewißheit einer inneren Erfahrung, eines Glaubens an ihr Wirken, auch wenn dieses sich nicht kundgibt in überwältigenden Wundertaten. Ein meisterhaft gestaltetes künstlerisches Ganzes bietet der Jahwist dar: in ruhigem Fluß schreitet die Erzählung fort, die Handlung ist festgekettet, die Schicksale sowohl der Hauptgestalt als auch der Brüder verbinden sich zu einem alle Mißtöne zum Ausgleich bringenden Akkord; es geleitet uns der Dichter durch Nächte der Trübsal, durch das Dickicht schwerer Verwirrungen, durch gefährliche Abgründe, bis uns, die wir ihm mit Bangen und Hoffen gefolgt, eine milde, befreiende Sonne, der wir jubelnd entgegenschreiten, begrüßt. So sehr versteht es der Jahwist, uns zu fesseln, und nur einem in hohem Grad besonnenen Dichter konnte es gelingen, solche Anteilnahme zu erwecken. In der Schilderung von Vorgängen waren die Historiker, entwicklungsgeschichtlich betrachtet, die Vorbilder des Jahwisten, aber diese Vorgänge so zu verbinden, daß sie zusammenströmen zu einem wie aus milde leuchtendem Erz geformten Kunstwerk, das war die eigenste Tat des Jahwisten, und zwar eine in seinem eigenartigen Erlebnis verankerte Tat. Mag auch jenen Histo-

rikern schon die Erkenntnis aufgegangen sein, daß die Gottheit den Strom der durchaus „natürlich", nicht wunderbar sich abwickelnden Begebenheiten lenke: noch äußert sich diese Erkenntnis mehr als ein Gefühlston, der ganz leise, kaum bemerkbar, bei ihren Darlegungen mitschwingt, denn als das tiefe Erlebnis, das den viel innerlicheren Jahwisten durchglüht. Aus Vorgängen vor allem politischer Art, denen sie betrachtend gegenüberstehen, gewinnen die Historiker jene wie raunende Klänge sich offenbarende religiöse Anschauung, in der Darstellung der Schicksale Absaloms beispielsweise spricht sie sich aus: den Tod findet er, weil er sich mit schwerer Schuld befleckt; die Gottheit selbst hat ihn, den Frevelnden, in den Abgrund, aus dem es kein Entrinnen mehr gibt, gestürzt. Auch beim Jahwisten lebt dieser alte Glaube, daß die Frevler gezüchtigt werden, noch fort, im Schicksal der Brüder des Joseph kommt er deutlich zum Vorschein. Aber mit diesem Glauben verbindet sich die frohlockende Zuversicht, daß der vom Pfad der Tugend abgewichene Mensch, wenn er sich läutert und demütig sein Auge himmelwärts wendet, die Gnade der Gottheit erwerben kann, und so bildet denn diese seelische Entwicklungsgeschichte der Persönlichkeit den tiefsten Gehalt der Josephserzählung.

Das ist das Neue: erstmals werden mit feiner Besinnung Menschen geschildert, in denen sich eine tiefe seelische Wandlung vollzieht, Menschen, die, in eine wirre, mit Versuchungen an sie herantretende Welt versetzt, nachdem sie gefehlt haben, die Reinheit ihrer Seele gewinnen und so die beglückende Segnung der Gottheit erfahren. Joseph sowohl, der nach dem Elohisten prahlerische, übermütige Jüngling, wie die Brüder, die so schändlich an ihm gehandelt, führt uns der Dichter im Flusse der Entwicklung vor, und diese anschaulich gezeichneten Charaktere bilden gleichsam die Verkörperung eigener Lebenserfahrungen. Wie diese Erlebnisse aber entsprungen sind der sieghaften Kraft, mit der sich der Jahwist in einer düsteren, verworrenen, aufgewühlten Zeit die Freiheit und das Glück der Seele errungen hat, so ist nun auch die Josephserzählung das Zeugnis eines überlegenen Willens hinsichtlich ihres Aufbaues. So machtvoll wirkt sich in dem Verfasser das Erlebnis aus, daß es seine Darstellung wie ein einziger Strom durchwallt: alle Einzelheiten, die er vorführt, stehen irgendwie zu ihm in Beziehung, und so hat er denn ein von flutendem Leben durchwogtes Kunstwerk geschaffen. Wenn seine Frömmigkeit den Abglanz einer durchaus persönlichen Lebensrichtung trägt, so zeigt nun auch die künstlerische

Form, in der er diese Frömmigkeit eingegossen, durchaus persönlichen Charakter: der Herrscherwille der Persönlichkeit waltet mit sieghafter Freiheit, aus dem Rohstoff einer überlieferten Sage hat der Dichter ein Werk geschaffen, das nicht allein harmonisch aufgebaut ist, sondern auch die Abzeichen einer ursprünglichen Seele an sich trägt. Als eine gefestigte, selbstsichere Persönlichkeit steht der Jahwist vor uns, das zeigt uns nicht nur seine Frömmigkeit, sondern auch die künstlerische Form seines Werkes. So tiefe Erschütterungen er auch erlebt haben muß, so sehr er auch gelitten haben muß: über sein Kunstwerk ist der milde Schein einer Abgeklärtheit gegossen, wie er nur einer unerschütterlichen seelischen Harmonie, in der alle Wirrnis zum Ausgleich kommt, entströmt. Alle grellen Farben sind vermieden, nie tritt störend des Dichters Persönlichkeit hervor, nie drängen sich seine Anschauungen, etwa in der Form leidenschaftlicher, wilder prophetischer Mahnrede, wie es ja denkbar wäre, hervor: in Lebensschicksalen allein verkörpern sie sich, aus der Schilderung von Vorgängen klingen sie wie eine sanfte Melodie heraus. Und wenn es auch zu schweren Konflikten kommt: eine feine Schilderungskunst raubt ihnen alles Verletzende, und mit einem einschmeichelnden, alle Wirrnis auslöschenden Wohlklang findet die Erzählung ihren Abschluß.

So hat sich der Jahwist aus dem Getöse der Zeit in die erhabene Welt seiner Frömmigkeit und Kunst geflüchtet. Mit welch zarten Farben schmückt seine Kunst doch von der Sage überlieferte Vorgänge aus! Haftet nicht auch der Josephsgeschichte etwas vom Zauber der Idylle an, und die Patriarchenzeit, als deren Hauptvertreter uns allen die Gestalt des Abraham vorschwebt, ist sie nicht von idyllischer Stimmung geradezu durchtränkt? Auch aus den Gemälden der Historiker weht uns zuweilen so etwas wie der Hauch einer idyllischen Stimmung entgegen, aber hier handelt es sich um Vorwürfe, wie sie durch den sich darbietenden Stoff schon gegeben waren, nicht um einen bewußten Flug hinein in ein Wunschreich, wo zartere Lüfte kosen als in der von dem schneidenden, eisigen Hauch der Selbstsucht durchrauschten Welt. Der Jahwist aber hat Idyllen entworfen, in denen alles auf einen einzigen, süßen Klang abgestimmt ist. Ausgeschaltet sind hier alle Gegensätzlichkeiten, in eine von Sonnenduft verklärte Landschaft gleichsam blicken wir hinein, wo der aus blauem Himmel strömende Goldglanz alles umfunkelt: so daß selbst der Staub zu strahlendem Leben erweckt wird und kein mißfarbiges Fleckchen übrig bleibt.

Die Geschichte von der Werbung des Knechtes Abrahams um Rebekka liest sich wie eine Idylle, die uns, geben wir uns ihrem Zauber hin, wie in eine Stätte des Friedens versetzt, die eine blaue, glatte See umspielt. Kein Mißton dringt an unser Ohr, ein einziger Laut der Harmonie umfängt uns. Als Abraham fühlt, daß sich sein Leben dem Ende zuneige, da gibt er einem getreuen Knecht den Auftrag, für seinen Sohn ein Weib zu freien, aber keine Kanaanäerin dürfe an der Seite Isaaks weilen. Hinziehen möge der Knecht zu den Verwandten; vertrauen soll er auf Jahwe, der seine Reise segnen werde. So begibt sich der Knecht mit zehn Kamelen, versehen mit kostbaren Geschenken, nach Mesopotamien, wo Abrahams Bruder in einer Stadt lebt. Vor deren Toren, an einem kühlen Brunnen lagert der Knecht zur Abendzeit, „wo die Weiber herauskommen, um Wasser zu schöpfen". Vertrauend auf die göttliche Fügung, gibt er sich der beglückenden Erwartung hin, daß die erste der Wasser schöpfenden Töchter der Stadt, die er bittet, ihm den Krug zu reichen, die gesuchte Braut sein werde, wenn sie willig seiner Bitte willfährt. Kaum hatte er sein Gebet, in dem er Jahwe um Beistand anfleht, beendet, als ein von leuchtender Schönheit umflossenes Mädchen zur Quelle herabsteigt, um Wasser zu schöpfen. Als es wieder mit gefülltem Krug dem harrenden Knecht vor Augen kommt, da tritt dieser auf es zu, es also ansprechend: „Laß mich doch ein wenig Wasser aus deinem Kruge trinken!" Da sprach sie: „Trinke, Herr!" Und eilig ließ sie den Krug hernieder auf ihre Hand und gab ihm zu trinken. Welch freundliches Wesen hat doch Jahwe dem Knecht entgegengeschickt. Nicht allein, daß es ihm mit Freuden, beglückt, ihm einen Dienst erweisen zu können, den Krug reicht; auch die dürstenden Kamele tränkt es, so daß der Knecht das Auge nicht abwenden kann: schweigend, staunend läßt er die gütige Jungfrau walten. Und nun geht seines Herzens Wunsch herrlich in Erfüllung. Einen goldenen Nasenring, zwei Armspangen und zehn Sekel Goldes überreicht er dem lieblichen Mädchen als Gegengabe für seine Güte, und als er fragt, wer sein Vater sei, und ob er wohl in dessen Hause die Nacht verbringen dürfe, da erfährt er, wer vor ihm steht. Die Tochter von Abrahams Bruder ist es, die gesuchte Braut. Als diese nachhause eilt und die herrlichen Geschenke mitbringt und des Knechtes Bitte vorträgt, da eilt ihr Bruder Laban diesem pochenden Herzens entgegen und lädt ihn mit freundlichen Worten zu Gaste. „Komm herein, du Gesegneter Jahwes! Warum stehst du draußen? Habe ich doch das Haus

aufgeräumt und Platz für die Kamele gemacht!“ Als nun der Mann ins Haus gelangt war, zäumt Laban die Kamele ab. Alsdann gab er den Kamelen Stroh und Futter, brachte Wasser zum Waschen der Füße für ihn und die Männer, die mit ihm waren. Speisen setzt man ihnen vor, aber nicht will der Knecht essen, bis er seine Sache vorgebracht hat. So erzählt er, was ihn hergeführt hat, und als er Laban hat wissen lassen, wie er mit dem Gedanken gespielt, daß das erste Mädchen, das ihm freundlich begegne, nach Jahwes Willen die gesuchte Braut sein könnte, da ruft der Bruder überwältigt aus: „Fürwahr, Jahwe hat dich gesegnet. Rebekka steht dir zur Verfügung. Nimm sie und ziehe hin, damit sie das Weib des Sohnes deines Herrn werde, wie Jahwe geredet hat.“ So bietet er die Brautgeschenke dar, und am nächsten Morgen zieht er mit dem holden Mädchen, das ihm beglückt folgt, ab.

Isaak aber, der Sohn Abrahams, befand sich an einem Abend auf dem Felde. Da tauchten vor ihm Kamele auf, die des Weges daherkamen. Wird es der Knecht sein, und wird er die Ersehnte mit sich führen? Aber auch Rebekka wird sofort auf den fremden Mann aufmerksam, und als sie erfährt, daß er der für sie bestimmte Ehegemahl sei, da gleitet sie, wie es die Sitte gebietet, vom Kamel herab, um dem Manne züchtig, vom Schleier umhüllt, zu begegnen. So wurde sie sein Weib, und Liebe verklärte ihren Ehebund, den Jahwe gesegnet hatte.

Es zeigt diese Geschichte, die uns mit einem wahren Wohllaut umschmeichelt, wie sehr der Jahwist den Idealen der Heldenzeit abtrünnig geworden, wie sehr er sich aus dem geborstenen Gebäude der Kultur seiner Zeit heraussehnt und sich hinträumt zu Gefilden des Friedens. Kein Laut des Unmutes kommt über seine Lippen. In seiner Seele brennt nicht der Zorn der Propheten, der in hellen Flammen auflodert angesichts der herrschenden Mißstände: sein zartes Wesen ist nicht für den Kampf geschaffen. Wie die Frömmigkeit ihn als Friedseligkeit eines innigen Verhältnisses zur Gottheit durchströmt, dem freilich schwere innere Kämpfe vorausgegangen sein müssen, so ist auch das Verhältnis zu seiner Zeit ohne alle grollende Bitterkeit, fern von jener Leidenschaft, mit der die großen Propheten gegen die verrotteten Zustände anstürmen. In seine Dichtungen legt er den Schmerz und das Glück seiner Seele hinein, die in ruhiger Weise Lebensschicksale und Lebensideale zur Darstellung bringen, erfüllt von dem milden Glanz seines Wesens.

So ist es wahrscheinlich, daß dieser beschauliche Geist, so sehr er auch mit den Armen und Verlassenen fühlt, sich fern gehalten von den schweren Kämpfen der Zeit; als einen hochgebildeten, wohl dem Adel angehörenden Mann stellen wir ihn uns vor, der den Konflikt des Zeitalters in der Weise in sich verarbeitete, daß er den noch dumpfen Sehnsuchtsklängen, die die unteren Schichten wie Laute aus einer fernen, beglückenden Welt umschwebten, einen neuen, klareren Ausdruck verlieh, folgend den Eingebungen eines höchst persönlichen Lebensgefühls.

Wenn nun dieses Lebensgefühl auch im Elohisten wirksam ist, so zittert doch in dessen Schriften zuweilen etwas wie die Lust am Kampfe, und verständlich ist dies insofern, als er sich enger wie der Jahwist dem Volke angeschlossen hat. Nicht allein, daß er weit mehr als sein Vorgänger dem Zauberglauben zugeneigt ist, damit der Stimmung der Masse nachgebend, er hat auch einzelne von uns schon berücksichtigte Gebote, die levitischen Ursprungs sind, aufgezeichnet. Zudem kleidet er seine Anschauungen nicht allein wie der Jahwist in das Gewand der Dichtung, er legt sie auch frei, ohne alle Verbrämung, dar, ja, es wogt zuweilen seine Rede mit prophetischem Schwung dahin, angefacht durch einen nach Taten lüsternen Willen. Damit lenkt er in die Bahn jener Männer ein, die grollend der herrschenden Schicht gegenüberstehen, und wenn sein Kampf eine besondere kulturgeschichtliche Bedeutung dadurch gewinnt, daß er, von einer höheren Frömmigkeit durchglüht als jene noch von Masseninstinkten beherrschten Leviten, seiner Zeit die Stirne bietet, so setzt er damit fort das Werk eines erhabenen Zeitgenossen: das Werk des in düsterer Größe strahlenden Propheten Elia.

DAS ZEITALTER DER PROPHETEN

DER HELD ALS VORLÄUFER DER GROSSEN PROPHETEN

BLICKEN wir den führenden Gestalten der Kultur der Heldenzeit und der diese ablösenden Kultur ins Innere, so tritt uns bei aller Besonderheit der Äußerungsformen ein ähnlicher Rhythmus entgegen, den wir einmal festhalten wollen: der Rhythmus nämlich eines bald in eherner, wilder Kraft aufwogenden, bald in weichen, zarten Wallungen sich aushauchenden Lebens. Der Held der vergangenen Zeit und der Prophet, der die im Kampfe mit der Heldenzeit sich durchringende Kultur krönt, sie scheinen auf den ersten Blick hin völlig verschiedenen seelischen Welten anzugehören. Und doch, wie sehr gleichen sie sich auch wieder! Gewaltige Leidenschaft durchbraust die geistesmächtigen Propheten, wie noch eingehend zu zeigen sein wird, eine Klarheit des Geistes, eine Kühnheit ist ihnen eigen, die sie vor den größten Gefahren nicht zurückschrecken läßt. Mit einer gepanzerten Brust stemmen sie sich ihren Todfeinden, der herrschenden Klasse, entgegen, mit der zermalmenden Wucht ihres Wortes suchen sie, vom Feuerhauch ihres Gottes durchlodert, ihre Gegner zu zerschmettern. Aber wie kann dann auch wieder ihr Wesen hinschmelzen, daß sie nicht mehr zu erkennen sind! Sehnsüchtig nach den Wundern einer vollkommenen Welt lechzend, preisen sie diese Welt in bald zarten, bald triumphierenden Weisen. Mit der Urkraft eines Dämons können sie in das Heerlager ihrer Feinde einbrechen, tobend in Haß- und Rachegelüsten, als ob ihre Seele aus Erz bestände, und dann durchbebt sie wieder das Mitleid mit dem Elend der Welt, daß Tränen ihre Lieder betauen.

Nichts falscher nun, als die führenden Gestalten der Heldenzeit beständig aufschimmern zu lassen in dem schaurigen Prunk ihrer blutbefleckten Rüstung. Nein, mögen sie auch toben in der Schlacht wie ein Wettersturm, mögen sie, wenn die Leidenschaft in ihrem Innern

glüht, sich zu Untaten hinreißen lassen: sie sind wie die Propheten ganze Menschen: Menschen, in denen die Systole und Diastole der Kräfte ein von oft schrillen Gegensätzen erfülltes, aber ursprüngliches Leben entbindet. Bis zu grausiger Glut sich steigernde Leidenschaften beherrschen sie wie die Propheten, aber dann auch sind sie wieder gleich diesen von einem zarten Sinn bewegt, daß abfällt der Panzer von der Seele und Laute der Liebe den bebenden Lippen entschweben.

Heißes Blut durchrauscht die Adern der Helden, glühende Sinnlichkeit durchströmt sie, von gewaltigen Leidenschaften können sie fortgerissen werden, daß sie alle Besinnung verlieren. Einmal kann der Krieg den Kampfesmut bis zur Raserei aufschüren. Auf den prophetischen Weckruf der in göttlicher Begeisterung flammenden Deborah hin sind die Scharen, wie von Sturmesgewalt gepackt, in den Kampf gestürmt; ohne von dem überlegenen Willen eines Heerführers gelenkt zu werden, sind sie, einem brausenden Strom gleich, von den Bergen herabgestürzt. Als die Ammoniter Jabes in Gilead bedrängten, da überkam Saul der „Geist Gottes", es schüttelte der Kriegseifer gewaltig sein Gebein, und die leidenschaftliche Wallung, die ihn durchwogte, sprang gleichsam auf das ganze Volk über, so daß es wie unter dem Anhauch eines göttlichen Geistes zusammenschmolz zu einem einzigen, von Kriegslust durchwogten Körper: ohne irgend welche Vorbereitungen zog man dem Feind entgegen.

Man sieht so, wie übermächtig das Gefühl die Mannen überfällt: urplötzlich, wie der Blitz aus der Wolke, kann es herausbrechen, mit blendender Leuchtkraft den Sinn durchflammend, daß alle Besonnenheit zurückgedrängt wird. So stellen sich selbst ekstatische Regungen ein. So sehr diese Helden auch einer kühlen Berechnung fähig sind, so leicht können sie von Stimmungen übermannt werden, die wie Katarakte über sie hereinbrechen. Von Saul ist bezeugt, daß er, als er in den Strudel prophetischer Begeisterung hineingezogen worden, sich wie ein Rasender gebärdete, die Schauer und Glücksgefühle des heiligen Wahnsinns erlebend. Ja, selbst David noch, der gewaltige Willensmensch, hat gelegentlich im Tanze seine Leidenschaft bis zur Ekstase aufgepeitscht, daß er sich den Vorwurf der Tochter Sauls gefallen lassen mußte, er gebärde sich wie einer aus dem Pöbel.

Gewaltig nun wie die Begeisterung kann auch der Haß auflodern. Diesen Menschen fällt es schwer, sich zu zähmen: wo ein Widersacher ihnen den Weg verstellt, da geraten sie vor Zorn in Brand, da sind sie

wie von einem Dämon besessen, der sie zum Furchtbarsten verführen kann. Welcher Haß frißt doch im Herzen Sauls, als ihm Davids wachsender Ruhm verletzend in die Ohren klingt! Rasend vor Wut schleudert er den Speer gegen den Nebenbuhler, und als es diesem gelungen, der Waffe auszuweichen, da flüstert ein unheimlicher Groll dem König einen teuflischen Plan ein. Seine Tochter will Saul dem David zur Gattin geben, wenn dieser ihm „hundert Philistervorhäute" überbringt. „Saul rechnete nämlich darauf, David durch die Hand der Philister zu fällen." Unbändig wütet Saul gegen die Priester Jahwes, als er in Erfahrung gebracht, daß sie David günstig gestimmt seien. Nicht allein die Priester selbst — fünfundachtzig gibt der Bericht an — wurden ermordet, auch ihr Wohnort, die Stadt Nob, wurde verwüstet, Männer, Frauen und Kinder, alles Vieh wurde erbarmungslos niedergemacht. So wütet der Held, wenn ihm der Haß, einem Wahnsinn entfesselnden Gifte gleich, ins Gehirn steigt.

Geradezu mörderische Triebe weckt der Krieg. Die grausigsten Dämonen, die in der Menschenbrust hausen, lockt er aus ihrem Versteck hervor, zu blutgierigen Bestien verwandelt er die Helden. Wie beim Naturmenschen, so kann auch noch beim Menschen der Heldenzeit die Seele sich in einer solchen Weise verhärten, daß die fürchterlichsten Greuel ohne Zucken vollbracht werden, und hier bietet der Krieg wahrhaft schauerliche Bilder. Kalten Sinnes gelobt man den „Bann": feierlich verspricht man Jahwe, im Falle eines Sieges die übrig gebliebenen Feinde auszurotten. Noch im Deuteronomium wird anbefohlen: wenn eine Stadt „kein gütliches Abkommen mit dir treffe, sondern Krieg mit dir führen will, so sollst du sie belagern, und wenn sie Jahwe, dein Gott, dir in Gewalt gegeben hat, alles, was an Männern darin ist, mit dem Schwerte töten, dagegen die Weiber und Kinder, das Vieh und was sich sonst in der Stadt befindet, alles in ihr Erbeutete dir rauben und das bei den Feinden Erbeutete, das dir Jahwe, dein Gott, gegeben hat, genießen. Auf diese Weise sollst du mit allen Städten verfahren, die sehr weit entfernt liegen, die nicht zu den Städten dieser Völker gehören. Dagegen in den Städten dieser Völker, die dir Jahwe, dein Gott, zum Eigentum gibt — gemeint sind die Kanaanäer — sollst du keine Seele am Leben lassen, vielmehr mußt du den Bann an ihnen vollstrecken." Wirklich sind solche Grausamkeiten bezeugt. So wurden durch Joab, den Feldhauptmann Davids, alle männlichen Edomiter, deren man habhaft werden konnte, einfach niedergestochen. Auch David hat furchtbar unter den Moabitern gehaust, viele von ihnen wurden als Gefangene ermordet, die

Pferde hat man gelähmt. Und oft genügt das Menschenblut nicht einmal, den Rachedurst zu löschen, selbst die Wohnsitze der Feinde werden von dem Strahl der Rache getroffen. Im zweiten Buch der Könige wird verraten, daß es Jahwes Wille ist, „die festen Städte zu verwüsten, die Fruchtbäume zu fällen, alle Wasserquellen zu verstopfen und sämtliche Äcker mit Steinen zu verderben." Wie eine unheimliche Naturgewalt rasen die Helden im Krieg, erstickt ist alles Mitgefühl dem Feinde gegenüber, mit wahrer Wollust weidet man sich an dem Verhängnis, das man ihm bereitet; den schauerlichsten aller Triumphe, wie es der Mord ist, verschafft man sich, ohne im geringsten durch Gewissensqualen gepeinigt zu werden: nach göttlicher Weisung glaubt man zu handeln.

Nichts steht in dieser Zeit höher im Wert als die Treue. Aber von den erhabenen Freundschaftsbünden heben sich ab wie das Licht vom Schatten grausige Fälle von Treulosigkeit, und gerade auch die, die zuweilen als Muster der Tugend aufglänzen, können, wenn ein böser Dämon sie beherrscht, zu schwärzesten Schandtaten verleitet werden. Noch sind eben die Menschen dieser Zeit voll flackernden Sinnes; der Anstrom heißer Blutwellen kann in ihrer Seele ein Feuer entzünden, das ungestüm, lichterloh herausbricht, alle Besonnenheit, das bessere Selbst verzehrend. Deutlich kommt dieses Zwiespältige in Joab, dem Heerführer Davids, zum Vorschein. Dieser Mann, der dem König mit ganzer Seele ergeben ist, der furchtlos für ihn in den Kampf zieht, willig sein Leben aufs Spiel setzend; der auch dann, wenn der Glücksstern im Erbleichen ist, standhält: er kann, wenn ihn der Sturm der Leidenschaft erfaßt, auf die Bahn schwerer Verbrechen gerissen werden. Ein Benjaminit hat, als ihm zum Bewußtsein gekommen, daß Davids Siegeszug unaufhaltsam, und daß dieser dazu berufen sei, die Stämme unter seiner Gewalt zu vereinigen, mit dem Emporkömmling Freundschaft geschlossen. Als Abgesandter seines Stammes ist er in Hebron erschienen, um dem König mitzuteilen, daß er versuchen wolle, die Glieder seines Stammes für Juda zu gewinnen. Man feiert ein Gastmahl, voll Zuversicht kehrt er heim, aber Joab, der Heerführer, erbittert über den Benjaminiten Abner auch deshalb, weil dieser in einem Kampfe seinen Bruder niedergestreckt, fürchtet in ihm den Nebenbuhler. Da überfällt ihn flammende Wut, durch Boten läßt er Abner zurückholen, er lockt ihn in einen Hinterhalt — und meuchlings sticht er ihn nieder. Mit Abscheu wendet sich David, bestürzt durch solche Ruchlosigkeit, von Joab ab und schleudert ihm einen furchtbaren Fluch zu.

Aber noch nicht genug der Freveltaten des unheimlichen Menschen. Amasa, ein Heerführer, dem der König seine Huld zugewandt, bringt Joab in rasende Wut. Mit giftigem Haß stellt er ihm nach, und wiederum fällt seiner ungezügelten Leidenschaft ein Menschenleben zum Opfer. „Geht es dir gut, mein Bruder? so wendet er sich heuchlerisch an Amasa. Da faßte Joab Amasa mit der rechten Hand am Bart, um ihn zu küssen. Amasa aber hatte das Schwert nicht beachtet, das Joab in der Hand hielt, und so stieß er es ihm in den Leib, so daß er seine Eingeweide zur Erde schüttete und starb, ohne daß er ihm den zweiten Stoß gegeben."

Das Unerhörteste wagt er. Absaloms Aufstand muß ihn mit Abscheu erfüllt haben, tief verletzt muß ihn die doch auch gegen ihn, den Feldherrn Davids, gerichtete Verschwörung haben, und so wütet ein unbezähmbarer Groll in ihm: als er erfährt, daß Absalom sich im Geäste einer Terebinthe verstrickt hat, da hetzen ihn die Rachegeister mit wilden Lockrufen auf, und uneingedenk der inständigen Bitten Davids, seinen Sohn zu schonen, durchbohrt er den hilflosen Jüngling.

Man kann sich denken, in welchen Aufruhr solche zur Zügellosigkeit neigenden Menschen geraten, wenn sie von der Liebesleidenschaft gepackt werden, namentlich wenn das geliebte Wesen einem anderen gehört. Da bricht aus ihrem tobenden Innern der wildeste Haß heraus, der selbst Menschenleben fordert. David, von der Schönheit des Weibes eines seiner Offiziere bezaubert, schreckt nicht davor zurück, den tapferen Mann einfach zu beseitigen. Die Glut der Sinnlichkeit ist so gewaltig, daß alle Mahnungen des Gewissens verstummen: eine rasende Gier nach dem Besitz des erwählten Wesens überfällt diese Helden, sie verlieren alle Besinnung.

Doch würde man fehlgehen, wollte man annehmen, daß nicht auch in der umpanzerten Brust der Menschen der Heldenzeit zarte Regungen keimen konnten. Mag der Geschlechtsdrang auch teuflische Begierden losketten wie jenen unbezähmbaren Haß, mit dem David den Mann der Geliebten bedacht; wo immer er den Menschen, und zwar auch den Menschen früher Kulturen, erfaßt, da schweben aus dem Grunde der Seele auch milde Klänge hervor: das Wesen, dem die Flamme der Liebe entgegenschlägt, wird verklärt, Gefühle der Hingebung, der Treue erwachen und wirken mildernd ein auf die rohen Gelüste der Selbstsucht. Ja, das Seltsame können wir beobachten, daß diese Helden, so grausam sie

auch zuweilen hausen, von Gefühlen der Rührung übermannt werden, hinschmelzend, daß ihnen Tränen aus den Augen stürzen. Erschüttert durch den Abfall seines Sohnes Absalom, wird David von tiefstem Schmerz überwältigt: als er den Ölberg hinanstieg, da weinte er im Gehen und „mit verhülltem Haupt. Und zwar ging er barfuß, und alles Volk, das ihn begleitete, hatte das Haupt verhüllt und stieg unter beständigem Weinen hinauf."

Es kann besonders das Verhältnis der Eltern zu den Kindern, des Vaters namentlich zu den Söhnen, eine Herzlichkeit offenbaren, daß wir Mühe haben, die Helden mit ihren stählernen Herzen wiederzuerkennen. Auch hier möge David als Beispiel dienen. Er, der den Feinden gegenüber, wenn Kriegsglück sie ihm in die Hände geliefert, mit dem abschreckenden Kaltsinn einer vollendeten Gefühllosigkeit wütet, als wären nicht auch sie am Leben hängende Menschen; er, der nicht davor zurückbebt, einen treuen Offizier, den Gemahl der Bathseba, aus dem Weg zu räumen, unempfindlich in dem Augenblick, wo die Liebesleidenschaft ihn verwirrt, für das Schauderhafte eines solchen Verbrechens: er kann seinen Söhnen gegenüber Züge einer Zärtlichkeit offenbaren wie eine Mutter, die mit einer grenzenlosen Liebe die Früchte ihres Schoßes wie ein zweites Selbst umfängt, mögen auch die dunkelsten Schatten etwa sittlicher Befleckung auf ihnen liegen. Man könnte erwarten, daß David, als er erfahren, daß sein erstgeborener Sohn Ammon seine durch Schönheit ausgezeichnete Stiefschwester Tamar vergewaltigt hatte, dem Elenden in der Wallung der Erregung eine furchtbare Demütigung bereitet, etwa ihn niederstoßend als ruchlosen Frevler. Aber man geht weit fehl mit einer solchen Annahme. Zwar schwillt dem König zuerst die Zornesader, doch sein Auge ruht mit einem solchen Wohlgefallen auf dem Sohn, sein Herz schlägt ihm mit solch' heißer Liebe entgegen, daß er es nicht über sich bringen kann, ihn zu strafen. „Als der König David," so heißt es, „die ganze Angelegenheit erfuhr, geriet er in heftigen Zorn, aber er wollte seinem Sohn Ammon nicht wehe tun, denn er liebte ihn, weil er sein Erstgeborener war." Und welche Qualen muß der König erduldet haben, als ihm die Kunde überbracht worden, daß Ammon auf das Geheiß des Absalom ermordet worden: das geliebteste Wesen, die höchste Freude seines Lebens meuchlings dem Tod überliefert; er, dem er so großmütig vergeben hatte, ein Opfer der Rache des Bruders! Wie furchtbar muß David gelitten haben! „Der König",

so wird erzählt, „und sein ganzer Hof brachen in überlautes Weinen aus, und er trauerte um seinen Sohn die ganze Zeit über."

Freilich, den Menschen des Heldenzeitalters mit ihren offenen, sonnentrunkenen Sinnen, ihren ganz auf den Lebensgenuß eingestellten Neigungen wird die Zeit bald zum Balsam, der auch den schwersten Wunden Heilung bringt; kämpfend, von Übermut strotzend, wie sie im Leben stehen, besiegen sie leicht den Schmerz, mit holden Weisen lockt sie die grünende, blühende Wirklichkeit in ihre Lustgefilde, daß bald wieder vergessen wird, was sie ehedem so hart bedrückt. Noch sind die Menschen dieser Zeit vor allem nach außen gerichtet: so tiefe seelische Erschütterungen sie auch erleben, so sehr sie aufflammen in der Rache, im Haß, im Zorn, so sehr seelische Schmerzen in alle Poren ihres Wesens hineinsickern können, daß sie von ihrer Schwere wie gelähmt werden — bald sind diese Zustände wieder überwunden. Rasch, in der Tat, legt sich der tiefe Schmerz, den Ammons Ermordung bei David hinterlassen, bald findet sich letzterer in das Unvermeidliche hinein: die Wehklage verstummt. Ja, zu Absalom, dem Brudermörder, fühlt sich nun der König hingezogen, ihm, als dem nun Ältesten seiner Söhne, wendet er jetzt seine Huld zu; grenzenlose Liebe erstickt den Drang nach Rache, besänftigt den ursprünglich sich regenden Zorn. Und da erlebt es der König gar noch, daß dieser Sohn eine gefährliche Empörung gegen ihn aufschürt, so daß der Vater gegen das eigene Kind ins Feld ziehen muß. Wäre es da nicht begreiflich gewesen, wenn der schwergekränkte König, von Wut überwältigt, den Empörer, wenn er seiner hätte habhaft werden können, einfach beseitigt hätte? Aber ganz anders war sein Sinn. Geschont wollte er den ungetreuen Sohn wissen; verfahrt gelinde mit ihm, befiehlt er seinen Feldherren: seine Vaterliebe kann es eben nicht zugeben, daß ihm der Älteste seiner Söhne geraubt werde. Und welches Leid überkommt den König, als man ihm die Kunde von Absaloms Tod überbringt! „Der König fragte den Mohren: geht es dem jungen Manne, dem Absalom, wohl? Der Mohr erwiderte: mögen die Feinde meines königlichen Herrn und alle, die sich feindselig wider dich erheben, dem jungen Mann gleich werden! Da erbebte der König, ging in das Obergemach hinauf und weinte. Im Gehen aber rief er die Worte: mein Sohn Absalom! mein Sohn, mein Sohn Absalom! O wäre ich doch statt deiner gestorben, Absalom, mein Sohn, mein Sohn!"

Aber noch weitere Zeichen des Seeelenadels schmücken den Helden. Wo Menschen, wie im Kriege, eng vereint den furchtbaren Gang wagen hinein ins Dunkle, Unergründliche; wo sie immer in der Gefahr schweben, ins schaurige Nichts geschleudert zu werden: wie schlagen da die Herzen jener, die Seite an Seite kämpfen, zusammen! Oft wird ein von den Feinden bedrängter Streiter durch mutiges Eingreifen des Freundes vom Tode errettet, und welche Dankbarkeit erfüllt da den Erretteten, wie weckt überhaupt das Bewußtsein, auf einander angewiesen zu sein, Freundschaftsgefühle in den rauhen Kriegerseelen! Als welcher schmelzende Laut der innigsten Freundschaft dringt doch an unser Ohr die ergreifende Klage in jenem berühmten, David zugeschriebenen Psalm!

„Die Zier liegt, o Israel, erschlagen auf deinen Höhen — wie sind die Helden gefallen!
Tut es nicht kund zu Gath,
Meldet es nicht in den Gassen von Askalon,
Daß sich der Philister Töchter nicht freuen,
Nicht jubeln die Töchter der Unbeschnittenen!
Ihr Berge von Gilboa,
Nicht Tau, nicht Regen falle auf euch, ihr Todesgefilde!
Denn dort liegt der Helden Schild weggeworfen,
Der Schild Sauls, ungesalbt mit Öl.
Ohne das Blut der Erschlagenen,
Ohne das Fett der Helden
Wandte sich Jonathans Bogen nicht zurück,
Kehrte das Schwert Sauls nicht leer heim.
Saul und Jonathan, die Geliebten und Gütigen —
Im Leben wie im Tode blieben sie vereint;
Sie, die schneller waren als Adler,
Stärker als Löwen.
Ihr Töchter Israels,
Weint über Saul,
Der euch kleidete in Purpur mit lieblichem Schmuck,
Der Goldschmuck heftete auf euer Gewand.
Wie sind die Helden gefallen inmitten des Kampfes —
Jonathan auf deinen Höhen erschlagen!
Es ist mir leid um dich, mein Bruder Jonathan: wie warst du mir so hold!
Deine Liebe war mir wundersamer als Frauenliebe!
Wie sind die Helden gefallen,
Zunichte die Rüstzeuge des Streites!“

Die Heldenseele Davids, aus der zuweilen furchtbarer Haß herausbricht, überkommt dann wieder die Wallung einer Milde, einer Großmut, die ihn in den Augen seiner Zeitgenossen zu einem hoch über alle

anderen hinausragenden Wesen gestempelt haben müssen. Es gibt für den Menschen kein verlockenderes Gelüst als dann, wenn er die Macht besitzt, seinen Widersachern die Wundmale seiner Rache einzubrennen. David jedoch, vom Glücksgefühl des errungenen Sieges durchdrungen, macht von dem herrlichen Vorrecht des Mächtigen Gebrauch: er läßt Gnade walten. Ein gewisser Simei, ein Benjaminit, hat David während des Aufstandes Absaloms schwere Anklagen entgegengeschleudert, einen Nichtswürdigen, einen Blutmenschen hat er ihn gescholten, den Jahwe zur Strafe ins Unglück stoßen werde. Demütig, um Erbarmen flehend, wendet sich dieser Simei, nachdem das Feuer der Empörung gedämpft war, an den König: als erster vom Stamme Josef eilt er ihm entgegen, hoffend, dadurch vielleicht den schwerverletzten Fürsten besänftigen zu können. Dieser hätte nicht gegen die herrschende Sitte verstoßen, wenn er, der Gesalbte Jahwes, den Frevler dem Tod überliefert hätte, und seine Umgebung suchte ihm auch wirklich den Gedanken einzuflüstern, Rache an dem zu nehmen, der seine Ehre befleckt. Es „ergriff Abisai, der Sohn der Zeruja, das Wort und sprach: sollte Simei nicht ums Leben gebracht werden, er hat ja dem Gesalbten Jahwes geflucht! Aber David erwiderte: was habe ich mit euch zu tun, ihr Zeruja-Söhne, die ihr mir heute zum Versucher werdet! Sollte jemand in Israel getötet werden? Weiß ich doch nun, daß ich jetzt König von Israel bin. So sagte denn der König zu Simei: du sollst nicht sterben, und der König beschwor es ihm!" Mögen auch Bedenken politischer Art den König davon abgehalten haben, Blut zu vergießen, sicherlich hat ihn ebenso stark der gerade im Augenblick des Sieges mächtig sich regende Drang eines Edelsinns beherrscht, der den Gelüsten der Rache keinen Raum gibt.

Oder als welcher kostbare Stein prunkt in der Krone der Tugenden, die David ziert, die überströmende Dankbarkeit, die er dem Gileaditen Bar Sillai bekundet, der ihm einmal bei einer Heeresfahrt einen nützlichen Dienst geleistet, indem er ihn mit Nahrungsmitteln versorgte. Nach Jerusalem möchte ihn der König mitnehmen, ihn an seinen Hof ziehen, um Treue mit Treue zu vergelten. Aber Bar Sillai, ein alter Mann, vermag es nicht über sich zu bringen, auf das Anerbieten Davids einzugehen; sein Sohn vielleicht möge der königlichen Gunst statt seiner teilhaftig werden. So gelobt denn David: „Ich werde an ihm tun, was mir gut scheint, und was immer du von mir haben willst, wird er dir erweisen."

Keine Tugend wird im Heldenzeitalter höher gewertet als die Treue, und nicht nur der Treubund, den Waffengefährten miteinander eingehen, zeigt, wie die Seelen dieser leidenschaftlichen, noch von rohen Trieben beherrschten Zeit auch von zarttönenden Saiten bespannt sind, sondern namentlich auch das Verhältnis des Schützlings zu seinem Schutzherrn, durchströmt wie es ist von Gefühlen der Dankbarkeit, die gerade auch in Zeiten des Unglücks standhalten. Ein Gathiter namens Ittai, der aus seiner Heimat fliehen mußte, hat sich unter den Schutz Davids gestellt, und als nun dieser gezwungen war, dem ungetreuen Absalom entgegenzuziehen, da schließt sich auch der Ausländer dem Heerhaufen an, der vor David vorbeizieht. Und nun will der König, überwältigt von dem Edelmut des Schützlings, den treuen Mann bestimmen, wieder umzukehren: er möchte ihn bewahren vor den Greueln des Kampfes, davon abhalten, daß er sein Leben aufs Spiel setze. Ittai erwiderte dem König: „So wahr Jahwe lebt, und so wahr mein königlicher Herr lebt: an dem Ort, wo mein königlicher Herr sein wird — sei es zum Tode oder Leben — da wird auch dein Diener sein."

Nie kann das Bauwerk einer hoheitsvoll auf uns einwirkenden Kultur entstehen, wenn nicht die Leidenschaften irgendwie durch einen Willen gebändigt werden, der einem klar gefaßten Ziel zustrebt. Und so begegnen uns denn die Recken, die zuweilen der Anstrom der Leidenschaft förmlich überwältigt, auch als besonnene, von klarer Überlegung geleitete Menschen, die ein hohes Selbstgefühl adelt. Schon das soziale Leben stellt an die herrschende Klasse Anforderungen, die ganz anders als in der Urzeit den Willen in Anspruch nehmen. Vorüber sind die Zeiten des sorglosen Dahinlebens, nicht mehr geht man völlig im Augenblick auf, ihn genießend mit leichtem Sinne, unbekümmert um die Zukunft; das Leben bewegt sich in den Geleisen einer festen Ordnung, die die Lösung einer Fülle von Aufgaben erzwingt, sollen sich nicht schwere soziale Gebrechen einstellen. Die Viehzucht, der Ackerbau, die Gartenwirtschaft sollen mit den Gütern, die sie bereitstellen, die Zukunft vor Notständen sichern; der gerade den Naturmenschen so gefährlichen Lockung, zu verzehren, was der Augenblick beut, weiß man zu widerstehen. Deutlich drängt sich im Heldenzeitalter das Gefühl auf, daß das soziale Leben sich im Fluß befindet; die gewaltigen, vom Gedächtnis festgehaltenen Vorgänge politischer und sozialer Art, die Völkerkämpfe, die glorreichen Siege mit ihren tiefeinschneidenden Folgen erwecken das Herrengefühl des Eroberers, und es weiß der Mensch, daß seine Tatkraft die

Quelle ist der geschichtlichen Wandlungen, die sich vor seinen Augen vollziehen. So ist er gleichsam eingebettet in ein Leben, das ihn wie der Rhythmus eines sich oft rasch fortbewegenden Stromes durchflutet. So allein ist die freudige Zuversicht zu erklären, die den Menschen unseres Zeitalters eigen, der beschwingende Glaube, daß ihnen das Glück hold, die Zukunft ein Sonnenland ist, das in Erfüllung bringen wird, was etwa die Gegenwart vorenthält. In einer aufsteigenden Linie bewegt sich mithin die Entwicklung, und in unzähligen Werken äußert sich der von solch freudigem Glauben beschwingte Schaffensdrang und Wille zur Macht.

Namentlich im Kriege kann der Wille, die Heldenkraft sich erproben, und die siegreichen Krieger rechnen sich mit Stolz, mit jauchzendem Herzen den errungenen Erfolg selbst zu; sie wissen, daß ihre Unerschrokkenheit, ihre Heldenstärke entscheidend war. Und mit Verachtung blickt man herab auf die, die saumselig waren, als die Aufforderung zum Kampf erging: als ärgste Schande gilt die Feigheit, verspottet wird der, der sich nicht erhebt, wo es gilt, Mut zu zeigen, die höchste Mannestugend.

Und mögen auch die Gaben des Friedens dankbar hingenommen werden als Geschenke der Gottheit: auch von ihnen weiß man, daß sie haben abgetrotzt werden müssen der kargen Erde; man ist sich klar bewußt, daß menschliche Arbeit vonnöten, sollen die Felder und Gärten die unentbehrlichen Nahrungsmittel liefern, sollen die Herden gedeihen. Überhaupt, wo immer man vor einem wohlgelungenen Werk steht, handle es sich um ein solches wirtschaftlicher, politischer oder künstlerischer Art, da fließt ein in das Gefühl der Dankbarkeit dem huldvollen Gott gegenüber auch das erhebende Gefühl, durch eigene Kraft dazu beigetragen zu haben, daß das nun Erreichte zustandegekommen, und der Freudenruf, der namentlich bei den Festen emporschwebt zur Gottheit, kommt gleich dem Jauchzen des Siegers, dem Frohlocken des Helden, den unbändiges Herrschaftsgefühl beseligend bewegt.

In den den Gesellschaftsbau krönenden Kreisen bricht nun jene Stimmung heraus, die Nietzsche Pathos der Distanz genannt hat: der beseligende Glaube, daß sie Menschen höheren Ranges sind, demzufolge sie stolz von ihrer Höhe auf die Besitzlosen, die Dienenden, Abhängigen, das Volk herabblicken. Auch wenn die sozialen Unterschiede noch nicht so auseinanderklaffen, daß die unteren Schichten, etwa fühlend das

Entwürdigende ihrer Lage, im Kampfe sich aufbäumen, auch wenn sich die einzelnen Schichten harmonisch zusammenfinden: das Herrschaftsstreben, das dem Adel eigen ist, wirkt sich als jenes unbändige Selbstgefühl aus, das es niemals zugeben will, daß auch in anderen Schichten die Würde, die „Tugend" eine Heimstätte findet. Gerne betrachten sich diese Aristokraten als die Guten, die Tapferen, die Edlen, zum Unterschied von dem Volk, das sie vor sich sehen als die unmündige Masse, die dazu berufen ist, sich zu beugen, sich stumm unter ihre Gebote zu fügen. In einem alten Bericht des Samuelbuches ist die Rede von dem Pöbel mit seinen verächtlichen Lebensgewohnheiten, die einer echten Aristokratenseele Abscheu einflößen; spöttisch schleudert die Tochter Sauls David, der, vom jubelnden Volke umringt, vor der Lade Jahwes einhertanzt, den Vorwurf entgegen: „wie ehrenvoll hat sich heute der König von Israel benommen, indem er sich vor den Augen seiner Untertanen entblößt — wie sich irgend einer aus dem gemeinen Pöbel entblößt."

An David besonders können wir sehen, welch hoher Besonnenheit der Held fähig ist. Gewiß, auch er verliert zuweilen die majestätische Ruhe der königlichen Haltung, auch ihm können, wie dies die Beseitigung des Mannes der Geliebten zeigt, die Wogen der Betäubung über den Kopf rauschen, und wenn auch die Verschwörung des Absalom zweifellos einen Nährboden gefunden hat in der Unfertigkeit der öffentlichen Zustände, die eben auch vom kräftigsten Herrscherwillen nicht mit einem Schlag zur Zufriedenheit aller ausgebaut werden konnten: zweifellos haben auch despotische und dadurch zum Widerstand aufreizende Anwandlungen des ja von unerhörten Erfolgen begünstigten, vielleicht vom Lichtglanz des Ruhmes geblendeten Königs, Anteil an ihrer Entstehung. Aber auch welche Zeugnisse seiner politischen Weisheit, der feinsten Berechnung sind den uns überlieferten Berichten zu entnehmen, welche Vernunft war seinem Herrscherwillen beigesellt! Mit seiner ritterlichen Gesinnung gewiß hängt es zusammen, wenn er in leidenschaftliche Wallung gerät und den Boten niederschlagen läßt, als man ihm den Tod Sauls, seines Feindes, als eine frohe Botschaft überbringt. Welchen günstigen Eindruck muß aber eine solche Bestrafung bei den Anhängern Sauls hinterlassen haben, und wird sich wohl David nicht auch bewußt gewesen sein, wie sehr seine Handlungsweise sänftigend auf seine Feinde einwirken mußte? Weitere Tatsachen sprechen deutlich

dafür, wie er mit der überlegenen Geschicklichkeit eines weitschauenden Politikers versuchte, die Anhänger der Dynastie Sauls für sich zu gewinnen. David hat sich, um sein Königreich vor beständiger Gefährdung zu sichern, zu furchtbaren Taten hinreißen lassen: hingemordet wurden die Nachkommen Sauls als die gefährlichsten Feinde seiner Oberherrschaft. Aber wie diese schrecklichen Maßnahmen eingegeben waren von dem unbändigen Herrscherwillen des Politikers, der leidenschaftlich seinem Ziel zudrängt, so dienten sicher dem gleichen Zwecke eine Reihe von Handlungen, die man leicht auslegen könnte als Ausfluß lediglich einer edlen Gesinnung, eines zarten Gemütes. Das Land Sauls sich gefügig zu machen, war eine der großen Aufgaben, die es zu lösen galt, und durch Kundgebungen eines Edelsinnes, der auch die Achtung der Feinde einbringen mußte, hat David in dieser Hinsicht Proben zugleich auch weiser politischer Berechnung gegeben. Wie hoch scheint ihm doch Saul zu stehen, wenn er nicht allein den, der ihm den Todesstreich gegeben, wie einen Schurken niederschlagen läßt, sondern es auch den Bewohnern der Stadt Jabes in Gilead hoch anrechnet, daß sie den Leichnam Sauls nicht ohne Gefahren den Philistern stahlen, um ihn gemeinsam mit seinen Söhnen zu bestatten. „Mögt ihr von Jahwe gesegnet sein," ließ er ihnen durch einen Boten sagen, „die ihr Saul, eurem Herrn, diesen Liebesdienst erwiesen habt, ihn zu begraben. So möge euch Jahwe denn Liebe und Treue erweisen! Aber auch ich will euch Liebes und Gutes dafür erzeigen, daß ihr diese Tat vollbracht habt. Aber nun seid unerschrocken und zeigt euch als wackere Männer! Denn Saul, euer Herr, ist tot; auch hat das Haus Juda mich zum König über euch gesalbt."

Mit aller Deutlichkeit sieht man aus diesen Berichten, als welch feines Gewebe kluger Erwägungen sich die Politik Davids ausnimmt: zu den angeführten Zeugnissen gesellen sich nun noch weitere, die erkennen lassen, mit welcher Sorgsamkeit er die Unentschiedenen sich geneigt zu machen, die Grollenden zu beschwichtigen, sein Ansehen zu stützen suchte. Nicht allein, daß er Saul und Jonathan, die im Kampfe Gefallenen, betrauert, damit offenbarend, wie er sich zum Stamme derer hingezogen fühlt, die er gewinnen muß, soll seine königliche Macht von Bestand sein — auch um Abner, den mächtigsten Mann der Benjaminiten nach dem Tode Sauls, trauert David, als er erfahren, daß er von meuchlerischer Hand gefällt worden: ein Klagelied selbst soll er gedichtet

haben. Als man es wagt, David den Kopf des Esbaal, des Sohnes Sauls, zu überbringen, sich rühmend der Rachetat, die man an einem seiner Feinde vollbracht, da wendet er sich wiederum mit Abscheu von den Mördern ab, sie verfluchend und erbarmungslos dem Tode überliefernd, da sie es gewagt, „einen rechtschaffenen Mann in seinem Haus auf seinem Lager zu ermorden". Um seine Beziehungen zum Hause Sauls äußerlich wenigstens freundschaftlich zu gestalten, gewinnt er Micha, des gefallenen Königs Tochter, zum Weib. Wo immer es gilt, Widerstände zu beseitigen, ein noch nicht gesichertes Vertrauen zu befestigen, die Treue seiner Anhänger zu stärken, da zeigt David die glückliche Hand des Menschenkenners, den scharfen Blick des sorgsam abwägenden Politikers. Reiche Beute hat er den Edlen Judas überwiesen, bevor seine Wahl zum König erfolgt war: den Amalekitern, die einen erfolgreichen Plünderungszug in das Land der Philister und das Land Juda ausgeführt hatten, hat er die Beute abgenommen: in welch hellem Lichte mußte da sein Stern strahlen: er, der siegreiche Feldherr, der uns von unseren Feinden befreit, in höchstem Maße besorgt um unser Ergehen, und alles andere als der beutegierige Räuberhauptmann, als den ihn so viele hingestellt! Er, ein Mann von königlicher Freigebigkeit, kriegerische Tüchtigkeit mit überfließendem Edelsinn paarend! Wer anders ist würdig denn er, als König über uns zu herrschen, er, den königliche Majestät umwallte, noch bevor er von der Stimme des Volkes zum Herrscher erkoren worden! Man kann sich denken, wie David durch die Darbietung solch reicher Geschenke, die den Feinden Jahwes entstammten, den Ruhmesglanz, der ohnehin schon von ihm ausging, verstärkte, wie er die Aristokratie Judas dadurch auf seine Seite ziehen mußte.

Oder, um noch weitere Züge dieses hellsichtigen Mannes hervortreten zu lassen: war es nicht von hoher Weisheit eingegeben, wenn David, nachdem er zum Reichskönig erkoren war, die Heilige Lade sowohl wie das Heilige Zelt auf dem Zion, der Burg Jerusalems, aufstellen ließ? Denn die Lade war das Heiligtum der Nordstämme, durch die Vereinigung aber der beiden Heiligtümer wurde nun der religiösen Einheit des Reiches sichtbarer Ausdruck verliehen. Jahwe, der im Zelte wohnende und Jahwe, der in der Lade verkörperte, ist der gleiche Gott, der Gott eines großen Reiches, dessen König sich stolz sein Gesalbter nennt.

Mit gleicher Umsicht waltete auch sonst noch David, der Reichsfürst. Durch Austeilung von Nahrungsmitteln suchte er die Volksmassen an sich zu fesseln; er verschmähte es, jene, die sich an der Verschwörung Absaloms beteiligten, zu züchtigen, wissend, daß er dadurch den Groll aufschüren würde, den zu dämpfen ihm oberstes Gebot war.

Ein Mann, der wie David bei aller Leidenschaft von solcher Klarheit des Geistes durchleuchtet war, steht auf einer Höhe, von der aus der Historiker gleichsam auf die Gipfel der kommenden Kultur blicken kann. Um eine selbstherrliche Gestalt handelt es sich, die sich wohl harmonisch in die Kultur der Zeit einfügt, ja, diese triumphierend krönt, die aber keineswegs mit dem gewöhnlichen Ritter zusammengestellt werden darf. Ein Geist von dem Selbstgefühl Davids will Herrscher sein über alle, und in der Tat, er rastet und ruht nicht, bis sein Wille dem ganzen Volke heiliges Gebot ist. Auch für ihn hat es eine Zeit gegeben, wo er, wie später die Propheten, völlig zerfallen war mit der herrschenden Ordnung; wo er der kulturellen Lebensgemeinschaft des Volkes den Rücken zukehrte und sich in eine wahre Wildnis von Gefahren begab, um sein großes Ziel zu erreichen: nach der Königswürde strebte der einfache Ritter. Er ist einer jener Menschen, die geboren sind zum Herrschen und, solange sie sich unter einen fremden Willen zu beugen haben, von tiefen Qualen heimgesucht werden: wie in einer vergifteten Luft atmen, aus der sie sich heraussehnen, hin zu Höhen, wo sie das Glück der Selbstherrlichkeit auskosten können. Wenn David es über sich brachte, mit räuberischem Gesindel gemeinsame Sache zu machen, wenn er nicht davor zurückschreckte, die Schleichwege des Verbrechens zu gehen, so hat er sich dazu bestimmen lassen von einem Machtwillen, der ihm Lustbilder eines hohen Glückes vorgaukelte. In diesem Versuch, sein Schiff durch die gefährlichsten Klippen zu lenken, haben wir eben etwas von dem Ringen der großen, selbstherrlichen Persönlichkeit zu erblicken, die, abbiegend von den Geleisen des Herkömmlichen, sich selbst Stufen gräbt in den felsigen Berg, dessen Gipfel sie ausersehen für den Thron, von dem aus sie ihre Herrschaft ausüben möchte. Und alles Glück und alle Qualen des eigenmächtig nach erhabenen, gefährlichen Zielen lechzenden Menschen müssen ihn überkommen haben, das Glück eines unbändigen Kraftgefühles, das durch Widerstände entflammt wird, aber auch der Schmerz dessen, der abseits leben muß von den Menschen, ohne die er sein Werk nicht vollführen kann.

Das macht eben das Überragende Davids aus, daß er den Mut besitzt, ein Eigenes, ein Besonderes zu sein, und dieses Besondere im triumphierenden Glauben an eine einmal auch ihm leuchtende Morgenröte in der Nacht der Verlassenheit und Mißachtung sich zu bewahren mit zäher Ausdauer.

Läßt man sich von solchen Gesichtspunkten leiten, so gewinnen die Raubzüge Davids eine ganz andere Bedeutung als die waghalsigen Unternehmungen eines beliebigen Banditen, der als Geächteter etwa, losgelöst vom Boden der Heimat, plündernd, so lange es eben möglich, sein Leben zu fristen sucht. Nicht will sich David inmitten einer grollenden Welt bloß zu erhalten suchen, nein, höher geht sein Streben: wieder herauswinden will er sich aus den Strudeln, in die er sich übermütig gestürzt; er hat den dornigen Weg der Gefahren nicht allein beschritten, um sich, dem Geächteten, irgend einen Platz unter der Sonne zu erobern. Vielmehr ist sein ganzes Wollen daraufhin gerichtet, sich einen Zugang zu verschaffen zu der Stätte höchsten Ruhmes: die Königsherrschaft lockt ihn an, und mit der ganzen Sicherheit und Überlegenheit eines Menschen von geistiger Klarheit verfolgt er sein fernes Ziel. Zweifellos, er ist ein Landesverräter, indem er sich zu den Philistern, den Erzfeinden Israels, flüchtet, aber wie schon geschildert worden: er hat es verstanden, den erbleichenden Glanz seines Namens wieder aufzufrischen, indem er plündernde Wüstenstämme erfolgreich zurückschlug, damit seiner Heimat einen großen Dienst erweisend.

Durch eine solche Betrachtung haben wir nun gleichsam die Brücke geschlagen, die von der Höhe der Heldenzeit zu den Höhen der prophetischen Kultur führt. Das leidenschaftliche Ringen des königlichen Helden, sein gewaltiges Selbstgefühl, sein klarer Blick, seine stürmische, in grauenvollen Taten schwelgende Leidenschaft, die zarten Züge seiner Seele: alles dieses bildet einen Vorklang jener Kultur, die durchhaucht ist von dem feurigen und doch auch wieder besonnenen und zarten Geist der Propheten. Noch ist David keine weltgeschichtliche Gestalt: völlig bewegt er sich in den Bahnen der babylonischen Kultur, ja, als Gebieter einer abgelegenen babylonischen Kulturprovinz ist er der Vertreter einer im Mutterland bereits überholten Entwicklungsstufe. Mit den großen Propheten aber schwingt sich der Genius unseres Volkes, der machtvoll sich schon in David regt, hinaus in die Weiten der Weltgeschichte: zu den größten Mächten des Völkerlebens gehören sie.

ELIA UND DIE ELIALEGENDEN

DER Jahwist und der Elohist sind, wie wir sahen, vor allem beschauliche Naturen, wenn auch zuweilen, namentlich beim Elohisten, das prophetische Pathos sich ankündigt. Sie dienen ihrem Gott stillen Sinnes, ergehen sich in einer Welt der Harmonie, des Vertrauens, beglückender, Segen ausbreitender Tat. In Elia aber, der zur Zeit Achabs gewirkt, flammt der Geist Jahwes mit sprengender Wucht auf: etwas von der Sturmgewalt des alten Heldentums rast durch seine Seele. Wie eine mächtige, in der Nacht des sozialen Elendes auflodernde Leuchte dringt seine Gestalt auf uns ein, die auch heute noch den für Menschengröße empfänglichen Sinn zu bannen vermag.

Von dem geschichtlichen Elia, der einleitet die glänzende Reihe der großen Propheten, die der Adel eines neuen Menschentums krönt, ist wohl zu scheiden jener Elia, wie er in den Legenden fortlebt. Die Bewunderung der Nachwelt hat den Propheten auf eine Höhe gehoben, daß er mit seinem Haupte gleichsam den Himmel berührt, von dem aus übernatürliche Kräfte auf ihn herabströmen: als Wundertäter gleich Mose erscheint er den Nachgeborenen, die ihn nicht besser zu ehren wußten, als daß sie ihm die Form des höchsten Menschentums, das ihnen geläufig war, die des Zauberers, der mit geheimnisvollen Kräften im Bunde, verliehen haben. Aber nicht allein der dankbare Volkssinn hat die erhabene Gestalt des Elia mit dem Rankenwerk einer ins Reich der Wunder weisenden Sage umwunden, ein großer Einzelner auch hat mit machtvoller Gestaltungskraft den Propheten zum Bilde eines Menschen geformt, der trotz der Zauberkräfte, die ihn durchströmen, einen Seelenkampf von erschütternder Gewalt durchlebt. Sein eigenes Innenleben, das in manchem Betracht an das des Jahwisten und Elohisten erinnert, hat dieser Erzähler dem Elia einverleibt, ihn damit umfärbend im Sinne einer Frömmigkeit, die den geschichtlichen Elia noch keineswegs durchdrang. So sind uns die Richtlinien gegeben, die wir zu beobachten haben, soll es gelingen, die Gestalt des Propheten gleichsam aus seiner literarischen Überfärbung zu befreien, auf daß sie in geschichtlicher Treue vor uns stehe, lebendig und atmend in der Luft ihrer Zeit.

Die Wirksamkeit des Elia fällt in die Regierungszeit Achabs, jenes Königs, der es duldete, daß in seinem Land dem phönizischen Baal ein Tempel errichtet wurde, und der so, zumal die soziale Not immer mehr anschwoll, in den Kreisen der Jahwepropheten leidenschaftliche Erbitte-

rung erregte. In der Geschichte von Nabobs Vergewaltigung kommt diese Stimmung wuchtig zum Ausdruck. Ein Israelit namens Nabob, so lesen wir, besaß in Samaria einen Weinberg, der unmittelbar an den königlichen Palast grenzte. Der König hätte gern dieses Grundstück seinen Gärten einverleibt und versuchte so, es von dem Eigentümer käuflich zu erwerben, oder es gegen ein anderes Grundstück einzutauschen. Doch Nabob weigerte sich, auf das Anerbieten des Königs einzugehen: ein Heiligtum sei ihm das Grundstück als ein Erbe seiner Väter, mehr gelte es ihm als Geld: als kostbares Vermächtnis seiner Ahnen sei es ihm nicht feil. Was soll nun der König tun? Kein Gesetz gibt es, das ihm die Möglichkeit verleiht, den widerspenstigen Nabob willfährig zu machen; das Recht ist auf dessen Seite, es bleibt so nichts übrig, als sich ins Unabwendbare hineinzufinden. Eine tiefe Erbitterung, so schildert uns der Bericht, bemächtigt sich des Königs, gedemütigt fühlt er sich, so verstimmt ist er, daß ihm die Speisen nicht mehr munden. Nun tritt die unheimliche Isebel, die erfahren, warum der Gemahl sich abhärmt, vor ihn hin und sucht ihn mit der ganzen Verblendung eines vor keiner Untat zurückschreckenden Sinnes auf die Bahn des Verbrechens zu locken. Höhnend frägt sie den königlichen Gemahl: „Übst denn du jetzt die Königsgewalt in Israel aus? Bist du denn ein wahrer König, wenn es ein Untertan wagen kann, deinem Willen zu trotzen und dich abzuweisen, als wärst du ein Nichts in dem Lande, über das du doch als Fürst eingesetzt?“ Und nun reift in ihr ein teuflischer Plan, und der verblendete König läßt sein Weib gewähren. „Die Ältesten und Vornehmen“, wiegelt sie gegen Nabob auf: Menschen sollten sie dingen, die in der Volksversammlung mit ihrem Wort dafür einstünden, daß Nabob sich mit dem schwersten Verbrechen befleckt: daß er Gott und dem König geflucht habe.

So wurde denn der unglückliche Nabob geopfert: man steinigte ihn zu Tode. Ungehindert konnte nun Achab sein Gelüst befriedigen. Von seinem dämonischen Weib betört, nahm er den Weinberg in Besitz.

Es läßt sich heute nicht mehr ausmachen, ob sich der unheimliche Vorgang im einzelnen so vorgetragen, wie es der Bericht schildert. Aber wie dem auch sei: in lebendiger Weise wird zur Anschauung gebracht, was damals an der Tagesordnung war: die Vergewaltigung der Schwachen durch die Mächtigen.

Es wird diese schmähliche Rechtsverletzung wie immer, wenn die Gewalthaber die Schwachen niedertraten, heftigen Unwillen erregt haben, aber gefährlich war es, sich gegen die Herrschenden aufzubäumen: wenige werden den Mut gehabt haben, dem Gefühl der Erbitterung Ausdruck zu verleihen. Ein verborgener Groll erst mag sich bei den Massen angesammelt haben, eine schwelende Unruhe mag sie durchzittert haben, die wohl in einer Revolution als wildes Rachegelüst herausbrechen konnte, aber in Friedenszeiten geheim gehalten wurde. Diesmal aber brachte der teuflische Anschlag des Königs zwar nicht die Massen in Bewegung, aber einen Mann, den ein bisher nie gesehener Mut beseelte: einen Jahwepropheten, der, von grimmigem Haß durchlodert, die Bande sprengte, die seine Genossen noch fesselten, und sich aufreckte zu heldenhafter Größe. Es war Elia.

„Als er von der Schand- und Bluttat erfuhr," so heißt es, „erging das Wort Jahwes an Elijahu", daß er dem König sich entgegenstelle, um ihm im Namen seines Gottes den Stirnreif herunterzureißen. Nichts hören wir davon, daß Elia sich irgendwie auf seine Genossen, die Jahwepropheten, stützte: nicht als Führer einer zum Losschlagen bereiten Schar wagte er es, den König zu züchtigen, nein, allein, von der Kraft eines mächtigen Selbstgefühles angetrieben, machte er sich auf, um den Frevler auf dem Thron zu beugen.

Im Weinberg des gesteinigten Nabob lauert er dem König auf, und als er ihn erblickt, da schleudert er ihm eine grausige Anklage ins Gesicht: Mordbube und Räuber nennt er ihn: seine ganze Verachtung bringt er dadurch zum Ausdruck, daß er dem Schurken ein schreckensvolles Ende ankündet. Dort, wo die Hunde Nabobs Blut geleckt, werden sie auch sein Blut lecken; zu Boden werde ihn Jahwes Rache strecken, daß er sich niemals wieder erhebe: er, der Verräter, der die Ehre des Volkes in maßloser Weise befleckt.

Welches Schauspiel bietet sich uns dar, welche Größe offenbart diese dämonische Aufwallung des schlichten Propheten, der die Sitte, die dem König eine fast übermenschliche Erhabenheit verleiht, wie ein luftiges Gebilde zerreißt und mit dem ganzen Ungestüm der heftigsten Leidenschaft heraussagt, was ihn im Innersten bewegt, einerlei ob er zugrundegeht oder nicht! Der Majestätsbeleidigung wegen ist Nabob gesteinigt worden, und Elia weiß es, welchen Gefahren er sich aussetzt, wenn er dem König die Maske vom Gesicht reißt. Aber kein Bedenken gibt es

für ihn, keine Macht der Welt vermag ihn aufzuhalten, der Stimme seines Gewissens, aus der die Gottheit redet, zu folgen. Mögen die andern, die gleich ihm sehen, welches schwere Verbrechen der König begangen, ihren Groll zurückhalten: er selbst müßte sich verachten, würde er schweigen, wo die Gottheit ihm gebietet, zu reden.

So steht dieser Mann vor uns mit all der Erhabenheit einer Würde, die in der Gesinnung, der selbstherrlichen Tat wurzelt. Neben ihm nimmt sich die Majestät des Königs, mag dieser auch vom Purpur umwallt und mit der goldenen Krone geschmückt sein, aus wie ein äußerlicher, lächerlicher Aufputz; riesengroß steht der Prophet neben dem Fürsten, auf den er einstürzt wie eine Naturgewalt. Schon der Erzähler deutet das Überlegene der seelischen Haltung des kühnen Mannes an, wenn er berichtet, daß Achab unter der Wucht der ihm entgegengeschrieenen Anklage des Propheten zusammengebrochen sei. Seine Kleider habe er zerrissen, er „legte ein härenes Gewand um seinen bloßen Leib und fastete; und er schlief in dem härenen Gewand und ging bedrückt umher."

Die kulturgeschichtliche Bedeutung des Auftretens des Elia liegt darin beschlossen, daß ein einzelner mit gewaltigem Machtgefühl sich aufwirft zum Führer der Unterdrückten, ohne vor der stärksten Gewalt, die ihn zermalmen könnte, zurückzuschrecken. Als Vertreter des mißhandelten Volkes fühlt sich der Prophet, der nicht etwa kämpft wie die Nebim inmitten einer Schar gleichgesinnter Streiter: alleinstehend gibt er für sein mit göttlichen Flammenzügen in seine Brust eingezeichnetes Ideal willig alles hin, selbst sein Leben. So ist er der Ahn geworden jener erhabenen Menschenfreunde, die es antreibt, mag auch über sie kommen, was da wolle, den Gewalthabern zu trotzen, er ist der Ahn nicht nur der bald nach ihm für des Volkes Heil wirkenden großen Propheten, sondern auch jener erlauchten Geister, die in der abendländischen Kultur den Mut gefunden haben, der teuflischen Machtbegier sich mit jener Leidenschaft entgegenzustemmen, die eingegeben ist von überströmender Menschenliebe. Alle die Nebim, die auch zu Elias Zeiten noch ihr unbändiges Wesen trieben, stehen uns menschlich fern: ihr verzücktes, rasendes Gebaren mutet uns fremdartig an, es liegt über ihnen etwas wie eine blitzschwangere, dumpfe Wolke, die sie uns in fast urzeitliche Fernen rückt. Elia aber steht vor uns als ein Mensch der großen, aber durch Wille und Verstand gezügelten Leidenschaft, der nicht allein im Sturm der Ekstase das stärkende Glück der Gottesnähe erlebt, sondern

auch vom hellen Bewußtsein durchleuchtet ist, daß er der Abgesandte, der Erwählte der Gottheit ist, dem die Aufgabe zufällt, die Sache des mißhandelten Volkes zu vertreten. So liegt über seinem Wesen die bannende Klarheit selbstbewußter Tat. Nicht gerät er wie jene Nebim in Wallung lediglich im Gewoge eines überflutenden, bis zu dionysischer Raserei aufglühenden Gefühles, nicht offenbart sich das, was sein Inneres beherrscht, als stammelnder Laut der Schwärmerei, sondern in klarer, gewiß von Leidenschaft durchwogter Rede wendet er sich gegen die Schänder des Rechtes: trotzig, als ein vor dem Tod nicht zurückschreckender Held, enthüllt er die Missetaten der Herrschenden. So ist er der gleichsam aus Fels gehauene Genosse des etwas jüngeren Jahwisten. Auch dieser ist eine scharf umrissene Persönlichkeit, die durchtränkt ist vom Gefühl der Gottesnähe, das sie in allen Stürmen des Lebens aufrechterhält; aber als zart abgetönte Frömmigkeit, die die Kraft verleiht, auch zu segnen, wo das Unglück haust, durchdringt es sie, während Elia die Wonnen der Stärke genießt im Kampf: er ist der stählerne Willensmensch, der kämpfend gegen eine Welt von Feinden seinen Sieg erringt, den er erlebt im Bewußtsein, nach den Weisungen seines Gottes gehandelt zu haben.

Ganz allerdings hat Elia noch nicht das Altertümliche, Urzeitliche, das den Nebim anhaftet, abgestreift. Es scheint, daß er, zum Unterschied etwa von Amos, seinem ersten großen Nachfolger, wie die übrigen Nebim zu den Enterbten gehört hat. So war er auf Almosen angewiesen, wollte er sein Leben fristen, und es ist keineswegs ausgeschlossen, daß auch er noch als Zauberer und Seher denen, die sich in der Not an ihn wandten, seine Dienste geliehen hat. Es ist kaum denkbar, daß der hochgebildete Israelit, der die Elialegenden einige Jahrzehnte nach dem Tode des Propheten erzählt und in freier Weise umgestaltet hat, seinen Helden als Wundertäter hingestellt hätte, wenn er nicht tatsächlich Zauberhandlungen vorgenommen haben würde.

Auch sonst erinnert er noch an seine Genossen, die Nebim, die ihn vielleicht als Haupt einer Sekte verehrt haben. Zweifellos überragt der von gewaltigem Selbstgefühl und mächtiger Willenskraft durchloderte Prophet seine Genossen um ein Weites, aber die seelische Entwicklungshöhe eines Amos hat er mitnichten erreicht. So sehr auch dieser noch der Ekstase fähig ist, er erlebt sie nicht als dionysische Raserei, sondern lediglich in der Form der Vision, und wenn auch er als ein gewaltiger

Willensmensch wie Elia seiner Zeit trotzt: er gebietet zugleich über eine starke, formende Kraft, die es ihm ermöglicht, eine Weltanschauung auszubauen, was Elia mitnichten gelungen ist. Und zu alledem wird des Amos höhere Geistigkeit erwiesen durch die ihm entströmenden künstlerischen Kräfte. Er hat die Fähigkeit, die Gewalten seines Innern in die Sprache zu bannen, er zeichnet seine Anschauungen auf, während Elia lediglich in mündlicher Rede, wenn irgend ein Vorgang ihn zum Handeln bestimmt, sich äußert.

Wenn so mit diesen Besonderheiten Elia als Verwandter der noch stark urzeitlich geprägten Nebim erscheint, so gleicht er ihnen auch in seiner Lebensführung. Abgesehen davon, daß auch er noch, zum Unterschied von dem wirtschaftlich selbständigen Amos, auf milde Gaben angewiesen ist oder von Erträgnissen der Zauberei lebt: er trägt wie die Seher und die Rechabiten das rauhe Gewand des Wüstenmenschen: ein zottiges Fell, das ein lederner, um die Lenden geschlungener Gürtel zusammenhält, umhüllt seinen Leib. Und unsere Vermutung, daß der Prophet noch zum wilden dionysischen Schwärmer werden konnte, wird besonders dadurch gestützt, daß er Elisa zu seinem Nachfolger erwählt hat, jenen Elisa, der den wilden Heerführer und Empörer Jehu zum König gesalbt. Haben sich doch auch an der Revolution des Jehu die Rechabiten, die Angehörigen jener Sekte, beteiligt, die, wenn sie in den Kampf zogen, von dionysischen Wonnen durchrauscht wurden. Zweifellos hat auch der leidenschaftliche Elia, den ein furchtbarer Haß gegen die Herrschenden beseelte, glühend die Revolution herbeigesehnt, und so ist es denkbar, daß auch er noch gleich den Rechabiten und den Nebim in dionysischem Rasen die Lust erlösenden Kampfes ausgekostet.

Auch die Legende hat diesen Zug seines Wesens für den, der mit offenen Augen zu lesen vermag, festgehalten. Heißt es doch, daß Jahwe in einem Gesicht Elia beauftragt habe, Jehu zum König zu salben, also den Brand der Revolution zu entfachen, und wie ein Kriegsheld ist der Prophet der Sage nach aufgefahren zu den Gefilden der Seligen: bei tobendem Wetter raste er auf einem flammenden Wagen, den feurige Rosse zogen, gen Himmel.

Die religiösen Anschauungen des Propheten bewegen sich noch durchaus im Kreis der Überlieferung. Nicht die Neuheit einer Lehre etwa gibt der Nachwelt das Recht, sein Bild im Tempel der Unsterblichen

aufzurichten, sondern die Wucht, mit der er im Namen Jahwes für die Rechte des Volkes eingetreten, die Leidenschaft weiterhin, mit der er gekämpft für die unantastbare Erhabenheit seines Gottes, dessen Ehre er dadurch verletzt sieht, daß der König und seine Gefolgschaft die Gerechtigkeit mit Füßen getreten und den Kult fremder Götter geduldet und gefördert.

Nur wenige geschichtliche Zeugnisse stehen allerdings zu Gebote, die sich auf des Propheten Kampf gegen die Baale beziehen, aber wenn man bedenkt, wie in den Revolutionen der Haß der Empörer die Baalsverehrer verschlang, so kann man sich vorstellen, von welcher Erbitterung auch Elia angesichts des Baalskultes erfüllt wurde. Eine einzige Stelle der Königsbücher schildert uns, frei von sagenhaften Verbrämungen, des Elia Kampf gegen einen fremden Gott, gegen den Baalsebub, den Gott von Ekron.

König Achasjahu, der Sohn des Achab, lag zufolge eines Sturzes krank darnieder und ließ in seiner Not jenen Gott fragen, ob er wieder genesen werde. Elia erfuhr das Vorhaben des Königs, im göttlichen Auftrag stellte er sich dessen Abgesandten gegenüber, und hoheitsvoll, als ob er über sie zu gebieten hätte, bestimmte er sie, wieder umzukehren. Eine furchtbare Botschaft erteilte er ihnen: ein Verräter, so mögen sie dem König sagen, sei dieser, oder gibt es wohl keinen Gott in Israel, daß man sich in einer Angelegenheit wie der des Königs niederwerfen müsse vor dem Gott eines fremden Volkes? Und wie Achab gegenüber, so drohte auch hier der leidenschaftlich bewegte, düstere Prophet mit schrecklichem Gericht: in Todesbanden, so sagte er den Höflingen, liege ihr Herr, nicht mehr werde er sich von seinem Lager erheben.

Vielleicht liegen auch den sagenhaften Berichten von der Flucht des Elia vor Isebel geschichtliche Erinnerungen zugrunde. Wir sahen ja, wie ein israelitischer Fürst mit einem widerspenstigen Propheten umgeht, sahen, wie Michajahu, der Achabs strahlendes Traumbild von einem Sieg über die Aramäer anzuschwärzen wagte, einfach in den Kerker geworfen wurde. Ist es so nicht wahrscheinlich, daß auch Elia von Achab verfolgt wurde, so daß er, wie es die Sage darstellt, in die Wüste fliehen mußte, um sein bedrohtes Leben zu retten? In der Tat, es spricht die ganze Art seines Kampfes gegen die Herrschenden dafür, daß man in ihm den gefährlichen Empörer erblickte, der allen Grund hatte, denen

aus den Augen zu gehen, gegen die er seine Pfeile abschoß. Denn das ist sicher: schreckliche Bilder eines nahen Gerichtes hat Elia den Bedrängern der Armen vor die verblendeten Sinne mit den düsterglühenden Farben seines Hasses hingemalt, Gottesgerichte, die ihnen und ihrem schändlichen Gebaren für immer ein Ende bereiten werden. Zwar ist es falsch, daß Elia, wie man zuweilen hört, lediglich Unheil angekündet habe; er hat selbstverständlich Unheil prophezeit nur den Herrschenden; den Frommen aber, und diese waren ihm sicher gleichbedeutend mit den Jahwe treuen Massen des Volkes und ihren Fürsprechern, hat er wie alle Propheten, eine Zeit des Glückes verheißen. Die alten babylonischen Anschauungen von einem Weltgericht, das denen, die zu leicht befunden werden, den Untergang bereitet, während den Gerechten oder sagen wir besser den unglücklichen Opfern der Herrschsucht, den Schwachen, Elenden sich die Pforte paradiesischer Herrlichkeit öffnet, diese Anschauungen waren allverbreitet, und wenn Elia als Künder eines solchen Gerichtes eine besondere geschichtliche Stellung einnimmt, so deshalb, weil er mit einer ganz anderen Wucht als seine Genossen, die Nebim, die herrliche Schreckensmacht seines Gottes zu künden vermochte.

Zu diesen alten Anschauungen, die durch die Inbrunst einer leidenschaftlichen Anteilnahme, durch die Glut des Gefühls gleichsam eine neue Weihe empfangen, gehört auch die Vorstellung von der Würde Jahwes. Bei den Rechabiten sowohl wie auch bei den Leviten und den Nebim war Jahwe zwar nicht der einzige Gott, aber im Gegensatz zu der herrschenden Klasse hat ihn verehrender Sinn mit dem Schein einer Hoheit bekleidet, der ihn gegenüber allen übrigen Göttern, von denen man etwas wußte, auszeichnet: als himmlischen König stellt man sich ihn vor, der jede Verehrung fremder Götter als eine Verletzung seiner Majestät empfindet. Im Dienste dieses volkstümlichen Gottes steht nun auch der Prophet Elia, aber die Erbitterung, mit der er selbstherrlich gegen die Schänder seines Gottes anstürmt, die Leidenschaft, mit der er eigenmächtig für Jahwe und die Herrschaft der Gerechtigkeit eintritt, alles dies hat zur Folge, daß die fremden Götter in seinen Augen zu Nichtigkeiten herabsinken, neben dem majestätischen Glanz Jahwes verblassend wie Feuerbrände neben dem strahlenden Schein der Sonne. Es ist sicher, daß die fremden Götter, um die die glänzenden Gestalten des Adels sich huldigend scharten, in den Kreisen des Volkes und gewiß

auch bei den Leviten und Nebim wenn auch gewiß nicht Ehrfurcht erweckten, so doch jene Scheu und stille Bewunderung, die der Enterbte immer empfindet beim Anblick der prunkenden Schaustellungen der Herrschenden. Waren doch diese Götter der Inbegriff einer Glanz und Pracht ausströmenden Kultur, in deren geweihten Bereich die Massen wie gern eingetreten wären, hätte man ihnen die Pforten geöffnet. Von solchen Gelüsten aber war Elia ganz wie die sein Werk fortsetzenden großen Propheten frei: er eifert für Jahwe, nicht weil der Haß des Enterbten ihn erfüllt, sondern mit dem ganzen Fanatismus eines Menschen, der sich leidenschaftlich einem hohen Ideal verschworen, das wie mit Zauberkräften anlockt und so seinem Verehrer, mag er auch von Feinden umringt sein, als Siegespreis des Kampfes das Glücksgefühl des Helden verleiht, das alle Mühsal des Ringens verklärt. Wenn Elia in dieser selbstherrlichen Weise für seinen Gott eintritt und in seinem Kampf sich den Stolz erobert dessen, der seinen höchsten Aufschwung erlebt im Verfechten eines Ideales, so wird er für seine Gegner, nicht allein die Herrschenden, sondern auch die Götter dieser nichts übrig gehabt haben als eine freilich noch mit Haß vermischte Verachtung. So hat Elia zweifellos nicht geringen Anteil an jener monotheistischen Strömung, die völlig abgeklärt sich durchringt bei Amos. Zwar ist ihm sicher Jahwe noch nicht der Weltgott, dem alle Völker untertan sind; in den Elialegenden und beim Jahwisten erst hat Jahwe diese Erhöhung erfahren, aber auch Elia hat, indem er den Baalen seine Verachtung bezeugte, in die Königskrone Jahwes einen funkelnden Stein eingesetzt. Nach dem Glauben des Volkes waren die Baale mächtige, verhaßte Nebenbuhler Jahwes, bei Elia schrumpfen sie neben dessen Majestät zu Nichtigkeiten zusammen. Auch in dieser Hinsicht haben die Elialegenden sicher etwas von der Stimmung des Propheten festgehalten, indem sie diesem Worte des kühnsten Hohnes in den Mund legen, mit denen er die Baalspriester aufreizt. Und fürwahr, ein Mann, der nicht davor zurückschreckt, einen mächtigen König wie einen Schurken anzufahren, ein Mann, der, vom Odem seines Gottes durchdrungen, ohne Zucken dem Tod ins Auge zu blicken vermag: ein solcher Mann hat auch die Kraft, den Göttern einer verachteten Klasse den Goldreif der Erhabenheit vom Haupte zu reißen und sie mit der ganzen Überlegenheit, die ihm die Gewißheit der Macht seines Gottes eingibt, mit ätzendem Spott zu übergießen.

In der machtvollen Persönlichkeit des Elia finden wir die in der Volksüberlieferung verankerten Bestandteile einer Lebensanschauung vereinigt, die eine gewisse Geschlossenheit dadurch erfahren, daß sie durch die Kraft einer durchaus persönlichen Leidenschaft zusammengehalten werden. Zwar hat Elia seine Erlebnisse und Anschauungen noch nicht aufgezeichnet, und unmöglich ist es so, im einzelnen die bauende Kraft, über die er verfügt hat, zu beurteilen. Aber fast alle Grundüberzeugungen des durch hohe Denkkraft ausgezeichneten Amos finden wir auch bei ihm vor: die Überzeugung, daß Jahwe als Gott des Rechts ein Feind ist der zu Volksverrätern gewordenen Herrschenden, die vom Macht- und Erlösungsstreben eingegebene Stimmung des Monotheismus, dann jene aus Babylon stammende Geschichtsphilosophie, nach der eine nahe Zukunft das die Herrschenden zermalmende Gericht bringt. Sicherlich waren diese Überzeugungen, indem sie durchwallt waren von dem glühenden Leben des Propheten, zu einer Klarheit ausgereift, wie sie mitnichten in den Elia nahestehenden Kreisen der Jahwepropheten erreicht war, und so finden wir denn in den Sagen, die sich mit dem Propheten beschäftigen, dort, wo der Erzähler gleichsam aus dem Geist des Elia herausschafft, die Überzeugungen desselben mit einer Schärfe hingezeichnet, daß wir dessen leidenschaftliche Gestalt in greifbarer Nähe vor uns haben. Deutlich verspüren wir dessen fortwirkende Kraft, deutlich weiterhin, wie die Entwicklung hindrängt zu der Höhe, die die wuchtigen Gestalten der großen Propheten krönt.

Gleich die erste der Sagen führt uns mit den einleitenden Worten die düstere, von Zorn durchglühte, furchtlos auf die Mächtigen dringende Persönlichkeit des Propheten vor Augen. „Es sprach Elijahu, der Tisbiter, zu Achab: so wahr Jahwe lebt, der Gott Israels, in dessen Dienst ich stehe: es soll dieses Jahr weder Tau noch Regen kommen, ich sage es denn!“ Ein Gericht also kündet der Prophet im Namen Jahwes an, die Qualen einer Dürre, und zwar deshalb, weil Achab die Verehrung des syrischen Baal zugelassen. Auf Anraten seines Gottes, so erfahren wir weiter, zog sich Elia an den abgelegenen Bach Krith zurück, wo er ein ihn vor seinen Feinden schützendes Versteck fand. Aber wie hätte er sich in der Öde ernähren können, er, der wie jeder andere Mensch, auch wenn er der Herold der Gottheit ist, Verlangen nach Speise und Trank trägt? Auf wunderbare Weise hat ihn Jahwe erhalten. Am

Morgen flogen Raben auf ihn zu und brachten ihm Brot, am Abend trugen sie ihm Fleisch zu. Der Bach aber spendete frisches Wasser.

Wir erkennen so schon deutlich, wie die Sage Mögliches und Unmögliches dem Propheten zuschreibt, wie namentlich das bewundernd zu dem Propheten aufschauende Volk den Helden mit der Glorie einer Ausnahmserscheinung versieht, die ja auch anderen seiner Führer zuteil geworden. Uralt wird die Vorstellung von der wunderbaren Speisung, die bei vielen Völkern umläuft, gewesen sein, und nicht besser wußte eben das dankerfüllte, von der Macht des Mannes gebannte Volk seine Verehrung auszudrücken, als daß es erzählte von Wundertaten, die Jahwe an ihm vollbracht. Und nicht allein erfährt Elia nach der Legende wunderbare göttliche Fürsorge, er selbst vollbringt gleich einem mit geheimnisvollen Kräften gesegneten Zauberer staunenerregende Werke.

Der Gluthauch der regenlosen Zeit, so erfahren wir weiter, saugte das Wasser des Baches auf, so daß Elia aufbrechen mußte, wollte er nicht verdursten. Da traf er vor den Toren einer Stadt eine Witwe, die Holz für die Feuerung auflas. Sie bat er, ihn mit Wasser und einem Stück Brot zu versorgen. Aber wie hätte die arme Frau in der Zeit der Hungersnot etwas von ihrem winzigen Vorrat abgeben können? Nur eine Handvoll Mehl und ein paar Tropfen Öl besitze sie; werde der nur für einen kargen Imbiß reichende Vorrat aufgezehrt, so bleibe nichts übrig, als gemeinsam mit ihrem Sohn den Hungertod zu sterben. Elia aber tröstet das jammernde Weib und macht aller Not ein Ende. Wie ein Zauberer spricht er im Namen Jahwes den Spruch: „Der Mehltopf soll nicht zu Ende gehen, und das Öl im Kruge soll nicht ausgehen bis auf den Tag, da Jahwe auf den Erdboden Regen senden werde.“ Und wirklich, immer erneuerten sich die Speisen; wo die übrigen Menschen nicht wußten, wie das Leben zu fristen, da hatte die arme Witwe Nahrung die Fülle.

Auch dieses Stück der Sage, so sehr es ins Reich der Wunder verweist, knüpft zweifellos an eine geschichtliche Überlieferung an. Es wird hier Elia als Freund der Armen geschildert, und wird er, der mit der ganzen Leidenschaft einer gewaltigen sittlichen Wallung die Bedränger der Schwachen gebrandmarkt hat, wird er, der im Dienste Jahwes stand, sich nicht liebend den Verlassenen zugeneigt haben, sie tröstend, wenn die Not bei ihnen Einkehr hielt, sie aufrichtend, hinweisend auf den

großen Tag des Gerichtes, der ihnen Erlösung bringen werde von allem Leid? Noch waren es vor allem Zauberer, zu denen sich die unteren Schichten in ihrer Not wandten, und so ist es verständlich, daß auch Elia, der wahrscheinlich selbst noch der Zauberei nicht völlig entsagt hatte, von der Sage als ein Zauberheld gefeiert wurde, der Steine in Brot verwandeln, aus dem Nichts die Fülle wecken konnte.

Selbst das Wunder der Totenerweckung traute man ihm zu. Der Sohn der Witwe, die ihn beherbergte, starb plötzlich an einer Krankheit, so daß die trauernde Mutter den Tod nicht anders zu erklären wußte, als daß des unheimlichen Gottesmannes Tücke ihn herbeigeführt. Aber Elia haucht durch Wunderkraft dem in der Todesstarre daliegenden Jüngling wieder erweckenden Odem ein: „dreimal streckt er sich über den Knaben hin," erflehend von Jahwe, daß er wieder die Fesseln des Todes löse, und aufstand der Knabe, gekräftigt, als sei ihm nichts widerfahren.

Solche Geschichten hat der Erzähler wohl dem Mund des Volkes abgelauscht und sie ohne irgendwelche besondere Änderung aufgezeichnet. Andere Legenden aber, die das erste Buch der Könige birgt, zeichnen sich durch eine solche Macht der Einfühlung in seelische Vorgänge aus, sind mit dem Siegel einer solchen geistigen Kraft geadelt, daß wir sie als freie Schöpfungen eines einzelnen betrachten müssen, der das Traumbild, das das Volk von Elia entworfen, weiter ausgeführt, und zwar mit einer Meisterschaft, daß unter seinen Händen ein großes Kunstwerk hervorquillt. Wir denken vor allem an die machtvolle Darstellung, die die Sage vom Gottesurteil am Karmel gefunden.

Umflossen von einer über alles Menschliche hinausragenden Erhabenheit, gekrönt mit einer gewaltigen Machtfülle tritt in dieser Sage der Prophet Elia als Abgesandter seines Gottes auf. Wie dieser mit einer vernichtenden Herrlichkeit in einem gewaltigen Schauspiel über die übrigen Götter triumphiert, gleichso überstrahlt auch die Majestät des Elia alles Hohe und Ragende der Welt. Könige und Minister huldigen ihm wie einem Herrn, beugen sich vor seiner ihm von Jahwe verliehenen Heldengröße.

Als die Dürre, so beginnt die Legende, einen solchen Grad erreicht, daß selbst der König Mangel leiden mußte, da machte sich dieser mit einem Vertrauten auf, um das Land zu durchstreifen nach allen Wasserquellen und allen Bächen, jeder eine andere Richtung einschlagend. Behalten wir also das Bild im Auge: den König, den höchstgestellten Mann

des Landes, treibt das Elend umher, ihn, der sonst mit allen Ehren bekleidet ist, hat das Unglück in die Finsternis hinabgezogen: Jahwe hat ihn, weil er den Baalskult duldete, schwer gezüchtigt. Mit feinstem Sinn zeichnet nun der Dichter die Gestalt des Elia so hin, daß sie sich in herrlicher Größe von diesem düsteren Hintergrund, in den der gedemütigte König hineingebannt ist, abhebt.

Schon die Szene, die schildert, wie Elia mit Obadjahu, dem Minister, zusammentrifft, rückt den Propheten in die Weihe einer Erhabenheit, die ihn wie ein Abglanz göttlicher Fülle umwallt. Von Jahwe hat Elia den Auftrag erhalten, dem König Achab die Machtfülle seines Gottes zu offenbaren, und so befiehlt er dem Minister, er möge seinem Herrn melden, daß er ihn suche. Als der Minister erfährt, mit wem er redet, da beugt er sich zur Erde, als stünde er vor einem höheren Wesen: so gewaltig — das will der Dichter sagen — ist der Eindruck des Elia, daß selbst die Höchsten des Landes ihm wie einem gottbegnadeten Wesen tiefe Ehrfurcht bezeugen.

Wie herrisch tritt nun Elia dem König gegenüber! Als dieser ihm zuruft: „Bist du da, Unglückbringer für Israel", da stürmt der Prophet auf ihn mit einer Wucht ein, daß dem König die Lust vergeht, ihn nochmals anzufahren. „Nicht ich," erwiderte der Prophet, „habe Israel ins Unglück gestürzt, sondern du und deine Familie, indem ihr Jahwe verließet und du den Baalen nachwandeltest." Nun befiehlt Elia dem König, er möge sein Volk am Karmel versammeln und mit ihm die Baalspropheten, auf daß ihnen und aller Welt die Herrlichkeit Jahwes und die Nichtigkeit ihrer Götter kundgetan werde.

Mit einer in jener Zeit einzig dastehenden Gestaltungskraft hat der Dichter das Gottesurteil am Karmel geschildert, die bannende Hoheit Jahwes und seines Propheten, die mit Sieges- und Wunderzeichen wie mit einem zerstörenden Glanz den Baal überwältigen. Wie ein von der Gottheit abgesandter Richter tritt Elia unter die Volksmassen und erklärt ihnen: könnt ihr beweisen, daß Baal der wahre Gott ist, so wandelt ihm nach. Stellt es sich aber heraus, daß euer Baal ein Luftgebilde ist neben Jahwes Machtfülle, so ziehet, wenn ihr euch nicht in Unglück stürzen wollt, die Folgerungen.

Nun führt unser Dichter ein Schauspiel vor, wie es nur überwältigender Glaube an Jahwes Machtgröße, neben der die übrigen Götter wie Staub versinken, eingeben konnte. Vierhundert Propheten des Baal sieht

sich Elia gegenübergestellt. Ihnen macht er den Vorschlag, sie mögen gleich ihm einen Farren als Opfer zubereiten. Verzehrt ihr Gott das Feuer durch das Opfer, so seien sie die Sieger in dem Wettkampf: bewiesen wäre, daß Jahwe neben Baal nicht bestehen könne. Ein Beifallsruf erschallt aus dem Volk, das Opfer wird hergerichtet, und nun suchen die Baalspropheten ihren Gott zu der ersehnten Wundertat zu bestimmen. In Gebeten flehen sie ihn an, sie zu erhören; durch Zauberhandlungen suchen sie seine Kraft auf das Opfer zu lenken, daß es sich entzünde: wilde Tänze führen sie auf, in ekstatischen Taumel geraten sie, mit Schwertern wühlen sie in der Verzückung in ihrem Fleisch, daß das Blut strömt. Aber nicht rührt sich der umschwärmte Gott, als sei er aus Stein. Sie rasen, rasen von Morgen bis Abend, mühen sich in sinnbetörender Weise ab, ihrem stummen Helden einen Laut zu entlocken: er schweigt, er ist taub. Elia muntert, im stillen frohlockend, die taumelnden Priester auf, doch recht nachdrücklich ihr Anliegen vorzutragen, ja, er höhnt sie geradezu: „Ruft nur laut, denn er ist ja ein Gott! Er hat wohl den Kopf voll oder ist auf einer Reise oder er schläft vielleicht und wird wieder aufwachen."

So wissen wir es: dieser Gott, dem die Herrschenden mit Ehrfurcht begegnen, er ist nach der Überzeugung des Dichters ein Schatten, der die Seele wie ein widriger Nebel verdunkelt; er ist gar kein wirklicher Gott, sondern ein Phantasiegebilde, keine erhabene Lebensmacht, kein in Hoheit prangender Held, viel weniger noch als ein Hauch: ein Nichts.

Zu solcher Erhabenheit war Jahwe bisher noch nicht gesteigert worden. Wohl werden nach der Überzeugung des geschichtlichen Elia die Baale von Jahwe in Schatten gestellt, aber sie sind für ihn doch Wirklichkeiten, sind Götter, die nur neben der Herrlichkeit Jahwes, freilich der erst erwarteten Herrlichkeit Jahwes, von seiner Macht am Tag des Gerichts überwältigt, versinken. Der Dichter aber der Elialegenden ist von der Majestät Jahwes so durchdrungen, daß diese sonnengleich vor ihm aufleuchtet: wie die Sonne in erhabener Einzigkeit das Reich des Himmels beherrscht, daß neben ihr die Sterne verblassen, gleichso ist auch Jahwe Alleinherrscher. Nichtse sind die übrigen Götter, Truggebilde, Götzen, vor denen sich niederzuwerfen so sinnlos ist, als wenn man ein Stück Holz, einen plumpen Stein anbeten wollte. Ja, so gewaltig erfaßt den Erzähler die Gewißheit von der Einzigkeit seines Gottes, daß er sich bis zu den Höhen einer humorvollen Betrachtung hinaufzu-

schwingen vermag. Das neue religiöse Machtgefühl verleiht ihm eine Kraft, die ihm, wo andere verehren und niederknien, die Wonne einer Überlegenheit einflößt, wie sie eben im Humor sichtbar wird. So klar hat der Dichter die Nichtigkeit des Baalskultus durchschaut, daß er an ihm den ganzen Hohn auslassen kann dessen, der mit durchdringendem Blick die Ideale, die angebetet werden, als Scheinwerte, als dunstige Gebilde der Phantasie enthüllt. Und wenn der Humor sich immer auslöst im Gefolge einer betrachtenden Haltung gegenüber einer von Vorurteilen beherrschten Welt, so tritt diese siegende Erkenntniskraft in der Legende selbst in schlagender Weise zum Vorschein. Mit großer Klarheit nämlich wird das Gebaren der Baalspropheten geschildert, der Erzähler ist aufs beste vertraut mit dem Kultus der von ihm bekämpften Religion, und so verschafft er sich die Wonnen eines Triumphes durch Hohn und Spott, durch eine humorvolle Beleuchtung dessen, was seinen Feinden als ein Heiliges dünkt.

Mit solchen Zügen nimmt der Dichter der Elialegenden in der Entwicklungsgeschichte Israels eine besondere Stellung ein. Er hat sich eine seelische Freiheit erobert, wie sie der geschichtliche Elia, so weit wir urteilen können, noch nicht besessen. Gewiß, während die Nebim es noch nicht wagten, den Baalen mit Verachtung zu begegnen, haben die Götter der Mächtigen bei Elia sicher nicht die geringste Ehrfurcht mehr erweckt, jene mit Haß gemischte Ehrfurcht, meinen wir, des Unterdrückten, der seine Notlage in Zusammenhang bringt mit dem Walten dieser Götter. Aber noch geht Elia, dem stürmischen, von Leidenschaften durchglühten Propheten, jene Ruhe des überlegenen Geistes ab, der von der Höhe seines Ideals, wie von einer befestigten Warte aus, gelassen auf das Treiben der Menschen, auch wo diese verehren, wie auf dunstige Niederungen herabblickt, daß er sich die Lust verschaffen kann einer humorvollen Gefühlshaltung. Welche Kraft der Überlegenheit gehört doch dazu, um bei einer so dämonischen Handlung, wie sie der Kulttanz der Baalspriester darstellt, gleichsam lächelnd abseits zu stehen? Welches Freiheitsgefühl muß die Seele des Dichters beherrschen, wenn dieser dem Elia gar Späße in den Mund legt, mit denen er den Baal, den Gott der Herrschenden, in aller Ruhe verhöhnt, ihn mit einem beliebigen Menschen vergleicht, der vielleicht, überwältigt von des Tages Mühen, sich behaglich zum Schlafe hingestreckt oder eine Reise unternommen? Nur einem Menschen konnte eine solche humorvolle Beleuchtung des Götterglaubens seiner Zeit gelingen, bei dem sich die

Überzeugung von Jahwes Majestät zu einem geschlossenen Weltbild abgeklärt hat, das ihm unverrückbar vor Augen steht. Wo ein solches Weltbild wie bei Elia noch vor allem erst im Feuer des Kampfes aufleuchtet, da werden die Quellen des Humors leicht unterbunden: der furchtbare Ernst des Kampfes nimmt den Menschen zu sehr in Anspruch, raubt ihm jene Ruhe, die zu einer betrachtenden und damit auch zu einer humorvollen Wertung des Lebens vonnöten ist; die Leidenschaft des Angriffs beherrscht ihn so stark, daß er jener Freiheit verlustig geht, die es allein ermöglicht, die sprühenden, flackernden Lichter des Humors zu entzünden.

Nun sehe man, wie das Bewußtsein von der alles überragenden Erhabenheit Jahwes, das den Dichter mit der Kraft einer beseligenden Lebensanschauung durchdringt, zum Ausdruck gelangt in der Art, wie er des Gottes Wundertat schildert. Als die Baalspriester ermattet zusammensinken, ohne daß ihr Gott auch nur einen Laut von sich gegeben, da errichtet Elia für Jahwe einen Altar, legt einen Farren auf Holzscheite und läßt den Altar mit Wasser übergießen. In feierlicher Weise tritt er nun vor das Angesicht seines Gottes, nicht gerät er in einen taumelnden Tanz wie die Baalspriester, ruhig, überzeugt, daß Jahwe seine Stimme vernehmen werde, spricht er ein kurzes Gebet. Kaum hat er geendet, da zuckt der himmlische Strahl hernieder, verzehrt das Opfer, ja, selbst die Steine und das Wasser, das sich in dem Graben, den man um den Altar gezogen, angesammelt. Überwältigt durch das Wunder, stürzt das Volk nieder, lobpreisend Jahwe, erkennend, daß der Gott des Propheten der einzig wahre Gott ist.

Nun vollziehen sich Vorgänge, grauenhaft und erquickend zugleich wie der Tag des Gerichtes. Gefangen genommen werden die Baalspropheten, Elia selbst tötet sie am Bache Kison. Dem Volk aber, das sich abwendet von den Baalen und sich vor Jahwe niederwirft, wird Erlösung zuteil von der Not, die es bedrückt. Ein Regen braust hernieder und tränkt die durstenden Fluren, daß sie wieder Früchte tragen können.

Es ist bekannt, daß Menschen, die mit den Schwingen des Humors sich über die Erbärmlichkeit eines von Widersprüchen durchsetzten Daseins hinwegheben, schwer leidende Menschen sind. Indem sie ihr Auge zuwenden den Mißständen des Lebens, indem sie „nein" sagen, wo andere anbeten, hinter der prangenden Würde falschen Stolz, im Gleißenden, Prächtigen das Nichtige wittern, aus den Klängen des Triumphes die

Fanfaren der Eitelkeit heraushören: so sehen sie sich dem Weltgeschehen wie einem Schauspiel voller Mißklänge gegenübergestellt. Es ist bezeichnend, daß das Heldenzeitalter nur einen kargen Boden bildet für die Entfaltung einer humorvollen Betrachtungsweise, daß hier nur selten das ernste Spiel des Humors gedeiht. Zu sehr ist hier der Mensch noch von den Banden einer starren Sitte umschlossen, als daß er den Flug auf die Höhe dieser Selbstherrlichkeit wagen könnte, und zudem ist der Sinn der Heldenzeit nicht auf die Widersprüche, das Unfertige, Trügerische des Lebens gerichtet als vielmehr auf das Triumphierende, Vollkommene, auf das Prächtige, Erhebende, auf die gelungenen Glücksfälle. Das wird anders, sobald der Bau der Kultur ins Wanken gerät. Nun, wo sich der einzelne herauslöst aus den sich immer mehr lockernden Verbänden, steht er der Wirklichkeit viel freier und vorurteilsloser gegenüber. Da das gesellschaftliche Leben zufolge der unterwühlenden Arbeit neuer Lebensmächte den Charakter einer harmonischen Gestaltung immer mehr einbüßt, da es von schweren, die Grundlage der Kultur unterhöhlenden Kämpfen erfaßt wird, so drängen sich die Gebrechen der Zeit mit einer Stärke auf, daß sie schwere Wunden der nach Harmonie sich sehnenden Seele bereiten. Aber auch wenn der Mensch der Last der ihn bedrängenden Seelennot etwas von ihrer Schwere zu nehmen vermag durch ein humorvolles Schweben über den Lebensmächten, die sich seinem Ideal entgegenstellen: sein Lächeln, sein Spotten ist immer beschwert mit den Gewichten tiefer Verantwortung: einer gramerfüllten Seele entstammt es, die segnen möchte, aber statt dessen fluchen, anklagen, drohen, die Mißstände aufdecken muß. Da es aber nicht immer gelingt, sich auf den Höhen des Humors zu halten, so treten Stunden schwerer Trübsal ein. Einsam fühlt sich der Mensch inmitten einer von Verderbensmächten beherrschten Welt, von Nöten sieht er sich umringt, ohne daß er Abhilfe schaffen könnte, sein Ideal wird durch den Lauf der Welt verhöhnt, schwach fühlt er sich gegenüber der dämonischen Macht der Vorurteile, der vorherrschenden Strömungen, die seiner Lebensanschauung wie der leibhaftige Gegensatz zuwiderlaufen.

Es bezeugt die seelische Tiefe des Verfassers der Elialegenden, daß er uns seinen Helden nicht allein als den überlegenen, selbstsicheren Kämpfer vorführt, der dem Götterglauben seiner Zeit mit dem schmerzbewegten Lächeln des Weisen begegnet, sondern auch als einen unter der Last seiner erhabenen Aufgabe seufzenden Menschen, der einen

solch schweren Anfall von Schwäche erlebt, daß er müde wird und sich nach Ruhe sehnt: nach Erlösung von den Leiden, die seine Stirne durchfurchen.

Als Isebel, so berichtet die Legende, erfahren, daß Elia die Baalspropheten getötet, da läßt sie dem Propheten furchtbare Rache ankündigen: mit dem Tod bedroht sie ihn. Da bricht der Prophet, der sonst so Furchtlose, zusammen. Nicht heldenhaft bäumt er sich auf, nicht vermag er das ihn bedrohende Schicksal mit der triumphierenden Sicherheit des tragischen Helden zu tragen, „er fürchtete sich" vielmehr und geht dem Unheil aus dem Wege. Er, der einst frohlockend einer ganzen Welt getrotzt, wissend, daß die Gottheit ihn behüten werde, er flieht nun in die Wüste. Dort setzt er sich ermattet unter einen Ginsterbusch und fleht inbrünstig seinen Gott an, ihm die Last des Lebens abzunehmen. „Er wünschte sich den Tod und sprach: es ist genug! Nimm nunmehr, Jahwe, mein Leben hin, denn ich bin nicht besser als meine Väter."

Ergreifend schildert uns hier der Dichter die Not seiner Seele. Er, der sich berauschen kann in Heldengefühlen, der Jahwe feiert als den Hort der Schwachen, den Rächer der unglücklichen, von den Herrschenden niedergetretenen Bauern und Sklaven, er muß Stunden erlebt haben, wo ihn die Verzweiflung übermannt hat. Welche Erfahrungen aber mögen es gewesen sein, die diesen sonst so starken Menschen niedergezwungen, daß er flehend am Boden liegt, hilflos wie ein Kind? Sicher ist, daß er ein Einsamer war, und daß nur wenige sein leidenschaftliches, selbstloses Eifern für Jahwe verstanden hatten. So mag er sich seine Seele, ringend für Jahwes Alleinherrschaft, wundgerieben haben, und denkbar ist es auch, daß ihm die politischen Umwälzungen, an denen neben Jehu die Rechabiten und die Nebim beteiligt waren, eine schwere Enttäuschung gebracht. Denn nicht die Befreiung der unteren Schichten von den Banden der Klassenherrschaft war die Folge, weiter dauerte vielmehr das Elend an, ja, es vermehrte sich noch. So ist es verständlich, daß das Vertrauen auf die Wundermacht der Revolution — auf das vielleicht die Hinmordung der Baalspropheten durch Elia anspielt — immer geringer ward, daß die Frommen sich immer mehr in ihr Inneres wie in eine vom Atem des Friedens durchwehte Burg zurückzogen, hier genießend den besänftigenden, erquickenden Verkehr mit ihrem Gott, dem sie sich liebend zuneigten, und der ihr Vertrauen vergalt mit der linden Zaubermacht des Glückes der Ruhe.

In großartiger Weise hat der Dichter diesen seelischen Umschwung, diese Abkehr von dem Lärm einer nur Enttäuschungen bringenden Welt zum Ausdruck gebracht. Nicht hat Jahwe, als Elia unter dem Ginsterbusch ihn anflehte, sein Leben zu nehmen, den müden Wanderer erhört. Von Kummer und Müdigkeit überwältigt, schlief Elia ein. „Da, mit einem Mal, rührte ihn ein Engel an und sprach: stehe auf und iß! Und als er hinblickte, da lag zu seinen Häupten ein gerösteter Brotfladen und ein Krug mit Wasser." So hat Jahwe wider Erwarten geholfen: neugestärkt macht sich Elia auf, wandert weiter und gelangt zum Berg Horeb, wo er in einer Höhle sich verbirgt. „Jahwe aber zog an der Höhle vorüber, und ein großer und heftiger Sturmwind, der Berge zerriß und Felsen zerschmetterte, ging Jahwe voran; Jahwe aber war nicht in dem Sturmwind. Nach dem Sturmwind aber kam ein Erdbeben; Jahwe war nicht in dem Erdbeben. Und nach dem Erdbeben kam Feuer; Jahwe aber war nicht in dem Feuer. Nach dem Feuer aber ließ sich ein sanftes Säuseln vernehmen." Aus diesem Säuseln heraus vernahm nun der Prophet die Stimme seines Gottes, und dieser trug ihm eine hohe Mission auf: Chasael möge er zum König von Aram salben, Jehu zum König von Israel und Elisa zum Propheten, der das erhabene Werk, das ihm, Elia, zugewiesen worden, vollenden solle.

Aus dieser Schilderung strömt uns das Seelenleben des Dichters in seiner ganzen Gegensätzlichkeit entgegen. Er hat es, wohl im Hinblick auf die Revolution, erlebt, daß Jahwe nicht der Gott ist, der wie eine gewaltige Naturmacht daherbraust und am Tage des Gerichts im Sausen des Sturmes, im Toben des Erdbebens, in lodernden Feuergewalten seine vernichtende Herrlichkeit offenbart. Nicht mehr vertraut der Dichter wie die Volksmassen seiner Zeit blind darauf, daß Jahwe durch äußere Wundertaten die Welt umgestalten werde zu einem Freudenreich, in dem die Enterbten paradiesische Wonnen genießen werden, nachdem die Frevler vernichtet sind. Er hat die Erhabenheit seines Gottes gleich dem Jahwisten auch in anderer Weise erlebt: als eine innerliche Lebensmacht, die die Seele sanft wie ein säuselnder Frühlingswind umfächelt, mit dem Balsam einer Ruhe labend, die sie nicht verläßt, mögen auch Königreiche wanken, mag auch das Unglück die wildesten Fluten entfesseln. Es ist die Frömmigkeit des Jahwisten, die auch den Dichter der Elialegenden erfüllt, aber sie ist nicht seine Frömmigkeit schlechthin. Daneben ist die Hoffnung, daß Jahwe doch den Tag des Gerichts heraufführt, nicht erstorben. Wird doch Elia

von seinem Gott dazu ausersehen, das Werk der Revolution vorzubereiten: denn Chasael und Jehu, die er zu Königen, Elisa, den er zum Propheten salben soll, sind ja grimmige Feinde der verhaßten Könige von Juda und Nordisrael, und bekannt ist uns ja, daß Jehu grauenhaft gegen die Feinde Jahwes gewütet.

Es stellen die Elialegenden ein treues Spiegelbild dar einer von schweren Kämpfen zerrissenen Seele und Zeit. Die Hoffnung der Massen lassen sie uns erkennen, die ihre Wortführer zu wundermächtigen, gewaltigen Zauberern erhebt, der Massen, die ihren Gott feiern als den Gott des Gerichts, das sie sehnsüchtig erstreben als den Tag der Abrechnung. Aber auch in die Seele der großen, selbstherrlichen Persönlichkeiten lassen uns diese Dichtungen hineinblicken, die erfüllt sind von den Wonnen eines Glaubens, der ihren Gott zum Weltgott erhöht, von Wonnen weiterhin eines persönlichen Vertrauens zu ihrem himmlischen Helden, der ihnen inmitten des Gewoges ihrer Zeit eine eherne Stütze verleiht. Ängste und Nöte werden uns enthüllt, Zweifel, schwere innere Kämpfe, die immer sich einstellen, wo ein einzelner mit glutvollem Sinn einem Ideal als einer heiligen Sache zustrebt. Mag auch Elia schon solche mitternächtige Stunden erlebt haben, jedenfalls hat er, der doch vor allem ein Tatmensch mit noch ungebrochener Kraft war, noch nicht so schwer unter seiner Aufgabe gelitten wie der zartere, innerlicher veranlagte, nachgeborene Verfasser der Elialegenden. Als eine von reicherem seelischen Leben durchflutete Persönlichkeit nimmt sich dieser aus, und deutlich kommt in ihm die weitere, in immer reicheren Abtönungen sich ausstrahlende Entfaltung der Kultur zum Vorschein. In ihm lebt etwas vom glühenden Geist des Elia, des gewaltigen Willensmenschen und des mehr beschaulichen, weicheren, demutsvollen Jahwisten zugleich. Wenn er auch nicht selbst wie Elia sich ins Kampfgewühl stürzt — wir wissen wenigstens nichts darüber — so hat er doch den Aufschwung des trotzig für seinen Gott eintretenden, auch vor scheußlichen Rachetaten nicht zurückschreckenden Glaubenshelden in der Phantasie ausgekostet, und wie der Jahwist hat er auch das zarte, von allem brausenden Überschwang freie Glück, den Frieden einer Frömmigkeit erlebt, die errungen wird in vertrauender Hingabe an den Willen der Gottheit, die zartem Tau gleich die Seele erquickt. Wo solche gegensätzliche Stimmungen vorhanden sind, da zeugen sie von schweren Erschütterungen, inneren Anfechtungen, da kann der Mensch leicht das Gleichgewicht verlieren. Und so weht uns aus den

Schriften unseres Dichters zuweilen ein bebender, bewegender Laut der Klage entgegen, während die Schriften des Jahwisten doch vor allem Ruhe atmen, den milden Glanz des Glückes ausströmen, die Zeugen sind einer tiefen seelischen Harmonie.

Noch verbirgt der Verfasser der Legenden seine Gestalt hinter seinem Werk gleich dem Jahwisten und Elohisten. Aber wie letzterer schon seine Anschauungen zuweilen in klarer Weise ausspricht, so tut dies auch der Dichter der Legenden, der wohl der Zeitgenosse des Elohisten ist. Seine Rede strömt über von Groll und Haß, Verachtung und Jubel, Humor und Ekel, aber auch in Klage erbebt sie: die ganze Hilflosigkeit des Verlassenen zittert in ihr, der Schrei des Gequälten entringt sich ihr. Wenn der Dichter noch nicht sich selbst als den von solchen Regungen beherrschten Menschen ausgibt, so liegt dies beschlossen in seiner Veranlagung: im Kunstwerk strömt er eben jenes Leid und Glück aus, das auch seine großen Nachfolger, die Propheten, durchbebt, die gleich ihm erhabene Künstler, erhabene Dichter waren, aber zugleich, in die Fußstapfen des Elia tretend, auch furchtlos ihr Selbst einsetzten im Kampf gegen die Mißstände der Zeit. So bringt es ihr zum Kampf mit den Machthabern der Zeit hindrängendes Wesen mit sich, daß sie ihre Bekenntnisse nicht mehr wie der Verfasser der Legenden fremden Gestalten in den Mund legen, sie senden sie vielmehr in die Welt hinaus als ihre persönlichen Anschauungen, als Drohungen und Mahnreden, als Ergüsse ihrer übervollen Seele.

AMOS

„PROPHETEN", sagt Friedrich Nietzsche, „sind schwer leidende Menschen", und wohl nirgends sonst tritt das Schauerliche eines prophetischen Lebens so zum Vorschein wie bei den großen Gestalten Israels, die, im Namen Jahwes, ihres Volkes, ja, der Völker Schicksal offenbaren. Sobald sich in der Geschichte Israels prophetischer Geist als Geist eines Mannes regt, der als Herold Jahwes es wagt, Anschauungen zu vertreten, die den Machthabern bittere Tropfen in den Wonnetrank ihrer Hoffnung mischen, da folgt meistens sofort der Zornesschlag: Micha ben Imla, der bei Gelegenheit eines Kriegszuges Unglück weissagte, während alles in Hoffnung schwamm, wurde von Achab verfolgt und mußte seinen Mut mit dem Leben büßen. Auch Elia mußte, wie es die Legenden erraten lassen, vor den Nachstellungen der Herrschenden fliehen, und wo dem Propheten das Schlimmste, der Tod oder

Kerkerhaft, erspart bleibt, da ist er meist hineingebannt in eine grauenhafte Einsamkeit und Verlassenheit, wie ein Fremdling inmitten seines Volkes lebend, dessen Not ihn aufs tiefste erschüttert. Das Tragische des Lebens fast aller jüdischen Propheten ist darin beschlossen, daß sie eine Gottesbotschaft verkünden, die auf die Herrschenden wie ein unerhörter Frevel wirkt, und so stehen sie mit ihrer Weisheit da wie in einer von schweren Gefahren bevölkerten Wüste.

Namentlich das Leben des Amos, des ersten großen Propheten, dessen Persönlichkeit klar zu fassen, ist in die Gewitterschwüle einer solchen Tragik gebannt. Ist ihm doch von der Gottheit ein furchtbarer Auftrag zuteil geworden: nämlich zu fluchen, wo die Machthaber wähnen, einen ewigen Bund mit dem Glücke geschlossen zu haben; göttlichen Zorn zu offenbaren, wo man in Festen, überschäumend im Hochgefühl des Lebens, sich dem Jubel überläßt.

Wie aber, sind denn die unteren Schichten, für die doch die Propheten streiten, nicht von der Hoffnung beschwingt, daß eine göttliche Wundertat sie in paradiesische Fülle führen wird, und müßte es denn da für die Propheten nicht eine wonnevolle Aufgabe sein, die Frühlingsbilder, die die Hoffnung zeitigt, mit betörenden Farben vor die Augen der Harrenden zu zaubern? Nun, es gibt keinen Propheten, in dessen Augen nicht irgendwie die besonnten Gefilde des Glücksreiches der Zukunft aufschimmern, und es gibt Propheten, die in überschwenglichen Lauten des Frohlockens die Segenszeit gepriesen haben. Aber man übersehe nicht: aus der wilden Brandung des Gerichts, einer Katastrophe also, taucht die Insel des Friedens auf, und da dieses Gericht vor allem den frevelnden Machthabern gilt, und da die Propheten mit der Sicherheit eines göttlichen Wissens das Kommen des Gerichts voraussagen, so geraten sie in einen gefährlichen Gegensatz zu den Herrschenden, denen sie den Zorn ihres Gottes entgegenschleudern und Tod und Verderben ansagen.

Ja, die Vision des Gerichts kann mit solcher Macht den Propheten umflammen, sein Groll, seine sittliche Entrüstung kann ihn mit solcher Gewalt bestürmen, daß kaum ein Schimmer des von der Gnade der Gottheit beschienenen Friedensreiches ihn berührt: Nacht und Grauen umfängt ihn dann, aus schwarzen Wolken zuckt das Verderben, dämonische Gewalten wälzen sich heran, daß der Prophet, in düsterem Triumphe dem schaurigen Schauspiel zugewandt, in einen wahren

Wirbel hineingebannt wird, in dem ihn bewahrt allein das Bewußtsein, von seinem Gott, dessen Gesandter und Sprecher er ist, behütet zu sein.

Ein solch nächtiges Bild bietet das Leben des Amos dar, wenn auch gewiß an seinem Himmel einmal leise das Frührot sich regt. Die Kraft, inmitten des Entsetzens zu jubeln im Gedanken an die kommende Gnadenzeit, hat er nicht aufgebracht, und so ist er weit mehr als ein Sprecher des nach dem Heile dürstenden unterdrückten Volkes. In einer höchstpersönlichen Weise wird ihm die Erscheinung des Gottesgerichts zu einem sein Wesen durchflammenden Erlebnis: die Vision des Gerichts lodert in ihm in einer einzigartigen, düsteren Leuchtkraft auf, die alles überglänzt, was sich im Bereich der babylonischen Kultur bisher auf eine solche Weltkatastrophe bezog.

Der Droh- und Zornesruf des Amos kommt aus dem Süden des Landes, aus einem der Wüste nahegelegenen Gebiet. Er war Viehzüchter, ein wirtschaftlich selbständiger Mann, der, wie wir es uns vorstellen können, vielleicht, indem er Schafe verkaufte, die Verhältnisse des Nordlandes kennenlernte. Er war kein Gelehrter, aber ein hochgebildeter Mann, der das Erbe jener Kulturströmung antrat, die sich gegen den Geist der Heldenzeit wandte, ein Mensch, in dem noch der ganze stolze Sinn des freien Mannes fortlebte: beherrscht von einem trotzigen Willen, der seiner Gestalt etwas Ehernes verleiht, dazu im Besitze eines Verstandes, dem es gelingt, die Erscheinungen, die ihn beschäftigen, aus dem Gewoge der Zeit herauszuheben. Dieser Mann zeichnet die wichtigsten Eindrücke, die sich seiner bemächtigen, auf, und da seine Seele hochgestimmt ist, und sei es auch allein im Gefühl, einem Furchtbaren, Ungeheuren Ausdruck verleihen zu müssen, so ist seine Sprache vom Rhythmus eben dieser jäh auflodernden Seele durchwogt. Erstmals gewinnt die sittliche Leidenschaft durch ihn einen künstlerischen Ausdruck, und diese sittliche Leidenschaft ist durchglüht vom Geiste Jahwes, des göttlichen Herrn, dessen Erhabenheit Amos, das Werk des Elia und des Jahwisten fortsetzend, in der gewaltigen Vision seines Geschichtsgemäldes wie niemand vor ihm gefeiert hat.

Amos ist stark von den Vorstellungen der in einfache Lebensverhältnisse zurückstrebenden unteren Schichten und deren Wortführer beherrscht. Mit Wohlgefallen gedenkt er der Nasiräer; doch wehrt er sich dagegen, mit den Nebim, den Jahwepropheten, zusammengestellt zu werden, und fürwahr, gewaltig überragt er sie. Er gehört keiner Prophetengenossenschaft an, er steht allein, bauend auf die Kraft seines

vom Geiste Jahwes erfüllten selbstherrlichen Willens. Das dionysische Gebaren der Nebim liegt ihm fern, mit Zaubereien hat er nichts zu tun. Er ist, in unserer Sprache ausgedrückt, ein moderner Mensch, atmend in einer Geistesklarheit, die seiner Rede Schärfe und Bestimmtheit verleiht, seinen Willen auf ein klar umschriebenes Ziel hinweist, das festgehalten wird, mögen ihn auch schwere Gefahren bedrohen. Er ist nicht gekommen, den Menschen zu Gefallen zu reden, sondern den Willen Jahwes zu offenbaren, ja, eine furchtbare Wahrheit zu verkünden: nämlich, daß Israel morsch ist wie ein alter Baum, den der Blitzstrahl treffen und vernichten wird.

Niemand hat bisher ein so klares Bild des sozialen Verfalles entworfen wie Amos. Alles, was der Masse der Unterdrückten, den Nasiräern und Rechabiten, den Leviten, den Jahwepropheten auf der Zunge lag; was der Jahwist, der Elohist und die übrigen Schriftsteller noch mehr in das verhüllende Gewand der Poesie kleideten, das tritt nun bei ihm wuchtig hervor in einem düsteren Gemälde der sozialen Zustände, das überhaucht ist von der Glut der Erbitterung eines Mannes, der die sittliche Verwilderung der Zeit empfindet als eine unerhörte Schmach, die Jahwe, seinem Gotte, angetan worden.

Amos ist ein grimmiger Feind der Lebensweise der herrschenden Kreise, mit den Augen des Adels gesehen ein derber Bauer, ein Barbar, dem es nicht eingehen will, daß es Genüsse gibt, von denen sich der Mann der schwieligen Hand nicht träumen läßt. Er verabscheut die rauschenden Opferfeste und gibt seinem Jahwe Worte ein, die einer Aristokratenseele wie eine Verrücktheit erscheinen mußten.

„Ich hasse und verschmäh' eure Tänze,
Und kann eure Feiern nicht riechen,
Mag eure Gaben nicht, sehe
Nicht an eure Mastkalbopfer.

Schafft fort mir den Lärm eurer Lieder,
Nicht hör ich aufs Spiel eurer Harfen!

Sie feiern den Teufelstag
Und opfern Mord und Gewalttat.

Sie liegen auf Elfenbeinlagern
Und lümmeln auf ihrem Diwan,
Und fressen das Lamm aus der Herde,
Die Kälber aus dem Stalle.

Sie klimpern auf der Harfe,
Erfinden Gesangsinstrumente,

Sie trinken Wein aus dem Becken,
Versalben die feinsten Öle.

Mich ekelt Jakobs Hoffart,
Ich hasse seine Paläste."

Er wagt das Unerhörte: er erscheint im Reichstempel zu Bethel, wo man, um Jahwe zu danken für eine Siegestat, sich zu einem Opferfest eingefunden, und während alles von Jubel erfüllt ist, stößt er im Namen seines Gottes furchtbare Drohungen aus: den Untergang des Nordreiches weissagt er. Man jagt ihn, den Judäer, in dem man nichts als einen gewöhnlichen Nebim erblickt, als einen Narren davon. Niemand ahnt, welche Bedeutung diesem seltsamen Schauspiel zukommt.

Zwei Welten stoßen aufeinander: die herrschende Schicht, die Jahwe immer noch als den Herrn der Heerscharen feiert, der seinem Volk den Sieg verleiht, und der Genius des unterdrückten Volkes, der sich aufbäumt gegen die von einem unbändigen Machtwillen erfaßte Aristokratie, ihre religiösen Feste verdammt und als schönsten, Jahwe allein wohlgefälligen Gottesdienst preist ein der Gerechtigkeit geweihtes Leben.

Auch des Amos Gott ist wie der seiner Vorgänger der Schutzgeist der sozialen Harmonie, aber der Prophet erlebt das Gefühl der Gottesnähe nicht, indem er sich etwa wie der Jahwist in der Phantasie in lieblichen Gefilden sozialen Glückes ergeht, sondern indem er haßerfüllt, grollend, mit der Wucht einer gewaltigen sittlichen Leidenschaft, den Frevlern seine Verachtung entgegenschleudert, enthüllend ihr schändliches Gebaren. Er hat nicht das geringste Verständnis für die schicksalhafte Notwendigkeit der Entwicklung seines Volkes, er sieht nicht, daß auch auf Seiten des Adels neue, edle religiöse Kräfte sich regen: er entdeckt nichts als Flecken. Es fehlt ihm die Wage, um auch den feineren, nicht an der Oberfläche liegenden Zügen der Entwicklung gerecht zu werden, und wenn so der Historiker das kulturelle Gemälde, das er entwirft, nicht ohne weiteres gelten lassen will: gerade dadurch, daß die feiner abgetönten Farben fehlen, gewinnt es die Wucht einer erschütternden Offenbarung. Und dieses Gemälde des Amos hat weltgeschichtliche Bedeutung erlangt. Bei allen Propheten, auch denen der Spätzeit, wie Jesus und Paulus, die sich der Verderbnis der Menschen entgegenstellen, taucht das Bild der Fluchzeit auf in den Farben des Amos, mögen auch entsprechend der Zeitlage Besonderheiten hervortreten.

Amos ist der Revolutionär, der nicht mehr wie die Rechabiten und die alten Jahwepropheten mit dem Schwert in der Hand für Jahwes Majestät eintritt, sondern der baut auf seines Gottes Wundermacht. Aber der Groll jener Revolutionäre, der Groll auch des Elia, lebt in ihm fort, hoheitsvoll und erhaben als der Groll Jahwes, der in ihm stürmt, und so nimmt er den Kampf gegen die Herrschenden auf mit der Macht seiner ehernen Rede, die Jahwes Odem durchglüht: und als ein wahrer Held, alle Gefahren mißachtend, stellt er sich trotzig seinen Feinden entgegen.

Wuchtig tönt uns das schrille, drohende „Wehe den Reichen!" entgegen, denen das Volk zum Fraße dient, die sich mästen und ihre stolzen Häuser mit Steinen der Ungerechtigkeit bauen: die Armen auspressen, die Richter bestechen, die Gerechtigkeit in Wermut verwandeln. Und auch der Frauen gedenkt er, die ihre Männer verleiten, Böses zu begehen, daß sie sich mästen und berauschen können.

Dieser Haß gegen die Herrschenden ist eingegeben von tiefem Mitgefühl für die Leiden des wehrlosen Volkes, und da Jahwe der Schutzgeist der Armen ist, der Gott einer auf den Grundsäulen der Gerechtigkeit ruhenden Volksgemeinschaft, so kommt für Amos die neue Entwicklung Israels einem Abfall von Jahwe gleich. Mögen die hohen Herren auch Jahwe im Munde führen und ihm bei ihren Opferfesten mit verschwenderischer Pracht huldigen als dem göttlichen König des Volkes: Jahwe flößt der Opferduft Abscheu ein. Auch in der Wüste, meint Amos, hat man ihm keine Opfergaben dargebracht, ihm ist der Kultus Nebensache: Jahwe feiern heißt, mit reinem Herzen vor ihn hintreten, heißt vor allem, Gerechtigkeit üben.

„Schafft fort mir den Lärm eurer Lieder!
Nicht hör ich aufs Spiel eurer Harfen!
Gerechtigkeit quelle wie Wasser
Und Recht wie ein strömender Bach!"

So sehen wir, wie auch bei Amos die Frömmigkeit dem Innersten der Seele entströmt: auch er bewegt sich auf der Höhenlinie des Jahwisten, Elohisten und des Verfassers der Elialegenden, nur daß bei ihm die neuen Kräfte der vorhergehenden Entwicklung zusammenklingen. Ihm ist, mag er sich darüber auch nicht aussprechen, die Gottheit eine persönliche Lebensmacht, die ihn in den Stürmen des Lebens aufrechterhält: ein erhabener Schutzgeist, der ihm zur Seite steht, wenn Gefahren im Anzug sind. Ihn erfüllt also die Macht der Frömmigkeit als

ein erlösendes, bei allem tiefen Leid auch wieder beglückendes Lebensgefühl, das in dem vom Atem des Ewigen erfüllten Herzen quillt; aber vor allem ein Handeln im Sinne Jahwes ist sie ihm, ein vom Gefühl des Mitleides mit den Schwachen eingegebenes Handeln nach den Weisungen des Gebotes der Gerechtigkeit. So wahrt Amos die Tradition seiner Vorgänger. Die soziale Bewegung gewinnt auch bei ihm die Weihe durch religiöse Erlebnisse, in denen der Rhythmus einer hohen, edlen Geistigkeit schwingt.

Als etwas Unbegreifliches, Ungeheuerliches erscheint es dem Propheten, daß Israel Jahwe verlassen hat.

„Ruf's aus von den Bergen in Asdod
Und denen im Lande Ägypten
Und sage: versammelt euch
Auf Samarias Berg und sehet
Wieviele Wirren darinnen,
Bedrückung in seiner Mitte!
Sie speichern auf Gewalttat
Und freveln in ihren Burgen!"

Aber wird Jahwe noch länger dem Treiben der Lästerer und Frevler zuschauen? Nun, auch Amos lebt ganz wie seine für Jahwe, den Gott der Gerechtigkeit, streitenden Vorgänger in der Vorstellung, daß ein Fluch verderbenbringend über Israel brütet, und daß die Zeit nicht ferne ist, wo die Flammen herausbrechen und zerstörend um sich fressen werden. Aber wenn dort lediglich die unklare Sehnsucht nach der Heilszeit oder wild aufflammende Rachegelüste die Vorstellung des Gerichts wecken: wie klar durchdacht — freilich innerhalb der Grenzen eines religiösen Erlebens — ist alles bei Amos. Und wie schroff heben sich seine Anschauungen von denen der Herrschenden ab, und welcher Mut, welche geistige Überlegenheit gehört dazu, um sich auf die Höhe dieser Betrachtung zu schwingen!

Jahwe ist der Gott der Gerechtigkeit, und zum Wesen der Gerechtigkeit gehört es für den von revolutionärer Leidenschaft erfüllten Propheten, daß die Frevler in den Abgrund gestürzt werden. Ihm ist Jahwe wohl auch ein huldvoller Gott, ein gnadenspendender König, der aber in furchtbarem Grolle aufwallen kann, wenn seine Huldbeweise mit Undank belohnt werden.

Israel ist von Jahwe erwählt: ist es nicht ein Unerhörtes, daß das kleine Volk im Dienste stehen darf eines Gottes, der als Alleinherrscher das Weltregiment ausübt? Euch kenne ich allein von allen Geschlechtern

der Erde, so läßt Amos seinen Gott sprechen, aber gerade deshalb „straf' ich an euch all eure Missetaten". Denn Israel ist blind und taub. Es erkennt nicht Jahwes erhabenen Plan; unaufhörlich reizt es durch Willkürtaten seinen Gott. Es ist unzugänglich den Warnungen, die von ihm ausgehen: Hungersnöte, Dürren, Heuschreckenplagen, Kriegsnöte, die Jahwe gesandt: alles dies läßt das Volk unberührt, erweicht nicht seinen Sinn, öffnet ihm nicht die Augen. Wohlan, Jahwes Geduld ist zu Ende. Das Gericht kommt, das furchtbare Gericht, der Gottesschrecken, der dämonisch daherfährt und die Machthaber mitsamt ihrem Prunk vernichtet.

Babylonische Vorstellungen einmal, dann aber auch glühender Haß geben Amos wahre Schreckensbilder ein. Nur ein racheatmender Revolutionär konnte in solchen Vorgängen wie diesen schwelgen:

„So wahr ich Gott, schwur Jahwe,
Es kommen Tage, da hebt man
Euch hoch an der Nase mit Angeln,
Am Hintern mit Fischerhaken;
Zerfetzt komm jeder einzelne
Hervor, und so fliegt auf den Mist ihr!"

Erschauernd und frohlockend zugleich blickt der Prophet im Geiste Jahwes Rachetat zu, aber auch das Gefühl der Rührung überkommt ihn zuweilen, wenn er der gräßlichen Verwüstung gedenkt:

„Die Jungfrau Israel fiel,
Erhebt sich nicht wieder,
Ist hingestreckt auf ihr Land,
Aufhebt sie niemand."

„Auf allen Märkten Klage,
In allen Gassen Wehrufe!

Der Ackerer ladet zur Trauer,
Der Hirt zu Grabliedersängern,
In jedem Weinberg klagt man,
Wenn ich durch dich hinfahre!"

Freilich, Jahwe läßt sich nicht erweichen, sein Entschluß, Israel zu züchtigen, ist gefaßt für immer, mögen auch die Frevler klagen und wimmern und dem Unheilsschlag zu entgehen suchen.

„Und brechen sie durch nach Scheol,
Von dort holt meine Hand sie;
Und steigen sie auf zum Himmel,
Ich stürze sie von dort herunter.

Und birgt sie das Haupt des Karmels,
Ich find' und packe sie dort,
Versteckt sie der Grund des Meeres,
Ich heiße die Schlange sie beißen.

Und wandern sie in die Knechtschaft,
Ich heiße das Schwert sie töten.
Ich richte auf sie mein Auge
Zum Bösen und nicht zum Guten."

Doch nicht allein Israel, auch andere Völker, so die Ammoniter und Moabiter, werden Jahwes grausige Majestät zu spüren bekommen. Um ein Weltgericht handelt es sich, das den Schändern der Gerechtigkeit, wo immer sie sein mögen, Verderben bringt. Und auch die Natur wird in den Aufruhr einstimmen: die Sonne wird sich verfinstern, denn Jahwes Licht erbleicht, wenn er sein grausiges Werk vollbringt, und die Windsbraut wird heulend sich in das Jammergeschrei mischen.

Einen neuen Zug bringt Amos in das Gemälde des Gerichts, wenn er dieses als Völkerkatastrophe beschreibt. In Babylon gewiß, wo der Blick ganz anders in die Weiten der Welt gerichtet war als in Juda, tauchen ähnliche Vorstellungen auf; in Juda sind sie neu. Auf einer höheren Warte als seine Vorgänger steht so der Prophet. Das Ringen der Völker um die Vorherrschaft wird ihm zu einem unheimlichen Problem, und da Jahwe in diesem Ringen den Entscheid gibt, so vollzieht sich ein Unerhörtes: der Proletariergott, wenn wir diese Bezeichnung sinngemäß gebrauchen wollen, wird erhöht zum Richter über die Völker: er stellt die Völker in den Dienst seiner Sache, läßt deren Heere anstürmen gegen die Schänder seines Heiligtums, daß diese zersprengt und vernichtet werden. Und so spricht denn Amos das greuliche Lästerwort aus: die Assyrer werden Israel den Untergang bereiten, Jahwe wird sie herbeilocken, um dem treulosen Volke die Macht seiner Majestät einzuhämmern. Es hat der kühne Prophet erkannt, welche Gefahr von seiten der Assyrer droht, indem Israel, das hochmütige, machtdurstige, sich gegen den Eroberer auflehnen und so in die Klauen des Löwen geraten wird. Es war damals mehr als Verwegenheit, von einer assyrischen Gefahr zu sprechen. War es doch gerade dem Nordreich gelungen, das Joch, das ihm die Syrer auferlegt hatten, zu zerbrechen, und feierte man doch damals die Rettung als Siegestat Jahwes, des Gottes der Heere!

So erkennt man, daß das Denken des Propheten den Anschauungen der herrschenden Klassen in allen entscheidenden Dingen entgegen-

gesetzt ist: er ist fürwahr deren Antipode. Und da er sich als Sprecher Jahwes ausgibt, so gewinnt dieser Züge, daß er sich von dem Jahwe der Machthaber abhebt wie eine fremde Gestalt. Für diese ist der zum Schutzgeist des kanaanäischen Gebietes gewordene Jahwe immer noch der Gott der Heerscharen, der Israel beisteht in den Kämpfen gegen die Feinde: die erhabene Ausstrahlung also eines kriegerischen Machtwillens.

Amos aber blickt von der Höhe seines Gottes auf das Völkerleben als das Herrschaftsreich Jahwes, und da gibt er denn eine tiefsinnige Deutung des weltgeschichtlichen Geschehens. Als Götterkönig feiert er Jahwe, dem alle Völker untertan, und wenn sein Wille mißachtet wird, da schreitet er ein mit den Sturm- und Feuergewalten des Gerichts. Das geschichtliche Leben, um die Anschauung des Propheten zu umschreiben, bildet kein sinnloses Ringen der Völker, sondern den Machtbereich eines gewaltigen Gottes, des einzigen Gottes, der segnet, wenn die Menschen in seinem Geiste handeln, Fluch und Unheil sendet, wenn der Lichtpfad seiner Gebote verlassen wird. Mag Israel von Jahwe erwählt sein: geht es den Weg der Selbstherrlichkeit, mißachtend seines Gottes Willen, so zieht auch es sich Jahwes vernichtenden Groll zu; denn dessen Majestät bleibt unberührt, auch wenn das Volk, dem er sich mit besonderer Huld zugeneigt, in den Abgrund gestoßen wird.

Einem erhabenen Ideal also müssen die Völker zustreben, soll ihre Herrlichkeit Bestand haben, dem Ideal der Gerechtigkeit, und die Weltgeschichte wird zum Weltgericht, wenn sie sich der Leidenschaft des Machtstrebens überlassen. Amos kann diese tiefe Erkenntnis nicht beweisen: sie ist eingegeben von seinem Ideal und freilich auch von einem großartigen Witterungsvermögen. So vermag es der Prophet mit dem Willen Jahwes ohne weiters in Einklang zu bringen, wenn die Assyrer Israel niederwerfen. Sie bilden sein Werkzeug, die Schreckensmacht, mit der er die Frevler zu Fall bringt, während den Machthabern ein solcher Ansturm todbringender Feinde, zufolge ihrer viel engeren Gottesauffassung, unheimliche Nöte bereiten müßte. Die bange Frage, ob denn Jahwe noch der treue Hüter des Volkes ist, ob nicht seine Hoheit verblaßt, müßte sich aufdrängen.

Wenn nun Amos mit der Zerschmetterung Israels als einer feststehenden Tatsache rechnet, gerät er denn da nicht selbst in den Abgrund einer schauerlichen Unstimmigkeit? Wie, ist er nicht aufgestanden, um das Ideal der Gerechtigkeit zu feiern, und nun betrachtet er

es als den Willen seines Gottes, daß das Volk, dem seine Liebe und freilich auch sein Groll gilt, ausgelöscht wird wie ein flackerndes Licht? Stürzt denn mit Israel nicht auch der Boden ein, auf dem allein die Saat des Wortes Jahwes aufgehen kann?

Man kann nicht sagen, daß Amos eine klare Antwort gegeben hätte. Er ringt förmlich mit diesem düsteren Problem. Aber doch bergen seine Schriften Andeutungen, die erkennen lassen, wie auch er zuweilen sich der Hoffnung hingibt, es werde das erlösende, segnende Licht inmitten des Volkes Jahwes aufgehen.

An und für sich bedeutet nach der erhabenen Auffassung des geschichtlichen Geschehens, die der Prophet vertritt, der Untergang Israels keineswegs eine Unterwühlung des Grundes, auf dem die dem Geiste Jahwes entsprechende Lebensordnung erblühen könnte. Jahwe ist ja Weltgott, sein Reich fällt nicht mit den Grenzen Israels zusammen. Aber müsste sich Amos nicht völlig vom Boden seines Volkes loslösen, würde er sich der Idee hingeben, daß im Reiche Jahwes keine Stätte für Israel bereitet sei? Wallt sein Herz nicht in Liebe, und zwar auch noch in den Flammen des Zornes, seinem Volke zu, ja, ist nicht gerade das grauenhafte Rasen Jahwes im Gericht ein Beweis dafür, wie furchtbar den Propheten die Untreue Israels erschüttert?

Es ist ergreifend, zu sehen, wie Amos, trotzdem ihm das schaurige Verhängnis des Gerichts nie aus den Augen weicht, sich gleichsam im geheimen dagegen auflehnt, daß Israel, das Volk, das Jahwe auserwählt, nicht im Segensreich des Friedens Aufnahme finden soll. Die Visionen, die Amos beschreibt, verraten die geheime Sehnsucht seines Herzens. Heuschreckenschwärme tauchten auf, das Land in eine Öde zu verwandeln. „Da sprach ich: Jahwe, vergib doch! Wie besteht da Jakob, so klein schon! Reu'n ließ sich dies Jahwe, es soll nicht geschehen!" Wer vernimmt aus diesen Worten nicht den Laut der Liebe, die es nicht zulassen will, daß Israel, mag auch seine Schuld ungeheuer sein, im Gericht zu Tode getroffen werde? Und wenn Amos schildert, wie die Menschen am Tage des Gerichts klagend umherrennen und die Auen trauern, klagt da nicht auch sein eigenes Herz mit, ohne daß er es freilich zugeben will? Und dann beachte man: sein „Wehe" gilt doch lediglich dem Nordreich, und es gilt sicher nicht dem ganzen Volk, sondern allein den Großen, die der Schwachen Mark auspressen. Und wirbt Jahwe nicht förmlich um die Gunst Israels, wenn er den Treulosen zuruft: „Sucht mich und lebet, sucht Gutes, nicht Böses, damit ihr

lebet und Jahwe mit euch sei!" Wirklich leuchtet ein Hoffnungsschein auf in den Worten, daß Jahwe vielleicht Josephs Rest begnadige.

So fehlt der künftigen Ordnung bei Amos noch jeder scharfe Umriß. Ein Gottesreich der Gerechtigkeit liegt in seiner Geschichtsauffassung durchaus beschlossen; aber die sittliche Leidenschaft des Propheten, die ganz dem Kampfe und den Schauern des Gerichts hingegeben ist, erstickt die Glut der Glückserwartung. Amos ist die eherne, die düsterste Gestalt unter den Propheten: alles andere als der Herold mit der Fackel, der in dunkler Nacht den Weg erhellt. Sein Werk wirkt überwältigend als ein rasender Durchbruch einer neuen, die Heldenzeit in die Acht erklärenden Kultur, aber es geht ihm noch ab die Harmonie einer geschlossenen, erlösenden Schöpfung. Die frohlockenden Klänge fehlen fast ganz. Doch auch sie werden laut. Lauschen wir nun ihnen!

HOSEA

HOSEA, der Nordisraelit, der einige Jahrzehnte nach Amos wirkte, setzt das Werk des Meisters, das er in seinen Hauptzügen festhält, fort. Noch ist auch er von den Schrecken des Gerichts gespenstisch umflattert, aber seine Liebe zu Israel verzehrt sich nicht völlig in Haß und Groll, sie bricht zuweilen als ein reiner, verklärender Strahl der Hoffnung durch, und insofern vor allem nimmt Hosea neben Amos eine besondere Stellung ein. Der zarte Sinn des Jahwisten ist seinem Wesen beigegeben: ein Drang tröstender Liebe, der freilich dann wieder seltsam absticht von den Ausbrüchen wilden Hasses und der Rachgier.

In reicher abgetönten Farben als Amos bietet Hosea das Bild der kulturellen Auflösung dar. Sein Blick schweift hin zu den Zeiten der Väter, der guten alten Zeit, die er, verkennend den wahren Geist, der hier herrschte, daliegen sieht, eingetaucht in fleckenlose Harmonie. Damals hat Jahwe sein ihm treu ergebenes Volk mit inniger Liebe behütet, aber nun muß er sich von ihm abwenden, weil es die Treue gebrochen. Israel ist auf eine Bahn geraten, die nicht zu Jahwe führt, sondern in den Abgrund. Leidenschaftlich wendet sich Hosea gegen den Machtwillen der Herrschenden, und er beleuchtet die neuen kulturellen Erscheinungen mit einer von Amos nicht erreichten Weite des Blickes als schauerliche Anzeichen eines Verfalles, der Israel den Untergang bereiten wird. Amos hat doch in erster Linie die sozialen Mißstände, die Herrschaft der Ungerechtigkeit, im Auge, wenn er seines Volkes Verderbnis schildert. Auch sie werden von Hosea nicht übersehen: auch er

enthüllt die Treulosigkeit und Herzenshärtigkeit der Machthaber, die den Armen niedertreten. Aber wuchtiger wird seine Anklage, wenn er der politischen Wirren gedenkt, der blutigen Vorgänge auf den Höhen der Gesellschaft: „Sie alle glühen wie ein Ofen und fressen ihre Regenten; all ihre Könige fallen und keiner ruft zu mir. Man wählt ohne mich den König, setzt Fürsten ein ohne mein Wissen."

Und nicht allein gegen den Machtwillen der Herrschenden, soweit er zur Knechtung der Massen und zu Revolutionen führt, bäumt sich der Prophet auf, sondern auch gegen das Machtstreben auf dem Gebiet der äußeren Politik, das Israel in den Strudel der Weltwirren hineinreißt und zur Auslöschung seiner Eigenart führt. Man schwankt zwischen Ägypten und Assur hin und her, um sich in dem wilden Gewoge des Völkerringens zu behaupten, lebt im Wahn, daß irgend eine der Großmächte Israel in seinem Streben nach Ruhm fördern werde. Aber was wird der Erfolg sein? Man wird Wind säen und Sturm ernten, wird die eiserne Hand der Mächtigen zu spüren bekommen und statt Ruhm Schande erleben.

So wird immer deutlicher, wie der Prophet die noch vom Geist der Heldenzeit erfüllte Atmosphäre der Herrschenden sprengen möchte. Der Machtwille, wo immer er sich zeigt, ist ihm das Böse schlechthin, und wenn auch bei ihm ein Machtwille noch fortlebt, so ist er in unerhörter Weise vergeistigt: Jahwes Herrschaft ist nicht die eines Tyrannen, der Völker niederzwingt, sondern die einer Segensmacht, die allen Weiten zum erquickenden Born wird. Freilich, noch gelingt es Hosea nicht, diesen erhabenen Gedanken, der in der prophetischen Gottesauffassung beschlossen ist, in klarer Prägung ans Licht zu heben, aber sein Werk zeigt, daß nur noch ein Schritt fehlt, um das göttliche Reich aufstrahlen zu lassen.

Als das Hauptzeichen der Auflösung der einst unter der Königsherrschaft Jahwes so gefestigten Lebensordnung gilt Hosea der Baalsdienst, den Amos kaum berücksichtigt. Daß auch hier feinere geistige Regungen am Werke waren, bleibt ihm verborgen, und da eben der Adel vor allem den Baalen, und sei es auch, daß er Jahwe im Munde führte, huldigte, der verschwenderische, habgierige Adel, so wird ihm der Baalskult zum Inbegriff des Bösen. Der Bilderdienst erscheint ihm als Frevel gewiß schon deshalb, weil er die Neuerung einer Zeit darstellt, die ihn mit Entsetzen erfüllt, und weil man in den Zeiten der Väter nichts von einer solchen Gottesverehrung wußte: aber auch des-

halb, weil er widerspricht Jahwes gewaltiger, über alles Sinnliche hinausgerückten Hoheit. Armseliges Menschenwerk sind diese Bilder, neben Jahwes Majestät so wenig wie der Staub gegenüber der Pracht der Sonne. Und wären wenigstens die Baalspriester Gestalten, auf denen das Auge mit Wohlgefallen ruhen könnte! Aber gerade gegen sie schäumt der Prophet grollend auf. Eine Räuberbande nennt er sie, Giftmischer sind sie, die mit falscher Götterlehre das Volk krank gemacht. Ihre Schlachtopfer sind ihm ein Nichts: Liebe will Jahwe, nicht äußere Gaben, und eben weil die Baalsverehrung jene Liebe, die in Werken der Gerechtigkeit sich äußert, nicht zum Entströmen bringt, so ist sie ihm ein Greuel, der die wilden Geister seiner Rache entfesselt.

Hosea hat klar erkannt, daß seiner Zeit der Leitstern fehlt: daß die Kräfte wild durcheinanderwirbeln, die Führer nicht mehr leiten und für das Wohl des Volkes sorgen; die Religion fehlt, welche die lebenatmende Einheit und Festigkeit des Ganzen verbürgt. Ein treffendes Bild gebraucht er einmal: Israel gleicht dem Reisighaufen auf dem Fluß, der bald hierhin, bald dorthin getrieben wird. Es ist kein kräftiger Leib mehr, der sich zur Blüte entfaltet, es ist dem Siechtum verfallen, alt geworden. Und da der Prophet — dem gleicherweise wie Amos verborgen ist, daß diese Entwicklung ein Schicksal darstellt — die Herrschenden vor allem verantwortlich macht für diese Wandlung, so kann er seinem Hasse freien Lauf lassen. So rast denn auch er gleich Amos und gibt seinem glühenden Groll in düsteren Visionen des Gerichts Ausdruck.

Israel mag sich mit Assur einlassen, mag mit ihm ein Bündnis schließen! Wohlan, der Großkönig wird, von Jahwes Hand geleitet, als ein König des Zornes herbeieilen, und sein Regiment wird Tod und Verderben bedeuten. Furchtbar wird Jahwe, wenn der Tag der Vergeltung kommt, sein Volk heimsuchen: er ist die Motte für Ephraim, Wurmfraß für das Haus Juda. Das Bild des blutdürstenden Löwen taucht auf, die Unterwelt mit ihren Schrecken: „Her, Tod, mit deinen Seuchen, Scheol mit der Pest!“

Diese Schilderungen sind ganz wie bei Amos von revolutionärem Groll durchflammt, und in der Tat denkt Hosea vor allem an die Herrschenden, wenn er die Greuel des Gerichts entfesselt. Sie, die Hoffärtigen, Stolzen, die sich mit ihrer Heldenhaftigkeit brüsten, sie wird der Sturmwind Jahwes erfassen und zu Boden werfen, daß sie sich nicht mehr erheben.

Wie aber, wenn Israel vernichtet wird, werden dann nicht auch jene, denen das Leben so schwer gemacht ist, die Armen und Geknechteten, vom Rachestrahl Jahwes getroffen? Und ist Jahwes Zorn, wenn er wie ein Wüstenwind alles wegfrißt, noch der Zorn eines Gottes, der einst sein Volk mit seiner Huld bekränzt hat? Ist es nicht der Groll eines Dämons, der wie eine finstere Naturmacht alles niederringt, was ihm begegnet? Genug, Hosea kann auf die Dauer das Schreckensbild des düsteren Gottes, der kein Erbarmen kennt, nicht ertragen. Wohl ziehen über seine Seele immer wieder grollende, von zuckenden Rachestrahlen gespenstisch beleuchtete Wolken, aber es bricht auch wieder die Sonne durch: die Macht seiner Liebe, die es nicht zugeben kann, daß Israel von der Finsternis verschlungen werden soll. Hosea ist eine viel weichere, zartere Natur als Amos, mag er auch einmal an die Pforten der Hölle schlagen, auf daß sie sich rasselnd öffne und die wilden Dämonen hervorbrechen. Die Macht innigen Gefühls, das sich abwendet vom Graus der Zerstörung, überkommt ihn zuweilen, und wie vielsagend ist es, daß er die Liebe Jahwes zu seinem Volke vergleicht mit der Liebe des Mannes, der von seinem Weibe betrogen worden und nun, mag ihn auch die Treulosigkeit, die ihm angetan worden, mit Entsetzen erfüllen, immer wieder die Hand ausstreckt nach der Genossin, sich wiegend in goldenen Träumen! Und wie könnte Hosea, der in schmelzenden Weisen singt von der Liebe Jahwes, mit der er sein Volk, als es noch in der Blüte der Jugend stand, betreute, wie könnte er dauernd dem Gedanken Raum geben, daß die Gottheit, auch wenn man ihre Liebe zurückgestoßen, wie ein entfesselter Leu wüte! Ergreifende Laute des Schmerzes und des Erbarmens entringen sich der Brust des Propheten:

„Was soll ich, Ephraim, dir tun?
Was soll ich, Juda, dir tun?
Eure Lieb' ist wie Morgengewölk,
Wie Tau, der frühe vergeht."

Und nun finden sich Ergüsse bei Hosea vor, aus denen hervorgeht, wie sich der Prophet dem Anstrom des furchtbaren Unheils, das er geweissagt, entgegenstemmt, und Jahwes Liebe zu Israel, die seine eigene Liebe ist, das schaurige Dunkel seiner Gerichtsvisionen sprengt, daß ein lichter, vom Glück besonnter Tag sich ausbreitet.

„Wie soll ich, Ephraim, dich behandeln?
Wie, Israel, dich preisgeben?
Wie dich gleich Adma behandeln,
Dir's machen wie Zeboim?

Es kehrt sich mein Herz wider mich,
Mit eins ist entbrannt mein Erbarmen;
Nicht tu ich nach meiner Zornglut,
Verderbe Ephraim nicht wieder.

Denn Gott bin ich und nicht Mensch,
Bin heilig in deiner Mitte:
Nicht komm ich wie ein Geier,
Ein Leu, der brüllt, wie das Meer brüllt!"

Die goldene Zeit, wo verstummen die Mißklänge, die Hoseas Seele zerreißen, schimmert auf, und hat der Prophet auch das Gottesreich der Zukunft nicht näher beschrieben: seine entscheidenden Besonderheiten können wir immerhin, versenken wir uns in den Geist des Mannes, enthüllen.

Nicht menschliche Mächte, sondern Jahwes, des göttlichen Erlösers Gnade baut dieses Reich des Segens auf, und als ein helleuchtender Stern schwebt Jahwe über dem Volke. Ein erlösender, befreiender, beglückender Klang der Harmonie durchweht es, eine Harmonie auf allen Lebensgebieten. Eine einzige Religion, der Jahweglaube, überwölbt das Volk, und innig, mit ganzer Seele und den edelsten Gefühlen des Herzens ist es seinem göttlichen Führer hingegeben: verschmähend die Äußerlichkeiten der Kultreligion, ihn feiernd in Taten der Gerechtigkeit des Erbarmens. So herrscht vollkommene Harmonie. Hoch und Nieder fühlen sich als Teile eines Körpers, der leidet, wenn ein Glied verletzt ist. Israels Ruhm wäre es nicht, im Ringen der Völkerleben als eine auf kriegerische Machttaten sich stützende Großmacht zu behaupten: als eine Insel des Friedens vielmehr, als ein in Herzensreinheit erstrahlendes Eiland inmitten des stürmischen Meeres der Völker wird es seines Gottes Wundermacht verkünden.

So etwa könnte man das Ideal des Hosea umschreiben, und es braucht nicht weiter ausgeführt werden, daß es auch in dieser Schilderung sich noch verschwommen genug ausnimmt. Aber immerhin ringt sich ein großer Gedanke durch. Die Massen erwarteten vom messianischen Reich doch vor allem äußeres Wohlergehen, üppiges Fruchtland, jenes Glück eben, wie es sich der Enterbte ausmalt, wenn die Hoffnung die Flügel regt. Hosea ist der Triumph Jahwes noch ein anderes: der Hinwendung des Herzens zu der ewigen Lebensmacht kommt er gleich, die inmitten des rasenden Wirbels des Weltgeschehens den Frieden verbürgt der Seele. So erkennt man, wie in die proletarische Stimmung

hineinklingt die Sehnsucht des großen Einzelnen nach einer Stätte, wo er lauschen kann den ewigen Harmonien.

MICHA

In dieser Hinsicht hat auch der noch vor dem Zusammenbruch des Nordreichs wirkende Prophet Micha sein Eigenstes geleistet. Machtvoll ringt er mit der Unvernunft, den tobenden Gewalten seiner Zeit, und die Schwere einer schauerlichen Stimmung legt sich auf seine Seele. Aber er wird deren Druck Herr, indem er zur Gottheit flüchtet, die ihn in dem brausenden Gewoge der Welt behütet und ihm Trost und Frieden spendet, daß dankerfüllt sein von der Finsternis des Unheils gepeinigtes Auge aufleuchtet.

Wie Amos stemmt sich der Prophet vor allem den Machthabern entgegen, und das Bild der sozialen Zerrüttung, das er entwirft, wirkt erschütternd. Er stammt selbst aus bäuerlichen Kreisen, und ein furchtbarer Schmerz durchwühlt ihn im Anblick des Schicksals, das die Grausamkeit der Herrschenden dem armen Volke bereitet. Auch sein Sinn ist wie der aller Propheten auf die Harmonie gerichtet, und nun muß er es erleben, daß das Volk Jahwes, des Gottes der sozialen Eintracht, angefressen ist von einer Krankheit, die es zu Fall bringen muß. Und dazu das Furchtbare: sie, die das Unheil verschuldet, hören nicht auf die Stimme aus der Höhe, sie jagen den Propheten davon wie einen lästigen Eindringling:

„Laß das Geifern!
Man geifert von dem nicht!
Wird er das Schmähen nicht lassen?
O des Wortes, Haus Jakob!“

Aber der Prophet weicht nicht zurück. Inmitten der allgemeinen Verderbnis fühlt er sich stark als Herold eines Gottes, dessen Geist ihn durchwallt mit der Macht des Heldentrotzes. Er ist, wie er selbst sagt, „erfüllt mit Kraft und Recht und Stärke, seine Frevel Jakob zu künden und Israel seine Sünde“. Selbstbewußt tritt hier das Ich der großen Persönlichkeit hervor, die sich schroff abhebt vom Geltenden und ihr Werk schafft auf eigenem Grunde: der Prophet, der seine Bahn geht, mag sie auch in den Augen der Zeitgenossen als Bahn des Frevels erscheinen.

Die sittliche Leidenschaft, die Micha erfüllt, gibt ihm Schilderungen der Zustände seiner Zeit ein, die unheimlich wirken wie Szenen aus

der Hölle. Keine Stätte bietet sich ihm dar, die sein Auge erfreuen könnte. Sein Volk ist ihm ein Sumpf, der Pestgeruch ausströmt. Es liegt in Todeszuckungen da, und die Herrschenden sind es, die den blühenden Baum gefällt haben. „Sie fressen das Fleisch" des Volkes, „ziehen ihm die Haut ab", „zerbrechen ihm die Knochen"; „friedlichen Wanderern rauben sie den Mantel", „treiben Weiber vom lieben Hause", nehmen die „Ehre Jahwes für immer von ihren Kindern".

„Sie heben zum Schaden die Hände,
Nach dem Vorteil fragt der Beamte,
Recht spricht für Barzahlung der Große,
Nach eigener Gier entscheidend."

„Und krumm ist ihr Bester wie Dornen,
Ihr Bravster wie Heckengeflecht,
Weh, ihre Strafe kommt,
Dann gibt's Bestürzung."

So bricht Micha in Klage aus.

„Wehe mir, Obstsammlern gleich' ich
Und weinnachlesenden Weibern!
Da ist keine Traube zu essen,
Frühfeige, nach der mich verlangte."

Aber kann Jahwe dulden, daß sein Volk seinen heiligen Namen mit dem Unrat der Sünde beflecke? Muß er nicht, soll die Gerechtigkeit bewahrt bleiben, einschreiten und die hochfahrenden Frevler würgen? Wie Amos ist auch Micha unter dem Eindruck der sittlichen Verwilderung ganz dem Anstrom des finsteren Verhängnisses, des Gerichts, das den Untergang bedeutet, hingegeben; er fühlt deutlich das Nahen des Sturmes, der vom Osten daherbraust: der Assyrer, die das treulose Volk herausreißen werden aus dem Boden, in den es Jahwes Güte gepflanzt.

Doch Micha, mag er auch gleich Amos, dem er seelisch so nahe steht und den er wohl als seinen Meister verehrt hat, die Kraft aufbringen, den Machthabern wuchtige Schläge zu versetzen: er kann sich nicht für immer auf dieser eisigen Höhe des Kampfestrotzes halten. Auch sein Groll ist entbunden worden von der Liebe zu seinem Volke, auch er würde jubeln, dürfte er sagen, daß Israel vor Jahwe bestehen könnte. Und so ergreift ihn denn ein unsäglicher Jammer, indem er gedenkt des zerschmetternden Blitzstrahles, der aus finsterer Höhe zucken wird.

„Darum will ich klagen und schreien,
Und schreiten nackt und barfuß,
Will klagen wie die Schakale
Und trauern wie die Strauße:
Daß heillos Jahwes Schlag!
Daß er kommt bis Juda!
Gelangt bis ans Tor meines Volkes,
Bis Jerusalem!"

Ringt sich aber wohl aus dieser Klage die Hoffnung los, daß Jahwe, der, wie der Prophet selbst einmal sagt, gütig und reumütig ist, am Ende doch noch Gnade walten lassen und sein Volk mit Huld bekränzen werde? Die erhaltenen Gedichte des Micha verraten nichts davon, daß der Prophet noch den Glauben gewann an die Gesundung des Volkes; das messianische Reich des Glückes, das doch auch ihn irgendwie berührt haben muß, taucht in seinen Schriften nicht auf. Dafür aber künden sie in ergreifender Weise das Glück des Frommen, der, mögen auch Unwetter um ihn toben, sich stark fühlt, indem er sich behütet weiß von der göttlichen Macht: so daß er demütigen Sinnes frohlocken kann auch inmitten der Trübsal.

Michas Frömmigkeit besteht wie die seiner Vorgänger einmal in der sittlichen Tat: der sittlichen Tat des Menschen schlechthin, dann aber auch des starken Einzelnen, der als ein Streiter seines Gottes den Kampf gegen die Ungerechtigkeit aufnimmt und diesem Kampf seine ganze Kraft weiht, mag er auch zu Falle kommen. Aber, und hier bricht wieder etwas von der Stimmung des Jahwisten, des Verfassers der Elialegenden und Hoseas durch: der Atem der Gottheit wird empfunden auch im stillen, zarten Glück der Seele, die sich abwendet von dem brausenden Leben mit seiner Wirrnis und demütig einkehrt in den Grund der Dinge. Mag die Ordnung der Zeit auch durchwühlt sein von Kräften des Aufruhrs: es gibt einen Ankergrund, der nicht wankt und weicht: Jahwe, so daß der Fromme sich geborgen fühlt inmitten des Wirrsals und vom beseligenden Hauch des Heiles umweht wird. Sehnsüchtig drängt Micha hin zu der ewigen Leuchte, und so kann er denn, mag auch Finsternis seine Zeit bedecken, sagen:

„Doch ich will spähen
Nach Jahwe, harren
Auf meinen Heilsgott,
Mein Gott erhört mich."

Wo aber die Heilsgewißheit entspringt dem Grunde eines reinen Herzens, da hat die Frömmigkeit als ein Äußerliches allen Sinn verloren. Störend schiebt sich der Kultus mit seinem Aufwand von Pracht zwischen den Frommen und die ewige, in die Tiefe der Seele hineinreichende Lebensmacht: in balsamischen Melodien des Herzens strömt sie sich aus. Mit ergreifender Bildkraft hat Micha dieses Glück seiner demütig vor Jahwe sich beugenden, von der göttlichen Hand umschmeichelten Seele geschildert:

„Womit soll ich Jahwen nahen,
Mich beugen dem Gott der Höhe?
Soll nahen ich ihm mit Opfern,
Brandopfern von jährigen Kälbern?"
„Will Jahwe tausend Widder,
Zehntausend Bäche Öls?
Schuld' ich meinen Erstgebornen,
Meines Leibes Frucht für die Sünde?
Es ist dir gesagt, was gut ist,
Was Jahwe, Mensch, von dir fordert:
Nur recht tun, Milde üben,
Still wandeln mit deinem Gotte."

So wird immer deutlicher, wie die aus revolutionärer Stimmung herausgeborene, von Haß und Rache durchflammte Frömmigkeit der Propheten geadelt wird durch Züge feinster und edelster Geistigkeit: etwas von der christlichen Innerlichkeit klingt an, indem erhabene Menschen versuchen, sich in dem stürmenden Wirbel der Welt dadurch zu behaupten, daß sie sich hinwenden zur göttlichen Macht, die sich ihnen als Genius des Seelenfriedens tröstend naht.

Doch immer wieder bricht bei den Wortführern unseres Volkes das nationale Gefühl durch, indem die Rettung und Verklärung Israels als das eigene Werk Jahwes gilt, aber auch die Verinnerlichung der Religion im Sinne des Hosea und Micha bleibt erhalten: bei Jeremia empfängt Jahwe ganz die Züge des Schutzgeistes auch des inbrünstig in seiner Seelennot sich zu ihm hinwendenden einzelnen Menschen, während die jüdische Kultur durch Jesus ihre Krönung empfängt in der Form einer Offenbarung, in der das Eigenste und Höchste der Seele des Volkes aufleuchtet: die Gottinnigkeit des einzelnen, der reinen Herzens ist, und die Hoffnung, daß der also mit der ewigen Macht Verbundene eingehen wird in eine Gemeinschaft der Geister, die paradiesische Wonne verklären wird.

JESAJA

JESAJA — in den letzten Jahrzehnten des achten Jahrhunderts wirkend — stellt im Bereiche dieser Entwicklung einen Markstein dar. In ihm jubelt erstmals in vollen triumphierenden Klängen die jüdische Seele auf, und zwar inmitten des Jammers einer Zeit, die von grauenvoller Feindesnot heimgesucht wird. Er pflanzt, ein kampf- und sprachgewaltiger Prophet, das Banner der Hoffnung auf, und wenn Nordisrael und Juda von dem assyrischen Riesen zerdrückt wurden: die Überlebenden, die kommenden Geschlechter haben sich, mochte auch tiefe Finsternis über ihnen lagern, erquickt am Borne seiner Verheißungen: als Volk eines beschwingenden Glaubens und einer tröstenden Hoffnung hat sich Juda wenigstens inmitten der Schicksalswechsel der Völkergeschichte erhalten.

Jesaja wächst aus der immer weitere Kreise erfassenden prophetischen Bewegung heraus. Als Nabi bezeichnet er sich, und er trägt den Prophetenmantel. Mag er vielleicht auch einer Prophetengenossenschaft angehört haben: über die Scharen der noch stark urzeitlich gefärbten Seher ragt er hinaus wie ein mächtiger, allen Stürmen trotzender Leuchtturm. Seiner Gestalt sind die markigen Zeichen der großen Persönlichkeit eingegraben, ja, er bewegt sich in seiner Zeit wie ein königlicher Gebieter, mit einer Würde, einem Stolz, die ihren Eindruck nicht verfehlen. Niemand wagt es, ihn zu bedrängen; er erkühnt sich, den Großen mit furchtbaren Drohreden ins Gewissen zu reden, ohne daß diese ihn verfolgen. Ja, der König Hiskia frägt ihn, als Sanherib Juda mit Heeresmacht überzieht, um Rat, wendet doch Jesaja den Fragen der auswärtigen Politik mehr als einer seiner Vorgänger seine Aufmerksamkeit zu.

So ist es wahrscheinlich, daß der Prophet einem angesehenen Adelsgeschlecht entstammte, und fast möchte man versucht sein, Jesajas Stil mit seinen großartigen, prunkenden Bildern in Zusammenhang zu bringen, mit der Stimmung eines auf den Höhen der Gesellschaft lebenden Mannes, dessen Phantasie genährt worden durch die ihn hier umwogende Pracht.

Jesaja ist Judäer; in Jerusalem vornehmlich hat er gewirkt. Die Grundstimmung, die ihn beherrscht, ist Jahwes gewaltige Majestät, neben der alles Hohe und Ragende der Menschen als ein Nichts erscheint. Aber Jesaja nimmt sich selbst aus, denn die Vision, in der

ihm Jahwes Hoheit offenbart wird, verrät, wie er mit einem königlichen Selbstgefühl das Heroldamt, das ihm sein Gott überträgt, annimmt. Er hat wohl, wie wir der gleichen Vision entnehmen können, Zeiten erlebt, wo er zurückbebte vor dem Ungeheuren der Aufgabe, Jahwes Willen zu verkünden. Aber mächtig durchflammt ihn zuletzt der Glaube, daß er, er allein würdig sei, als Diener des gewaltigen Gottes vor die Menschen zu treten. Und in feierlicher Stimmung, als habe ihm Jahwe ein Diadem um die Stirne gelegt, geht er ans Werk. Unter den Schauern einer großartigen Vision ringt sich sein prophetisches Selbstgefühl sieghaft durch: im Tempel erscheint ihm Jahwe, von Königsglanz umwoben, auf einem Throne sitzend, von Seraphen überschwebt, die in erhabenem Lobgesang preisen des Gottes Herrlichkeit, welche die ganze Welt erfüllt. Und als nun Jesaja, der, erschüttert durch dieses Schauspiel, niedersank, wieder Mut gewinnt und eine göttliche Stimme fragt, wer der Abgesandte Jahwes sein soll, da richtet er sich stolz auf, bereit, den erhabenen Auftrag auszuführen: „Hier bin ich, sende mich!“ So wird ihm denn der grauenhafte Befehl zuteil, das Herz des Volkes zu verstocken, seine Sinne zu verwirren, daß das Unheil, das es selbst verschuldet, sich heranwälze und der göttlichen Gerechtigkeit Genüge getan werde.

So muß auch Jesaja das Gericht verkünden, und in der Tat, wie nur je einer seiner Vorgänger hat er erbarmungslos mit den Herrschenden abgerechnet und in der düsteren Glut seiner Sprache ihnen Bilder des Grauens vor die Seele gerückt. Auch er steht ganz im Banne der unheimlichen, mehr in Form einer Stimmung als einer klaren Besinnung sich aufdrängenden Erkenntnis, daß der Machtwille der Herrschenden, der zu unerhörten sozialen Schandtaten verleitet, das Volk zu Fall bringen wird, und so deckt er denn den Frevelgeist rücksichtslos auf.

Jahwe ist auch für Jesaja der Gott der Gerechtigkeit, der Feind also aller sozialen Wirrung und Parteiung; der Gott, dem nicht gedient wird durch Opfer und andere Äußerlichkeiten, sondern durch die glückschaffende sittliche Tat. Was aber geschieht in Israel? Darf sich dieses Volk noch den Ehrentitel des Volkes Jahwes beilegen? Nein, es ist ein Gomorrha-Volk; es hat sich gegen Jahwe empört, und der Prophet kann es nicht fassen, daß Israel, trotzdem es deutlich gewarnt worden, das göttliche Wort weiterhin mißachtet.

„Der Stier kennt seinen Besitzer und der Esel seinen Herrn,
Israel aber erkennt nicht, mein Volk merkt nicht auf.“

Eine Rechtsburg war einst Israel, und voll Liebe ruhte Jahwes Blick auf dem Volke. Nun aber ist sein Mark angefressen, seine Blüte verwelkt: Gestank geht von ihm aus wie von einem Sumpfe. Grauenhaft wirkt das Bild der sozialen Auflösung, das Jesaja entworfen. Gewiß, es gibt Helden, viele Helden in Israel, ruhmgekrönte Krieger, vornehme Herren mit feinen Gewändern; es gibt hochangesehene Richter. Aber ihre Heldenhaftigkeit besteht darin, daß sie mit einem Mut, der dem Propheten Abscheu einflößt, es wagen, die Felder und Häuser der Armen an sich zu reißen, in Saus und Braus das geraubte Gut zu verprassen, die Gerechtigkeit mit Füßen zu treten. Mit Blut sind die Hände der Vornehmen besudelt, Aufrührer nennt sie der Prophet, Buben und Wucherer, die entsetzliche Schande über Israel gebracht. Und zu ihnen gesellen sich die Priester, die Jesaja förmlich mit seinem Spott behängt. Ihnen, die in dieser Zeit des Verfalles Vorbilder, Hüter des kostbaren göttlichen Gutes, das ihnen anvertraut worden, sein sollten, ihnen fehlt das Rückgrat der sittlichen Kraft. Sie lassen sich bestechen, weissagen gegen Entgelt nach den Wünschen der Vornehmen, mit denen sie überhaupt gemeinsame Sache machen. Was sie als Lehre und Willen Jahwes ausgeben, das nimmt sich aus als eine freche Lästerung der Gottheit. Im Rausche stammelnd, wankend weissagen sie, damit entstellend Jahwes Lehre, die klar und hoheitsvoll ist wie das im Blau funkelnde Himmelsgewölbe.

Jesaja bewegt sich gewiß in den Bahnen seiner Vorgänger, aber es gelingt ihm, die Majestät seines Gottes in gewaltigen Bildern zu feiern, wie sie uns bisher noch nicht begegnet. Auch sein Jahwe ist der Gott der Gerechtigkeit, der Harmonie, und damit, da die Machthaber das erhabene Gebot der Gerechtigkeit mißachten, vor allem der Gott der Schwachen, die in die Finsternis der Trübsal hineingebannt. In der guten Tat besteht der wahre Gottesdienst, und überflüssiges Beiwerk bilden Opfer und festliche Handlungen, wenn nicht aus der Seele edle Werke quellen. Aber Frömmigkeit besteht noch in einem anderen, und gerade in dieser Hinsicht hat Jesaja aus einer längst vorhandenen Stimmung heraus seinem Volke erhabene Kunde von Jahwe gebracht: sie besteht darin, daß der Mensch seine eigene Kraft als ein Nichts erachtet, allen Stolz ablegt, sich demütig beugt vor seines Gottes alles überragender Weisheit und deren Ratschluß erschauernd hinnimmt als eherne Fügung. Mag nun zugegeben werden, daß auch eine solche Frömmigkeit Gefühle der Ehrfurcht entbindet vor der ge-

waltigen Macht, die das Weltgetriebe lenkt: dadurch, daß der Prophet die Gottheit in die höchste Höhe rückt, während er den Menschen in den Staub stößt, folgt er der Eingebung einer Stimmung, die zeigt, daß so etwas wie Verzweiflung an der schöpferischen Kraft des Menschen gottbildend geworden ist. Freilich, Jesaja selbst ist voll kühnen Tatendranges, und etwas von der Hoheit seines Gottes, als dessen Sprecher er ja auftritt, leuchtet auch in ihm; aber gegenüber dem Machtwillen der Herrschenden, die des Glaubens leben, Israel den Rang einer gewaltigen Nation verleihen zu können und so von glühender nationaler Leidenschaft erfüllt sind, kehrt er Jahwes Allmacht in einer solch schroffen Weise hervor, daß neben ihr alles, was Menschen schaffen, unscheinbar ist wie der Staub am Sockel eines majestätischen Denkmales.

So schillert das religiöse Grunderlebnis Jesajas in eigenartigen Farben. Auf der einen Seite wird die Kultur der Heldenzeit, deren Träger die Aristokratie mit ihrem Stolz, ihrem Selbstvertrauen, ihrem Machtwillen ist, schroff abgewiesen: Jahwe, vor den die Aristokratie selbstbewußt hintritt wie vor einen königlichen Genossen und Schirmherrn, strahlt nun in überwältigender, alles Menschenwesen niederdrückender Hoheit auf: Jahwe allein und nicht Menschenwerk gebührt die Ehre, seine Herrlichkeit erfüllt die Welt, die Menschenweisheit ist neben der seinigen weniger als Stückwerk: er gebietet selbstherrlich über die Völker, ein Wink seiner Hand genügt, und große Reiche fallen lärmend in Trümmern zusammen. Aber der nationale Machtwille des Propheten lehnt sich dagegen auf, daß Israel von den dämonischen Kräften des Völkerlebens verschlungen werden soll, und so lebt er des Glaubens, daß die gleiche göttliche Macht, die erhaben über den Menschen thront, Israel erhöhen wird zu einem mit unvergänglichem Glücke bedeckten Volk. Leidenschaftliches Verlangen nach nationaler Größe, im Verein mit der Sehnsucht einer hilflos an den Ketten liegenden unterworfenen Schicht nach Macht und Freiheit, hat dieses religiöse Erlebnis entbunden und damit ein Gottesbild geschaffen, das auf die Machthaber wie eine Verhöhnung ihres ganzen Daseins wirken mußte, auf die unteren Schichten aber als eine aus der Ferne der Ewigkeit herabglänzende Wundermacht, die alles herrlich vollführt, was der Gedrückte und Verstoßene sich ausdenkt, wenn ihn die Trunkenheit der Sehnsucht und Hoffnung überkommt.

Wie sehr auch in Jesaja der Revolutionär stürmt, der vom Haß gegen die Herrschenden übermannte Revolutionär, das zeigen seine Gerichtsbilder. Mag auch einmal angesichts des kommenden Gerichts ein Wort der Klage über seine Lippen kommen: wie furchtbar läßt er seinen flammenden Gott auf die Hohen eindringen, wie rast der Sturm des Grolles in seiner leidenschaftlich bewegten Sprache! Hätte ein Sprecher des herrschenden Standes die Gabe besessen, die assyrische Gefahr in Bildern eines kommenden Verhängnisses festzuhalten, diese Bilder hätten zweifellos eine ganz andere Farbe gewonnen. So aber entringt sich ihnen der Racheschrei dessen, der für die Geknechteten streitet und das Unheil ansieht als Strafe dafür, daß die Gerechtigkeit schmählich verletzt worden.

Im Gericht wird gerade denen, die sich als große Herren aufspielen und auf ihre Macht und Weisheit pochen, bewiesen werden, daß, wenn der göttliche Sturmwind braust, ihre Herrlichkeit zusammenbricht wie ein verfaultes Gerüst. Man höre Jesaja und beachte, wie sein revolutionärer Groll an den Grundsäulen der aristokratischen Gesellschaft rüttelt.

„Ihr Land ward voll Silber und Gold — unermeßlich sind ihre Schätze —
Ihr Land ward voll Rosse — unzählbar sind ihre Wagen —
Ihr Land ward voll von Götzen.
Vor dem Werk ihrer Hände fallen sie nieder,
Vor dem, was ihre Finger gemacht haben.
Dann beugt sich der Menschen Stolz,
Dann bückt sich der Männer Hochmut,
Und Jahwe allein ist erhaben an jenem Tage.
Aber die Götzen vergehen ganz und gar.
Verkriecht euch in Felsenhöhlen und verbergt euch in Erdlöcher
Vor dem Schrecken Jahwes und vor seiner majestätischen Pracht,
Wenn er sich erhebt, um zu schrecken die Erde!
Denn ein Tag Jahwes der Heerscharen kommt
Über alles Stolze und Hohe und über alles Ragende und Erhabene,
Über alle Zedern des Libanon und über alle Eichen Basans,
Über alle hohen Berge und über alle ragenden Hügel,
Über jeden hohen Turm und jede steile Mauer,
Über alle Tarsusschiffe und über alle kostbaren Schmuckstücke."

Jesaja stellt sich das Gericht in verschiedener Weise vor. Bald sind es fremde Völker, die das treulose Volk auf das Geheiß Jahwes zu Fall bringen werden, und namentlich die Assyrer hat er im Auge, die ja tatsächlich noch zu Lebzeiten des Propheten das Nordreich niederrangen; bald taucht in seiner fiebrigen Seele das Schreckensbild eines Erdbebens

auf, indem die Hölle ihren Rachen aufsperren und die Schänder Jahwes verschlingen wird; bald aber auch vernimmt er das Grollen einer furchtbaren Revolution: wo alle gegen alle sich auflehnen und schließlich das Volk vom Chaos verschlungen wird.

Diese Gerichtsdrohungen wenden sich einmal gegen Nordisrael, dann aber auch, als dessen Schicksal besiegelt war, gegen Juda. Aber kann er, der noch im Zorne hochgestimmte Mann, dessen Sprache auch dort, wo die grauenhaften Vorgänge des Gerichts geschildert werden, von Triumphgefühlen durchflammt ist, kann er sich damit abfinden, daß Israel zum Gespött der Völker werden soll? Gerade er hat in kühnen Visionen Jahwe als den Herrn der Völker geschildert, der „in Ruh' vom Sitze blickt wie strahlende Glut überm Lichte, Tauwolke in Ernteglut". Und so fragen wir: kann denn ein solcher Gott das Volk, aus dessen Söhnen er seine Abgesandten, die Propheten, erwählt, untergehen lassen? In seinem Kampfe gegen die auswärtige Politik Judas tritt erstmals Jesajas sieghaftes Vertrauen hervor auf eine Herrschaft Jahwes, die ausschlägt zum Heile auch seines Volkes. Und wie herrlich leuchtet seine Liebe zu dem so oft leidenschaftlich bekämpften Volke auf, wenn er gerade dann, wenn alles zittert und wähnt, von Unheilsmächten zerrieben zu werden, unter die Bebenden tritt wie ein guter Genius, verkündend den Ruhm Jahwes, der Israel nicht verlassen werde. Wohl wettert er, wenn die Wolken sich verzogen haben, wieder gegen die Herrschenden und sagt ihnen das Gericht an. Aber sobald wieder eine neue Gefahr im Anzug ist, da weist er, hoch aufgereckt inmitten der Verzweifelten, hin auf den Wundertäter und seinen strahlenden Thron in den Höhen der Ewigkeit. Als die Könige von Syrien und Nordisrael sich verschworen, Ahas von Juda zu entthronen und große Bestürzung herrschte, da bleibt Jesaja ruhig und rät dem bedrängten König, sich nicht zu wehren: die zwei Feuerstummel, Nordisrael und Syrien, werden keine Gefahr für Juda bilden, der Glaube an Jahwe wird das Wunder der Rettung vollbringen. Doch fügt er hinzu: „Glaubt ihr nicht, so wird das Unheil herankommen."

Das sind Worte, wie wir sie noch nicht aus dem Munde eines Propheten vernommen haben. Das sieghafte Vertrauen des Propheten kommt in ihnen zum Vorschein, daß sein Volk, mag es auch im Morast der Schuld stecken, gerettet werde; daß Jahwe, wenn Juda sich in der Not flehend vor seinem göttlichen Herrn niederwirft, ihm als dem Hort der Schwachen huldigend, seine Hand zum Schlage gegen die Feinde

ausrecken, als Hilfe in der Not sich bezeugen werde. Mag der Nachgeborene auch sagen, daß hier die „Illusion“ am Werke sei: nun, sie selbst ist der Ausdruck des gewaltigen nationalen Lebenswillens eines Volkes, das sich dagegen auflehnt, vom Chaos verschlungen zu werden, und nun, da es zu schwach ist, sich selbst, bauend auf seine eigene Kraft, zu behaupten, an einen himmlischen Erretter sich klammert. Denn, was das Entscheidende ist: diese Stimmung griff tatsächlich im Volke um sich, namentlich nachdem furchtbare Schicksalsschläge es getroffen hatten, und Jesaja, der, wenn alles wankte und bebte, hochgemut dastand, hat ihr, vom Glanze der Hoffnung umflossen, erstmals großartigen Ausdruck verliehen.

In der Zeit, da Nordisrael und Syrien Juda bedrängten, wird in Jesaja ein Gedanke lebendig, der verrät, wie er sich Jahwes Walten in der Zukunft vorstellt. Mag das Gericht daherbrausen: „ein Rest kehrt um“, und dieser Jahwe sich zuwendende Rest wird den Samen bilden, aus dem ein neues, verklärtes Geschlecht entsteht. So ist denn Jesaja inmitten des Verderbens und des Tobens der Schreckensmächte voll Hoffnung. Er harrt auf Jahwe, der, mag auch sein Volk seiner Schuld wegen gewürgt werden, auf dem Zion thront ewig und immerdar, und niemals weicht dieser Glaube von ihm, mag es auch um ihn toben, als ob die Gewalten der Unterwelt losgebrochen wären.

Ahas machte den Anschlag der Syrer und Nordisraeliten zunichte, indem er sich unter den Schutz der Assyrer stellte, dessen Vasall er freilich wurde. Aber neues Unheil zog unter Hiskia heran. Babylon wollte gegen Assur anstürmen und auch Juda überreden, sich im Kampfe um die Freiheit zu beteiligen. Wiederum wendet sich Jesaja gegen den Wahn, als ob es möglich wäre, mit Gewalt das Volk Jahwes aus den Schlingen, die der Eroberer um es gelegt, zu befreien, und wiederum entfaltet sich sein „Glaube“ in flammender Glorie: Assur ist unüberwindlich, ihm sich entgegenzustellen, bringt Tod und Verderben. Wohlan, die frechen Spötter, die des Propheten Weissagungen mißachten, werden, wenn sie das Ungeheure wagen, Jahwes eiserne Hand zu spüren bekommen. Aber die, die glauben und sich Jahwes Führung anvertrauen, werden es erleben, daß es einen Baumeister gibt, der einen Bau errichtet, der allen Stürmen Trotz bietet und in die Zeiten hineinragt wie ein Berg der Ewigkeit: Jahwe, und schon hat er, der Helfer in der Not, in Zion einen Eckstein, einen kostbaren Eckstein gelegt in einen Grund, der nicht weicht, mag auch alles um ihn wanken.

Und später, als Ägypten gegen Assur rüstete und auch in Juda die kriegerische Leidenschaft die Sinne verwirrte, da wuchs Jesaja zur vollen Höhe seines triumphierenden Glaubens empor. Er fährt zornmutig auf die „Helden" los und sagt ihnen den Untergang voraus, wenn sie sich erkühnen sollten, sich gegen Assur aufzulehnen, und er faßt seine Weisheit zusammen in den Worten, daß nur Ruhe und Enthaltung ihnen Rettung bringen könne, nur im Vertrauen und Stillesein ihre Kraft bestehe.

Als man einmal in Jerusalem in kriegerischer Begeisterung überwallt, da zwingt der Schmerz über seines Volkes Blindheit den Propheten nieder: tränenden Auges stimmt er ein Klagelied an. Aber nachdem die Assyrer verwüstend in Juda eingebrochen waren, da regt sich plötzlich wieder des Propheten erbarmende Liebe zu seinem Volk: er mißt nun, wie es schon Amos getan, mit dem Maßstab der Gerechtigkeit auch die übrigen Völker, und da überkommt es ihn, daß Assur, diese wilde, von rohen Gelüsten beherrschte Macht, nicht Jahwes Werkzeug sein könne. Auch die übrigen Völker, wenn sie sich der Raserei ihres Machtwillens überlassen, diese tiefe Weisheit leuchtet nun in ihm auf, werden von der Gewalt des göttlichen Zornes niedergerungen werden, mögen sie auch prunken mit ihrer Herrlichkeit und ihren Trotz zur Schau tragen, als sei ihr Wille göttliches Gebot: der wahre Herrscher, dessen Gebot dareinfährt wie ein schmetternder Blitz, thront auf dem Zion, und er wird Assur beweisen, daß seine Macht an das Strohbündel erinnert, für das ein Funke genügt, um es in Flammen aufgehen zu lassen.

In unvergleichlichen, von der Sturmflut des Grolles durchtosten Worten hat Jesaja Assur das Gottesgericht angekündigt.

„Ha, Brausen vieler Völker,
Wie Brausen des Meeres brausend,
Und Tosen starker Stämme,
Wie tosende Sturmflut tosend!
Doch er, er schilt darein,
Da flieht's in die Weite, gejagt
Wie Spreu der Berge vorm Winde,
Wie wirbelnd Laub vor der Windsbraut.
Zur Abendzeit ist Schrecken,
Bevor es tagt, ist's fort!
Das ist unserer Plünderer Teil,
Das Los für unsre Räuber."

Jesaja war überzeugt, daß Jahwe, der Gott der Gerechtigkeit, Jerusalem, die einzige Stadt, die noch nicht von den Assyrern erobert war, inmitten des Sturmes erhalten werde. Tief erschüttert ging König Hiskia den Propheten um Rat an, und dieser, bauend auf Jahwes Hilfe, überredete den zitternden Fürsten, sich nicht zu übergeben. Und nun geschah das Wunder: die Assyrer, von der Pest überfallen, zogen ab, Juda war von Feindesnot befreit.

Man kann sich vorstellen, wie die Erlösten gejubelt haben, als der Alpdruck der schwersten Not gewichen war. Aber nicht gejubelt hat Jesaja. Das lärmende Treiben, die sozialen Mißstände haben ihn mit Entsetzen erfüllt. Er erwartete Bekehrung und mußte es erleben, daß in Juda, das einer Wüstenei glich, der Frevel andauerte und der Jubel anschwoll, als sei die Zeit der Erfüllung gekommen. Wohlan, Jahwe hat geholfen, er wird weiterhin zu Hilfe kommen — aber der Gerechtigkeit, und so das unverbesserliche Volk zermalmen. Doch der Prophet hat inmitten des Grauens eine Leuchte, die seinen Pfad erhellt, und gerade auch nach dem Abzug der Assyrer, als wieder der unbändige Machtwille in Juda seine Opfer forderte, werden wohl manche der herrlichen Gedichte entstanden sein, in denen er Jahwes Walten in der von ihm so inbrünstig ersehnten Segenszeit feiert.

Jesaja mag wohl inmitten der Wirren seiner Kämpfe die herrlichen Traumbilder von Judas künftiger Größe, die uns aus seinen Schriften entgegenleuchten, entrollt haben, aber es kann auch sein, daß manche dieser prunkenden Gedichte als Kleinodien gehütet wurden, an denen er sich in der Einsamkeit als an seinem eigensten Besitztum und dem köstlichsten Vermächtnis Jahwes in entzückter Schau weidete und berauschte. Ein Großes ist ihm gelungen. Was seit Jahrhunderten das Volk, vor allem die unteren Schichten und deren Sprecher beseelte, der Glaube nämlich, daß Jahwe in erlösender Tat sein Volk in ein Blütenland führen werde: hier quillt alles farbenprächtig auf. Frohlockend kündet der Prophet die Wunder eines Reiches, in dem alles in Erfüllung geht, was sowohl die Mühseligen und Beladenen erstreben, als auch was ihm selbst als das von himmlischer Glorie umflossene Ideal vorschwebt.

Wir sind ganz in das Reich der Wunder versetzt. Von Sehnsucht und Begeisterung beschwingt, löst sich der Prophet von der geschichtlichen Wirklichkeit völlig los, um ein Reich in den Äther hineinzubauen, das man als eine vom Glanz umwobene Schöpfung eines Dichters, als

ein schönes Traumbild abtun könnte, würde es nicht entsprechen tiefen seelischen Bedürfnissen nicht allein seines Volkes, sondern unzähliger Völker, und da gerade auch im Abendland das messianische Ideal, oft in eigenartiger Umformung, seine Macht auf die Geister ausgeübt, so kann man ermessen, welche weltgeschichtliche Bedeutung Jesaja zukommt.

Das Reich, das Jahwe auferbauen wird, ist ein Sonnenreich des Glückes. Friede und Freude herrschen im Lande, kein Feind überfällt mehr Israel und verwüstet seine Städte und Felder; aber auch keinen Feind birgt Israel mehr im Innern. Die Gerechtigkeit wird strömen wie ein Bach, und nun können sie jubeln, die einst im Finstern wandelten: erlöst sind sie von den Leiden, die ihnen die Habgier der Herrschenden zugefügt; überströmen können nun ihre Herzen in Dank, daß Jahwe den Bann des Fluchs gebrochen und das Tor des Segens geöffnet hat.

Wie versteht es Jesaja, aus der Sehnsucht der Armen heraus, die ja seine Lieblinge sind, für die er so trotzig kämpft, das kommende Glück auszumalen! Wohl geht es in dem neuen Reich nicht ohne Arbeit ab, aber kein Fluch lastet mehr auf dem Acker: kein selbstsüchtiger Adel wird mehr die Saaten wegfressen und das Glück des Hauses zerstören, und nicht rast mehr der Dämon des Krieges verwüstend über die Felder. Die Schwerter werden in Pflugscharen umgewandelt, und sprossen und grünen wird es, daß das Auge aus dem Entzücken nicht herauskommt. Wohl gibt es noch soziale Unterschiede, aber der starke Arm der Gerechtigkeit bewahrt die Schwachen vor den Nachstellungen der Mächtigen, und überall, nicht allein in den Häusern der Reichen, blüht nun das Glück auf. Ja, ein paradiesisches Zeitalter wird anbrechen. Nicht der Vergangenheit gehört die Zeit der Segnung an, wo die Menschen wie Kinder in einem herrlichen Fruchtgarten wandelten, frei von bösen Gelüsten, sondern in der Zukunft wird die herrliche Fülle aufquellen. Im Überschwang seiner Hoffnung geht Jesaja sogar so weit, die alten lieblichen Bilder vom Frieden in der Natur vorzuführen: die soziale Harmonie mündet ein in den Klang der Natur, die keine Unheilsmächte mehr dem Menschen sendet. Friedlich wird der Wolf neben dem Lamm lagern, der Löwe neben dem Kalb; spielen wird das Kind mit der Otter, und nie mehr wird die Quelle des göttlichen Lichtes, das diese Segnung ausströmt, versiegen. Ewig wird das

Reich der Harmonie währen als Abglanz der Majestät Jahwes, dessen Herrschaft dauert immerdar.

Ist es nötig, im einzelnen zu zeigen, wie eine Stimmung, die schroff von der Stimmung der Heldenzeit geschieden, dieses Wunderreich entbunden hat? Das Bedürfnis nach immerwährender Erlösung, nach Frieden, hat diese Vision gezeitigt: verpönt ist der Kampf, der in der Heldenzeit geheiligt war. Es kommt durch einen gewaltigen Geist eine Schicht zu Wort, die hilfeflehend am Boden liegt und nicht mehr die Kraft aufbringt, heroisch einem harten Schicksal zu trotzen, sich in der Richtung eines Ideals krafterfüllt emporzuringen. Aber es wäre doch verfehlt, anzunehmen, daß Jesajas Gemälde des goldenen Zeitalters lediglich unter dem Einfluß der Stimmung einer unterjochten Schicht entstanden wäre, die glaubt, daß ein göttlicher Held sie aus dem Abgrund herauszieht. Nein, auch das Ideal des Propheten selbst, der vom Hauche feiner und edler Geistigkeit umflossen, hat hier seine künstlerische Ausprägung gefunden. Die Gestalt des Messias, der hoheitsvoll in dem Reiche der Gnade gebietet, gibt darüber Aufschluß.

Dieser Messias entspricht gewiß dem Bilde des Erlöserkönigs, wie es vor der Seele des unterjochten Volkes lebt, und alte babylonische Vorstellungen dienen dazu, seine Gestalt in die Sphäre des Erhabenen und Geheimnisvollen zu tauchen. Dem Hause Davids gehört der königliche Held an, und der Ruhm, mit dem das Volk das Haupt des Königs bekränzt, umwallt auch den Messias. Er ist das große Licht in der Nacht, nach dem das Volk so oft schon Ausschau hielt: der Friedensfürst, der Hort der Gerechtigkeit, der Beschützer der Armen und Schwachen, der die Frevler in ihre Schranken zurückweist. Hoch ragt er über die Menschen hinaus. Ein Gott ist er, lebend in einer Sphäre des Wunders: Heldengott, Wunderrat wird er genannt.

In dieses Bild des Messias aber sind Farben hineingewoben, die wir als geistiges Eigentum Jesajas betrachten müssen. Wenn es heißt, daß der Geist Gottes, der Geist aus der Höhe, ihn befruchten wird; daß er mit Weisheit gekrönt sei und in der Furcht Jahwes wandeln werde: wer erkennt da nicht, daß Jesaja hier unbewußt Züge seiner eigenen Persönlichkeit dem Erlöserhelden verliehen hat? Und wenn der Geist aus der Höhe die wunderbare Umwandlung einer zerklüfteten Gemeinschaft bewirken wird, so daß sie vom Atem der Harmonie durchhaucht ist: wer fühlt da nicht wiederum, daß die goldene Zeit für den Propheten noch ein anderes sein sollte als das Segensreich der

doch vor allem nach äußerer Fülle dürstenden Masse: nämlich ein Reich auch der Seele, die erlöst wandelt im Lichte der Gottheit. Mag es bei Jesaja nicht deutlich ausgesprochen sein: nicht allein Hosea und Micha, auch er hat gewiß empfunden den beglückenden, die Seele mit den Wonnen des Friedens erfüllenden Anhauch der Gottesnähe, und wie sollte da in der ewig dauernden, von den Fittichen Jahwes behüteten Gemeinschaft der Zukunft nicht das Wirklichkeit sein, was der Prophet in Stunden des Hochgefühls als kostbare Gabe aus seines Gottes Hand in Empfang genommen? Genug, die Entwicklung ist wenigstens angebahnt, die hinführt zum Christentum, das erfüllt ist vom Jubel der im Glanze der Gottheit beglückt und erlöst schwebenden Seelen.

Auch insofern weist das Ideal weit über die Traumbilder des abgehärmten Volkes hinaus, als es einer Gemeinschaft gilt, die alle Völker umgibt. Machtvoll lodern die nationalen Hochgefühle Judas bei Jesaja empor. Aber wenn die Machthaber nach nationaler Größe im Sinne vor allem des babylonischen Imperialismus strebten, voll Verlangen, in der Welt eine gebietende Rolle zu spielen, so ist nun alles bei Jesaja vergeistigt. Jerusalem wird den Mittelpunkt, die Hauptstadt der Völkerwelt, bilden, aber ein anderes Jerusalem als das, welches sich seinen Augen darbot: die Stadt Jahwes nämlich, überragt von Zion, wo die Quelle der Gerechtigkeit sprudelt; und nicht mit Gewalt werden von hier aus die Völker bezwungen werden, sondern die sanfte, anlockende Macht des Friedensgeistes Jahwes wird sie bezwingen. Hinziehen werden sie zu Jahwes Berge, von dem die welterlösende Lehre ausgeht. Und Eintracht wird die Völker überwölben, die sich bisher in Kriegen zerfleischten.

Geben wir es zu, daß auch hier noch das Machtgelüst des Judäers am Werke ist. Aber es handelt sich um das Machtgelüst eines Menschen, der aus seiner überströmenden Seele heraus als ein Licht- und Freudenspender den Völkern die frohe Botschaft überbringt von Jahwe, dem Gott, in dessen Reich die chaotisch in der Welt stürmenden Kräfte gebändigt sind, daß sie den Menschen umkreisen, wohltönend wie Sphärenlaute.

ZEPHANIA UND NAHUM

JUDAS Lage wurde immer furchtbarer. Eingekeilt zwischen zwei Weltmächte, Assur und Ägypten, konnte es jeden Augenblick zerrieben werden, und da die sozialen Mißstände immer tiefer in das Gewebe

der Gemeinschaft hineinfraßen, so mußte es klar sehenden Geistern erscheinen, als ob Jahwe sich rüste, um den morsch gewordenen Baum zu fällen. Noch vor der Reform des Jahres 621, die eingegeben war von dem erschauernden Gefühl, daß unheimliche Mächte sich auf Juda stürzen könnten, trat der Prophet Zephania auf, den das Grauen schüttelt im Anblick des Tages Jahwes, des finsteren, lichtlosen, der überall, wo das Verderbnis sich eingenistet, seine Schrecken entfesseln, und gerade auch Juda ein unheimliches Schicksal bereiten wird.

Freilich, bald schien es wieder, als ob der Bann weichen würde, und ein anderer Prophet, Nahum, ist erfüllt von Jubel: von Jubel über den Sturz Assurs, des Würgers, der die schwachen Völker mit seinen Adlerklauen zerreißt. Die Babylonier haben Assur vernichtende Schläge beigebracht, und in diesen Vorgängen sieht der Prophet Nahum das Werk Jahwes, der es nicht dulden kann, daß der Übermut das Haupt reckt, als reiche es in den Himmel. In Versen, die glühen wie das fiebrige Auge des vorstürmenden Siegers, in einer Sprache, in der der Glanz der Schwerter auflodert wie fressende Flammen, hat der Prophet den Sturz Assurs geschildert, damit sicher die Stimmung mancher Kreise wiedergebend, die glaubten, daß nun Juda ungehindert aufblühen könne.

Freilich, Judas Lage war unheimlich, und schon vor dem Anstrom der Chaldäer, der Besieger der Assyrer, empfanden namentlich auch die herrschenden Schichten, daß, wenn nicht Jahwe mit seiner Wundermacht eingreife, das Volk rettungslos versinke. So galt es Jahwe zu gewinnen.

DIE RELIGIÖSE REFORM DES JAHRES 621

DA ist es denn geschichtlich von hoher Bedeutung, daß die herrschende Klasse in einem Anfall von Schwäche sich beugte vor dem Jahwe gleichsam der unteren Klassen; daß die levitische und in manchem Betracht auch die prophetische Bewegung einen Erfolg errang, der zwar keineswegs gleichkam einer Ausrottung des Geistes der Herrschenden, aber doch zu religiösen Neuerungen führte, die zeigen, wie sehr das Gemäuer der Heldenzeit ins Wanken geraten war. Denn der Jahwe, den man jetzt in höchster Not anrief, ist nicht mehr der Gott der Heldenzeit, vor dem die Hohen, stolz auf ihre Würde und Kraft, einst strahlenden Blickes erschienen: er ist nun der Gott eines vom Harm umwölkten Volkes, das zittert, gedenkend des Unheils, das ihm widerfahren und

das noch kommen könnte. Und wenn auch der kriegerische Geist noch nicht ganz erloschen: die „Helden" senken nun das Haupt, oder sie blicken demütig, hilfesuchend hinauf zu Jahwe wie jene armen Bauern, Taglöhner und Sklaven, denen die Propheten das kummerbeschwerte Wort von den Lippen genommen. So empfängt denn auch der Jahwe der Herrschenden manches von der Färbung des Erlösergottes, dem die Leviten und die im Banne der Propheten stehenden Kreise huldigten, und unter dem Einfluß dieser Kreise haben die Priester von Jerusalem im Einverständnis mit dem König Josia im Jahre 621 eine Reform durchgeführt, die in manchem Betracht einer Revolution gleichkommt.

Gestützt auf die Autorität des Königs, haben diese Priester dem nun gefügig gewordenen Volk eine neue religiöse Verfassung gegeben, und wenn sie das Gesetz, das sie verkündeten, als uraltes Vermächtnis, nämlich als Gesetz Mose ausgaben, so weiß der Historiker, daß es sich um ein durchaus neues, priesterlichen Händen entsprungenes Werk handelt.

In dieser Verfassungsurkunde tauchen nun Klänge auf, die die herrschende Schicht, als sie sich noch stark fühlte, abgewiesen hätte wie verletzende, unverständliche Zumutungen: Klänge, die der Kulturanschauung der Leviten und Propheten entstammen. Als eine Zeit des Fluches wird die Gegenwart mit ihrem sozialen Elend, ihrer Feindesnot geschildert, und dem Volke, wobei man vor allem die Herrschenden im Auge hat, wird zu Gemüte geführt, daß es selbst diesen Fluch verschuldet hat, indem es Jahwe frevelhaft herausgefordert. Es wird die geschichtliche Entwicklung in einer Weise beurteilt, die einer Verbannung des Geistes der Heldenzeit gleichkommt. Gefeiert wird Jahwe als die Segensmacht, die das Volk mit Wohltaten ohne Zahl überschüttet; abgewiesen wird die Auffassung, als ob das Volk durch seine Tatkraft, seinen Heldenmut sich selbst das Glück in der Vergangenheit bereitet habe. Jahwe allein hat sein Volk in das herrliche Land geführt mit seinen Städten, Gärten und Feldern, er hat es groß und reich werden lassen aus Gnade, nicht seiner Verdienste wegen, und nun ist das Furchtbare geschehen: abgefallen ist man von ihm, mit Undank hat man den huldvollen Gott belohnt, und dieser Undank dauert an, und durch ihn ist es begründet, daß die schwarze Wolke der Not nicht weichen will, daß ein Fluch das einst vom Glück besonnte Land durchschauert.

Und nun unternehmen die Priester einen furchtbaren Vorstoß gegen die Übermütigen, die Jahwe lästern und seine Ehre beschmutzen. Mit dem Gerichte drohen sie, dessen Flammen die morsche Herrlichkeit der Lästerer zerstören wird. Aber gibt es keine Rettung? Gewiß, Jahwe ist gnädig, wenn seine Königsherrschaft würdig gefeiert wird. Von ganzem Herzen muß man ihn lieben, soll seine Huld andauern; demütig soll man sich ihm nahen, verbannt müssen werden die Götterbilder, vor allem die fremden Götter, die seinen Augen ein Greuel sind; verschwinden müssen die Opferfeste mit ihren Gelagen, ihrem Lärm, und wer es fürderhin noch wagt, gegen diese heiligen Gebote zu verstoßen, der soll erbarmungslos wie ein Verbrecher ausgetilgt werden. Diese Bestimmungen kommen einem revolutionären Vorstoß gleich. Denn ihre Durchführung würde bedeuten eine Zerstörung der alten Volksreligion, die durchweht war vom Dufte der Felder und Gärten und geheiligt durch eine Jahrhunderte währende Tradition.

Denn in neuer Weise soll nun Jahwe gehuldigt werden. In Jerusalem, so heißt es, auf dem Zion weilt Jahwe, und hier allein dürfen Opfer dargebracht werden. Es mag sein, daß die Hochgesänge, mit denen Jesaja den Zion verherrlicht hatte, mitbestimmend waren für diese Verklärung des Tempels der Hauptstadt. Sicherlich kam auch in Betracht das Herrschaftsstreben der Priester von Jerusalem, deren Macht gesteigert werden mußte, wenn die alten Opferstätten verschwanden. Und sie legten den größten Wert auf die Opfer, die ihnen massenhaft dargebracht werden sollten.

Es bedeutet also das Gesetz Mose, mit dem die Priester ihr von der Angst gepacktes Volk zu beglücken suchten, eine tiefeinschneidende Reform des Kultus, und wenn diese Reform schon stark den Einfluß der levitisch-prophetischen Bewegung erkennen läßt, so tritt dieser noch klarer hervor, wenn wir den sozialen Forderungen der Priester von Jerusalem uns zuwenden.

Denn der Jahwe, in dessen Namen die Priester sprechen, ist der Gott des ganzen Volkes, und soll sein Zorn beschwichtigt werden, so müssen die unteren Schichten bewahrt bleiben vor dem Sturz in den Abgrund ewigen Elends. Schutzgeist der Gerechtigkeit ist Jahwe, und wo die Eintracht gestört wird durch die Willkürtaten der Hohen und Mächtigen, da zieht er sich grollend zurück und überläßt das Volk dem Fluch der Not, die es verzehren wird. So wird das Ideal der Gerechtigkeit gefeiert; deutlich werden die Stimmen der Leviten und Pro-

pheten vernehmbar. Des Menschen wird gedacht, des hilflosen, schwachen Menschen, auf dem das Auge Jahwes mit besonderem Wohlgefallen ruht; der Witwen und Waisen, des Fremdlings selbst, des armen Bauern und Hirten, des Taglöhners und Sklaven. Und an die Aristokratie selbstverständlich sind Gebote wie diese gerichtet: daß Barmherzigkeit den Schwachen gegenüber walten müsse, soll Jahwe nicht gereizt werden; daß Jahwe schwere Schmach angetan wird, wenn der Richter sich bestechen läßt; wenn man durch Betrügereien den Armen zu Fall bringt, dem in Not geratenen Bauern Zinsen abnimmt; ja, es wird anbefohlen, daß nach sechs Jahren den Sklaven die Freiheit geschenkt und den Schuldnern die Schuld erlassen werde.

Es ist also keine Rede davon, daß das alte harte Schuldrecht, das den Säumigen der Knechtschaft überliefert, beseitigt sein soll, und in der Tat, diese Priester mußten sich hüten, die Aristokratie durch schroffe soziale Reformen zu reizen. Wie bezeichnend ist es, daß wohl Verstöße gegen den Kultus mit dem Tode bestraft werden, während alle Strafbestimmungen für den Fall, daß die sozialen Gebote verletzt werden, fehlen! Und wie wenig diese Priesteraristokratie, mochte sie auch das Ideal der Gerechtigkeit feiern, den hochaufwallenden Stimmungen der Massen oder Jesajas folgte, die glückverlangenden Auges hinstrebten zu einer von paradiesischer Weihe bedeckten Lebensordnung: das ergibt sich daraus, daß das messianische Ideal sie unberührt ließ. Die Lebensgemeinschaft, die sie erstreben, trägt noch Züge der Ordnung der Heldenzeit an sich, nur daß die furchtbaren Notstände, die im Laufe der Jahrhunderte sich in diese Ordnung eingefressen hatten, beseitigt sein sollten: patriarchalischer Geist die Aristokratie erfüllen und Jahwe wie einst zu der Zeit, wo Israel noch nicht dem Völkerstrom anheimgegeben war, göttlicher Alleinherrscher sein sollte.

Diese Ordnung bietet sich dem prüfenden Blick als etwas Willkürliches, Gemachtes dar. Sie ist ein Gebilde des klügelnden Verstandes, es fehlt ihr die Weihe eines Gewächses, das in der Sonne einer von den verborgenen Kräften des Volkes genährten Entwicklung ausreift: es fehlen die von der Atmosphäre der Landschaft, des Volkslebens umspielten religiösen Feste, und die Feste, die fürderhin in Jerusalem stattfinden sollen, bilden lediglich einen dürftigen Ersatz für das altgewohnte farbige, rauschende Treiben.

Und auch das im Gesetz mächtig hervorwallende Nationalgefühl entbehrt völlig der messianischen Weihe im Sinne der Propheten. Noch

war die Aristokratie, mochte sie auch einmal im Anblick der auf sie eindringenden Völkermächte schwach werden und mit dem vergeisterten Auge des Hilflosen demütig nach dem Wundertäter Jahwe Ausschau halten, noch war sie kriegerisch gestimmt, und dieser Stimmung tragen die Priester durchaus Rechnung. Eine Zeit nationaler Größe verkünden sie, sofern das Volk sich reumütig und bußfertig sammeln wird im Glanze der Königsgestalt seines Gottes; hoch wird Jahwe Israel über alle Völker des Erdkreises heben, wenn das Volk die Bahn, die ihm vorgezeichnet worden, einschlägt. Aber mit der Gewalt des Schwertes wird sich Israel den Weg zur Höhe erkämpfen, wenn die Feinde es wagen sollten, seinen Aufstieg zu hemmen, und mag auch Jahwe in erster Linie als der Held gelten, der das Wunder des letzten Sieges vollbringt: schwertgegürtet bilden die Söhne Israels seine Gefolgsmannen. Und nichts hören wir von den Wundern jenes Friedensreiches, das Jesaja aufstrahlen ließ als das göttliche Licht in der Finsternis, den Enterbten zur frohen Botschaft.

Im Jahre 621 wurde das Gesetz tatsächlich durchgeführt. Man feierte ein großes Nationalfest in Jerusalem; feierlich schloß man einen Bund zwischen Jahwe und dem Volke; gereinigt wurde der Tempel von den Götterbildern, verwüstet die alten Opferstätten, hingemordet die Zauberer, wo man ihrer habhaft werden konnte. Daß gegen die Aristokratie, die beutegierige, etwas unternommen wurde, erfahren wir nicht. Freilich, die furchtbaren Flüche, die das Gesetz enthält, galten auch ihr: Flüche, die alle die treffen sollten, die sich gegen Jahwes Willen auflehnten. Aber da dem Gesetz auch friedlich klingende Segnungen entströmen, die Macht und Reichtum in Aussicht stellen, so wird die Aristokratie von den wahrhaft grausigen Flüchen nicht allzusehr erschüttert worden sein, zumal sie bald erkannt haben muß, daß den Priestern mehr an den Äußerlichkeiten des Kultus als an der Reinigung der Herzen gelegen war. So ließ sie sich denn nicht davon abhalten, ihrem Gott in ihrer Weise zu dienen.

Die deuteronomische Reform ist schon erfüllt vom Geiste der Zivilisation. Es fehlt der beschwingende Atem einer aus den Volkstiefen herauswallenden Bewegung, es handelt sich um ein wohlvorbereitetes Priesterwerk: nicht von ferne ist man imstande, dem Hochflug der Propheten zu folgen. Nicht so sehr aus der Liebe zum Volk, zu den Enterbten, hat man das Ideal der Gerechtigkeit verkündet, sondern mehr aus Furcht, Jahwe möchte sein Volk von sich stoßen, wenn man weiter-

hin seinen Willen mißachte: nicht die Liebe zur Gerechtigkeit bestimmte den Adel, sich nicht gegen die Reform aufzulehnen, sondern das Entsetzen vor dem möglichen Losbruch der göttlichen Zornesgewalt. Die Propheten durchflammte die Liebe zu den Armen als Wallung eines großen Herzens; hier aber wird die Liebe erst gefordert, und nichts bürgt dafür, daß der Geist der Gerechtigkeit auch wirklich die harten Herzen erweiche. Und in der Tat hat die folgende Entwicklung gezeigt, daß der Machtwille der Herrschenden trotz der Reform weiterraste und Opfer um Opfer erforderte. Und kaum daß ein Hauch der Innerlichkeit der Propheten diese Priester berührt hatte! Mögen sie einmal auch vom Gottesdienst als einer Sache des Herzens sprechen: wichtiger ist es ihnen, daß makellose Opfer dargebracht werden, auf daß sie in der Fülle leben können.

Welche Verworrenheit der seelischen Haltung verrät sich zudem dem scharfen Blick. Auf der einen Seite will das Gesetz die Herrschenden niederzwingen, daß sie, büßend, sich mit Asche bestreuend, ihre Kraft als ein Nichts erachten; auf der anderen Seite wird das „kleinste" unter den „Völkern", auf das die Priester Berge von Schuld wälzen, dazu ausersehen, fürderhin als die erhabenste aller Nationen in der Völkerwelt machtgekrönt aufzuleuchten. Nichts von der hohen Stimmung eines Jesaja ist zu verspüren, der, durchdrungen vom Gefühl seiner erhabenen Sendung, von tiefer Menschenliebe bewegt, Jahwe feiert als den Erlösergott für alle Völker, Juda als die segnende, die Erde in ein Reich der Harmonie verwandelnde Lichtquelle.

Immerhin hat die Reform, hätte sie auch vor den Augen der Propheten nicht bestehen können, gewaltige Kräfte geweckt. Nun war Juda im Besitze einer geistigen Macht, die ihm niemand rauben konnte, mochte auch der Staat in Brüche gehen: im Besitze des „Gesetzes", das losgelöst war vom Boden der Heimat, indem es eine auf die Vernunft sich gründende Macht bildete. Indem dieses Gesetz Judas Ruhm und Herrlichkeit in Aussicht stellt, sofern es treu zu seinem Gott hält, so konnte es auch in Zeiten tiefster Erniedrigung die Hoffnung beflügeln, die ermatteten Lebensgeister befeuern. Und wenn in späteren Zeiten, als Juda zerbrochen am Boden lag, das messianische Ideal wieder wie funkelndes, tröstendes Himmelslicht in den verdüsterten Seelen aufging, so ist dies mitzuverdanken dem Gesetze des Jahres 621, das, in neuer Weise Ausdruck verleihend der alten nationalen Leidenschaft des Volkes, Juda feiert als das Kleinod unter den Völkern.

JEREMIA

JEREMIA, dem wir uns nun zuwenden, war ein furchtbares Schicksal zugedacht. Er hat die Reform des Königs Josia erlebt, aber bald mußte er erkennen, daß von einer Änderung der Gesinnung, einer Läuterung der Herzen nichts zu bemerken war. Und so sah er sich, so schwer es ihm auch fiel, gezwungen, seinem Volke die bittersten Wahrheiten zu sagen, die Schrecken des Gerichts in klagender, freilich zuweilen auch sturmbewegter Rede zu schildern.

In der ersten Zeit seiner Wirksamkeit gibt er sich noch der Hoffnung hin, daß, wenn das Volk in sich kehre, Jahwe mit erbarmender Liebe das Unheil, dessen Grollen er schon zu vernehmen wähnt, ablenken werde. Aber als er sehen muß, daß die Herzen verstockt bleiben, die Aristokratie die Bahn des Frevels trotz aller Drohungen nicht verläßt, der Machtwille in verwegenen Plänen sich entfesselt, da erscheint ihm das Gericht als unabwendbar, mag ihm auch das Mark im Gebein erschauern, wenn er seines Wütens gedenkt.

Und nun bricht Schlag auf Schlag das Unheil über Juda herein. Als die Macht Assurs durch die Chaldäer gebrochen war und die Ägypter versuchten, erobernd vorzudringen, da stellte sich Juda dem Ostreich entgegen, im Wahn, daß ihm Jahwe, den es durch die Reform gewonnen zu haben glaubte, Schild und Speer sein werde. Juda wurde geschlagen, König Josia erlitt den Tod. Wehrlos lag nun das Volk zu Füßen Nechos, des ägyptischen Königs. Doch gab man trotz der schweren Niederlage, die man erlitten, nicht die Hoffnung auf, daß Jahwe das Wunder der Befreiung immer noch vollbringen werde. Auf den Tempel richtete sich der Blick, auf den Zion, der, von Jahwes Herrlichkeit erfüllt, die Bürgschaft dafür bilden sollte, daß wieder die Sonne durch das dunkle Gewölk, Glück ausbreitend, dringen werde.

Jeremia, fühlend, daß das Verhängnis kaum mehr aufzuhalten, stellte sich den Schwärmern entgegen: zusammenstürzen werde der Tempel, wenn Juda nicht umkehre. Die Priester hätten ihn am liebsten niedergeschlagen, doch gab man ihn frei, zumal auch angesehene Männer sich für ihn verwandten. Eine furchtbare Leidenszeit begann nun für den Propheten. Die finstere Gewalt des Verhängnisses dringt auf Juda ein, Jeremia sucht mit Aufbietung aller Kraft, einwirkend auf die Machthaber, das Äußerste abzuwenden, muß es aber erleben nicht allein, daß man ihn wie einen Verbrecher in Ketten legt, sondern auch, daß der

Sturm des Gerichts sein Volk, dem er mit einer Liebe begegnet wie noch nie ein Prophet, wie einen morschen Baum zerreißt.

Necho wurde von den Babyloniern, die er zurückzudrängen suchte, geschlagen, und nun mußte sich Judas Schicksal entscheiden. Wird es versuchen, sich mit den siegreichen Babyloniern zu verständigen, oder wird es, einem verwegenen Machtwillen folgend, sich zur Wehr setzen? Jeremia sieht, daß die übermütigen Machthaber nicht davor zurückschrecken, Babylon, dem Juda seit dessen Sieg unterworfen war, zu reizen, und so sagt er denn das Unheil voraus, drohend und klagend, tief erschüttert, daß sein Volk das heilige Wort Jahwes mißachtet. Man behandelt ihn als Landesverräter, sucht ihn mit Gewalt zum Verstummen zu bringen, und so war denn sein heroisches Mühen vergebens. König Jojakim ließ sich zur Empörung fortreißen: die Schrecken eines mehrjährigen Krieges überzogen Juda, über das nun die Schande hereinbrach: schreckliche Demütigung erlitt es. Wie Unkraut wurden die Herrschenden aus dem Boden der Heimat gerissen und in die Knechtschaft verschleppt.

Jeremia war tief ergriffen, aber wenn es ihm auch manchmal erschien, als ob er versinken müsse in der Finsternis, die ihn atembeklemmend umwogte: er fand die Kraft, sich aufzurichten, zumal ihm die grausigen Vorgänge bewiesen, wie klar er alles vorausgesehen. Er stand nun aufrecht und trotzig da, durchwallt von heroischer Selbstsicherheit, so Entsetzliches er auch noch erleben mußte. Denn noch war der Übermut seines Volkes nicht gebrochen.

Vom Freiheitsgelüst erfüllt, bäumten sich die Zurückgebliebenen gegen Babylon auf. Der Prophet wußte, was dies zu bedeuten hätte. Er, der immer vor einem Abfall gewarnt, sah nun, daß Jerusalem, in dem sich die Freiheitshelden, überstrahlt vom Zion, geborgen fühlten, als weile Jahwe wie ein gewaltiger Kriegsheld in ihrer Mitte: er sah, daß die wilden Wogen des Krieges die Stadt verschlingen würden. Man drang darauf, daß endlich der Verräter unschädlich gemacht werde, und wenn er auch dem Tode entging: man hat den hochsinnigen, erhabenen Mann furchtbar gemartert. Jerusalem aber, das eine lange währende Belagerung aushielt, wurde, wie Jeremia geweissagt, zur Trümmerstätte verwandelt, der Rest vom Kerne des Volkes nach Babylon verschleppt: zerschmettert war der Staat, verwüstet das Land. Der Prophet befand sich nicht unter den Verbannten. Er, dem die Sieger kein Leid antaten, blieb zurück, doch nahm er ein schauerliches Ende. Als der von den

Babyloniern eingesetzte Statthalter ermordet wurde, verließen die Freunde Jeremias den mit einem unheimlichen Fluch behafteten Boden Kanaans, Lästerreden ausstoßend gegen Jahwe, der das Volk betrogen: sie wollten nach Ägypten ziehen. Man zwang Jeremia, mitzugehen. Verschollen sind in Ägypten die jüdischen Einwanderer, in Dunkel gehüllt ist Jeremias Ende.

In seinem Kampf gegen die Gebrechen der Zeit setzt Jeremia das Werk der ihm vorausgehenden Propheten fort, und wenn er auch dem Gemälde, das diese entworfen, keine grundsätzlich neuen Züge verliehen: es quillt doch unter dem Hauche seiner großartigen Seele lebendig als ein unübertroffenes Meisterwerk auf. Kein Prophet hat so eingehend wie Jeremia die geschichtliche Entwicklung des Volkes dargestellt, und auch er legt seiner Schilderung die babylonische Auffassung zugrunde, daß nach herrlicher Segenszeit ein Fluch seine Schrecken entfesselt. Aber wie versteht er es, diese wie Himmel und Hölle sich gegenüberstehenden Zeiten des Segens und des Fluches hinzumalen!

Er taucht die Wüstenzeit ganz in den hellen, golden dämmernden Schein seiner Sehnsucht nach sozialer Eintracht. Ein heilig Volk war damals Israel, ein Erstlingsopfer seinem Gott. Mit der Braut vergleicht der Prophet das Volk, die ihr Herz dem Geliebten hingibt in reiner Jugendliebe; mit der Edelrebe, die Jahwe als ein kostbares Gewächs gepflanzt hat, und die die feinsten Früchte trug. Ein Bündnis hat damals das Volk mit Jahwe geschlossen, an dem es treu festhielt, und das Glück hallte durch die Herzen wie ein Klang aus reinem Himmel. Und wie schwelgt der Prophet, wenn er der Zeit gedenkt, als Jahwe sein Volk nach Kanaan geführt, wo es, fest zu seinem Schutzherrn stehend, reiche Ernte einheimsen und im Lebensgenuß überschäumendes Glück finden konnte! Die lieblichsten Bilder tauchen vor ihm auf, erinnert er sich an Israels Jugendzeit. Erbteil Jahwes, Haus Jahwes, Liebling Jahwes nennt er Israel; mit einem grünen, mit Früchten beladenen Ölbaum vergleicht er das Volk, mit einer im Schmucke der Jugend prangenden Braut.

Von dieser goldenen Frühlingszeit nun hebt sich die Gegenwart ab wie ein schauriger Abgrund. Als sei ein Dämon in die Menschen gefahren, so ist der Geist der Eintracht geschwunden; die Nation, die einst vom Verklärungsglanz göttlicher Gnade und Segens übergossen war, wird nun von Gewalten des Aufruhrs durchstürmt. Israel selbst hat dieses Unglück verschuldet, es hat das Bündnis mit Jahwe

gebrochen, und zwar haben schon die Väter Jahwes Huld mit Undank belohnt.

Jeremia trägt seiner Darstellung des Chaos der Zeit die düstersten Farben auf, und keiner seiner Vorgänger hat so packend wie er die soziale und religiöse Auflösung geschildert: die ihn mit Entsetzen erfüllende Erscheinung, daß ein Volk seinen Gott verlassen hat. Als werde ihm sein nach Harmonie lechzendes Herz aus dem Leib gerissen, so quält den Propheten die Wirrung seiner Zeit, die Richtungs- und Hemmungslosigkeit der Menschen: die Vielgötterei, die er deutet als Ausfluß eines zerfahrenen Sinnes; die Herzenshärtigkeit der Mächtigen, die die Armen furchtbar zu spüren bekommen, so daß das Volk aus tausend Wunden blutet; das Machtstreben der Großen, die glauben, mit der Gewalt des Schwertes sich den Weg zur Höhe bahnen zu können; Bosheit, Falschheit, die sich eingefressen, während früher Treue waltete; die Auflösung aller sozialen Bande. Nicht kann er es fassen, daß Israel die Seile der Liebe, an denen es Jahwe führte, freventlich zerrissen, und schmerzdurchzuckte Weherufe entringen sich seiner gequälten Brust. Er, der sein Volk liebt mit der ganzen Inbrunst eines übervollen Herzens, er erschrickt förmlich im Anblick dieser Zerrüttung; keine Stelle findet er mehr, die heil ist, über und über ist das einst in majestätischer Kraft prangende Volk beschmutzt. „Erschrick, o Himmel, staune und starre!" ruft er entsetzt aus. Bei keinem Volk der Welt, so meint er, ist geschehen, was sich in Israel abspielt. Denn dieses Volk wendet sich in maßloser Verblendung gegen seine eigene Lebensgrundlage, verschüttet den segenspendenden Born und „gräbt sich dürftige Brunnen aus, elende Löcher, voll von Rissen, in denen sich kein Wasser hält". Der Storch kennt seine Bahn hoch in den Lüften, Israel aber wendet sich ab von der Heilsbahn, die ihm die Hand der Gottheit vorgezeichnet. In der Natur herrscht Ordnung, nicht triumphiert hier die Willkür: das Volk Jahwes aber schmäht die heiligen, glückverbürgenden Satzungen. Es ist blind, die Augen sind ihm ausgestochen, wie ein Trunkener taumelt es dahin — bis der Abgrund es mit gespenstischen Händen in seine Tiefe ziehen wird.

So kündet der Prophet das Gericht. Immer mehr dringt bei ihm die Überzeugung durch, daß Jahwe einschreiten muß, um der Bosheit ein Ende zu bereiten und die Frevler zu demütigen. Freilich, nie gibt er die Hoffnung auf, daß Jahwe am Ende doch noch Gnade walten lassen werde, ja, er hegt den tröstenden Gedanken, daß selbst die Ver-

bannten wieder die liebe Luft der Heimat umfächeln werde. Aber da seine Mahnreden wirkungslos an den Eisenstirnen abprallen und man verwegen den Weg der Selbstherrlichkeit weitergeht, höhnisch abweisend den Propheten, so wird er immer wieder von den unheimlichen Erscheinungen des Gerichtes umflattert. Als die aufregende Kunde durch Juda läuft, daß ein grausiger Feind — es waren die Skythen — heranstürme, da geht Jeremia die ihn beängstigende Erleuchtung auf: das Gericht kommt, Jahwe schickt todbringende Heere, auf daß der Gerechtigkeit Genüge geleistet werde. In erschütternden Versen wogt der Aufruhr seiner Seele dahin, und Grauen und Verwüstung breitet der Prophet aus.

Auch in den übrigen Gerichtsbildern, die uns erhalten sind, geistert das Grauen, ja zuweilen wirbelt vor seinen Augen ein Chaos, das alles zu verschlingen droht. Es ist ihm dann, als ob Jahwe die erquickende Hoheit einer die Menschen segnenden Macht abgelegt habe, als ob er zum leibhaftigen, wie ein Erdbeben wütenden Grauen geworden wäre. Wie ein die Welt durchtosender Dämon haust er da, Schrecken sind seine Begleiter, Vernichtung ist sein furchtbares Losungswort. Aber wenn auch der Prophet stark sein kann wie eine eiserne Mauer: diesen Visionen vermag er doch nicht standzuhalten. Er bricht zuweilen zusammen unter dem Unheimlichen einer solchen Stimmung, oder er stimmt ergreifende Klagelieder an, in denen sich die Liebe zu dem treulosen Volk wehmütig aussingt. Doch erfüllt ihn auch wieder die Hoffnung, daß das Gericht das Volk läutern, der vom Blitz getroffene Baum wieder neue Zweige ansetzen werde, an denen Jahwe wohlgefällige Früchte reifen können. Oder er findet in seinem Schmerz um das Schicksal Judas einen Trost in dem Glauben, daß auch die anderen Völker, die durch ihren Frevelsinn Jahwe gereizt, dem Flammenmeer des Gerichtes nicht entgehen werden. Ein andermal belebt ihn inmitten des Grauens wie ein erquickender Lichtstrahl der Gedanke, daß Jahwe nicht allein zerschmetternder Zorn, sondern auch hilfreiche Liebe ist: er wird nicht zu hart strafen, er wird dem Volk, wenn es sich reumütig ihm zuwendet, in erbarmender Huld zuwallen. Und so läßt er seinen Gott Worte der Liebe flüstern, mit denen ein besorgter, zärtlicher Vater versucht, einen auf Abwege geratenen Sohn zur Umkehr zu bewegen. Zuweilen auch hadert er mit Jahwe und sucht ihn zu beschwichtigen, hinweisend darauf, wie er, der Prophet, doch furchtlos für ihn gestritten.

Als das Unglück geschehen war, die Feinde Juda niedergerungen hatten, da ist der Prophet wie verwandelt. Nun bricht seine Liebe rein und lauter wie ein kristallener Quell hervor, keine Zorneswolke trübt sie mehr. Das ist der große Sieg, den Jeremia errungen: er steht, nachdem Judas Kraft gebrochen war und die Ketten in seinen Ohren klirrten, fest wie ein eiserner Turm da, kein Anfall von Schwäche beugt ihn mehr und verfinstert seine Stirne; das Bewußtsein, daß Juda gerettet worden wäre, hätte man seine Weisungen befolgt, gibt ihm eine früher unbekannte Sicherheit der Haltung. So spendet er denn Trost den Mühseligen und Beladenen, Worte der Huld und der Gnade gibt er seinem Gott ein, auf daß die verlassene Jungfrau wieder Lebensmut finde. Vergessen sind die Sünden, mit denen sich Juda befleckt, und in den gräßlichen Jammer des Volkes wehen liebliche Klänge hinein, die verkünden eine Zeit des Heils. Zu einer Zeit, wo Juda zerborsten war wie ein altes Gemäuer, da war Jeremia, den man bisher als einen Vaterlandsverräter behandelt hatte, der Einzige, der noch Kraft fand, zu hoffen und die Verzweifelnden durch gütigen Zuspruch zu erquicken. Laßt das Weinen, so wendet er sich an die Zurückgebliebenen, gebt euch nicht dem Schmerz hin, sondern richtet euch wieder auf und schaut hin zu dem Lichte, das als eine himmlische Botschaft die Dunkelheit, in die Juda versunken, durchbricht. Vertraut auf Jahwe, er wird sie, die in die Fremde gestoßen worden, wieder zurückbringen; wieder aufrichten wird er den vom Sturmwind umgerissenen Baum. Den Verbannten übermittelt er einen Abschiedsgruß, ein Gotteswort, das in ihre Trübsal wie ein Strahl aus einer höheren Welt dringen mußte: Jahwes überwallende Liebe, sein alles verzeihendes Erbarmen kündet er bewegten Herzens. Jahwe wird die Gebete der nun so schwer Gepeinigten nicht überhören, sein Lieblingskind ist ja Ephraim. „Denn wenn ich ihn nur nenne, gedenk ich seiner, drum wallt mein Herz ihm entgegen, ich muß mich erbarmen. Merkzeichen errichte dir, setze Wegweiser, der Straße hab acht, kehr heim deines Wegs, auf dem du fortgingst!“

Jeremia ist die reichste und innerlichste Gestalt unter den Propheten, und seiner Seele entschweben Offenbarungen, wie wir sie bisher noch nicht vernommen haben. Und gerade die schweren Leiden, denen er ausgesetzt, wecken diese neuen Laute. In furchtbarem Ringen mit der Unvernunft des Daseins entfaltet sich seine eigenwüchsige Seele. Eine schauerliche Tragik durchzieht dieses Leben, das sich verzehrt in fruchtlosem Kampfe gegen den Unverstand derer, die er so liebt, und

wenn etwas versöhnlich wirkt in diesem Jammer, so ist es der Heroismus, mit dem er sich inmitten des Grauses einer zusammenstürzenden, wild aufflammenden Welt aufrecht erhält, Feierstunden eines Sieges erlebend, der seine zuckende und stürmende Seele beschwichtigt. Er ist kein Mann aus Erz wie Amos, und auch das Triumphierende eines Jesaja geht ihm ab. Wie fürchtet er sich zuerst vor seiner Sendung, im Gefühl, es möchten seine Kräfte nicht ausreichen, um den Wall der Bosheit zu erstürmen. Aber mit der Zeit weichen doch die Bedenken, und nun steht auch er da, von Jahwe behütet wie eine feste Burg, „eine eiserne Säule, eine eherne Mauer". Ein gewaltiges Machtgefühl durchdringt ihn gewiß als Sprecher seines allmächtigen Gottes, freilich, es ist auch so viel Zartes, Weiches in seine Natur eingesenkt, daß er zuweilen zittert und schluchzt wie ein Kind. Er ist einsam, wie nur je ein Einsamer war, ist mit allem, was Geltung besitzt, zerfallen: mit der ganzen Lebensrichtung seiner Zeit, mit seinen Verwandten und Freunden. Er wird verhöhnt, verspottet, beargwöhnt, verfolgt wie ein Verbrecher, und er leidet entsetzlich unter dieser Verlassenheit: nach Liebe dürstet seine Seele, und statt Liebe wird ihm bitterste Schmach zuteil. So würgt ihn mitunter ein Jammer, daß er hilflos am Boden liegt. Die Bosheit, die man an ihm ausläßt, das Elend seines Volkes, das Grollen des Gerichtes: alles dringt auf ihn ein wie eine von Gespenstern erfüllte Finsternis; nichts als Grauen umgibt ihn: am liebsten möchte er sein Volk verlassen und in die Wüste ziehen. „Mein Herz ist mir gebrochen," klagt er, „erschlafft die Glieder, ich bin wie trunken worden, vom Wein bewältigt." Sein „Auge zerfließt in Tränen bei Nacht und Tage," blickt er hin auf den Jammer. Unheilbar ist sein Kummer, denkt er daran, wie das Gericht toben wird; herzzerreißende Klage stößt er aus: „O, daß mir das Haupt und Auge zu Tränen zerflössen, um Tag und Nacht zu beweinen des Volkes Durchbohrte."

Und in furchtbarer Bedrängnis bäumt er sich auf gegen Jahwe, der es zuläßt, daß er, sein getreuester Sohn, im Harme sich verzehren muß; von Leiden bedrückt wie von Bergeslast, von Flüchen umschwirrt, als sei er ein Verbrecher. „Weh', daß ich lebe, Mutter," ruft er verzweifelnd aus, „weh', daß ich wie ein Verstoßener unter Menschen weilen muß; daß ich mit meiner zarten, liebenden Seele von Qual zu Qual gepeitscht werde und nie froh mit den Fröhlichen sein kann!" Jeremia hat Zeiten erlebt, wo ihm das Licht Jahwes unterging; wo ihm nicht allein sein Leben, sondern das Dasein überhaupt erschien als ein wogendes Meer

des Fluches, ein Rasen vernunftloser Kräfte. Aber diese Stimmungen waren doch nur schauerliche Schatten, die wie Gespenster über seine Seele flogen, und immer wieder findet er den Weg zur Pforte des Heils.

Noch nie stand ein Frommer seinem Gott so nahe wie dieser Prophet. Keiner hat so wie er gerungen mit den Gewalten des Lebens, keiner so die Qualen der Friedlosigkeit durchlebt wie er. Und aus dieser schauerlichen Stimmung heraus strebt er denn hin zu Jahwe, auf daß er mit erbarmender Hand ihn befreie aus dem Grauen der sternenlosen Nächte. Mit den Schwingen des Gebets gelangt er hin zur seligen Stätte auf der Höhe, und wenn der Atem seines Gottes seine fiebrige Seele streift, da fällt alle Erdenschwere und Erdentrübsal von ihm ab: es wird licht um ihn, und Klänge des Friedens ziehen durch sein vom Aufruhr durchtobtes Herz. Noch ist Jeremia der Gottheit nicht so nahe wie Jesus, aber auch er hat das Glück der Erlösung empfunden als der Gemarterte, der die Gespenster der Nacht weichen sieht und erlöst sein Auge dem Wunder des Horizontes zuwendet, wo sich das Licht aus der Dämmerung herausringt. Noch sind die Jubelklänge des Christentums nicht zu vernehmen, aber Jahwe ist doch auch dem Propheten, was er Jesus war: der Hort im Kampfe, der schattige Quell, an dem der müde Wanderer ruhen und sich laben kann.

Das messianische Ideal taucht bei Jeremia nicht auf als die lichte Botschaft, wie sie ein Jesaja, Deuterojesaja, Jesus und Paulus jubelnd verkündet haben, aber doch hat der Prophet auch in der Zeit der tiefsten Erniedrigung den Glauben bewahrt, daß Jahwe sein Volk wieder mit Heil bekränzen werde. Und machtvoll wirken seine Erlebnisse fort. Nicht allein, daß das messianische Ideal unter ihrem Anhauche vergeistigt wurde; im Christentum, das ja ebenfalls die frohe Botschaft in einer Zeit tiefen Verfalls den Mühseligen brachte, lebt das innerliche Wesen des Propheten fort, ja, diese Religion bildet die Krönung einer Entwicklung, aus der als ein Markstein Jeremia herausragt.

DEUTEROJESAJA

Es bezeugt die außerordentliche Zähigkeit unseres Volkes, daß trotz des zermalmenden Ansturms der Babylonier der Glaube an seine weltgeschichtliche Bestimmung bald wieder seine bannende Macht entfaltete. Gewiß, unmittelbar nach den Zornesschlägen Jahwes waren die Verbannten verwirrt und betäubt. In leidenschaftlicher Freiheitsliebe, vertrauend auf Jahwes Beistand, hatte man sich dem Feinde entgegen-

gestellt, und nun trug man das Joch, fern von der Heimat, die einem Trümmerhaufen glich. Verwüstet war Jerusalem mit seinem Tempel, auf dessen Wunderkraft man baute; Juda, das man einst in der Wallung des Trotzes und der Kampfesbegeisterung feierte als den Edelstein unter den Völkern, war nun über und über mit Schmach bedeckt. So umfing die Verbannten zuerst tiefe Trauer, in die hineinklangen die Schrecken des Erlebten, das donnernde Getöse des Sturzes. Aber bald wagte man es wieder, das Haupt zu erheben. Mochte Juda als Staat ausgelöscht sein: in dem furchtbaren Zusammenbruch blieb erhalten eine Säule stark wie Erz: das Gesetz. Und dieses Gesetz gab den Trauernden die Möglichkeit, sich in dem wirbelnden Gewoge der Juda verschlingenden Vorgänge zurecht zu finden, ja, diesem einen tiefen Sinn abzugewinnen. Gewiß hat das Gesetz, indem es dem nationalen Machtwillen einen verwegenen Ausdruck verlieh, nicht wenig dazu beigetragen, die kriegerische Leidenschaft, die ins Verderben führte, zu entfesseln. Aber stellt das Gesetz nicht auch das Gericht in Aussicht, wenn das Volk Jahwes Geboten trotzt? So bemächtigt sich der Verbannten der Gedanke, daß der Zusammenbruch Judas dem Willen der Gottheit entspreche, die das Volk seiner Verfehlungen wegen züchtigen mußte. Sie hat es hart, ja grausam bestraft, aber nicht um Juda auszulöschen, sondern um es durch die Kraft des Flammenmeeres, das grausig emporloderte, zu läutern. Langsam, immer wieder von beklemmenden Gefühlen der Angst und Verlassenheit gehemmt, mag diese Stimmung die Geister erfaßt haben; aber sie griff um sich und flößte den Müden wieder Zuversicht und Stärke ein.

Und nun erleben wir ein Schauspiel, das in blendender Beleuchtung den granitnen, dämonischen Lebens- und Siegeswillen dieses winzigen, seltsamen Volkes enthüllt. Schon in der ersten Zeit der Verbannung hat, was noch zu schildern sein wird, Ezechiel versucht, die matten Augen zu erquicken, indem er hinwies auf die kommende Größe Judas. Aber er stand doch seinem Volk als ein harter, finsterer Zuchtmeister gegenüber, der durch schwere Anklagen in den Kelch der Leiden, den das Schicksal Juda reichte, erneut bittere Tropfen goß. Um die Mitte des sechsten Jahrhunderts aber wurde die Stimme eines mächtigen Propheten laut, in dem gleichsam die tiefe erbarmende Liebe Jeremias mit der triumphierenden Hoffnung Jesajas zu majestätischen Akkorden verschmolz, schwingend in der Seligkeit eines frohlockenden Glaubens an die bald erfolgende, alles überglänzende Verklärung des Volkes.

Früher, als Juda, um die Sprache der Propheten zu gebrauchen, noch dem Gericht zutaumelte, da erstanden die Propheten vor allem, wenn Gefahr im Anzug war: irgendwelche Vorgänge des Völkerlebens dem lauschenden Ohre zuraunten, daß Jahwe sich rührt, um das Volk, ändert es nicht seinen Sinn, zu Fall zu bringen. Nun ist das Unheil geschehen, die Schrecken Jahwes haben die trotzige Feste bezwungen: zertrümmert ist das Nordreich, und Juda besteht nur noch als eine kümmerliche Pflanze im felsigen Boden. Aber sie wuchert noch fort, diese Pflanze, mag sie auch ihre Wurzeln wund reiben an den harten Steinen und nach erquickendem Wasser lechzen; ja, es erwacht die von der Hoffnung leise beschwingte Sehnsucht, daß Jahwe sein abgehärmtes Volk wieder in fettes Erdreich versetzen möge.

Diese Sehnsucht lodert nun als ein wunderbares Strahlenfeuer heraus aus dem großen Herzen eines Propheten, das so von Liebe zu Israel erfüllt ist, dem gepeinigten, gedemütigten, daß die Flamme nun rein leuchtet, kein Haß und Groll mehr sie schwärzt. So verstummen denn die Gerichtsdrohungen, und so eröffnet sich, indem diese Liebe aus einem glühenden nationalen Lebenswillen herauswallt, ein strahlender Horizont, über und über bedeckt mit Wundern des Lichtes, daß das Auge wähnt, in ein Märchenland zu blicken.

Welches Volk doch, dieses kleine Volk der Juden mit den ungeheuren Gestalten seiner Propheten! Welche dämonische Leidenschaft des Hasses und der Rache, aber auch welche Großheit der Liebe, nun, wo der göttliche Hasser und Rächer, Jahwe, seine Leidenschaft abgekühlt! Und wenn bei Jesus, diesem innerlichsten der jüdischen Geisteshelden, die Liebe als ein zarter, segnender Strahl hervorströmt: lange vor ihm schon hat sie einen erlauchten Menschen mit ihrer Hoheit erfüllt: doch nicht als milder Schein des alles verklärenden Herbstes, sondern als brausender Flammenschein des Frühlings, der das Eis der Gebirge bricht und die Weiten auffunkeln läßt in üppiger Blütenpracht.

Wie ist nun, vergleicht man diesen Propheten, Deuterojesaja, mit seinen Vorgängern, alles verwandelt! Für ihn gibt es kein Juda mehr, das in Stände gespalten ist, und nicht hat er die Aufgabe, als Schutzgeist der Armen den Hohen entgegenzutreten. Für ihn ist Jahwe nicht mehr der Gott der Gerechtigkeit in dem Sinne, daß er sich liebend den verstoßenen Bauern und Hirten zuneigt, während er den habgierigen Adel grollend von sich stößt: nein, Israel als Ganzes bildet nun das in

die Tiefe der Schmach hineingestoßene Volk, ein Sklavenvolk, das betreut wird von einem göttlichen Helden wie einst die Schwachen, die die Herrschenden in den Staub traten. Und das ist das Verwunderliche, daß nun der Prophet der Würde und erhabenen Bestimmung eines solchen in Ketten gelegten Volkes mit Preisgesängen huldigt, die dahinrauschen wie Siegesgeläut. Mag man wiederum sagen, daß hier die Illusion in tropischer Üppigkeit am Werke ist: ohne solche verwegene Hoffnung wäre Juda gestorben und verdorben, und der jauchzende Prophet kam gerade zu der Zeit, wo das wieder den Glauben an sich selbst gewinnende Volk ihn so nötig brauchte wie der knospende Baum die wärmende Sonne.

Deuterojesaja war kein Prophet in dem Sinne, daß er ringend und kämpfend oder auch anfeuernd inmitten seines Volkes wirkte. Er lebte fern von den Verbannten und hat lediglich als Schriftsteller die Majestät seines Gottes verkündet.

Wiederum deutet der Prophet einen Völkersturm als eine Kunde von Jahwes furchtbarer Hoheit. Aber wenn ehedem die Propheten das Volk vorbereiteten, sich auf ein Gräßliches gefaßt zu machen, auf ein Wüten von Mächten, die es zerschmettern werden, so entströmt Deuterojesaja eine frohe Botschaft: Cyrus, der Perser, ein in Erz prangender Held, gebietend über alles zermalmende Heere, ist auf dem Wege, das Gericht zu bringen, aber nicht Juda, dem armen Würmchen, sondern den trotzigen Raubstaaten, die Jahwes Majestät durch ihre Sündenfülle herausgefordert haben. Frohlocken kann Juda, denn Cyrus ist sein Retter, der Freudenbote Jahwes, der Messias.

Der Prophet gibt zu, daß Israels Lage im Augenblick trostlos ist. Aber verwandelt der Frühling nicht die Öde, die sich im Winter ausbreitet, in ein paradiesisches Gefilde, und birgt das Volk nicht die allerdings noch zurückgedrängte Kraft des Frühlings in seinem Herzen? Steht es nicht im Schutz eines Gottes, neben dessen Majestät die anderen Götter verblassen wie qualmendes Licht in der Strahlenmacht der Sonne? Und so feiert denn der Prophet Jahwes Hoheit, wie sie noch nie gefeiert worden. Nichts ist der Mensch und Menschenpracht im Vergleich zu Jahwes Kraftfülle. Ewig thront er in den unendlichen Räumen des Äthers, während der Mensch mit allem, was er schafft, weht ihn der Hauch Jahwes an, verwelkt und versinkt. Allmächtig, allwissend, unendlich, ewig ist Jahwe, und nicht reicht menschliche Geisteskraft aus, die Tiefen seines Wesens zu ergründen. Jahwe hat

das Weltmeer, die in die Unendlichkeit hineinrollenden Wasserfluten geschaffen; er hat das mächtige Himmelsgewölbe aufgerichtet, die hochragenden Berge aufgetürmt: ehrfurchtsvoll sinkt der Mensch nieder, blickt er hin auf die Machttaten der Gottheit. Die Herrlichkeit der Völker ist ihm weniger als ein Tropfen am Eimer, ein Stäubchen an der Wage; die Fürsten sind ihm, was dem Wind der leichte Halm. Er bläst sie an, und sie verwehen.

„Gar eh' sie gepflanzt, gar eh' sie gesät,
Gar eh' in der Erde ihr Stock getrieben,
Schon bläst er sie an, und sie verdorren,
Und der Sturm trägt sie wie Spreu dahin."

Jahwe ist mithin der Herr der Natur wie der Herr des Völkerlebens. In den Stürmen wirkt sich brausend, daß die Menschen erzittern, seine Macht aus; sein Geist hat das Heer der Sterne gebildet, das hoch oben in weiter, unergründlicher Ferne auf goldenen Bahnen leise dahinwandelt; in allen Vorgängen der Natur, den gewaltigen wie unscheinbaren, lebt sein heiliger Odem. Weltreiche entstehen und vergehen, Könige strahlen auf in ihrer Majestät und fallen wieder in den Staub, Völker zwingen den Ruhm auf ihr Haupt, und er erbleicht wieder, der mit allen Kräften erstrebte Ruhm: Jahwe aber bleibt ewig bestehen. Er, der mit den Nationen spielt wie das Kind mit Kieselsteinen, er ist die Fülle des Höchsten, das sich der Mensch ausdenken kann, die Fülle der Kraft, des Wissens: ewig auf seinem Sternenthron sitzend, nicht unterworfen der Macht der mordenden Zeit, lenkt er die Welt mit den Geboten seines selbstherrlichen Willens.

Welche Gnade also, von der Liebe eines solchen Gottes betreut zu sein! Und gerade das kleinste und ärmste Volk, das wie ein Würmlein hilflos auf der Straße liegt, Israel, hat den Ruhm, eintreten zu dürfen in den Glanz dieser göttlichen Majestät. Dieser allgewaltige Gott ist der Schirmherr der Schwachen und Verlassenen, und vertrauen sie auf ihn, so treiben sie Schwingen gleich Adlern: es wächst ihnen eine Kraft zu, der nichts zu widerstehen vermag. Nicht jene, die in der Welt von Prunk umgeben dahinstolzieren, dürfen sich seiner Gnade rühmen, sondern allein die Enterbten, die Irrenden, die einen Führer brauchen in der Nacht. Mag der Dichter diesen Gedanken von seinen Vorgängern übernommen haben: von hinreißender Wirkung ist die künstlerische Kraft, mit der er ihn offenbart. Nirgends sonst, weder in den Schriften des alten noch des neuen Testamentes, hat jene Stim-

mung, die wir „Glauben" nennen, solch prachtvolle Gluten entfacht wie hier, Gluten, die wie tausend Opferfeuer zum Himmel emporlodern, verherrlichend den göttlichen Erlöser.

Israel bildet also die hilfsbedürftige Schar, der die Gnade des gewaltigen Gottes zuströmt: Israel ist sein Liebling, der Erkorene. Ewig wie der Geist Jahwes über dem rollenden Ablauf der Welt schwebt, so wird auch ewig währen Israel als das auf die göttliche Hilfe bauende Volk. Mag der Strom der Geschichte ein Volk nach dem anderen in seine Tiefe ziehen, mögen Weltreiche einstürzen, öde Grasflächen dort trauern, wo ehedem Festesjubel herrschte: Israel wird, wenn es Jahwes Lockruf folgt, immerdar eine von goldener Ernteflut bedeckte Au sein. Seine Verherrlichung ist der Sinn der Weltgeschichte, seine Aufrichtung zu nie verblassender Größe.

So spendet der Dichter seinem Volke Trost aus der strömenden Fülle seines gütigen Herzens heraus. Er überschüttet das Volk förmlich mit Blumen, streicht ihm mit zarter Hand die Falten aus der Stirn. Wie Blitze haben seine Vorgänger dem störrischen Volk ihre Flüche zugeschleudert; nun aber ist die alte Klage über die Herrschaft der Ungerechtigkeit verstummt, als sei sein Herz rein wie der lichtgetränkte Morgenhimmel. Sehnsucht nach Befreiung und paradiesischer Verklärung des Volkes erfüllen den Propheten mit solchen Schauern des Glückes, daß seine Seele aufglüht in den Flammen einer Liebe, die das verbannte, gebeugte Volk überhaucht mit einem Schimmer der Göttlichkeit. Vergeben hat Jahwe alle Sünden, zerrissen ist der Schuldbrief: Israel ist reif geworden für die Erlösung. Tröstende Schmeichelworte flüstert Jahwe dem Volke zu: er, der im Gericht ganz als rasender Zorn aufrauschte, ist nun ganz von erbarmender Liebe erfüllt: sein göttliches Sonnenherz strahlt eine Milde aus, die das Gedenken an vergangene Freveltaten auslöscht; segnend wie ein gütiger Vater kommt Jahwe zu seinem Volk, das er, nachdem es so Schweres erduldet, wieder aufrichten, ja mit Ehren ohne Zahl bekränzen will.

Jahwe benützt den Helden Cyrus als sein Werkzeug. Man frägt sich, hat denn Cyrus irgendwelche näheren Beziehungen zu Israel oder gar zur Jahwereligion, daß ihm die höchste Ehre zufallen könnte, die der jüdische Gott zu vergeben hat? Und wenn dem nicht so ist, haben wir da nicht wieder einen Fall, wo die nationale Begeisterung sich mit dem Wahnwitz gattet, indem man sich Erwartungen hingibt, die dem nüchternen Sinn wie Tollheit erscheinen müssen? In der Tat kommt der

Gedanke, daß Cyrus von Jahwe die Messiaswürde empfangen werde, einem Flug ins Fabelreich gleich. Nicht nur widerspricht er alter, geheiligter Überlieferung, indem der Messias als Zweig des Stammes David galt, sondern er ist auch eine Ungeheuerlichkeit, hingesehen auf die geschichtlichen Verhältnisse. Wohl durfte der Prophet nicht ohne Grund damit rechnen, daß Babylon unter den zerschmetternden Schlägen des Eroberers wanken möchte; er durfte annehmen, daß der Sieger die Verbannten wieder in die Heimat schicken werde; auch wäre es kein sinnloser Traum gewesen, wenn vor seinem Auge wieder auftauchte der Tempel, krönend den Zion, ein stolzes Sinnbild des wiedererwachten Ruhmes des Volkes. Aber anzunehmen, daß der Eroberer, der dem armseligen Judenvolk wohl zur Not einen mitleidigen Blick vergönnen konnte, wenn es irgendwie seine politischen Zwecke erheischten: anzunehmen, daß der rauhe Kriegsheld sich zu Jahwe bekennen würde, war nur möglich bei einem Mann, der sein Auge der Wirklichkeit verschloß und sich seinem Ideal wie einem holden Wahnbild hingab.

In brausenden Hymnen wird der Siegeszug des Cyrus begrüßt und seine messianische Sendung gefeiert. Die gewaltige Bewegung, die das Leben der Völker wieder aufwühlt, ist Jahwes wohlbedachtes Werk, und warte nur, so wendet sich der Prophet an sein Volk: bald wird das Tosen der wilden Kräfte vorüber sein und ewiger Friede über der Erde glänzen.

Wir sagten, Deuterojesaja sei ganz durchtränkt von Liebe, während seine Vorgänger auch von dämonischen Zornesgewalten durchstürmt werden. Aber seine Liebe wallt im Augenblick doch vor allem Israel, seinem Volke, entgegen, dessen Elend ihn erbeben macht. Er müßte kein Jude sein, würde nicht auch in seinem Herzen dem Groll eine Stätte bereitet sein, aber solcher richtet sich lediglich gegen die Feinde Israels, vor allem gegen Babylon, das sich gegen das kleine Volk vergangen hat.

So kommt das Gericht, aber nicht im Sinne der alten Propheten: nicht mehr Klagelieder wie Jeremia stimmt der Prophet an, denn rein und erhöht geht Israel aus dem Gericht hervor, und so ist Deuterojesaja ganz Erwartungsglut und Jubel. Doch Israel, so meint er, ist noch blind für das göttliche Wunder, das ihn mit Jauchzen erfüllt; das Volk überläßt sich dem Gram, wo alles bereitet ist für seine Erlösung, und so bietet er seine ganze künstlerische Kraft auf, um die Zagenden

anzufeuern, die Verzweifelnden zu trösten, die Hoffnungsmüden zu beleben. Werde wach, laß dich wecken, so beginnen die Freudenlieder, die, machtvoll wie Sonnenglut dahinströmend, unvergeßliche Bilder hervorzaubern.

„Sieh' da, wie sie eilen auf den Bergen, die Füße des Freudenboten,
Der Frieden ausruft, der Glück verkündet, der Heil ausruft,
Der zu Zion spricht: dein Erlöser kommt, dein Gott ward König!
All deine Türmer erheben die Stimme, im Chor sie jubeln;
Denn Aug' um Auge sehen sie ihre Lust an der Heimkehr Jahwes.
Brecht los, jubelt im Chor, ihr Trümmer Zions,
Denn Jahwe hat sich seines Volkes erbarmt, Jerusalem erlöst,
Er hat aufgestreift seinen heiligen Arm vor aller Völker Augen,
Daß da sehen alle Enden der Erde unseres Gottes Heil.
Weichet, weichet, zieht aus von dort, rührt nichts Unreines an,
Zieht aus aus ihrer Mitte, macht euch rein, ihr Waffenträger Jahwes!
Denn nicht in Haß sollt ihr abziehn und nicht flüchtig fortgehn,
Vielmehr Jahwe geht vor euch her, und eure Nachhut ist euer Gott!"

Unerschöpflich ist der Dichter in der Ausmalung der glorreich der Finsternis des Völkergewirrs sich entringenden Heilszeit. Wie ein sonnentrunkener Baum treibt seine Phantasie Blüten über Blüten hervor: unter dem Anhauch seiner Sehnsucht nach Völkerglück sprossen Wunder auf, die die Erde mit einem solchen Lichtschimmer bedecken, daß das Auge kaum imstande ist, all diese Herrlichkeit aufzunehmen. Wie matt nimmt sich doch Ezechiels Schilderung der Heilszeit aus neben dieser märchenhaften Traumwelt des großen Dichters, in dessen Seele die Wonnen der Harmonie zu einem lichtübergossenen Akkord zusammenschmelzen, den er hinausjauchzt in die Weiten der Welt, auf daß die Menschen, von seinem Zauberklang angelockt, herbeiströmen, um am Fuße von Jahwes Thron ihre Paläste zu bauen. Denn nicht Israel allein: alle Völker, so hofft der siegestrunkene Prophet, wird Jahwes wunderweckende Hand aus den Modertiefen des Elendes herausführen, doch Israel wird zuerst vom Morgenstrahl göttlicher Segnung erweckt werden: es ist der heilige Berg, auf dessen Gipfel der Opferaltar steht, der mit geheimnisvoller Macht den göttlichen Glücksborn zum Entströmen bringt.

Das die Welt verwandelnde Ideal denkt sich der Prophet aus ganz im Sinne der Sehnsucht der Armen als überfließende äußere Güterfülle. Doch welche Seligkeit atmen seine Gemälde, welch erquickender Odem steigt aus den paradiesischen Fluren, die sein seherhaft leuchtendes, in Wonnen erglühendes Auge umspannt! Kein Dichter seines

Volkes hat es so verstanden wie er, den holden Traum der Mühseligen von einem von der Unruhe und Not befreiten Leben mit den Farben der Poesie auszuschmücken, und Jahrhunderte hindurch haben seine lichtgewobenen Traumbilder die Seelen erquickt, die sich aus den Erschütterungen der Welt heraussehnten, hinstrebend zu den samtenen Auen, die der Gottheit Vollendungsglanz umschmeichelt.

Überschwellende Fruchtbarkeit einmal wird Jahwe spenden. Einer der furchtbarsten Feinde der Israeliten ist der Sonnenbrand, der die Quellen austrocknet, so daß Mensch und Vieh, von der Glut des Feuermeers überwältigt, erschöpft niedersinken; und Grauen erweckt die Wüste, diese endlose Öde, auf der die Sonne lagert wie ein Gespenst, das alles Leben niederhält. So erwartet denn der Prophet, daß die Gottheit künftighin alles Land mit Wasserbächen erquicken werde, auf daß zurückweiche das Schrecknis der Wüste und kühlende, schattenspendende Bäume grünen, wo ehedem furchteinflößende Wildnis brütete.

„Ich will auftun Ströme auf kahlen Höhen
Und mitten in Ebenen Quellen,
Will machen die Wüste zum See,
Und dürres Land zu Wassersprudeln;
Ich will spenden in der Wüste Zedern,
Akazien, Myrten und Ölbaum,
Will setzen in die Städte Zypressen,
Ulmen und Fichten zumal,
Auf daß sie sehen und erkennen
Und achtgeben und einsehen zumal,
Daß Jahwes Hand dies getan
Und der Heilige Israels es geschaffen."

Nicht mehr wird in der goldenen Zeit der Durst die Kehle einschnüren, kein Geld ist mehr benötigt, um Nahrungsmittel zu beschaffen: „schwelgen soll die Seele in Fett". Kein Glutwind wird mehr die Sinne entkräften, milde wird die Sonne leuchten, durchhaucht von Jahwes Güte. Verwandeln wird sich die ganze Natur, aufsprießen werden die Menschen wie Saaten, auf die balsamischer Frühlingsregen fällt.

„Denn ich will Wasser aufs Dürstende gießen
Und Rieselbäche aufs dürre Land,
Will gießen meinen Geist auf deinen Samen
Und meinen Segen auf deine Schößlinge,
Daß sie sprossen wie mitten im Bach das Gras,
Wie Weiden an Wasserläufen."

Und wie wird erst Jerusalem, die alte ehrwürdige Stätte, wo Jahwe thronte in seinem erhabenen Heiligtum, in neuer Pracht erstehen, wenn die himmlische Segenskraft sich auf es ergießt! Rascher als sie zerstört worden sind, werden die Mauern wieder erbaut werden, und ein Leuchten wird das neue Zion sein der Majestät des Volkes, das der Welt gesandt ist, um sie zu erlösen.

„Fürwahr, ich werde legen
In Malachit die Steine deiner Grundmauern
Und deine Grundfesten in Saphiren,
Und will aus Rubin deine Zinnen machen,
Und deine Tore aus Karfunkeln,
Und deine Einfriedung ganz aus Edelgestein.
Und alle deine Erbauer sollen Jahwejünger,
Und groß wird die Wohlfahrt deiner Söhne sein."

Teilhaben werden an diesem Glücksleben, das in jubelnder Feierlichkeit dahinfließt, auch die Völker. Zum Hirten der Völker hat Jahwe Israel erwählt, und ausbreiten wird sich das es verklärende Glück einmal, indem Israel selbst einzelne Völker durch die goldene Pforte des Paradieses führt, dann, indem die Völker selbst herbeikommen, um in Jahwes heiliges Reich einzugehen. Einen einzigen König wird es dann auf Erden geben, Jahwe, und erhabene Ehrung wird empfangen sein Liebling Israel: Könige werden vor ihm niederfallen und Fürsten seine Herrlichkeit preisen. Der Knecht, der einst auf Dornen lag, wird nun über Purpurteppiche schreiten, und die ihn lästerten, werden in Ehrfurcht vor ihm niedersinken.

„Siehe, ich erhebe meine Hand für die Heiden,
Und für die Völker pflanze ich hoch mein Panier,
So bringen sie herbei deine Söhne im Gewandbausch,
Und deine Töchter trägt man her auf der Schulter,
Und Könige werden deine Pfleger
Und ihre Gemahlinnen deine Ammen.
Das Antlitz zur Erde, fallen sie vor dir nieder
Und lecken den Staub von deinen Füßen.
Damit du erkennest, daß ich Jahwe bin,
Daß die meiner harren nicht zuschanden werden."

Eine Wonnezeit wird für die Bedrängten aller Welt kommen, wenn Jahwe Israel das Szepter der Weltherrschaft übergibt. Für immer sind dann die finsteren Mächte des Bösen, die den Schwachen zum Verhängnis werden, entwurzelt, und Gerechtigkeit, diese sanfte Macht, die

den Armen den Pfad ebnet, wird zum Durchbruch kommen, von keiner Gewalt mehr behindert.

„Träufelt, ihr Himmel, aus der Höhe,
Und die Wolken sollen rieseln von Recht,
Die Erde tue sich auf und es reife Heil,
Und Gerechtigkeit sprosse zumal!"

DIE LIEDER VOM KNECHTE JAHWES

IN Deuterojesajas Visionen bereitet sich leise so etwas wie ein Verfall der prophetischen Kultur vor, der ja schon vor ihm, und zwar in viel stärkerer Weise, bei dem noch zu behandelnden Ezechiel einsetzte. Wie erhaben malt sich doch Jesaja Judas Weltberuf aus: ein erlösendes Licht sollte das Volk sein, das durch seine Zauberkraft die ganze Menschheit befreit von der Tyrannei des Bösen und die Harmonie ausbreitet über die Welt. Gewiß, auch diese Stimmung hält Deuterojesaja noch fest, aber es mischen sich doch auch störende Klänge in seine vom Jubel durchrauschte Symphonie. Ein vermessener nationaler Hochmut wird laut, eine wahre Beutegier offenbart sich: heißt es doch, daß die Könige als Klienten Israel dienen werden, daß Cyrus die Schätze der Welt vor Juda ausbreiten werde. Und nicht allein die Jahwereligion hilft mit, den Sieg über das Chaos der Völkerwelt zu erringen, sondern es entscheidet auch das Schwert. Als ein Kriegsheld vollbringt ja Cyrus, der Messias, seine Jahwe verherrlichenden Taten, ja, Israel selbst wird, wenn es wieder unter einem König aus Davids Geschlecht aufblüht, mit Gewalt die Feinde, die sich seiner Hoheit entgegenstellen, zermalmen und sein Reich ausdehnen über die Gebiete der Welt.

So kündet sich selbst im Bereich der prophetischen Kultur ein rohes Machtstreben an. Die erhabene prophetische Bedeutung des Weltberufes Israel wird verzerrt, ein auch vor dem Gräßlichen nicht zurückschreckender Machtwille wird laut, der den Ausdruck bildet einer immer weiter um sich greifenden Vergröberung des Seelenlebens. Die Kultur der Propheten wird abgelöst von einer Epoche der Zivilisation, oder mündet in einer Reihe von Übergangserscheinungen in eine solche ein, in der wohl noch anklingt prophetischer Geist, ohne aber daß der Genius Judas es vermag, sich auf der Höhe seiner Geisteshelden zu halten.

Selbst in den tiefsinnigen Liedern vom Knechte Jahwes, die wohl im Ausgang des sechsten Jahrhunderts entstanden sind und in geradezu erhabener Weise die weltgeschichtliche Bestimmung des Volkes

Jahwes schildern, weht uns zuweilen etwas vom Geiste der Zivilisation entgegen. Es fehlt die künstlerische Bildkraft der Propheten, und die Thora, die doch einer Verzerrung der prophetischen Offenbarung gleichkommt, wird gefeiert als welterlösende Macht.

Nach der Auffassung des Dichters ist Israel mit einer Würde gekrönt, die es selbst errungen hat durch die Leiden, die es erduldet und siegreich überstanden, ohne Jahwe, seinem Gott, der es ins Unheil gestoßen, untreu zu werden: Israel, der Knecht Jahwes, hat durch seine Leiden einen Sieg errungen, der nicht nur es selbst mit einer unvergänglichen Glorie bedeckt, sondern auch der Menschheit eine paradiesische Segnung einträgt. Das Blut, das den Wunden Israels entströmte, wird zum Balsam für die in Nacht und Not eingekerkerte Menschheit: Lichtströme werden ausgehen von diesem Volke, das sich heldenhaft durch die grausigen Schluchten der Schmerzen durchgerungen hat, hin zu göttlichen Auen, die weit genug sind, um alle Völker aufzunehmen.

Ein kühner, großartiger Gedanke! Bisher wurde die Erlösung immer als Gnade aufgefaßt, die Jahwe seinem Volke zugedacht, vergessend die Greuel, die es verübt. Wohl wird vorausgesetzt, daß das Volk der Errettung nur dann teilhaftig wird, wenn es durch einen Gesinnungswandel oder durch Opfer den erzürnten Gott wieder versöhnt hat. Aber den Hauptanteil an der Erlösung hat doch Jahwe, der das boshafte Volk zu Grunde gehen lassen könnte, ohne daß dadurch die sittliche Weltordnung ins Wanken geriete. Auch nach der Auffassung unseres Propheten gilt der Anbruch der goldenen Zeit als eine als Gnade gewährte göttliche Wundertat, aber es wird nun auch betont, wie sehr das Volk selbst mitwirkt an der Errichtung des funkelnden Baues des Glückes, dessen gewaltige Hallen künftig die Menschen überwölben werden. Kämpfend hat Israel, unterstützt durch Jahwe, die finsteren Ungeheuer des Bösen, die die Menschheit in ihren Bann zwingen, niedergerungen, kämpfend nicht mit Schwert und Feuer, nicht mit Mannen und Rossen, sondern indem es, ohne zu murren, die schwere Last der Leiden trug, die ihm aufgebürdet worden zufolge der Treue, mit der es zu seinem Gott hielt. Schrecklich waren die Qualen, denen der Knecht sich ausgesetzt sah. „Er war ohne Gestalt und Schöne, ihn drob anzusehn, und ohne Aussehn, uns damit zu gefallen. Verachtet war er und von Menschen verlassen, ein Mann der Schmerzen und vertraut mit Krankheit und gleich einem, vor dem man das Antlitz verhüllt.“ Aber trotz dieser schweren Bedrängnis hat der Knecht Jahwes nicht

das Banner sinken lassen, das ihm sein Gott in die Hand gegeben. Von Feinden umringt, von Armut gepeinigt, der Mißachtung ausgesetzt, von den Pfeilen des Spottes durchbohrt, hat er heldenhaft gekämpft für die Wahrheit. Ein herrliches Bekenntnis zu Jahwe hat er abgelegt, mutig, ohne zu wanken, hat er seinen Glauben bewahrt inmitten einer ihm feindseligen Welt. Mochte Israel, nachdem der Sturm des Gerichtes die Krone des einst prangenden Baumes entlaubt, äußerlich auch ein bejammernswertes Bild des Elends darbieten: innerlich war er stark, Heldenkräfte durchwallten ihn, den tapferen Streiter im Dienste der Wahrheit, der glückverbürgenden Wahrheit.

„In Treuen trägt er (der Knecht) die Wahrheit hinaus;
Er wird selbst nicht matt, knickt nicht zusammen,
Bis daß er die Wahrheit auf Erden einsetzt
Und auf seine Lehre die Gestade harren."

„Der Herr hat mir gegeben die Zunge der Jünger,
Daß ich verstünde den Müden zu weiden mit holdem Wort,
Morgen für Morgen weckt er mir das Ohr, wie die Jünger zu hören.
Der Herr tat mir auf das Ohr, und ich sträubte mich nicht,
Meinen Rücken bot ich den Schlagenden und meine Wangen den Raufern.
Mein Angesicht verbarg ich nicht vor Schmähung und Anspeien.
Doch der Herr Jahwe hilft mir, drum ward ich nicht zuschanden,
Drum mach ich mein Gesicht gleich dem Kiesel und wußte, ich ward nicht beschämt.
Nah ist, der mir Recht schafft: wer hadert mit mir, laßt zusammen uns hintreten!
Wer ist mein Gegner im Prozeß, er komme her zu mir!
Fürwahr, der Herr Jahwe hilft mir, wer will mich da verdammen?
Fürwahr, sie müssen alle zerfallen wie ein Kleid, die Motte wird sie fressen!"

Wer denkt bei dieser Schilderung der Glaubenszuversicht des Knechtes Jahwes nicht an das tiefe religiöse Erlebnis Jeremias? Wie dieser, niedergetreten von seinen Feinden, mißhandelt wie ein Verbrecher, nicht davon abzubringen war, Jahwes Heilsbotschaft zu verkünden; wie er bei all der furchtbaren Not, die wie Zentnerlast sich in seine weiche Seele eingrub, doch die Kraft fand, sich zu Jahwe, dem Brunnquell der Stärke und Seelenruhe, aufzuschwingen: so hat nach der Auffassung unseres Dichters auch das Volk Israel sich durch die Not nicht übermannen lassen. Es sind die Tugenden der Propheten, deren auch der Knecht sich rühmen darf: Heldenstärke, Ausdauer im Glauben, Demut, Reinheit der Gesinnung, Opferfreudigkeit. Ein Glaubensheld ist der Knecht ganz wie ein Prophet, ein Kämpfer und Führer der Menschen, dessen sieghafte Kraft aus den Tiefen einer

gotterfüllten Seele dringt. Und wenn der Prophet vor allem die Sache der Schwachen vertritt, so erquickt auch der Knecht die Müden mit lieblicher Botschaft.

Welch tiefsinnige Auffassung des Leidens tritt uns hier entgegen! Wie hat doch Jeremia mit diesem schauerlichen Problem gerungen, mit diesem Dämon, der wie ein unheimlicher Schatten die Lichtbahn der Gottheit kreuzt! Hinweisend auf das Unglück, das ihn Zeit seines Lebens wie ein teuflisches Gespenst verfolgte, hat der Prophet seinen Gott der Härte bezichtigt, der Tyrannei. Bei Jeremia bildet das Leid noch einen Einwand gegen das Leben, und wenn er auch im Aufschwung des Gefühls das Quälende dieser Frage abschüttelte; wenn er, kämpfend in Jahwes Dienst, erschauernd im Gefühl der Gottesnähe, sich zur Heilsgewißheit durchrang: so hat er doch niemals die klare Erkenntnis gewonnen, daß das Leiden auch beglückende, erlösende Kräfte entbinden kann.

Diese Erkenntnis aber enthüllt unser Dichter als eine erhabene Offenbarung, und so hat er das Volk Israel, das so schweren Leiden ausgesetzt war, zur Würde eines Propheten, ja, des Messias erhoben. Wie die Propheten von Jahwe gesandt wurden, um ihr Volk zum Heil zu geleiten, so wird nun — das ist der erhabene Glaube des Dichters — Israel selbst den Völkern zur Leuchte werden. Für immer versunken ist jenes Volk Israel, das seine Propheten verfolgt hat. Ein neues Volk ist erstanden, das im Schmelzofen des Leides geläutert worden: rein ist sein Herz wie die Seele eines für die Gottheit streitenden Propheten, lauter sein Sinn wie schlackenfreies Gold. Für die Wahrheit hat es gelitten, und von überschwenglicher Kraft wird der Kampfpreis sein: das Glück aller Völker hat es erobert.

Mit seiner Lehre von der sündentilgenden, erhebenden Wirkung des Leidens hat der Dichter, wahrscheinlich unbewußt, eine babylonische religiöse Stimmung in eigenartiger Weise fortgebildet. Wir wissen, daß alte babylonische Mythen von dem Todesgang einzelner Götter berichten, durch den diese, tiefe Schmerzen erduldend, den Menschen ein Glück bereiten, das sie sich nicht selbst zu verschaffen vermögen. Denn auf den Tod des Gottes folgt die Wiederbelebung, und mit dieser sproßt auf wie Frühlingspracht ein neues Leben auch für den Menschen: aus dem Glauben an den glorreichen Aufstieg der Gottheit aus der Unterwelt schöpfen erlösungsbedürftige Menschen die Kraft der Hoffnung, daß auch von ihnen das Elend weichen werde: Wohlergehen, ja selbst

ewige Seligkeit wird durch den Siegesgang der Gottheit verbürgt. Nach der Auffassung dieser Mythen, die ja auch verbreitet waren in Kanaan, geht die Erlösung vor sich, ohne daß menschliche Kraft irgendwie mitwirkt. Schwach sind die Menschen, hilflos, während alle Segensmacht der Gottheit entströmt.

Da ist es nun Ausfluß einer tiefen seelischen Wandlung, wenn als Erlöser ein Weltfürst Verehrung empfängt, ein König, der als Messias umjubelt wird. Ein solcher König vertritt dann die Stelle der Gottheit, und in Anlehnung an die alten Mythen wird sein Leiden ausgemalt, so in einzelnen von Schmerzen durchwühlten babylonischen Bußpsalmen. Kind Gottes, Knecht Gottes wird der leidende Messias genannt, und wie beim Knecht Jahwes sprießt aus seinem Leiden ein Segen, der die ganze Welt befruchtet. Denn wie der Gott, dessen Abbild er ist, dadurch, daß er die Kerkerwände der Unterwelt durchbricht, von Sonnenpracht umlodert, wieder auf der Erde erscheint und die Menschen mit Heil übergießt, so nimmt auch der messianische König den Elenden die Bande der Not ab. Durch die Dornenbahn des Leidens schreitend, büßt er die Schuld der Sünder ab: die Not weicht von ihnen, wie neugeboren blühen sie auf, der Fluch, der das unglückliche Geschlecht umstrickt, verschwindet, und die Herrschaft der Gerechtigkeit breitet sich aus, die Welt in Licht und Freude tauchend.

Diesen babylonischen Glaubenslehren liegt die unvergängliche Wahrheit zugrunde, daß der Weg zum Glück durch die Abgründe des Leides führt, aber keineswegs wird sie klar ausgesprochen. Gefühlsmäßig ist sie erfaßt, umrankt vom Gewebe des Mythus, der in bildlicher Darstellung einen tiefen seelischen Lebensvorgang festhält. Und selbst wenn ein Mensch, ein König etwa als Leidender geschildert wird, da werden noch die Bilder des Mythus herangezogen, um die Qualen des Todesganges des Helden oder den Jubel, der seine Auferstehung umklingt, zur Anschauung zu bringen.

In die helle Luft der Wirklichkeit aber führt uns unser Dichter; so zahlreich auch die Übereinstimmungen mit den babylonischen Glaubenslehren sind: ein tiefer Unterschied besteht doch. Beidemal ist der eigentliche Glückspender die Gottheit, Jahwe wird dem jüdischen Propheten, was Istar, Tamusz, Marduk den Babyloniern ist. Der rettungbringende König, auch wenn er als Messias göttliche Ehren empfängt, vollbringt nicht aus eigener Kraft das Werk der Welterneuerung, durch seine Leiden gewiß wirkt er auf eine nicht zu enträtselnde Weise versöhnend

auf die Gottheit ein: aber letzten Endes befreit diese die Menschen von dem Fluch der Sünde und Schuld, der sie umklammert. Auch unser Dichter teilt noch diese Anschauung, indem er sich die Erlösung der Menschen vom Druck der Unfreiheit nicht denken kann ohne die Beihilfe der Gottheit: noch völlig verschlossen ist ihm die gewaltige Offenbarung, die namentlich auch unsere moderne Zeit verkündet hat, die Offenbarung, daß der Mensch durch die Entfaltung der in ihm schlummernden Kräfte sich zwar kein ewiges Glück, aber doch das Glück der Schöpferwonne verschaffen kann. Doch ist insofern ein weiterer Schritt hin zu dieser Anschauung gemacht, als nun nicht mehr eine mythische Persönlichkeit wie nach der babylonischen Auffassung, sondern ein ganzes Volk die Entbindung von Glückskräften erlebt: durch heldenhaftes Tragen von Leiden, durch treues Festhalten an einem schmacheinbringenden Glauben. Israel, nicht mehr ein erlesener Einzelner, ist erwählt, durch seine Leiden den Gnadenborn zum Entströmen zu bringen, und diese Leiden weisen nicht mehr in das Dämmerdunkel mythischer Vorgänge hinein, sondern es handelt sich um die erschütternden Schicksale eines Volkes, das dem Heimatboden entrissen, in die Verbannung hinausgestoßen wurde und hier seines Glaubens wegen Unsägliches dulden mußte. Während die babylonischen Götter und Messiaskönige vor allem körperliche Qualen zu tragen haben, sind die Leiden, durch die nach der Auffassung unseres Propheten der Knecht sich verherrlicht hat, noch von anderer Prägung. Er hat einen schmerzhaften Kampf für seinen Glauben gekämpft, hat den Hohn der Welt ertragen seinem Gott zu Ehren, er hat sich als Held bewährt im Dienste der Wahrheit. Es ist, um es erneut in diesem Zusammenhang zu betonen, das Grunderlebnis der Propheten, das die Weiterbildung der babylonischen Lehre von der Heilswirkung des Leidens ermöglicht hat.

Dem verschuldeten Leiden der Völker steht das schuldlose Leiden Israels gegenüber: eine Auffassung, die der Dichter dadurch gewinnen konnte, daß er sein Volk, wenn auch in ganz anderer Weise als Deuterojesaja, verklärt. Aber während der Völker Leiden Keime zeitigen für immer neue Übel, entströmt Israels Leiden heilende Kraft. Indem dieses Volk für ein erhabenes Ideal schwere Drangsale erduldet, wird es den übrigen Völkern zu einer Sonne, die den Bann des Fluchs, unter dem sie seufzen, löst, gleich wie die Frühlingssonne den harten Bann bricht des Winters. So läßt der Dichter die Heiden ausrufen:

„Aber unsere Krankheiten, er" (der Knecht Jahwes) „hat sie getragen,
Und unsere Schmerzen, er lud sie auf,
Derweil wir ihn für den Gestraften hielten,
Den von Gott Getroffenen und Geplagten.
Und doch war er durchbohrt für unsere Missetaten,
Zerschlagen für unsere Verschuldungen,
Züchtigung uns zum Frieden war auf ihm,
Und durch seine Striemen ward uns Heilung.
Wir alle irrten umher wie Schafe,
Jeder wandte sich seines Wegs,
Aber ihn ließ Jahwe unser aller Schuld treffen.
Gemißhandelt war er und beugte sich willig,
Und tat seinen Mund nicht auf,
Wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird,
Und wie ein Schaf, das vor seinen Scherern verstummt.
Vor Drangsal und Gericht ward er hingerafft,
Doch bei seinen Zeitgenossen, wer sann dem nach,
Daß er ausgetilgt ward aus dem Lande der Lebenden
Für unsere Missetaten, zu Tode getroffen!
Und ihm ward bei den Frevlern sein Grab gegeben
Und bei den Übeltätern sein Haus,
Obgleich er keine Gewalttat getan
Und kein Trug in seinem Munde war.
Aber Jahwe gefiel's, ihn mit Krankheit zu zerschlagen:
Wenn er setzte zum Sühnopfer seine Seele,
Sollte er Nachwuchs sehen, langes Leben haben,
Und die Sache Jahwes durch ihn siegen."

So erhaben der Geist ist, der die Lieder vom Knechte Jahwes erfüllt: die ganze Tiefe der Frömmigkeit der Propheten hat der unbekannte Verfasser doch nicht ermessen. Wohl faßt auch er die Ausbreitung des Geistes Jahwes über die Welt auf im Sinne eines Durchbruchs des Lichtes, das die brütende, von Explosionen durchschauerte Finsternis verscheucht: der Gedanke, mit Gewalt das Gottesreich zu errichten, würde seine reine, allem rohen Machtwillen abholde Seele verletzen. Aber die Jahwereligion ist für ihn doch eine Rechtsordnung, was keineswegs der Auffassung etwa eines Jeremia, des vor allem nach Seelenfrieden Lechzenden, entspricht. So ist auch dieser Dichter von der Strömung der Zeit nicht unbeeinflußt geblieben, wir meinen von jenem Durchbruch der Zivilisation, die es nicht mehr verstand, das prophetische Erbe in heiligen Schreinen zu verwahren.

DIE PROPHETISCHE KULTUR ALS GESAMTERSCHEINUNG

DEM Leser ist es vielleicht willkommen, wenn wir nach dieser Wanderung durch die Kultur des prophetischen Zeitalters einmal Rast machen, um uns einer wichtigen Überlegung hinzugeben. Liegt denn, so könnte man fragen, auch dieser Kultur das Urphänomen des geschichtlichen Lebens zugrunde, ist denn im Vergleich zur Heldenzeit nicht alles verwandelt? In der Tat, in einer wahrhaft großartigen Weise hat der Genius unseres Volkes ein neues Werk aufgebaut, und wenn die neuen Großtaten sich deutlich abheben von denen der Heldenzeit: auch sie lassen sich als Auswirkungen des Urphänomens begreifen, gelingt es, die Fülle dessen, was wir vor den Augen des Lesers auszubreiten suchten, zu einer Einheit zusammenzuschauen. Und gestehen wir es: immer war bei der Durchleuchtung der einzelnen Erscheinungen unser Sinn hingerichtet auf dieses Urlebendige: ohne den Blick in diese geheimnisvolle Tiefe hätte unsere Darstellung eine ganz andere Farbe gewonnen.

Ohne daß das Chaos die Seele bedrängt, gibt es, wie schon öfters versichert worden, keine Kultur. Ja, wir möchten sagen: je gewaltiger die Kulturleistung, sei es die eines Volkes, eines Standes, einer Gruppe oder eines Einzelnen, um so gewaltiger umwogt die Wirrung die schöpferischen Mächte, um so stärker ist die Spannung der Seele. Schon für das Heldenzeitalter konnten wir feststellen, wie der triumphierende, bald düstere, bald helle Glanz, der von ihren Offenbarungen ausgeht, das Siegeszeichen bildet des Kampfes mit den unholden Mächten des Daseins, und nun sehe man, wie im Zeitalter der Propheten das Chaos tobt.

Welche unheimliche Verwirrung herrscht auf sozialem Gebiet, und wie tief brennt sich diese Not in die Seele der Propheten ein! Gesprengt ist, indem der Adel die Bauern vergewaltigt, die soziale Lebensgemeinschaft, und die Propheten empfinden diesen unheimlichen Vorgang als ein Toben dämonischer Gewalten, die sie gespenstisch umringen. Einsam stehen fast alle diese Propheten in ihrer zerrissenen Zeit da, das Gefühl überkommt sie zuweilen, wie ein Schiffbrüchiger in eine tobende See verschlagen zu sein, die sie jeden Augenblick verschlingen kann. Wenn wir uns den „Helden" gern vorstellen, als einen von der Pracht des Glückes umgebenen Ritter mit leuchtenden, frohen Augen: welche

düsteren, unheimlich ringenden Gestalten begegnen uns unter den Propheten: ein Amos, ein Micha und Jeremia vor allem! Schaurige Schatten fahren über sie hin, in einen rasenden Wirbel vernunftlos erscheinender Kräfte sind sie hineingebannt, düstere, finstere Bilder von Not und Untergang entrollen sie. Der Fluch, mit dem ihre Zeit behaftet ist, frißt an ihrem Herzen wie eine schmerzende Krankheit, und wenn die Gewalt des Elends sie überkommt, dann stoßen sie flehentliche Klagen aus. Ja, die Verzweiflung kann sie packen, und Jeremia hat mehr als einmal in das Leben hineingestarrt wie in einen schaurigen, lichtlosen Abgrund.

Aus dieser furchtbaren Seelennot, dieser würgenden Weltangst sind die grausigen Bilder des Gerichtes herausgeboren. Gewiß, in den Gerichtsvisionen befreien sich diese Propheten auch wieder von dem Druck, der auf ihnen lastet, aber die unheimlichen Farben, die sie auftragen, indem sie das Getöse des Zusammenbruches ausmalen, sie entstammen den finsteren Regionen ihrer Seele, und so ist zu verstehen, daß sie klagen und jammern, gedenken sie des Zusammenbruches: des lichtlosen Tages, an dem sich die Sonne verfinstert und die Windsbraut heranheult.

Nun sehe man, wie sich die Propheten dem Chaos gegenüber, das immer wieder über sie hereinbricht, zur Wehr setzen. Einen stählernen Willen setzen sie ihm, beherrscht von der Kraft des Aufschwungs, entgegen. Wohlan, sie sind verbannt, ausgestoßen aus der Gemeinschaft der Menschen, leben ein Leben für sich. Und überkommt sie auch die Qual der Verbannung, daß sie sich zuweilen am liebsten niederlegen und müde und besiegt den Tod erwarten möchten: der Sturmwind Jahwes reißt sie aus den Nebeln der Müdigkeit und des Elends heraus: mit gepanzerter Brust stemmen sie sich dem Anstrom des Unheils entgegen und verschaffen sich das schaurige Glück der Kampfeswonne. Einen gewaltigen Willen bringen sie auf, der es ihnen ermöglicht, ihrer Zeit und allem, was dieser heilig ist, zu trotzen, und so dringen sie auf die Schänder ihres Ideals ein mit einem Machtwillen, der auch vor den schwersten Gefahren nicht zurückbebt. Diese Propheten sind fromm, aber sie erleben ihre Frömmigkeit nicht allein als beglückendes Gefühl, im milden Schein der göttlichen Gnade zu lagern wie an erquickenden Wasserbächen, sie erleben sie als Kampfeswille und Kampfestrotz, indem Jahwe seinen ehernen Schild vor sie hält und das Schwert ihres Geistes segnet. Als seien ihre Kräfte vertausendfacht,

so dringen sie, behütet von ihrem Gott, auf ihre Feinde ein. Imperatoren sind diese Propheten, indem sie vom Glauben beherrscht sind, durch die Macht ihrer Weisheit ihr Volk lenken und beglücken zu können, und ihre Frömmigkeit ist so durchhallt von den wuchtigen Klängen des Kampfes, des Trotzes. Und mögen sie Leiden über Leiden bedrängen: ahnend geht ihnen die Gewißheit auf, daß der Schmerz die Flamme ist, der den starken Menschen läutert: abfallen in seiner Glut die Schlacken, und reines Gold ringt sich los, aus dem die Kronen, die glückausbreitenden Kronen geschmiedet werden.

Als die unerschrockenen Kämpfer durchglüht die Propheten ein dämonischer Haß, und ohne diesen mit dem Machtwillen verschwisterten Haß wären nicht zu denken die furchtbaren Bilder des Gerichtes, die immer wieder vor ihrer Seele aufsteigen. Wohlan, der Schrei der Angst hallt gewiß in diese Visionen hinein, aber zugleich sind sie Offenbarungen dessen, der die Angst abzuschütteln, zu überwinden sucht, auf daß er wieder freier atmen kann. Und so sieht das in die Seele der Propheten dringende Auge des Geistes, wie das Gefühl eines düsteren Triumphes sie durchflammt, indem sie in der Phantasie die Schrecken des Gerichtes entfesseln als Unheilsmächte ihres Gottes, der strafen muß, soll die Gerechtigkeit nicht zuschanden werden. Nicht die Liebe hat diese Visionen eingegeben, sondern der Machtwille von Imperatoren, die das Chaos entsetzlich quält und die nach dem Glanze des Sieges lechzen, indem sie das Chaos zu bewältigen suchen: Blitzschläge gleichsam bilden diese göttlichen Gerichte, die den schauerlichen Himmel reinigen sollen.

Aber noch weiter erstreckt sich dieser Machtwille der Propheten. Mögen sie Einsame sein, immer fühlen sie sich als getreue Söhne ihres Volkes, aufs innigste ist ihr Schicksal mit dem Israels verknüpft. Und wie sie nach geistiger Herrschaft über ihr Volk streben und in solchem Streben von Triumphgefühlen beschwingt werden, so schreiten sie kühnen Sinnes auf dieser Bahn weiter, hineindrängend in die Weiten der Welt. Jahwe, ihr Schutzherr, ist Weltgott, Völkergott, und im Namen dieses allmächtigen Königs treten sie auf, durchstürmt von einem ungeheuren Herrscherwillen: die Weltherrschaft Jahwes wollen sie aufrichten, nicht mit ehernen Wagen und Schwertern, sondern mit den Waffen des Geistes. Bemeistert soll das Chaos des Völkerlebens werden, und Israel wird von ihnen erwählt als Herrenvolk, das alle

Nationen des Erdkreises überwölben soll mit den Hallen eines mächtigen Gottesbaues.

Es ist dieser vergeistigte Machtwille zuweilen geradezu dionysisch beflügelt: man versenke sich vor allem in die Visionen des Deuterojesaja, will man den Chorgesang des brausenden Sturmes vernehmen, der die Welt reinigen soll von den beklemmenden Dünsten der Zwietracht, des Elends.

Und wer sieht nicht, daß auch die Geschichtsauffassung der Propheten imperialistische Prägung besitzt? Einen Sinn wollen sie dem Völkerleben abringen, und so wird dieses einfach vergewaltigt. Keine Rede ist davon, daß man liebevoll an die geschichtlichen Erscheinungen, welcher Art sie auch seien, herantritt, um sie in ihrer gegenseitigen Bedingtheit als quellendes, in der Form von Gegensätzen sich vollziehendes Leben zu begreifen. Einen festen Boden möchte man unter sich haben, um die Richtigkeit dessen beweisen und stützen zu können, was das Gefühl dem machtgierigen Propheten eingibt. So sucht man durch geschichtliche Betrachtungen den Prophezeiungen eine Stütze zu verleihen: Eintracht und Glück herrscht, so lange Jahwe die Verehrung frommer Herzen empfängt, Unheil häuft sich an, sobald man sich von der ewigen Leuchte abwendet, gräßliche Gerichte zucken auf die Gottlosen herab, wenn sie ihren Sinn nicht ändern und den Weisungen der Propheten, den Abgesandten des himmlischen Herrn, nicht Folge leisten.

So weht den Propheten aus den Gefilden der Geschichte gleichsam ein stärkender Hauch zu: ihr Herrschaftswille scheint verankert in einer untrüglichen Erkenntnis. Und wenn es ihnen auch nicht gelungen, das Chaos der Geschichte zu bemeistern im Sinne einer Betrachtung, die auch das Böse und Unheimliche einordnet in den Kosmos der Welt: eine gewisse Ordnung haben sie doch in das verworrene Getriebe, das in Indien nichts als Entsetzen erregt, gebracht, indem sie Segens- und Fluchzeiten unterschieden und diese in ihren wesentlichen Erscheinungen zu erfassen suchten. So ist ihrem geistigen Machtwillen in dieser Hinsicht immerhin ein Sieg gelungen, und wir werden sehen, daß ihre Geschichtsdeutung fortwirkt bis zum heutigen Tage.

Alles Herrschaftsstreben führt immer wieder ins Chaos, indem es dem Menschen versagt bleibt, Werke zu schaffen, die ihm ein andauerndes Glück einbringen. So ist auch der Propheten Leben immerdar von Kämpfen durchzogen, und als die verwegensten Streiter der Weltgeschichte ragen sie vor uns auf. Kampf aber bedeutet nicht allein

Sieg, sondern auch Qual, und so ist zu verstehen, wie der Ringende, auf den sich immer wieder der Druck der Unvernunft des Daseins legt, Ausschau hält nach Gestaden, wo seine gequälte Seele im Sonnenschein des Friedens weben kann. Gerade die leidenschaftlichen, vom Dämon der Unrast gehetzten, nach Kampf und Macht lüsternen Menschen empfinden am tiefsten das Beseligende, an einem Ort, wo die Unruhe des Lebens verbannt ist, weilen zu können, und so dringen denn aus den Schriften der Propheten nicht allein die unheimlichen Mächte der Finsternis und die lodernden Flammen des Kampfes auf uns ein, sondern auch Klänge der Wonne, bald lieblicher, bald rauschender Art vernehmen wir. Die gewaltige Spannung der Seele löst sich nicht allein, indem zurückgedrängte Kräfte zum Sturme aufbrechen, sondern auch, indem sie ein gütiger Geist besänftigt, daß sie gleichsam harmonisch ineinanderklingen und die Seele mit Frieden betauen.

Jahwe wird zum Retter in der Not: in frommem Gebet haucht man seine Klagen aus und empfängt als Gnadengabe der gütigen göttlichen Macht die Ruhe der Seele: still wandelt der Bedrängte vor seinem Gott. Der Atem der Liebe umfängt ihn dann, es versinkt das Chaos des Lebens und der eigenen Seele, zarter Sternenglanz strömt in beseligenden Melodien in das Herz. Oder man gibt sich lieblichen Bildern von Glück und Harmonie hin, mit denen die Seele die Vergangenheit des Volkes ausschmückt, jene Zeiten, wo, wie man wähnt, Jahwe und das Volk noch treu verbündet waren. Vor allem aber schwingt man sich mit den Fittichen der Sehnsucht hinein in eine verklärt geschaute Zukunft: in das messianische Reich, wo der Gottesfriede waltet in allen Bereichen des Daseins: in der Natur, im gesellschaftlichen Leben. Herrliche Bilder des Glückes entschweben der Seele der Propheten, bald zart abgetönt wie Morgengewölk, bald flammend in der Pracht des Frühlings.

Damit haben wir die Kräfte dieser Kultur als Spiel und Widerspiel zu fassen gesucht. Überschäumende seelische Kräfte verschaffen sich hier vielfältigen Ausdruck: aufwallt diese Kultur in der Form einer erhabenen Religion, einer erhabenen Geschichtsphilosophie, einer großartigen Dichtung, in denen irgendwie alle Regungen der Seele ihre bildende Macht bewähren.

DAS ZEITALTER DER ZIVILISATION

EZECHIEL

JUDAS Entwicklung stimmt mit der aller übrigen Völker darin überein, daß der Verfall der Kultur sich äußert in der Ausbreitung eines Geistes, den wir Zivilisation nennen. Die durch die gewaltigen Gestalten der Propheten gekennzeichnete Kultur ist wie alle Kultur die Offenbarung eines tiefen Seelenlebens: ein Innerliches, ein aus hochgestimmten Herzen hervorwallendes Leben voll Heroismus, und auch wenn an und für sich rohe Kräfte, etwa Haß und Rachsucht, herausbrechen, sie sind geadelt, indem der Glanz künstlerischer und religiöser Verklärung über ihnen liegt.

Es ist nun ein bannendes Schauspiel, zu sehen, wie die jüdische Seele immer mehr die Weihe des Adels der Kultur verliert. Ein Frost legt sich auf das Innenleben; die erhabenen und zarten Klänge werden immer seltener; die feine Geistigkeit geht verloren, und Kräfte, in denen nichts mehr schwingt von der Gewalt hoher Seelen, gewinnen die Oberhand.

In zwiefacher Hinsicht entfaltet sich dieser Vorgang: einmal wird das unerhört reiche Gefühlsleben, das in den Schriften der Propheten pulsiert, verdrängt durch ein nüchternes Wesen, indem eine zu wahren Entartungserscheinungen führende Vorherrschaft des Verstandes einsetzt; dann weicht der edle „Nationalismus" der Propheten, die von der Höhe Judas aus Licht und Glück der Völkerwelt bringen wollten, einem rohen Machtstreben, einem Imperialismus, in dem sich mitunter das Herrschgelüst in geradezu barbarischer Weise austobt. Immerhin unterscheidet sich dieser Rationalismus und Imperialismus von den entsprechenden Erscheinungen des Abendlandes dadurch, daß immer der religiöse Unterton gewahrt bleibt. Und so mag es zu erklären sein, daß diese Zivilisation nicht das Ende bedeutete der jüdischen Kultur, sondern nur ein Zwischenspiel, aus dem sich in einem langwährenden

Vorgang herausrang eine neue Kultur, in der das Erhabenste, was der jüdischen Seele gelungen, in prachtvoller Offenbarung ans Licht trat, und verständlich wird es so, daß das, was wir Zivilisation nennen, nicht immer rein, derb hervortrat, sondern auch untermischt war mit Kräften, in denen noch ursprüngliches Gefühl strömte.

Schon konnten wir feststellen, wie schroff sich die deuteronomische Reform vom Werke der Propheten abhebt: diese Reform mit ihrer Hochschätzung des Kultus, ihrem auch vor roher Gewalt nicht zurückschreckenden Herrschaftswillen. Nach der Zertrümmerung Judas setzt sich nun diese Linie der Entwicklung fort, so sehr auch, wie die Gestalten Deuterojesajas, Hiobs, des Verfassers der Lieder vom Knechte Jahwes zeigen, Gegenströmungen sich behaupten.

Im Anfang dieser Entwicklung steht Ezechiel, der, so sehr er sich auch bemüht, in die Fußstapfen der großen Propheten zu treten, es nicht mehr vermag, die Flamme der jüdischen Kultur hoheitsvoll als Botschaft aus einer tiefen Seele aufleuchten zu lassen. Ezechiel gehörte zu dem ersten Trupp der Verbannten und besaß, wie wir heute sagen würden, eine umfassende Bildung. Er verfügte über eine eingehende Kenntnis des prophetischen Schrifttums, und es war sein Ehrgeiz, als ein Würdiger in den erlauchten Kreis der Geisteshelden seines Volkes eintreten zu dürfen.

In der Tat besitzt sein Werk, äußerlich wenigstens, große Ähnlichkeit mit dem der Propheten; aber dem scharfen Blick ergibt sich bald, wie tief er unter den führenden Geistern Israels steht. So Gewaltiges er auch für sein Volk geleistet hat: zu den Erwählten im Reiche des Geistes, die im Lichte ihrer eigenen Seelengröße wandeln, gehört er nicht.

Ezechiel betrachtet es als die vornehmste Aufgabe, Israel mit Jahwe, seinem grollenden Gott, auszusöhnen, und da nach der Auffassung der Propheten, die er sich zu eigen macht, das Volk sein Unglück selbst verschuldet hat, indem es seinen Gott durch herausforderndes Gebaren beleidigt, so stürmt er auf es mit wildem Trotz ein, auf daß es unter der Last seines Schuldbewußtseins zusammensinke und reu- und demütig vor Jahwe erscheine. Als er erfährt, daß die Judäer, die das harte Los der Verbannung nicht getroffen, sich anschickten, erneut Babylon entgegenzutreten, da wütet er in haßerfüllter Rede gegen die Empörer: zerschmettern werde sie Jahwe als ein hochfahrendes Gesindel. Er malt die Schrecken eines gräßlichen Gerichtes aus: in seinen Trümmern werde zusammensinken der Tempel von Jerusalem, an den man sich

klammert, als könne er nie wanken. Als ihm zu Ohren kommt, daß nach dem Falle Jerusalems die Zurückgebliebenen sich als heiligen Rest betrachten, da flammt er wieder auf. Wie ein Dämon tobt er gegen sie: das Schwert werde sie fressen, die Pest sie überfallen, Raubtiere werden sie zerfleischen. Die Überzeugung Ezechiels läßt es eben nicht zu, daß Juda sich wieder erhebt, bevor der göttliche Zorn wie wütendes Feuer sich völlig gesättigt. In die tiefste Schmach muß das Volk fallen, so daß es nie mehr wagt, in hochfahrendem Stolz sich aufzubäumen, als reiche sein Haupt zu den Sternen. Und um Juda seine ganze Nichtigkeit und Unwürdigkeit spüren zu lassen, breitet Ezechiel vor den Verbannten die Sünden des Volkes in solchen Mengen aus, daß man sich fragt, wie es hat möglich sein können, daß er, der sich als Führer betrachtet, seinen tieferschütterten Volksgenossen, deren Seele noch erfüllt war von den Schrecken des eben Erlebten, solche Schmach antun konnte.

Aber haben sich die Verbannten nicht aufgebäumt gegen den vermessenen „Propheten", der, wo sie nach Tröstung lechzten wie der Fieberkranke nach Wasser, sie zu einem ehrlosen Gesindel erniedrigte? Nun, abgesehen davon, daß Ezechiel für ein im Sündenschlamme sich wälzendes Volk auch das Paradies in Bereitschaft hält: die Verbannten lagen wehrlos, gebrochen am Boden; ihnen drängte sich nach dem furchtbaren Zusammenbruch, den sie erlebt, und den die Propheten so oft vorhergesagt, die Überzeugung auf, daß sie schwer gefehlt, die Verehrung fremder Götter sie ins Unglück gestürzt, daß ihr Machtstreben vermessen war. So bereitete sich in ihnen gerade jene Stimmung vor, die Ezechiel erwecken wollte: eine vom strahlenden Geist der Heldenzeit sich nächtig abhebende Bußstimmung, und so ist zu verstehen, daß der „Prophet" sie wie weiches Material kneten konnte.

Ezechiels gehäufte Anklagen lassen uns tief in seine Seele blicken, und sie kündigen deutlich den soeben gekennzeichneten Wandel der Kultur an. Mit welcher Liebe hat Jeremia sein Volk umschmeichelt, nachdem die Gewalten eines furchtbaren Schicksals es niedergeschmettert! Welchen kühlenden Balsam hat er auf die fiebrigen, mit Wunden bedeckten Stirnen und Herzen geträufelt! Und wie hat später Deuterojesaja die müden Seelen aufzurichten versucht mit Jubellauten, als kämen sie aus dem Herzen eines in Huld überwallenden Gottes! Ezechiel aber, der Priester, hat nie die Schauer tiefer Menschenliebe verspürt, und wenn auch er Juda krönen und zur erhabensten aller Nationen

emporheben möchte: so ist es vor allem ein derber Machtwille, der ihm die Vision von der künftigen Größe seines Volkes eingibt, nicht die tiefe, der Erlösung der Welt zudrängende Menschenliebe.

In welch schauriges Dunkel hüllt er doch die Vergangenheit Israels! Auch die Propheten waren nicht imstande, das Große und Erhabene der in der Bahn der Heldenzeit sich bewegenden Entwicklung Israels zu empfinden; aber immerhin leuchteten ihnen aus der Vergangenheit Sonnenstellen entgegen. Wie glänzte das Auge Jeremias auf, gedachte er Israels Jugendzeit, als es noch in der Wüste zeltete, oder in Kanaan Jahwe als die eherne Schar seiner Getreuen umgab. Für Ezechiel aber stellt die Geschichte seines Volkes nichts dar als einen stinkenden Sumpf von Verrat und Sünden. Schon in Ägypten, behauptet er, fraß der Sündengeist um sich, und nur dem Mitleid Jahwes hatte es das Volk zu verdanken, daß es seiner Frevel wegen nicht vernichtet wurde. Als es dann in die herrlichen Fluren Kanaans versetzt wurde, da fuhr es mit seinem unheimlichen Werk der Gotteslästerung fort.

In abschreckenden Bildern führt Ezechiel die Sünden des Volkes den Verbannten vor Augen, und sie wirken so peinigend vor allem auch deshalb, weil er die Vorlagen, die ihm die Propheten geliefert, maßlos vergröbert. Mit einer gemeinen Hure vergleicht er sein Volk: Jahwe hat es mit Schönheit geschmückt, aber es wurde übermütig, hurte mit seiner Schönheit, bot sich jedem, der des Wegs daherkam, an. Durch seine Vielgötterei hat es sich von Jahwe weggehurt und sich über und über mit Schmach bedeckt. Das nichtswürdigste aller Völker war es, in den Abgrund einer Gemeinheit geriet es, daß Jahwe das Unwetter eines furchtbaren Gerichtes senden mußte, um das Gesindel zu demütigen und ihm zu Gemüte zu führen, daß seine Herrlichkeit auf Sand gebaut.

Ezechiels Anklagen wirken wie Beschimpfungen. Nichts von den unsäglichen Leiden, die einen Jeremia ergriffen im Anblick der Zustände seines Volkes, zittert in seinen Worten; mit einem schmatzenden Behagen rührt er den Sündenpfuhl auf, es fehlt seinen Beschuldigungen vollkommen die Weihe der als Zorn emporlodernden Liebe. Er ist kein Prophet im alten Sinne, den seines Volkes Schicksal erbeben läßt in Mitleid und segnender Liebe; bei ihm ist der Instinkt des herrschsüchtigen Priesters am Werk: etwas von jener Verbissenheit und einer auch vor dem Äußersten nicht zurückschreckenden Wut, mit der die Priester einst Jeremia zu beseitigen suchten, haust auch in diesem Priestersohn

Ezechiel, nur daß sich dieses Machtgelüst nun im Umkreis einer prophetisch gefärbten Lebensauffassung austobt. In den Staub niederwerfen möchte er die verbannten Juden, daß sie jammern wie ein gefolterter, in Ketten hängender Sklave, damit Jahwes Majestät um so gewaltiger vor ihnen aufstrahle im Glanze von hundert Sonnen, neben dem alle menschliche Kraft spurlos versinkt. Etwas von dem Gelüst, dem kühn ins Leben hineinschreitenden Menschen das Selbstbewußte seiner Haltung zu rauben, war gewiß bei allen Propheten vorhanden, aber erst Ezechiel hat die leidensvolle Stimmung seines Volkes bewußt ausgebeutet, um ihm die Lust an einem heldenhaft nach außen gewandten Leben auszutreiben und ihm die doch zeitweise so glanzvolle Vergangenheit zu verekeln. Nur dann konnte jene Priesterherrschaft, die Ezechiel vorschwebte, gedeihen, wenn das Volk sich unmündig fühlte, Schuldbewußtsein wie ein düsterer Nebel es einhüllte; so allein vermochte der Priester die göttlichen Zauberlichter leuchten zu lassen, welche die im Finsteren tappende Herde frohlocken läßt.

Wenn nun auch Ezechiel gleich den Propheten die Gerechtigkeit als lebensfördernde und beglückende Macht feiert, so vergröbert er wiederum eine erhabene Anschauung. Das Völkerleben vor allem hatten die Propheten im Auge, wenn sie vom Gericht sprachen, brandmarkend das Machtstreben der Herrschenden und der Nationen. Ezechiel aber, dem Jeremias Ringen mit der Unvernunft der Welt unverständlich bleibt, stellt dem Gerechten ohne weiteres ein gesegnetes Leben in Aussicht. Damit beweist er, daß er keinen Sinn mehr hat für die dämonischen Kräfte, die in das Leben eingesenkt sind; er fälscht das Leben, das wirklich verwickelter und rätselhafter ist, als daß die einfache Formel, die er aufstellt, genügen könnte, um sein Geheimnis zu entschleiern. Und wenig versöhnlich wirkt es, wenn er behauptet, daß auch die Heiden äußeres Glück empfangen, wenn sie die Bahn der Gerechtigkeit wandeln, das Recht nicht beugen, dem Armen hilfreich zur Seite stehen.

Immerhin zeigt dieser freundliche Blick, den er den Heiden vergönnt, daß der weltweite Geist der Propheten auch in ihm noch lebt. Und wenn es die prophetische Vorlage gebot, den heidnischen Mächten, weil zu hoch hinaus wollte ihr Sinn, den Untergang anzukünden: seine in prunkenden Farben leuchtende Schilderung ihres Machtstrebens zeigt, wie sehr ihn deren Pracht bannt, wenn auch dann wieder das Rachegelüst des Sklaven die Oberhand gewinnt.

Züchtigen wird Jahwe die Ammoniter und Moabiter, weil sie jubelten als Israel fiel; auch die Edomiter und Philister werden an die Reihe kommen, indem sie rachgierig an Juda handelten und es verachteten. Vor allem aber beschäftigt sich Ezechiel mit dem Untergang von Tyrus und Ägypten. Wie kann Jahwe, der Beschützer der Bedrängten und Schwachen, es mitansehen, daß ein König wie der von Tyrus sich gebärdet, als ob er dem Himmel entstiegen sei und nun auf einem Göttersitz throne? In einer fast klassisch zu nennenden Weise kommt in der Schilderung dieses Königs das Rachegelüst des Unterdrückten zum Vorschein:

„Weil hoch hinaus wollte dein Sinn, daß du sprachst: ‚ein Gott bin ich,
Einen Göttersitz bewohne ich mitten im Meere!'
Und doch bist du nur ein Mensch und nicht Gott, dünktest dich aber dennoch einen Gott,
Bist nicht klüger als Daniel, nichts Heimliches ist dir zu dunkel!
Durch deine Klugheit und Einsicht erwarbst du dir Reichtum, und schafftest Gold und Silber in deine Vorratshäuser.
Durch die Fülle deiner Klugheit in deinem Handelsbetrieb mehrtest du deinen Reichtum,
Und dein Sinn ging hoch hinaus wegen deines Reichtums: darum also spricht Jahwe:
Weil du dir vorkamst in deinem Sinn gleich einem Gott,
Siehe, nun lasse ich über dich kommen die grausamsten der Völker;
Die sollen ihre Schwerter ziehen wider deine Klugheit und sollen deinen Glanz entweihen.
In die Grube werden sie dich hinabstoßen, und sterben sollst du in des Meeres Tiefe.
Wirst du dann auch noch sprechen: ‚Ein Gott bin ich!' angesichts deiner Würger,
Und du bist doch nur ein Mensch und nicht Gott in der Gewalt deiner Mörder?
Den Tod Unbeschnittener wirst du sterben durch die Hand der Fremden!"

Das gleiche Schicksal wird dem Pharao widerfahren, der ebenfalls das Haupt trägt, als ob er ein Höheres sei denn ein Mensch. Wie eine Zeder des Libanon reckt er sich stolz auf, und fürwahr, sie ist schön, diese Zeder mit der prächtigen Krone, die alle Bäume des Gefildes überragt, und in deren Schatten zahlreiche Völker leben. Aber gerade deshalb: „weil sie hoch ward an Wuchs und ihre Wipfel zwischen die Wolken streckte, und weil ihr Sinn hochfahrend war infolge ihres Hochwachsens!" muß Jahwe die Axt an die Wurzel legen.

Mit einer fast naiv zu nennenden Offenherzigkeit hat der Prophet die Gelüste des Enterbten zum Ausdruck gebracht gelegentlich der Schilderung des Falles eines zuchtlosen jüdischen Königs. „Weg da", so

dringt Jahwe auf diesen ein, „herunter mit dem Kopfschmuck. Empor mit den Niedrigen, herunter mit den Hohen!“ Sie, die im Leben verachtet sind, hat eben Jahwe auserwählt, und als solche Auserwählte betrachtet der Prophet auch die Verbannten, die, fern von der Heimat, zu einem elenden Dasein verurteilt sind.

Aber haben wir nicht vernommen, daß Ezechiel die Verbannten zu armen Sündern erniedrigt, ihnen die Schandtaten der Väter in solch gehäufter Fülle vorführt, daß ihnen das Herz im Leibe erbeben mußte? Wohlan, Jahwe ist gnädig, und wenn die Verbannten ihr Haupt mit Asche bestreuen, sich als reumütige Knechte ihm zu Füßen werfen, dann wird das Glück durch die Finsternis brechen und Israel in seinen Glanz hüllen. Das gesegnete Reich, das messianische Zeitalter, kommt herbei, und Jubel wird wieder Israel erfüllen.

Ausführlicher als irgend ein Prophet hat sich Ezechiel mit dem kommenden Reich der Gnade beschäftigt, jenem messianischen Friedensreich, das für Jahrhunderte den Juden als Lichtfülle der Gottesherrschaft auf Erden voranleuchten sollte. Die anderen Propheten haben, soweit sie das Wunder kommender Erlösung berührten, das messianische Ideal doch nur mehr flüchtig hingezeichnet; als ein Traumbild schwebte es vor ihren Augen; ein goldener Nebel gleichsam bedeckte das Land der Verheißung und verschleierte die Umrisse seines Wunderbaues. Nicht haben sie im einzelnen das Reich des erhöhten Volkes beschrieben, nur Andeutungen über die soziale und religiöse Verfassung werden laut. Demgegenüber hat Ezechiel mit großer Sorgfalt die Gestaltung der neuen Ordnung enthüllt, und machtvoll hat er dadurch auf die kommenden Geschlechter eingewirkt. Nun brauchte man nicht mehr wie in irren Träumen sich abzumühen, das Geheimnis der ersehnten Zukunft zu enträtseln, nun lag diese offen wie eine helle Landschaft da, und mochte auch fürderhin die düstere Wirklichkeit die Hoffnung auf Erfüllung der Zeiten Lügen strafen: das neue Jerusalem strahlte nun prunkend und glorreich auf wie das Morgenrot, das mit seiner Schönheit die Nacht überwältigt und wie loderndes Freudenfeuer den ersehnten Tag ankündigt.

Es seien nun die Grundzüge der Ordnung des geheiligten Volkes wiedergegeben. Nicht auf babylonischem Boden natürlich kann die ersehnte Frühlingsherrlichkeit erblühen, die alte Heimat ist es, die Jahwe wieder zu neuem Leben erwecken wird. Mögen auch die Israeliten noch in der Dumpfheit des Grabes verharren und nach Atem ringen; mögen

sie, eingekerkert in die Nacht des Elends, in die Zukunft starren wie in eine trostlose Öde: die Zeit der Erlösung steht bevor. Jahwe wird die Gräber sprengen und die Gemarterten wieder in den Boden Israels pflanzen, wo sie grünen und reifen werden wie Saaten auf fetter Erde.

In der Lebensordnung der Zukunft ist gemäß der Gefühlsrichtung unseres Propheten der Klassengegensatz verbannt. Wohl gibt es verschiedene soziale Schichten, doch sind diese zu einer festen Einheit verknüpft, dank dem Walten eines alle erfassenden und verschmelzenden Geistes. Das eben wird die große Wundertat Jahwes sein, daß er das bisher durch sprengende soziale Gewalten zerrüttete Volk mit seinem Odem wieder beleben wird, so daß es wie ein kraftvoller Körper sich aufreckt. Als ein guter Hirte wird Jahwe sein Volk leiten, während die Hirten, denen bisher Israel unterstellt war, mehr einer Räuberbande glichen denn treuen Wächtern.

Jahwe aber will nun wieder gutmachen die Schäden, die jene Wölfe dem Volke zugefügt. Als ein Schutzgeist sammelt er die Schafe, die am Gerichtstage versprengt wurden. Er führt sie der Heimat wieder zu und weidet sie auf fruchtbarer Trift, daß sie gedeihen und voll Vertrauen sich um ihn, ihren Beschützer, scharen. Und ein Fürst leitet das Volk, ein wahrer König: kein beutegieriger Menschenschänder, kein Gewaltherrscher, der sich mit rauschendem Prunk umgibt, während die Massen im Elend verkümmern. Seinem Volke wird er ein besorgter Vater sein, der mit gütigem Auge über es wacht und ihm das herrlichste Gut verleiht: Frieden im Innern. Ein Nachfahr des glorreichen David ist dieser Abgesandte Jahwes, und unter seiner Führung erlebt Israel, das heute in Trümmern liegende, eine herrliche Entwicklung. Volkreiche Städte schmücken es, Jerusalem ersteht wieder in neuer Pracht, vom Tempel, der erhabenen Königsburg Jahwes, überwacht und überstrahlt, und ein Glück gedeiht unter dieser Königsherrschaft, wie es die Menschen noch nicht erlebt. Auch die Natur stimmt in den Zauberklang der Harmonie ein, die Menschen wie eine gütige Mutter mit Gaben ohne Ende segnend. Keine Störung ihres Kreislaufes tritt ein, zur rechten Zeit sendet Jahwe immer Regenfluten, und so geben reichsten Ertrag die Äcker. Hungersnöte würgen nicht mehr die Menschen, die Arbeit trägt vielmehr Früchte in solcher Fülle, daß Israel jubeln kann aus vollem Herzen. Nicht mehr wird wie ehedem sein Glück bedroht werden von bösen Mächten. Einen ehernen Schutzwall legt Jahwe um sein Volk, so daß die angrenzenden Völker es unterlassen, in das

paradiesische Land einzubrechen. Dahin sind die Zeiten, wo Israel ein Spielball war der Großmächte. Nun bildet es selbst eine Großmacht, und zwar eine auf himmlischen, nicht auf irdischen Säulen ruhende Großmacht, die nicht wankt, auch wenn die mächtigsten Heere gegen sie anrennen.

In phantastischer Weise sucht der Prophet die Unüberwindlichkeit des erhöhten Volkes zur Anschauung zu bringen. Im Geiste erschaut er den letzten Ansturm einer gewaltigen Weltmacht gegen Jahwes geheiligte Schar, es ist gewissermaßen der Endkampf des Bösen mit dem Guten, den er vorführt, und unterliegen muß das Böse, wo Jahwe gegen es streitet. Schmählich wird der teuflische Feind zugrundegehen, während Israels paradiesisches Glück für ewige Zeiten andauern wird, mit seiner Herrlichkeit die Weiten der Völkerwelt erfüllend. Und nicht allein Juda, auch das Nordland hat teil an diesen paradiesischen Freuden: eine einzige Gemeinschaft bilden diese beiden Völker, ewig von Jahwes Geist durchhaucht wie von balsamischer Frühlingsluft. Verbannt ist die Selbstsucht, und mit ihr verschwinden die schändlichen Götzen, die den Sinn der Menschen verwirrt und die Saat des Bösen ausgestreut.

Wir haben den Eindruck, daß diese Darstellung des messianischen Zeitalters sich in der Hauptsache in Einklang befindet mit den Idealen der früheren Propheten. Sicher hat Ezechiel die kurzen Schilderungen Jesajas und Jeremias seinen Ausführungen zugrundegelegt, hat die Lücken, die er dort vorfand, ausgefüllt, hat Erweiterungen vorgenommen, ohne die Grundfarbe jener Gemälde zu verwischen. Allerdings, den weihevollen Hauch der Poesie, der namentlich über Jesajas Zukunftsbild liegt, vermissen wir bei Ezechiel. Wie ein nüchterner, langweiliger Gelehrter beschreibt er nämlich das romantische Wunderland: keine Glut der Sehnsucht strömt in seine Darstellung ein, kein wie aus holden Fernen herwehender Klang der Harmonie durchbebt seine Sprache.

In einer anderen Hinsicht noch weicht Ezechiel ab von der Vision der Ausbreitung der Weltherrschaft Jahwes, wie sie die Propheten verkündeten. Nicht in einem weihevollen Vorgang wird Jahwes Königsgewalt sich bei den Völkern Eingang verschaffen, sondern in dem furchtbaren Rasen des Gerichts: als dämonischer Kriegsheld, dessen Boten Pest, Feuer, Schwefel und Erdbeben sind, wird Jahwe die Mächte des Bösen niederringen, daß sie zitternd seine Hoheit anerkennen und sich vor ihm beugen. So lodert auch bei Ezechiel das nationale Gefühl in

Gelüsten auf, in denen die Vergröberung des Seelenlebens zum Ausdruck kommt.

Und nun das Entscheidende: Ezechiel hat nicht allein die goldene Zeit in Bereitschaft, um vor seinem Volk Jahwes Herrlichkeit auszubreiten; er entwirft auch eine Verfassung, welche die Gemeinde mit ehernen Banden zusammenhalten soll, daß sie nicht im Völkerleben zerstiebt. Es meldet sich der Priester, der Politiker, der weiß, daß Menschen beherrscht werden müssen, sollen sie ein großes Werk vollführen. Die Propheten bauten auf die Macht der Idee, glaubten, daß die Religion die Herzen läutern und erleuchten würde, und so gaben sie sich der Hoffnung hin, daß Jahwe sein von seelischem Adel erfülltes Volk in ein messianisches Reich geleiten werde. Und dieses Reich sollte, wie die Pflanze der Feldflur, unter dem segnenden Hauch der Gottheit wachsen und blühen in einem Vorgang, den man sich nicht zu entschleiern vermaß. Das Vertrauen auf die weltüberwindende Macht des Edlen und Guten drängte Erwägungen politischer Art zurück. Ezechiels Idee des Priesterstaates besitzt gegenüber diesen prophetischen Visionen die prosaische Farbe des Ausgeklügelten, Berechneten, und wie schon seine Schilderung des messianischen Reiches sich von den Träumen etwa eines Jesaja abhebt wie eine Frühlingslandschaft von einem Stoppelfeld, so entbehrt erst recht der priesterliche Zukunftsstaat, den er sich ausdenkt, die Weihe einer hohen kulturellen Offenbarung. Um eine Ausgeburt des Geistes der Zivilisation handelt es sich, und dieses Urteil wird keineswegs gemildert, wenn wir zugeben, daß prophetische Anregungen bei ihm Früchte getragen haben, und daß er in entscheidender Weise die Entwicklung seines Volkes beeinflußt hat. Verflogen ist, das zeigt dieser Verfassungsentwurf zur Genüge, der hohe Geist der Propheten; als ein Äußerliches vor allem ist die Religion gedacht, dazu bestimmt, ein zerschmettertes Volk zusammenzuschweißen, daß es nicht vollends zerbröckle.

Schildern wir rasch die Grundzüge dieser Verfassung. Es wird noch mit der Sündhaftigkeit des Volkes gerechnet und so mit der Notwendigkeit, dem Frevelsinn zu begegnen durch wirksame Maßnahmen. Nichts erinnert mehr an die zerborstene Ordnung der Heldenzeit. Den herrschenden Stand bilden die levitischen Priester, die als eine geistige Aristokratie vom Volke schroff getrennt sind. Eine gewaltige Kluft trennt weiterhin das noch als unrein gedachte Volk von der Gottheit, aber die Priester stehen dieser nahe. Sie allein dürfen das Heiligtum

des Tempels betreten, den Ezechiel mit pedantischer Ausführlichkeit beschreibt; sie bilden die Mittler zwischen der Gemeinde und Jahwe, sie allein bringen die Opfer dar, auf die Ezechiel den größten Wert legt. Sie allein sprechen Recht, und durch die Fülle der Opfergaben, die ihnen zuströmen, gewinnen sie eine überragende soziale Macht. Durch den Kultus, das Gebot der Sabbatheiligung, der Beschneidung und anderes soll erreicht werden, daß Israel als eine eigenartige Lebensgemeinschaft herausgelöst wird aus der Masse der Völker: als ein reines, seine Besonderheit bewahrendes Volk soll es bestehen können vor Jahwe.

Wenn wir auch zugeben, daß der Opferkult dazu beitragen kann, Gemeinschaftsgefühle zu wecken und zu stärken: die starke Betonung solcher Äußerlichkeiten zeigt doch, wie sehr Ezechiel die Wegspur der Propheten verlassen hat. Aber wie sehr nähert er sich ihnen wieder, indem er schroff alles abweist, was an die Ordnung der Heldenzeit erinnert. Eine Aristokratie im Sinne dieser Ordnung gibt es nicht. Wohl herrschen noch soziale Unterschiede, aber die Besitzenden sind Laien und als solche der Hoheit der Priester unterstellt, keine gebietenden Herren, die es wagen könnten, sich an den Schwachen zu vergreifen, zumal ihnen die Rechtsprechung entzogen ist. Und auch der Fürst, der noch vorgesehen ist, prunkt nicht mehr in der funkelnden Rüstung des Kriegshelden: er erinnert weder an den König der Heldenzeit, noch an den messianischen Erlöser. Kein Heer steht ihm zu Gebote; es wird ihm Grundbesitz zugewiesen, um, wie Ezechiel bemerkt, zu verhindern, daß er die Schwachen vergewaltigt. Er hat wohl die Opfer vorzubereiten, doch besitzt er weder den Charakter eines Priesters, noch eines mit Machtfülle ausgestatteten Herrschers.

Wir haben es so mit einer „Utopie" zu tun, aber diese ist lange nicht so vom Boden der Wirklichkeit losgelöst wie das ins Reich des Traumes hineinweisende messianische Ideal, wiewohl auch Ezechiel inmitten seiner nüchternen Schilderungen zuweilen entrückt wird in das Reich der Erfüllung: so wenn er von der im Tempel entspringenden Wunderquelle spricht, die dessen Umgebung in eine paradiesische Au verwandelt. Und wie kommt in dieser „Utopie" der Umschwung der Stimmung, das Versiegen des Geistes der Heldenzeit zum Vorschein. Im Gesetz Josias, das Ezechiel gewiß für seine Zwecke ausgebeutet, haben die Priester von Jerusalem schon eine bevorzugte Stellung; aber neben ihnen gebietet noch eine Aristokratie, die wirklich diesen Namen

verdient; und noch lebt etwas vom Geist der Heldenzeit fort, indem damit gerechnet wird, daß Juda, wenn Jahwe es aufruft, mit Schild und Speer und Rossen und Wagen den Feinden entgegenzieht, um die Völker triumphierend seine Machtgröße spüren zu lassen. Dieser Geist ist nun völlig geschwunden. Das Volk, einschließlich der Besitzenden, ist gedacht als die unmündige Gemeinde der Sünder, die sich willig der Leitung der Reinen, der Priester, unterstellt, und die Religion hat in diesem bürgerlichen Kirchenstaat vollkommen verloren die heitere Farbe, die ihr aus dem Leben eines sich noch glücklich fühlenden Volkes zuströmt. Die Grundstimmung der diese Gemeinschaft erfüllenden Religion ist düster durch und durch, die Bußstimmung herrscht vor, und es ist bezeichnend, daß das Versöhnungs- nicht das Dankopfer, wie in der Heldenzeit, das Hauptopfer bildet. Grollend schwebt Jahwe über seiner Gemeinde, und um seinen Zorn vor allem zu beschwichtigen, nicht um sich im Leuchten seiner Gnade zu sonnen, wird ihm die Fülle der Opfer, die priesterlicher Sinn ausgedacht, dargebracht. Freilich fehlt nicht die Hoffnung, daß das göttliche Glück einmal seinen Einzug halten wird, aber Jahwe ist der Gemeinde zu ferne gerückt, um empfunden zu werden als eine die Seele erquickende Lebensmacht, daß sie ihn frohlockend als Erlöser begrüßen könnte. Von der Innerlichkeit eines Jeremia ist auch nicht mehr ein Hauch zu verspüren; die Religion, einst eine Botschaft aus überfließendem Herzen, ist völlig verknöchert: der Geist der Zivilisation hat die zarten Blüten versengt.

Als Epigone, der mit derbem Griff die feinen und erhabenen Gebilde zerdrückt, die den Händen der Propheten entsprungen, steht Ezechiel, auch wenn wir das Ganze seines Werkes auf uns wirken lassen, vor uns. Dieser „Prophet" ist in der Hauptsache ein Verstandesmensch, der allerdings versucht, die Wunderharfe der Geisteshelden seines Volkes zu meistern. Aber es gelingt ihm nicht. Seine Seele klingt nicht mit, es fehlen die tiefen Erschütterungen. Er möchte Prophet, möchte ein großer Dichter sein, und eine gewisse künstlerische Empfänglichkeit ist ihm nicht abzusprechen. Aber seiner Sprache mangelt doch die ursprüngliche Bildkraft, und wo er sich bemüht, sie leuchten zu lassen, da häuft er eine solche Fülle von Einzelheiten an, daß wir uns mehr verwirrt und gepeinigt als erhoben fühlen. Er verzichtet auf den Rhythmus, und das Geordnete seiner Darstellungen kann nicht ins Gewicht fallen gegenüber der lehrhaften Trockenheit seines Stiles. Dabei peitscht er

sich künstlich in hoch aufrauschende Stimmungen hinein, ohne aber die Kraft aufzubringen, uns von der Macht seiner Erlebnisse zu überzeugen. Unerhörte Wundererscheinungen will er, als er von Jahwe berufen worden, erlebt haben: in Wirklichkeit handelt es sich um eine Mache, um Schauspielerei: es fehlt der tiefe Ernst, der es verbietet, sich in ein blendendes Licht zu stellen. Und bei den symbolischen Handlungen, die er, Jeremia nachäffend, ausgeführt haben will, um die Schuld des Volkes abzubüßen, handelt es sich um lächerlich wirkende Behauptungen, denen wir nur mit Zweifeln begegnen. Kurz, mächtig setzt mit Ezechiel der Verfall der jüdischen Kultur ein, ein Vorgang, der zuletzt unheimliche Formen annimmt.

Wir verfolgen nun rasch diese Entwicklung, um zu dem Lichtkreis zu gelangen, in dem die erhabene Gestalt des Propheten Jesus steht, der durch sein Leben und sein Wort das Werk der Propheten fortgesetzt und gekrönt hat.

HAGGAI UND SACHARIA

DIESE beiden „Propheten" bedeuten seelengeschichtlich nichts Neues. Sie sind Schüler Ezechiels, und sie werden hier berücksichtigt lediglich deshalb, weil sie weitere Zeugen bilden für die Ausbreitung des Geistes der Zivilisation.

Die Perser hatten Babylon erobert (538), und nun gab der König Cyrus den Juden die Erlaubnis, in die Heimat zurückzukehren: ein Teil der Verbannten — wie wir annehmen dürfen, gerade die Frömmsten — zogen so nach Jerusalem. Großes mögen sie, gedenkend der Verheißungen der Propheten und des Gesetzes, erwartet haben. Aber bald hüllte Trübsal ihre Seele ein. Mühsam schleppten sie sich im verödeten Land durchs Leben; es wankte ihr Vertrauen auf Jahwe. Da ist es immerhin ein Verdienst, daß ein „Prophet" sich erhoben und den Müden Mut einzuflößen suchte. Aber wie sehr sticht nun wieder die Rede Haggais von den Offenbarungen der wahren Lichtbringer Judas ab! Gewiß, auch er gedenkt noch der Verfehlungen des Volkes, aber das Unglück führt er doch vor allem darauf zurück, daß der Tempel, der Palast Jahwes, noch nicht gebaut sei, während man selbst den Schutz eines Hauses genieße. So muntert er die Saumseligen auf: die Hand mögen sie rühren, daß der Königspalast Jahwes in neuer Glorie erstehe. Der Tag des Heils wird kommen, Serubabel, der Statthalter, wird zum Messias erhöht werden; die Schätze der Welt werden

in Juda zusammenströmen, daß es in der Fülle sich sättigen kann nach Herzenslust.

Auch Sacharias Weissagungen bewegen sich in gleicher Richtung. Kann er sich doch das Heil des Volkes nicht vorstellen, ohne daß der Tempel wieder errichtet ist, und er bietet seine ganze Kraft auf, um den versinkenden Glauben des Volkes an Jahwes Heldenmacht zu beflügeln. Wunderkräfte werden mitwirken, das Gotteshaus aufzubauen, und erlahmt man nicht in der Arbeit, so wird Juda in niegesehener Herrlichkeit aufblühen: die Völker, denen Jahwes Zorn gilt, werden sich vor ihm beugen und ihm dienen, Königsjubel wird herrschen und die Not nur vom Hörensagen bekannt sein.

Der Gedanke der Weltherrschaft des Volkes, das als kultische Gemeinschaft gedacht ist, beherrscht diese beiden Propheten vollkommen. Im Tempel erblickt man gleichsam die Königsburg des Messias, und Jahwe vor allem gilt als solcher Erlöserkönig, mag auch von Serubabel die Rede sein, oder an einen Sproß Davids gedacht werden, und wie ein gewaltiger Weltfürst, von einem Hofstaat umgeben, lenkt er die Reiche der Welt.

MALEACHI

MÖGEN nun auch diese Weissagungen an Wahnwitz grenzen, bedenkt man, daß Juda im Völkergetriebe nicht mehr war als ein Reis in einem Strome, und mögen sie abstoßend wirken durch das vermessene Machtgelüst, das sie verraten: sie haben immerhin das Volk, das mehr als einmal im Begriffe war, Jahwe aufzugeben, aufgerichtet und ihm den Glauben eingeflößt an seine Mission. Die Schriften Maleachis verraten es, welche Stimmung die Zurückgekehrten erfüllte. Wohl wurde im Jahre 515 der Tempel vollendet, aber kein Jubelsturm erhob sich, und in den folgenden Jahrzehnten zeigte sich nichts vom Schimmer der goldenen Zeit. Not und Kummer stellten sich ein, man murrte gegen Jahwe: abwies man die messianischen Verheißungen als Hirngespinste, und man legte in der Tat den faulen Kern der immer mehr ins Phantastische hineinführenden Versprechungen der „Propheten“ bloß: zwecklos sei es, so grollte man, Jahwe zu dienen. Denn umgibt nicht die Ungerechten, denen Tod und Verderben angesagt worden, der Prunk der Welt, während wir, das Volk Jahwes, im Dunkeln wandeln? So maß man selbst den Opfern keinen Wert mehr bei; man opferte nur lässig, gab wertlose Tiere hin. Juda war im Begriff, verwirrt durch die

Not, unter dem Eindruck der schweren Enttäuschungen, die man erlebt, Jahwe die Treue zu brechen.

Der Prophet Maleachi greift ein. Aber was er vorbringt, muß den Zweifelnden wie Hohn in die Ohren klingen. Er stellt die Dinge einfach auf den Kopf: weil das Gottvertrauen geschwunden, so behauptet er, herrsche Not; weil man unreine Opfergaben spende, frevelhafte Reden führe. Am Tage des Gerichts aber wird Jahwe zeigen, daß er umgürtet ist mit dem Lichtschein der Gerechtigkeit: stürzen wird er die Frevler, erhöhen die Gerechten, und sie, die Juden, werden am Tage, wo Jahwe aus dem Wolkendunkel hervortritt, die Gottlosen zertreten wie Staub.

TRITOJESAJA

PULSIERT auch eine gewisse Kraft in den Reden Maleachis: seiner Religion fehlt aller Adel, seinen Gedanken jede Ursprünglichkeit. Höher als er steht Tritojesaja (Jesaja 56—66), wiewohl auch er in der Hauptsache dem Banne der Zivilisation verfallen. Wie Maleachi um die Mitte des fünften Jahrhunderts lebend, bereitet er das Werk des Priesters Esra vor, den er freilich an Bildung hoch überragt, so wenig er sich auch mit den wahren Propheten messen kann. Seine Rede durchwogt wieder der Rhythmus des Verses, er hat versucht, sich einen Zugang zu der Welt Jeremias und Hiobs zu verschaffen, ohne daß ihm dies freilich voll gelungen wäre, und namentlich auch Deuterojesaja verdankt er manche Anregung. Er gehört zu jenen Übergangserscheinungen, in denen die Kräfte der Kultur mit denen der Zivilisation ringen, wobei freilich der zarte Genius der Kultur unterliegt. Aber immerhin: er deckt wieder wie die alten Propheten die sozialen Schäden auf, wettert gegen die Führer der Gemeinde, gegen jene Volksgenossen namentlich, die, von der Verbannung verschont geblieben, verspotten die von Babylon zurückgekommenen Juden mitsamt ihrem Gott und festhalten an der alten Volksreligion, die von den Propheten und dem Gesetz in die Acht getan worden war. Und es ist nicht zu verkennen, daß die Not des Volkes dem Propheten zuweilen ans Herz greift, daß er, von inneren Gewalten getrieben, den Mühseligen und Beladenen als ein Tröster naht, der leidenschaftlich den Tag der Befreiung herbeisehnt, Jahwe beschwörend, doch seine Herrlichkeit zu offenbaren. Er singt aus der ihn quälenden Sehnsucht heraus nicht ohne Begeisterung von den

Wundern der goldenen Zeit, an denen sich seine gepeinigte Seele labt wie der Gefangene an dem Lichtstrahl, der in seinen Kerker dringt.

Aber welche rohen Gelüste durchstürmen auch wieder diesen Mann, dem es zuweilen noch gelingt, seine Verse mit dem Glanz der Poesie zu bedecken; welcher barbarische Machtwille äußert sich in seinen oft leidenschaftlichen Ergüssen! Wohl kennt auch er gemäß der prophetischen Überlieferung, die er zu wahren sich bemüht, noch ein Gericht für Juda; aber er ist überzeugt, daß Jahwes Urteil nicht zu hart ausfalle, und daß die, welche rein hervorgehen, goldener Fülle entgegenschreiten werden.

Mehr aber beschäftigt ihn das über die Völker hereinbrechende Gericht. Ein Gewittertag der Rache Jahwes ist es, ein von höllischem Blitzen durchzuckter Tag des Grimmes. Nicht ohne Geschick malt er Jahwe hin, wie er zum Gericht schreitet: eine düster-majestätische Grauengestalt, den Siegeshelm auf dem Haupte, bepanzert mit der Gerechtigkeit; sein Mantel ist die flammende Rache, sein Kleid der Groll; mit Purpur ist er bedeckt, hochrot wie ein Winzer, der die Kelter tritt: im Blute der Völker watet er, die sein Grimm zerstampft.

Die Erlösung nun, die dieser schaurige Kriegsheld in Bereitschaft hat, erinnert wieder stark an die Machttaten eines Imperators, der seinem Kernvolk ein Paradies von Wohlleben und äußerem Glück verschafft auf Kosten anderer Völker: nur daß Tritojesaja, Deuterojesaja ausbeutend, noch Wunderquellen entströmen läßt, die den Himmel auf Erden zaubern. In diesem Reich der Gnade sind die Gottlosen verbannt: hungernd und dürstend kauern sie am Boden, während auf die Gerechten das Glück vom Himmel fällt. Jerusalem, die Königsstadt, leuchtet herrlich auf im Prunke des Tempels, und wenn auch versichert wird, daß die Völker angezogen werden vom Lichte, das von Zion ausgeht: es wird ihnen schwer gemacht, den Segen der wunderbaren Leuchte in ihre Seele zu leiten. Denn sie müssen sich abrackern, damit das auserwählte Volk sein paradiesisches Glück in vollen Zügen genießen kann. Darf es doch „essen der Völker Vermögen", während jene die Schafe zu weiden, die Äcker zu pflügen haben. So hebt sich das verklärte Juda von der übrigen Welt ab wie eine Frühlingslandschaft von einem dunklen Abgrund, in dem Sklaven, Schätze bergend, sich abmühen.

Die Sehnsucht des Unterdrückten nach Glück, so wie es Maleachi eben versteht, hat dieses Reich der Herrlichkeit ausgedacht. Wenig erinnert mehr an die Weihe eines durch hohe Stimmungen geadelten

Lebens, hauptsächlich an äußerer Pracht, äußerem Wohlergehen, langem Leben weidet sich das vergeisterte Auge der Ungeduld, des Rach- und Ruhmsüchtigen. Jahwe als Erlösergott, der alle Völker segnet mit liebender Hand und die dem Dämon des Bösen anheimgegebenen Menschen aller Zungen einführt in das Reich der Harmonie: dieser Jahwe ist entthront.

Aber sollten die Juden, die wankend gewordenen, sich wieder aufrichten: solche Verheißungen konnten allein ihrer Seele eingehen. Sie standen zu tief, um empfänglich zu sein für die zart abgetönten Weisen eines Jesaja und Jeremia, und da die Leidenschaft echt war, mit der Männer vom Schlage Tritojesajas dem gelobten Lande zustrebten, so entzündeten sie ein Feuer, das auch während der Herrschaft des Gesetzes, des Rationalismus, nie erlosch.

ESRA UND NEHEMIA

UND nun kam die Zeit heran, wo die Zivilisation ihren höchsten Triumph erlebte, der freilich einer Schändung der prophetischen Frömmigkeit gleichkam. Wir sind nun an einem wahrhaft kritischen Punkte der Entwicklung Judas angelangt. Das Volk, das einst von weithin gebietenden Königen beherrscht war, das dank der Wirksamkeit der großen Männer, die es hervorbrachte, neben den Griechen sich die erste Stellung im Bereiche der Weltkultur erobert hatte: dieses Volk ist dem Zustand einer Kraftlosigkeit verfallen, der den Zuckungen des Todeskampfes gleicht. Geborsten ist der Staat, aber auch die seelischen Bande, die die Propheten gewirkt, und die in Babylon das entwurzelte Volk zusammenhielten, sind völlig gelockert. Die messianischen Verheißungen, die einst die Kraft einer die Gemeinschaft festigenden Hoffnung weckten, sind Schall und Rauch geworden für die enttäuschten Seelen; verblaßt ist Jahwes hoheitsvolles Königsbild, das in Zeiten der Not so oft Mut eingeflößt; ja, man bäumt sich auf gegen die erhabensten Lehren der Religion: ein Narr sei, das war die Lebensanschauung vieler, wer glaubt, durch frommen Wandel sich das Glück erobern zu können. Entledigt euch der Fesseln des Glaubens, wagt euch mutig hinein ins Leben, laßt die Dummen und Narren Milde üben und der Gerechtigkeit nachjagen: und der Erfolg wird euch sicher sein!

So wurden in der Heimat die Schranken nationaler Überlieferung, die namentlich in Babylon gefestigt wurden, rücksichtslos niedergerissen. Nicht allein, daß viele sich mit „heidnischen“ Frauen ver-

mählten, auch den „heidnischen" Göttern neigte man sich zu, nachdem, wie man glaubte, durch die zunehmende Zerrüttung Jahwes Ohnmacht dargetan war. Dazu kamen noch soziale Mißstände, die Herrschaft von Lug und Trug und Gewalt im Innern, so daß die Auflösung den höchsten Grad erreichte.

Gebrochen ist das Rückgrat des Volkes, vernichtet der Staat, versiegt die Kraft der Religion, verschwunden sind die bindenden Gemeinschaftsgefühle. Wie ein verrinnender Strom wird sich Juda auflösen, wenn nicht im letzten Augenblick noch eine starke Macht die auseinanderstrebenden Kräfte überwältigt und das Volk unter die Autorität einer strengen Satzung beugt. Aber sahen wir denn nicht, daß eine Reihe von Propheten versuchten, das Unheil aufzuhalten? Gewiß, ihrem Wirken ist es zu verdanken, daß der Tempel gebaut wurde; aber außerstande waren auch sie, die in die Asche versinkende Flamme des Glaubens nochmals zu entfachen. Sie waren geistig unfruchtbar, konnten nur wiederholen, was ihre Vorgänger schon vorgebracht, so daß ihrer Rede die fortreißende Überzeugungskraft fehlte. Wäre es ihnen gelungen, eine tiefsinnige neue Deutung der demütigenden Lage Judas zu geben, so hätten sie vielleicht nochmals das Mißtrauen gegen Jahwe, das sich der Gemüter bemächtigt hatte, verscheuchen können. So aber wurden ihre Versprechungen widerlegt durch die erschütternde Tatsache des Unglücks, dem ihre Beredsamkeit keinen befreienden, erlösend wirkenden Sinn abzugewinnen vermochte. Genug, der Tempel stand wieder, aber es fehlte die Gemeinde, die ergeben war dem Gott, zu dessen Ehre man das Heiligtum, widerstrebend genug, errichtet hatte.

Da kam die Rettung von Babylon. Hier hatten die verbannten Juden namentlich auch durch Handelstätigkeit sich aus ihrer Niederung emporgearbeitet; sie waren zum Teil reich geworden, und es beherrschte sie der Geist der Zuversicht. Und da das nationale Gefühl erhalten blieb, so deuteten sie ihre Erfolge als Ausfluß des Segens Jahwes, des gnädigen Gottes, der sie auch in der Fremde behütet und ihnen den Kummer über das schaurige Unglück, das das Volk getroffen, aus der Seele weggewischt. So waren diese Juden fromm, wenn auch nicht im Sinne der Propheten, und da mußten sich ihnen die Zustände der Heimat, wo das Volk sich gegen Jahwe auflehnte und dessen heiligen Namen schändete, wie eine Schmach in die Seele einbrennen. Muß Jahwes Huld, die wir in Babylon so reichlich erfahren, nicht aufs Spiel gesetzt werden, wenn in der Heimat der Geist des Frevelsinns sich ausbreitet,

und gibt es ein anderes Mittel, soll dieser Gefahr begegnet werden, als die Treulosen zur Besinnung zu bringen, wenn es sein muß, mit Gewalt?

Von solchen Erwägungen geleitet, zog der Priester Esra im Jahre 458 mit siebenhundert Getreuen in die Heimat mit Billigung des Artaxerxes, dem eine Bändigung des Volkes willkommen war. Als Abgesandter des persischen Königs kam Esra, ausgestattet mit großen Vollmachten und reichen Mitteln, die er benötigte, um die Priester, die Führer des Volkes, zu gewinnen.

Esra war es bitterer Ernst, die treulose Gemeinde der Heimat wieder zu Jahwe hinzuführen, aber jener tiefe Ernst, der es verbietet, Theaterszenen aufzuführen in gefahrdrohender Stunde, ging ihm ab. Dieser Mann erinnert an den gerissenen Politiker, der, um zu seinem Ziel zu gelangen, seine wahre Gesinnung verleugnet, und wenn wir schon bei Ezechiel den schauspielerischen Trieb walten sahen: hier entfaltete er sich in höchstem Maße. Der Geist der Propheten, dieser Geist der Wahrhaftigkeit und einer düsteren Heldenhaftigkeit, der kein Verschleiern zuläßt, ist geschwunden.

Es gelang Esra, durch eine auf den Nachgeborenen geradezu grotesk wirkende Schauspielerei das Volk für den Augenblick wenigstens zu erschüttern. Dieser Priester fühlte sich frei von Schuld, sagt er doch selbst, daß Jahwes Segen ihn und seine Getreuen als ein gütiger Genius begleite. Trotzdem legt er im Namen der von der Sünde umklammerten Gemeinde der Heimat ein von Tränen begossenes Schuldbekenntnis ab, zerfetzt seine Kleider, reißt sich die Haare heraus, jammert, daß er der unwürdigste aller Knechte sei, und trauert vor den Augen der Volksgenossen in dieser Weise einen ganzen Tag lang. Und er erreichte, was ihm im Sinne lag. Bestürzt jagt man die heidnischen Frauen und Kinder weg, ohne Empfinden für das Rohe einer solchen Handlungsweise. Aber die Priester und Adeligen wehren sich gegen diesen rücksichtslosen Eingriff in die Angelegenheiten der Gemeinde, und sie finden Unterstützung bei den Samaritern, die mit den Juden verschwägert waren. Da greift Nehemia, der reichste unter den Verbannten, der es bis zum Mundschenk des persischen Königs gebracht, wiederum berechnend ein. Er stützt sich auf die unzufriedenen, ausgebeuteten unteren Schichten, dringt grollend auf die Wucherer ein, verlangt, daß die geraubten Äcker zurückgegeben, die Schuldforderungen gelöscht werden. Herrisch, drohend, pochend auf seine Würde tritt er

auf, und eingeschüchtert verspricht man, nach seinem Befehle handeln zu wollen. Ja, er, der sich als Statthalter ausweist, kann es sogar wagen, die Priester eidlich zu verpflichten, daß sein Wille, den der Wille des persischen Königs geheiligt habe, durchgesetzt werde. Ein Fluch soll den Reichen zu wissen geben, daß er, wenn es geboten sei, nicht zurückschrecken werde, mit Gewalt seine Sache zu vollführen. Und um zu beweisen, daß es ihm ernst, bewaffnet Nehemia das besitzlose Volk, legt, alle Widerstände niederzwingend, eine Mauer um Jerusalem, um einen möglichen Angriff der Samariter abzuwehren. So sehen sich Esra und Nehemia im Besitze einer Macht, die ihnen freie Hand läßt.

Nun waren die Widerspenstigen mürbe gemacht: die Reform konnte durchgeführt werden, die einer Revolution gleichkam, deren Sinn es war, die in Auflösung begriffene Gemeinde der Heimat mit Stahlbanden zu festigen.

Wiederum entpuppt sich Esra als berechnender Politiker. Bei einem Bußfest wird dem Volke zu Gemüte geführt, daß es seine traurige politische Lage — die Esra, denkt er an das Heil, das ihm widerfahren, ganz anders beurteilt — selbst verschuldet habe: Jahwes Groll bekomme es seiner Ungehorsamkeit wegen nun zu spüren. Aber noch inmitten seines Grolles ist Jahwe gütig. Er hat sein ungetreues Volk nicht ganz vernichtet, er ist von Barmherzigkeit erfüllt, und überschwenglich wird Juda belohnt werden, kehrt sich sein Sinn wieder hin zu den Quellen des Heils. Um das gebeugte Volk aufzurichten, wird ein Hüttenfest veranstaltet, das sieben Tage lang währt und Freude und Jubel auslöst.

Der Geist, der das Gesetz Mose erfüllt, das Esra seinem Volke auferlegte, entspricht ganz den Gewaltmaßnahmen, mit denen sich dieser herrschsüchtige Priester durchsetzte. Kein Hauch der Frömmigkeit der Propheten belebt dieses Gesetz; kein großer Gedanke wird laut, kein Flügelschlag ursprünglichen Gefühls ist zu bemerken: eine alles verschlingende Wichtigkeit wird dem Kultus beigelegt, und dieser Kultus hat vor allem die Bedeutung, die Macht der Priester auf eine unerschütterliche Grundlage zu stellen, auf daß sie das Volk im Zaume halten und davor bewahren, daß es die Heilsbahn Jahwes verläßt. Kühlen Sinnes hat Esra dieses Gesetz Mose ausgearbeitet, von dem er behauptet, daß es seit Urzeiten gelte: um ein Gemächte aber handelt es sich, bar jeder seelischen Ursprünglichkeit, um ein Mittel zum Zweck: der Aussöhnung Jahwes, auf daß es weiterhin gut gehe den in Babylon

lebenden Juden und das Volk zur Höhe des Ruhmes und der Macht steige.

Auf der Sündhaftigkeit der Gemeinde erhebt sich gleichsam das Gebäude der Kirche. Mag nun dieses Sündengefühl tief wurzeln im Charakter des jüdischen Volkes mit seiner zerrissenen, stürmenden Seele: dadurch, daß man es mit allen Mitteln noch zu steigern versucht, wird das Volk in den Zustand einer Hilflosigkeit versetzt, der dem Priester die Möglichkeit gibt, es zu beherrschen. Denn den Kern der Gemeinschaft bildet der Priester. Mag der einzelne rein wie Neuschnee sein und fromm wie Jeremia: wenn er den Verpflichtungen nicht nachkommt, die ihm auf Grund des Kultgesetzes auferlegt sind, gehört er zu den Verworfenen, auf die der Groll Jahwes einstürmt. Weiterhin sollte die Kirche eine Heilsanstalt sein für die ins Getriebe der Welt Verschlagenen, eine Heilsanstalt, die nicht etwa verbürgen soll das Glück einer sich inbrünstig zum ewigen Licht hinwendenden Seele, sondern lediglich äußeres Lebensglück: und damit auch das Wohlergehen der aus der Quelle des Handels begierig schöpfenden babylonischen Juden. In Jerusalem allein, das war seit der Durchführung des Gesetzes Josias ehrwürdige Tradition, die Ezechiel und so auch Esra festhält, kann Jahwe kultisch verehrt werden, und so mußten sich bei den babylonischen Juden Gewissensbedenken regen, wenn der Opferrauch nicht beständig an geweihter Stätte zu Jahwe empordrang.

So verdichtet sich in diesem Gesetz ein Wille zur Macht, dem jede Durchgeistigung fehlt. Der Geist der Zivilisation, des Rationalismus, der sich bei den Verbannten einmal insofern entfalten konnte, als sie aus der Atmosphäre der Heimat herausgerissen und auf einen völlig neuen Boden versetzt wurden: dieser Geist geht nun einen Bund ein mit einem ganz nach außen gerichteten Machtstreben.

Eine Verrohung des Seelenlebens tritt ein, die uns erschreckend aus dem Gesetz Esras entgegengrinst. Wie hat doch dieser Priester die erhabene Kultur seines Volkes entweiht! Das Gefühl ist ausgetrocknet, der Sinn für die großen Weltprobleme, mit denen die Propheten düsteren Sinnes rangen, ist ausgestorben. Es fehlt der heroische Schwung, die Religion ist zu einem Geschäft herabgewürdigt, das der hilfsbedürftige Mensch mit dem himmlischen Schutzherrn abschließt. Ein ruchloser Optimismus, möchte man fast mit Schopenhauer sagen, erfüllt dieses Gesetz.

Wie nüchtern wird von Esra der ungeheure Vorgang der Weltschöpfung erzählt, um darzutun, wie Jahwe alles „herrlich gemacht" hat. Stellen wir uns vor, ein Jesaja, Jeremia oder Deuterojesaja hätten die Erschaffung der Welt durch Jahwe behandelt. Wie hätte sich da die Macht ihrer erhabenen Sprache entfaltet, um zu zeigen, wie die Gottheit die Wunder erweckt, vor denen staunend der Mensch steht: die Wunder etwa des Sternenhimmels, dessen ungeheure Kuppel die Erde überwölbt, schwebend in der Unendlichkeit des Raumes, ohne von Säulen getragen zu werden; das Wunder des Laufs der Sterne, die still ihren goldenen Weg wandeln, auf unverrückbaren Bahnen mit eherner Regelmäßigkeit. Welch triumphierender Klang hätte die Sprache der Propheten durchhallt, wenn sie hätten die sieghafte Kraft des Lichtes schildern sollen, der Sonne, die in flammendem Zug in gewaltiger Majestät den Himmel durchmißt, mit Königsglanz die Welt übergießt, den tückischen Feind des Menschen, den Winter, bezwingt und die Erde mit überquellendem Jubel erfüllt. Triumphlieder hätten die großen Dichter angestimmt, von der Gewalt des Erhabenen durchrauschte Siegesgesänge; die Herrlichkeit Jahwes hätten sie zur Anschauung gebracht, indem die geheimnisvolle Macht der Natur, der in die Unendlichkeit hineinragenden Welt, als Offenbarung der Fülle der Gottheit gefeiert worden wäre. Wie kommt doch selbst in den Mythen der babylonischen Heldenzeit das dämonische Wogen der Mächte bei der Weltentstehung zum Ausdruck! Titanische Gewalten stürmen aufeinander los, es kracht das Firmament, es rollt der Donner, Blitze zerreißen das Dunkel: ein Chaos wogt auf und ab, von rasenden Kräften bewegt. Aus furchtbaren Kämpfen ringt sich, wie liebliche Sonnenfülle aus dem Aufruhr eines Gewittersturmes, der die Menschen segnende Friede los.

Von solcher Anteilnahme des erschauernden Sinnes ist bei Esra nichts zu spüren. Er schildert die Schöpfung der Welt, wie ein langweiliger Gelehrter von heute die Entstehung einer sich gut rentierenden Aktiengesellschaft beschreibt. Keine Spur eines Naturgefühls ist zu entdecken; weder begrüßt er mit Frohlocken die Sonne, die der Schöpfer an den Himmel gebannt, noch ergreift ihn der Anblick des Meeres, noch weitet sich sein Herz aus, indem er aufblickt zum sternbesäten Himmelsgewölbe. Kurz, die ungeheuerste aller Erscheinungen, die Weltentstehung, vermag nicht mehr seine Seele zu erwärmen.

Dieser Mann ist unkünstlerisch durch und durch; er ist der seelenlose Rationalist, der wohl zählen, rechnen und spekulieren kann, der auch wohl noch eine bestimmte Haltung der Gottheit gegenüber einnimmt, aber nicht die des vom Gefühl belebten Menschen. „Wer mißt mit hohler Hand das Weltmeer und schätzt mit der Spanne den Himmel", so beginnt der Jahwes Wundermacht verherrlichende Hymnus Deuterojesajas, um dithyrambisch fortzurauschen, die unerforschliche göttliche Schöpferkraft durch immer neue Machterweise preisend. Diesen Hymnus vergleiche man mit der Stelle, wo Esra die Entstehung der Sonne, des Mondes und der Sterne schildert: „Und Gott sprach, es sollen Lampen entstehn an der festen Wand des Himmels, um eine Trennung zu machen zwischen dem Tag und der Nacht." Die Sonne eine Lampe! auf daß der babylonische Jude den Weg zu seinen Kunden finden kann, und der Mond eine Lampe, daß er sich nicht verirrt, wenn er, reich mit Beute beladen, nach Hause geht. Das ist Rationalismus in Reinkultur, und in der Tat, die ganze rechnerische Bewertung der Welt, wie sie dem Händler eigen ist, kommt in unverhohlener Deutlichkeit in der Schöpfungsgeschichte zum Vorschein. Gott hat die Welt geschaffen, auf daß der Mensch Nutzen aus ihr ziehe: das ist das Glaubensbekenntnis der babylonischen Juden. Die Felder, die Pflanzen, die Tiere — wohl auch die unreinen, vom Gesetze verhöhnten, die der Mensch fliehen soll wie die Pest? — die Sterne, das Meer, alles hat die Gottheit in ihrer übergroßen Güte aus dem Nichts hervorgezaubert, damit der Mensch seinen Nutzen daraus ziehe. Und auf daß alles auch recht gut gelinge, hat die Gottheit sorgfältig, gründlich wie ein Händler genau überlegt, wie er am besten zum Ziele gelange. Dieser Jahwe ist ganz wie der berechnende, steinharte, geradewegs auf sein Ziel losgehende Rationalist zusammengesetzt aus Wille und Verstand. Der Wille der Gottheit, der die Propheten vor erschütternde Probleme stellt, hat alles Dämonische, Rätselhafte, Unergründliche abgestreift, er ist vom Lichte des Verstandes durchstrahlt und hingerichtet auf einen klar umschriebenen, menschlicher Wohlfahrt dienenden Zweck. Besitzt aber diese Prägung nicht auch der Wille des Rationalisten, der das Urwüchsige einer naturhaften Erscheinung verliert, indem er unter die Kontrolle des Verstandes gelangt? Und wird nicht auch weiterhin bezeugt, daß diese Auffassung gleichsam im Kontor ausgeheckt worden, wenn die Gottheit, nachdem ihr wieder ein Werk gelungen, wie der Händler, der seinen Profit einsackt, sich im stillen beglückwünscht, vor

sich hinmurmelnd: gut gemacht? Von gleichen Gefühlen ist die Gottheit beherrscht: „und Gott sah, daß es gut war", wie des öfteren versichert wird.

Damit begegnet uns ein weiterer Bestandteil des Rationalismus, der ebenfalls mit dem Handelsgeist verschwistert ist, ein Optimismus, der das Weltgeschehen in ein rosiges Licht taucht und mit einer widerlichen Oberflächlichkeit all die dämonischen Kräfte übersieht, die das Leben beherrschen. Wie fern waren doch die Propheten von solcher Auffassung, sie, die nicht anders den Aufruhr ihrer Zeit zu erklären wußten, als daß sie annahmen, ein Fluch beherrsche die Welt und entfremde sie Jahwe, dem Gott der Harmonie. Doch Esra und seine Genossen schauen in das Weltgetriebe mit den Augen dessen, der seine Taschen gefüllt hat und nichts weiß von dem Schmerz der Not. Herrschaftsgelüste, wie wir schon öfters sagten, sind in diesen Juden wieder erwacht, Herrschaftsgelüste des lediglich dem äußeren Leben zugewandten Menschen, und deutlich kommt dieser Machtwille auch im Schöpfungsbericht zum Vorschein. Der Menschen wegen ist diese Erde mit allem, was da kreucht und fleucht, geschaffen worden, und aus göttlichem Munde ist der lieblich klingende Befehl gekommen: „Seid fruchtbar und mehret euch und macht sie euch untertan!"

So ist es klar, daß Esras Optimismus, der diese so fragwürdige Welt als ein mit Rücksicht auf menschliche Interessen wohlgelungenes Werk feiert, tief verwandt ist mit dem in Babylon rege sich entfaltenden rationalistischen „Wirtschaftsgeist". Da man die glücklich verlaufenen Handelsgeschäfte zurückführte auf Jahwes Huld, und da man glaubte, diese sich sichern zu können, indem man das jüdische Wesen rein zu halten suchte, so ist zu verstehen, daß selbst der so hoch geschätzte Kultus mit der Weltschöpfung in Verbindung gebracht wird. Ezechiel hat die Heiligung des Sabbat verlangt, auf daß die in Babylon weilenden Juden an diesem Tag ihre religiöse Besonderheit auch äußerlich zum Ausdruck bringen. Diese Sabbatfeier ist nun nach Esra so alt wie die Welt selbst. Sechs Tage hat Jahwe, ganz wie die babylonischen Juden, gearbeitet, in sechs Tagen hat er die Welt erschaffen; am siebenten Tage aber, wo er wie der Handel treibende Fromme mit Befriedigung auf das so wohlgelungene Werk hinblicken konnte, da ruhte er aus und heiligte diesen Tag.

Welch seltsamer Gott doch dieser Jahwe Esras! Der Schöpfer des Himmels und der Erde, dessen Wille wie durch einen Zauberschlag das Ungeheuerste zu bewirken vermag, überläßt sich der Ruhe wie ein armseliger Sterblicher. Hätte dieser Gott den Sabbat eingesetzt den Menschen zuliebe, die er geschaffen, so wäre dies noch angängig gewesen. Aber daß er selbst der Ruhe bedürftig war, tut seiner Majestät einen solchen Abbruch, daß man sich wundern muß, daß Esra dies nicht erkannt hat. Aber was lag Esra, dem kühlen Priester, an der Hoheit seines Gottes, ihm, der nie Jahwes Walten in glühender Seele verspürt. Ihm kam es darauf an, den Juden der Heimat recht eindringlich zur Anschauung zu bringen, daß der Sabbat heilig ist seit Urbeginn der Zeiten: für Jahwe selbst war dieser Tag ein Festtag, also muß er erst recht ein heiliger Tag sein den Getreuen des Gottes.

So kommt erneut zum Vorschein, welche Wichtigkeit dieser Priester dem Kultus beilegt. Er bildet den Kern der Frömmigkeit. Und um dies zu bekräftigen, wird die Geschichte des Volkes in vier große Zeitabschnitte zerlegt, deren jeder seine Weihe empfängt durch die Offenbarung einer neuen Kulthandlung: des Sabbats, des Schächtens, der Beschneidung, des Tempelkultes. Wieviel richtiger spiegelt die Geschichtsauffassung der Propheten den Verlauf der Entwicklung Israels wider, so sehr auch sie von Wahnvorstellungen überfärbt ist. Es ist doch ihr Sinn hingerichtet auf geschichtliche Grundtatsachen, das Schwinden des Gemeinsinns, die Zunahme der dämonische Formen annehmenden Selbstsucht, die Auflösung der alten gefestigten Lebensgemeinschaft: während Esra einfach ins Blaue hineinphantasiert, um seinen Herrschaftsgelüsten die nötige Unterlage zu verleihen.

Esra würde sein Judentum verleugnen, hätte nicht auch er dem messianischen Ideal eine Stelle im Gesetz angewiesen. Gewiß, er stellt ein gewaltiges messianisches Reich in Aussicht, und es war dies schon geboten, um der Masse des Volkes, von dem die Not nie wich, ein Licht zu entzünden, an dem sich das von der Finsternis gemarterte Auge erquicken konnte. Aber sieht man näher zu, so entdeckt man, daß die goldene Zeit in solche Fernen gerückt ist, daß sie gar nicht die Kraft einer erhebenden Wirkung auslösen kann. Was liegt Esra, dem babylonischen Juden, viel an solchem Glück einer fernen Zukunft, zumal alle Verheißungen bisher zuschanden geworden waren: man ist gewillt, der Gegenwart zu leben, wie die Neuordnung des Kultus deutlich zeigt.

DAS PRIESTERGESETZ

DIE Herrschaft des Gesetzes war verbürgt durch die Macht der Kirche. Eine äußere Autorität verlieh ihm die Kraft ihres ehernen Armes, und wer gegen das Gesetz verstieß, war nicht allein sittlicher Ächtung verfallen, nein, wie ein Verbrecher wurde er unschädlich gemacht. Die ganze Energie der jüdischen Seele konnte sich der Festigung und dem Ausbau des Gesetzes zuwenden, indem das Volk der Fremdherrschaft zuerst der Perser, dann der Mazedonier und Römer unterstellt war, wodurch dem politischen Machtstreben, dem ehedem die Leidenschaft Judas zugewandt war, Grenzen gezogen wurden. Freilich, als die Eroberer es wagten, das Heiligtum des Gesetzes zu beflecken, da flammte wieder der alte kriegerische Geist auf; es gelang sogar, das Joch der Fremdherrschaft zeitweilig abzuschütteln, und dem Hohepriester wuchs eine Macht zu, daß er wie ein souveräner König gebieten konnte. Mit der Zeit büßte aber der Hohepriester immer mehr seine politische Macht ein, indem die Römer Juda ihrem Reiche einverleibten; dann, indem die im Synedrium, der obersten Gerichtsbehörde, gebietende Priesteraristokratie, die Sadducäer, die Führung an sich rissen, bis dann die Pharisäer das Szepter ergriffen.

Das Regiment dieser Priester glich einer Tyrannei. Mochte die jüdische Weltkirche auch bürgerliches Gepräge besitzen, insofern als der sie beherrschende Geist in nichts mehr die Erinnerung an die Heldenzeit weckt: die Priester schalteten als unbeschränkte Herren, rücksichtslos das Gesetz durchführend. Schamlos hat diese streng abgeschlossene Kaste, die ein Heiligenschein umwob, durch Opfern, Steuern, den Zehnten das Volk ausgesaugt, und was noch schlimmer: sie hat der Seele des Volkes das Gepräge ihres Willens aufgedrückt, eines harten, ehernen Willens, der nicht dulden mochte, daß der einzelne ein Eigenleben außerhalb des Gesetzes lebt. Das Synedrium hatte die Frevler abzuurteilen, und furchtbare Strafen wurden verhängt: vom Fluch getroffen, konnte der Gottlose aus der Gemeinschaft ausgestoßen werden, auf daß er, dem man noch das Vermögen wegnahm, als Schänder Jahwes in der Öde verderbe; ja selbst die Todesstrafe wurde ausgesprochen.

Auch die Synagoge hatte die Lebensführung zu überwachen, und auch sie konnte den Bann vollziehen. Mit Gewalt wurde das Gesetz eingeführt, mit Gewalt wurde seine Herrschaft gewährleistet. Alle

Lebensgebiete wurden seiner Hoheit unterstellt, so daß die Kirche fest dastand, als sei sie eine aus Felsgestein erbaute Zwingburg: jede Einzelheit der Lebensführung, das Familienleben, die Sittlichkeit, alles hatte sich zu fügen, so daß sich herausbildete eine Verknöcherung des Seelenlebens, die noch schlimmere Formen angenommen hätte, würde sich nicht die jüdische Seele dagegen aufgebäumt haben.

Rationalistischer Geist im Verein mit dem Herrschaftsstreben der Priester hat dieses Werk der Unnatur vollbracht. In die Seele der Herrschenden, der gebildeten Kreise zog gleichsam der Winter ein: kein frisches Gefühl regte sich mehr, kein hoher Gedanke schenkte ihnen mehr das Glücksgefühl schöpferischen Wirkens. Der Religion fehlte der Atem quellenden Lebens, die Wärme einer segnenden, blütentreibenden Sonne. In eine unendliche Ferne wurde Jahwe gerückt, der Gott, der sich ehedem kundgab in erhabenen und schauerlichen Offenbarungen, in den Erschütterungen großer Geister; zwischen ihn und den Menschen schob sich gleichsam eine mit dem Gestrüpp des Gesetzes bedeckte Wüste, so daß die, welche sich seinem Sonnenherzen zudrängten, ohne das Joch des Gesetzes abschütteln zu können, seufzten, als drücke sie eine Last zu Boden.

In diese Religion war viel von dem Geist einer in Einzelheiten sich verlierenden Wissenschaft eingemischt. Peinlich hatten die Schriftgelehrten das Gesetz ausgelegt; sie verloren sich in tausend Kleinigkeiten, denen man den höchsten Wert beimaß, und nur wer ein Wissen von diesen Dingen hatte, konnte nach ihnen vor Jahwe bestehen. Mochte der einzelne auch reinen Sinnes sein: verfügte er nicht über eine genaue Kenntnis des immer unförmlicher werdenden Gesetzes, so lief er Gefahr, in das Netz der Sünde zu geraten. So hat man denn auch die Frömmigkeit als ein Wissen gepriesen, und das Ergebnis einer solchen Verirrung war, daß die gesetzeskundigen Priester auf die Massen des Volkes als den ungebildeten Haufen verächtlich herabsahen, mochte auch das Gesetz den Volksgenossen gegenüber Sanftmut, Güte und Nachsicht vorschreiben. Ja, es beherrschte sie ein solcher Bildungsstolz, daß sie, die kühlen Priester und Schriftgelehrten, selbst warm wurden, wenn sie von der Weihe und Würde des Studiums des Gesetzes sprachen. Und ernst war es ihnen in der Tat mit der Erforschung, Weiterbildung und Ausbreitung der Gotteslehre. Mit dem ganzen erbärmlichen Ernst der Gelehrten unserer modernen Zeit haben sie ihren Spür- und Scharf-

sinn auf Nichtigkeiten verwandt und damit den Genius der jüdischen Kultur verhöhnt.

Wie waren sie bemüht, auch das Volk mit ihrer erhabenen Weisheit zu beglücken! Selbst die Seele des Kindes wurde, ganz wie heute, mit toten Kenntnissen vollgepfropft: die Anfänge des Volksschulunterrichtes zeigten sich, die Synagogen sorgten dafür, daß die Erziehung im Sinne des Gesetzes das ganze Leben hindurch andauerte. Und die Gelehrten, die eine immer größere Macht in Juda wurden, haben es nicht unterlassen, dafür zu sorgen, daß der Heiligenschein, den sie sich selbst ums Haupt gelegt, nicht verblasse: haben die Ehrerbietung vor dem Lehrer der Weisheit als die höchste Art der Ehrfurcht gepriesen und so ihrem Ruhm selbst die Bahn gebrochen.

Die Massen dieser Gelehrten waren ganz dem Geist der Zivilisation verfallen, also einer religiös gefärbten Zivilisation, dies Wort so verstanden, daß eben ihre Verstandesarbeit und ihr Machtstreben der Herrschaft des als gottentsprungen gedachten Gesetzes galt. Und wie stark tritt das Machtstreben im Sinne der Zivilisation hervor: nicht allein insofern, als die Priester über die Massen aufglänzten als rohe Machthaber, sondern auch insofern, als die „Frommen" ihre Kraft einer Missionstätigkeit widmeten, die sich vermaß, das Wort Jahwes in aller Welt zu verbreiten. Als eine der wichtigsten Aufgaben der Lehrtätigkeit wurde erachtet die Weckung des Nationalstolzes gemäß der alten Tradition, daß Judas Glanzzeit bevorstehe, daß Könige und Weltreiche neben ihm versinken würden, wenn Jahwe aus seiner Verborgenheit hervortrete.

Aber auch edle Gestalten fehlten unter den Schriftgelehrten und Pharisäern nicht, Männer, die durch das Studium der Propheten zwar nicht deren großen Geist, aber doch immerhin etwas von ihrem Geist in ihre Seelen zu leiten wußten: Männer, die gewiß alle Äußerlichkeiten des Gesetzes sorgfältig beachteten, aber sich doch einen freien Sinn bewahrt hatten: milde und gütig sich ihren Volksgenossen zuneigten und etwas von der Hoheit ausstrahlten, welche die „Weisheit" verleiht. Sie waren zur Zeit Jesu vorhanden, und es läßt sich zeigen, daß früher schon, vor und bald nach Esra, in einzelnen Kreisen ein Geist waltete, über den noch nicht der eisige Hauch des aufs Äußerste getriebenen Rationalismus gestreift. In den verschiedenen Spruchsammlungen, die gewiß auch Gedankengut enthalten, das der Zeit vor Esra entstammt, herrscht wohl die rationalistische Auffassung der Religion vor, aber

manche Lehre der Propheten wird festgehalten, mag auch der Schwung der religiösen Leidenschaft fehlen.

In der Spruchsammlung der Männer Hiskias ist nichts von der Tyrannei des Gesetzes zu spüren, es herrscht ein gewisser weltoffener Sinn; die Ergebnisse einer reichen Lebenserfahrung sind vor uns ausgebreitet, feine psychologische Bemerkungen überraschen uns, ja, zuweilen verrät die Sprache die Wallung erregten Gefühles.

Auch Jesus Sirach darf nicht ohneweiters zu den Rationalisten geworfen werden: eine ernste Gelehrtengestalt, will der Verfasser der Sprüche die ganze Weisheit seines Volkes festhalten, und wie ein bildungsstolzer Grieche verherrlicht er die Weisheit als den königlichen Genius, der im Leben die Bahn des Glückes und des Ruhmes eröffnet. Dieser Gelehrte fühlt sich hoch über das Volk hinausgehoben und bekundet damit, wie auch ihn der rationalistische Geist beeinflußt hat: kein Sündengefühl zittert in seinen Schriften, nicht leuchtet das messianische Ideal auf, das gerade dem Volke in der Nacht seiner Trübsal eine erquickende Botschaft war. Dafür stimmt er einen Hymnus auf die Weisheit an, die wie fröhlicher Festgesang und wie zum Hohn dem „ungebildeten" Volk entgegenschallt: wobei ihm die Weisheit in der Leidenschaftslosigkeit besteht, in der Erkenntnis des Guten und Gerechten. Aber wenn dieser Gelehrte ein Unmögliches unternommen, nämlich die ganze Kultur seines Volkes systematisch zur Darstellung zu bringen, und sich so in Widersprüche verwickelt: einen Gewinn trägt er doch davon. Prophetische Lehren tauchen auf und durchbrechen so den Bannkreis des Rationalismus. Echtes Naturgefühl regt sich zuweilen, das Gefühl für das erhabene Werk, das Jahwe in den Weiten der Welt ausbreitet; Anklänge an Jeremia und Hiob sind zu bemerken, so wenn erklärt wird, daß auch in das Leben des Frommen schauerliche Mächte eindringen, und wenn in einem wahren Nachtgemälde das Toben dieser Mächte geschildert wird.

VORBEREITUNG EINER NEUEN KULTUR

DIE FRÖMMIGKEIT DES VOLKES

Es ergibt sich mithin, daß der Rationalismus doch nicht die Kraft aufbrachte, alle Geister unter sein Joch zu beugen, und namentlich auch die Sadducäer, die Priesteraristokraten, unterschieden sich von den finsteren Fanatikern, die sich durch das Gesetz selbst tyrannisierten. Wohl werden sie als eine grausame, rücksichtslos auf ihren Vorteil bedachte Kaste geschildert; aber unter diesen Priestern waren sicherlich, ähnlich wie unter den Kirchenfürsten unseres Mittelalters und der Renaissance, fein gemeißelte Gestalten, die vom Zauber der griechischen Kultur gebannt waren, und mögen wir sie auch als Rationalisten bezeichnen: sie, die in der hochgestimmten Atmosphäre der Vornehmheit lebten, wandten sich mit Verachtung ab von dem Schlingwerk des Gesetzes, mit dem die Gelehrten die Seele in Fesseln gelegt. Auch sie hielten sich gewiß an das Gesetz, aber sie lehnten dessen zu Sinnlosigkeiten führende Weiterbildung durch die Schriftgelehrten ab.

Daß das Gesetz für sie vor allem ein Mittel zur Beherrschung des Volkes bildete, das wird einmal dadurch bewiesen, daß sie von dem messianischen Ideal nicht weiter berührt wurden; dann, daß sie verschont blieben von den Anfechtungen derer, die mit Schrecken sahen, wie die Wirklichkeit den Verheißungen des Gesetzes Hohn sprach: unberührt ließ sie der Jenseitsgedanke, der einen Trost bilden sollte dafür, daß der Fromme in diesem Leben seinen Weg nicht immer mit Blumen bestreut fand, daß er also trotz des feierlichen Vertrages, den er mit Jahwe abgeschlossen, nicht auf seine Rechnung kam.

Nun bietet sich eine Erscheinung von hoher universalgeschichtlicher Bedeutung dar. Das Gesetz selbst, mochten auch die Gelehrten es verstümmelt haben, daß es mehr einer Fratze als einer ergreifenden Lebensmacht glich, konnte Hochgefühle erwecken, welche die Kühle des Rationalismus vertrieben. Die Masse des Volkes, die „Ungebildeten", die Bauern, Hirten, Taglöhner waren vom Geist des Rationalismus

nicht im geringsten ergriffen: hier lebte noch der alte Zauberglaube fort. Sie besaßen also stark urzeitliches Gepräge, und da sie viele der unzähligen Bestimmungen des Gesetzes gar nicht kannten, so konnten sie von ihnen auch nicht berührt werden. Aber auch das Gesetz selbst vermochte Kräfte auszulösen, die ihre Seele, die leicht erregbare, noch von dunklen Gewalten beherrschte Seele zum Erglühen brachten. Manches von dem, was den kalten Gelehrten lediglich gleichsam als ein dürrer Paragraph vor Augen stand, griff tief in ihre Seele, so daß sie bald jubelten aus einem seligen Herzen heraus, bald sich marterten in grausigen Vorstellungen.

In diesen Kreisen vor allem muß das Sündengefühl, das gerade das Gesetz wecken will, zuweilen tiefe Schauer erweckt haben, wozu sich gesellte die Dämonenfurcht, die sie schwer peinigen konnte. Aber dann auch wieder, welche hohen Stimmungen konnten in ihrem von Gefühlsgewalten so stark beherrschten Innern aufleben! Wie mußte der Kultus mit seinem Prunk sie erwärmen und begeistern, wie stieg da vor ihren Augen aus dieser Pracht Jahwes Gestalt feierlich und gewaltig hervor, daß sie anbetend niederfielen! Wie ein Wunder mußte der Tempel in Jerusalem, der Königssitz Jahwes, auf sie einwirken, und es ist bezeugt, wie die Pilger gejubelt haben, wenn vor ihnen der Zion auftauchte, der heilige Berg, den wenigstens einmal im Leben zu sehen der Wunsch jedes Frommen war. Welche erhabene Stimmung mußte die Seele erfüllen, wenn dieses Volk gedachte des herrlichen Baumes, der seine Zweige über die Welt breitet: der Kirche, die wie ein Fels inmitten der furchtbaren Zeiten mit ihren verheerenden Kriegen dastand! Versteht man es so, daß sie, wenn einmal der Kirche Gefahr drohte, bereit waren, kämpfend, mit dem Schwert in der Hand, in wilder Leidenschaft sich auf ihre Feinde zu stürzen? daß der Jahwe der Heere, wie einst vor Jahrhunderten der grausige Gott mit seinem Gefolge von Dämonen, leibhaftig vor ihnen stand und sie beflügelte, daß ihnen Heldenkräfte zuwuchsen? In den Makkabäerkriegen, dann in den Kämpfen gegen die Römer, die zu den heldenhaftesten der Geschichte gehören, haben sie bewiesen, daß ihr Glaube als ein wahrer Feuerbrand auflodern konnte. Aus den unteren Schichten stammten die Zeloten, die Jahwe nicht besser zu dienen wußten, als daß sie in heiliger, wilder Begeisterung auf ihre Feinde einstürmten. Auch im Gesetz schimmert noch das messianische Ideal. Wohlan: die Priesteraristokraten mögen gelächelt haben über diese Verheißung, die durch eine nun Jahrhun-

derte währende Entwicklung verhöhnt worden, und den übrigen Priestern und den Schriftgelehrten galt dieses Ideal sicher vor allem als eine Rechtfertigung ihres Machtstrebens. Den unteren Schichten dagegen griff es tief in die Seele als die glückverheißende Stimme aus Jahwes Höhe: sie berauschten sich, wenn die Eroberer ihnen den Weg zum Glück versperrt, an diesem Ideal, das inmitten ihrer Trübsal die Aussicht eröffnete auf eine paradiesische Au. Gerade in der Zeit Jesu leuchtete im Anblick des Wütens der Eroberer die Glanzgestalt Jahwes immer wieder auf: die Zeiten, wo das Volk murrte und die Hoffnung sinken ließ, waren dahin. Ein Taumel der Glückserwartung hatte es erfaßt, in dem alles wirbelte, was in der urwüchsigen Seele des Volkes beschlossen ist: Rachsucht, ungezügelter Haß, Sehnsucht nach vollen Bechern, nach Macht, aber auch nach Ruhe und Frieden unter einem Himmel, den keine Wolken mehr verdüstern. Und auch — wie noch zu zeigen sein wird — in der Literatur gewinnt das messianische Ideal zuweilen wieder bannenden Ausdruck, wodurch erneut die leidenschaftliche Sehnsucht des Volkes gestärkt wurde.

Aus diesen, der zersetzenden Atmosphäre des Rationalismus ferngerückten Kreisen stammte Jesus, und die ihm zujubelten, gehörten zum Volke, dem urwüchsigen, tief erregten, frommen Volke. Mag auch er, hingesehen auf die Heldenzeit, ein später Mensch sein: im Vergleich zu den ausgedörrten Rationalisten war er noch jung und frisch wie dieses Volk, in dessen Boden er wurzelte. Aber er war unendlich mehr als dieses zügellose, ungebändigte, zwischen Dämonenfurcht und überschwenglicher Hoffnungsfreudigkeit hin und her pendelnde, von rohen Gelüsten erfüllte Volk, auch wenn seine Seele unter dessen feurigem Hauch sich entfaltete. Der Geist der alten Propheten lebt in ihm, und in gewaltiger Größe, als ein Bruder dieser Helden der jüdischen Kultur, steht er vor uns. Doch hüten muß man sich, ihm jene unberührbare Hoheit zu verleihen, als ob nicht auch neben und vor ihm Geister vorhanden gewesen wären, in denen eine starke Seele lebte. Nein, auch Jesus wuchs aus einer deutlich zu erfassenden Atmosphäre heraus, und er war ein anderes als die Oase in der Wüste. Nicht allein, daß das Volk, dem er äußerlich und in mancher Hinsicht auch innerlich angehörte, noch von urwüchsigen Kräften erfüllt war; auch der Strom der jüdischen Kultur war, so sehr auch das Gesetz die Seele in Bande legte, durchaus nicht versiegt. Unabhängig von der Gesetzesfrömmigkeit, zum Teil auch sie ergänzend, lebten einzelne Geister und Kreise ein Leben für sich,

ein Leben, durchwallt von zarten oder glühenden Stimmungen, und wenn auch Jesus über die meisten dieser Geister hoch hinausragt: es darf ihr Wirken nicht gering angeschlagen werden. Sie haben inmitten der Zeit des Rationalismus das Erbe der Propheten behütet, oder ließen sich doch wenigstens nicht von der Last des Gesetzes erdrücken, so daß in ihrer Brust noch ein Herz schlug, in ihren Augen ein innerliches Leben leuchtete. Durch das Geröll des Rationalismus sind die Kleinodien der jüdischen Kultur verschüttet worden; wären nicht immer wieder freie, selbständige Gestalten erstanden, so wäre wahrscheinlich die Gestalt Jesu nie auf Erden erschienen. Und es ist bezeichnend, daß, nachdem das Judentum sich gegen Jesus und damit gegen die erhabenste Ausstrahlung seines eigenen Wesens gewandt, aus seinen Reihen nur selten ein Geist losgelöst hat, der, wurzelnd in der Tradition seiner Kultur, der edlen Ritterschaft der Propheten angehört: die Zivilisation hat endgültig den Sieg davongetragen, und wenn jüdischen Geistern in späteren Jahrhunderten noch Großes gelang, so verleugnet sich gewiß in ihren Leistungen nie irgendwie ihre Abstammung: aber sie sogen ihre Kräfte aus dem Boden auch anderer Kulturen.

DIE KLAGELIEDER

Es hat sich im Exil, wie sich ergab, der rationalistische Geist — der bereits bei den Leviten und den Jahwepriestern, die im Jahre 621 dem Volke das Gesetz Mose als Gesetz Jahwes verliehen, sich deutlich bemerkbar macht — im Exil hat sich der rationalistische Geist weiterhin entfaltet: Ezechiel ist vollgültiger Zeuge dafür. Aber es wäre falsch zu glauben, daß die Verbannten in ihrer Gesamtheit von der rationalistischen Geistesrichtung erfaßt worden wären: die Priester, die Leiter des Volkes müssen wir uns vor allem als Vertreter dieser seelischen Richtung vorstellen.

Heldenhaft, furchtbare Qualen erduldend, hatten die nun dem Boden der Heimat entrissenen Judäer gekämpft für die Ehre Jahwes, durchdrungen von messianischen Hochgefühlen. Es waren noch Menschen vor allem der versinkenden Heldenzeit, mithin Menschen voll seelischer Ursprünglichkeit und Frische, und so wurden sie denn durch den gräßlichen Schlag, der sie getroffen, tief erschüttert, daß sie, gedachten sie des Zornes Jahwes, niederfielen und in zitternden Lauten ihre Qual aushauchten, den rätselhaften Gott anflehend um Erbarmen. Es ist so gut wie sicher, daß das zweite Klagelied in der Verbannung entstanden

ist, und mögen auch die übrigen Lieder in der Heimat von Nachgeborenen verfaßt worden sein, und mögen auch viele Verse eine hohe Dichterkraft vermissen lassen: immer wieder bricht der Schmerz in ergreifenden Weisen hervor. Gewiß, alle diese Dichter beugen sich vor dem Gesetz als dem heiligen Gebot Jahwes — sei es vor dem Gesetz Josias oder dem Esras — aber ihre Seele ist tief aufgewühlt, wogt auf und ab, gedenken sie des unheimlichen Schicksals, das Juda bereitet worden: seines Falles in eine bodenlose Tiefe. Etwas von dem Seelenschmerz, der Jeremias, des Propheten, schmerzdurchwogte Gedichte durchdringt, wird zweifellos in den „Klageliedern" laut, und so gehören denn auch sie zu den Offenbarungen eines vom Geiste der Zivilisation noch nicht ganz erstickten Lebens.

„Ach, wie so einsam liegt die Stadt, einst reich an Volk!
Wie ist zur Witwe geworden, die groß war unter den Nationen;
Die Fürstin unter den Städten muß Frondienste leisten!
Sie weint und weint in der Nacht, Tränen netzen ihre Wangen.
Keiner ist da, der sie tröste, von allen ihren Buhlen;
Alle ihre Freunde haben ihr die Treue gebrochen, sind ihre Feinde geworden.
Ausgewandert ist Juda vor Elend und hartem Knechtsdienst.
Es weilt unter den Heiden, findet keine Ruhestatt.
Alle seine Verfolger erhaschen es mitten in der Bedrängnis.
Die Wege nach Zion trauern, weil niemand zum Fest kommt.
Alle ihre Tore sind verödet, ihre Priester seufzen;
Ihre Jungfrauen sind voll Grams, und ihr selbst ist wehe.
Ihre Bedränger sind obenauf gekommen, ihre Feinde sind wohlgemut . . ."
„. . . . Ihr alle, die ihr des Wegs vorüberzieht, schaut und seht,
Ob es einen Schmerz gibt wie meinen Schmerz, der mir angetan ward,
Mir, die Jahwe mit Gram erfüllt hat am Tage seines glühenden Zorns . . .
Verworfen hat all meine Helden in meiner Mitte der Herr,
Hat ein Fest gegen mich ausgerufen, meine Jünglinge zu zermalmen.
Der Herr hat die Kelter getreten der jungfräulichen Tochter Juda.
Darüber weine ich, weine; mein Auge . . . zerfließt in Tränen.
Denn fern ist mir der Tröster, der mein Herz erquickte;
Meine Kinder sind verstört, denn der Feind ist stark."
„Ach, wie umwölkt der Herr in seinem Zorn die Tochter Zion!
Vom Himmel warf er zur Erde die Herrlichkeit Israels
Und gedachte nicht an seiner Füße Schemel an seinem Zornestage.
Schonungslos vertilgte der Herr alle Auen Jakobs,
Riß nieder in seinem Grimm die Festen der Tochter Juda,
Warf zu Boden, entweihte das Reich und seine Fürsten,
Hieb ab in Zornesglut jedes Horn Israels,
Zog seine Rechte zurück vor dem Feind
Und wütete in Jakob wie flammende Lohe, die ringsum fraß.

Er spannte seinen Bogen wie ein Feind, dastehend wie ein Bedränger,
Und tötete alle Augenweide im Zelte der Tochter Zion,
Goß aus wie Feuer seinen Grimm ...
Der Herr erwies sich als Feind, vertilgte Israel,
Vertilgte all seine Paläste, zerstörte seine Burgen
Und häufte in der Tochter Juda Jammer über Jammer ...
Ihre Tore sind in die Erde gesunken; er vernichtete ... ihre Riegel.
Ihr König und ihre Fürsten sind unter den Heiden, des Gesetzes beraubt;
Auch ihre Propheten erlangen nicht mehr Offenbarung von Jahwe.
Am Boden sitzen und schweigen die Vornehmen der Tochter Zion,
Haben Staub auf ihr Haupt gestreut, sich mit härenen Gewändern umgürtet;
Zur Erde senken ihr Haupt Jerusalems Jungfrauen.
In Tränen schwinden meine Augen dahin, mein Inneres glüht,
Das Herz will mir zerspringen über den Untergang der Tochter meines Volks."

HIOB

IN der Zeit der Priesterherrschaft lebte eine der eindrucksvollsten Gestalten der jüdischen Kultur, ein wahrhaft großer Geist, dem das Gesetz Schall und Rauch ist, ja, den selbst das messianische Ideal, dem die besten Söhne des Volkes sich leidenschaftlich hingaben, nicht weiter berührt: der Verfasser des Buches Hiob, der, von einem mächtigen Persönlichkeitsgefühl durchdrungen, Jahwe, den Hüter des Gesetzes, gar herausfordert, ihm Rede zu stehen. Er mag dem Anfang des vierten Jahrhunderts angehören, und wenn er auch das Werk der Propheten nicht gerade fortsetzt: in deren Fußstapfen tritt er doch insofern, als er, sich aufreckend im Bewußtsein seines Eigenwertes, die geltenden heiligen Satzungen zerreißt und sich eine vom Adel eines großen Herzens durchleuchtete Weltanschauung schafft. Die Gestalt dieses Dichters zeigt, daß auch in Zeiten seelischer Erstarrung noch machtvoll die Kraft der Kultur in erlesenen Einzelnen fortwirken kann, und in der Tat, das Leben der Geschichte ist unendlich verwickelter und geheimnisvoller, als es jene Anschauung erscheinen läßt, nach welcher Zeiten der Kultur einfach von der Herrschaft einer alles erfassenden Zivilisation abgelöst werden.

Im Buche Hiob kommt der Genius der jüdischen Kultur in einer einzigartigen Weise zur Entfaltung: der uns vertraute Rhythmus des Seelenlebens bleibt wohl erhalten, aber in welch großartiger Neuheit steht das Werk dieses Dichters vor uns!

In einer alten Erzählung, die lose dem Buche Hiob angereiht ist, wird berichtet von einem frommen Manne mit Namen Hiob, der Jahwe

treu ergeben war, ihn fürchtend und so meidend das Böse. So segnete ihn Jahwe mit Reichtum: ein großes Haus führte er, zahlreiche Herden zeugten von seinem Wohlergehen. Da suchte der Satan, der auf der Erde herumstreift und Jahwe über der Menschen Tun Bericht erstattet, dem Hiob eine Schlinge zu legen: während Jahwe die Gottesfurcht des Hiobs betont, zweifelt der Satan an deren Beständigkeit. Kommt Unglück, meint er, so werde er wanken. Und so erhält denn der Satan von Jahwe die Erlaubnis, den frommen Hiob zu prüfen. Gräßliches Unheil verwüstet nun den Reichtum, das Lebensglück Hiobs. Aber er bäumt sich nicht auf gegen seinen Gott. „Jahwe hat gegeben und Jahwe genommen, sei Jahwes Name gesegnet." „Das Gute nehmen wir von Gott, und das Böse sollten wir nicht annehmen?" (Dies wie das Folgende nach der vortrefflichen Übersetzung von Duhm.)

Unerschütterlich ist also Hiobs Treue. Da erbarmte sich Jahwe seiner, Hiob segnend, wie er noch nie gesegnet war: ein Reichtum, ein Glück wuchs ihm zu, das selbst die guten Zeiten seines Lebens in Schatten stellte: er erreichte, umschwebt vom Segen der Kinder und Kindeskinder, ein hohes Alter und starb alt und lebenssatt.

Dieses Volksbuch ist eingegeben von der Frömmigkeit, die das Gesetz zum Ausdruck bringt: von der Überzeugung, daß Jahwe den von den Schlägen des Schicksals getroffenen Menschen aus der Not herauszieht, wenn er nicht murrt und die göttlichen Gebote auch weiterhin hält. Irdisches Glück, Äcker, Weiden, Herden bilden den Lohn für seine Treue.

Gegen diese Auffassung, die, wie das tragische Ringen, die furchtbaren Schmerzensschreie Jeremias zeigen, durchaus nicht von den Propheten schlechthin vertreten wird, gegen diese Auffassung bäumt sich der Hiob des Dichters auf. Ihr zufolge wäre Jahwe ein gütiger Gott, der zwar einmal grollen und Stürme senden kann, die sich aber bald wieder verziehen. Der Dichter aber weiß es anders. Er hat tief ins Leben geblickt, er selbst mag dessen Schrecken bis zur Neige ausgekostet haben. So entdeckt er denn nichts von dem Walten einer höheren Lebensmacht, die das menschliche Getriebe als Vernunft durchleuchtet. Abgrund reiht sich an Abgrund, in bodenlose Tiefen versinkt der Blick, daß ein Taumel den von Schreckensmächten umwirbelten Menschen erfaßt.

Der Hiob des Dichters ist wie alle Juden dieser Zeit noch durchaus von dem Verlangen beherrscht, das Leben in vollen Zügen zu genießen. Auch er hat einmal eine Zeit des Glückes erlebt, und mit Wohlgefallen

gedenkt er der herrlichen Tage: wo er hoch geehrt war, unter den Vornehmen wie ein König gebot, Graubärte sich vor ihm beugten. Damals war sein Leben von Saitenspiel durchtönt, aber nun vernimmt er nichts als der Schakale Schreien: zusammengebrochen ist das Gebäude seines Glückes, in Trümmern windet er sich, wund und zerschlagen. Alles, was dem Leben einen Wert verleiht, ist ihm geraubt worden: niedergeworfen haben ihn unholde Mächte.

Der Verfasser des Buches Hiob mag selbst, wie wir sagten, schweres Leid erlebt haben, das ihm den Schleier von den Augen riß und ihm eine unheimliche Schärfe des Blickes verlieh: jedenfalls aber war er aufs tiefste empfänglich für das Leid, das in das Leben eingesenkt ist, für das Meer von Elend, in das die Menschen verschlagen. Nie mehr, weder vor noch nach ihm, hat ein großer Geist so die Abgründe der jüdischen Seele aufgedeckt, das wogende Chaos von Bitternissen und Schmerzen belichtet wie dieser Dichter: was auf Jeremia einmal in finsteren Stunden unheimlich eindrang, als blicke er in die Hölle, das hält uns dieser Geist in einem Nachtgemälde vor Augen, wie ein solches vielleicht überhaupt nie mehr entworfen worden ist.

Freilich, er versinkt nicht in diesem von Schrecken durchrasten Wirbel, er ist ja ein großer Dichter, der es versteht, sich auch noch inmitten des Grauens zu behaupten, indem er das Schreckensvolle in düsterer Erhabenheit aufglühen läßt. Er leitet den Strom des Unheils gleichsam in die Gefilde der Poesie, und so ist ihm das Leben doch unendlich mehr als allein ein finsterer Ort der Trübsal.

Aber welche Leiden hämmern auf Hiob ein, und wie weiß der Dichter die Leiden der Welt aufzudecken! Welche mitfühlende Seele muß er haben, wo er das Elend auch in seinen geheimsten Verstecken aufzuspüren vermag! Man hat den Eindruck, daß ein Mensch voll tiefster Ursprünglichkeit redet, der nicht allein äußere Pein zu erdulden hatte, sondern auch schwer leidet im Gefühl, einsam in einer Welt zu stehen, die ihn, der ein Liebender ist, mißachtet.

Schwerer ist Hiobs Unglück als der Sand des Meeres, als ewige Fron erscheint ihm das Erdenleben, verlassen steht er da: seine Brüder, seine Freunde, seine Bekannten haben sich von ihm abgewandt: die Öde umhaucht ihn mit schauerlichem Odem, eine Öde, erfüllt vom Geschrei der Raubtiere. Nach Liebe lechzt er: Verachtung schleudert man ihm entgegen.

Und wohin er blickt: nirgends findet er eine Stätte, die sein nach milder Sonne lechzendes Auge erquicken könnte. Nicht allein sein eigenes Leben, das Leben schlechthin erscheint als ewige Wirrung, als ein sinnloses Wogen von Kräften, die einem dämonischen Abgrund entstammen. Frevler sitzen auf dem Thron; die Bösen, die Gewalttätigen reißen die Macht an sich: blind sind die Führer des Volkes, nicht mit Weisheit gekrönt. Schande bringt der Edlen Leben ein, Qualen und Verzweiflung sind ihr Lohn. Ein reißender Strom ist das Leben, der die Gerechten verschlingt; nichts bleibt bestehen, alles geht dem Verfall entgegen: altadelige Geschlechter stürzen zusammen, vom Wurmfraß der Zeit unterhöhlt. Keine Vernunft herrscht in dem wilden Getriebe: ein launischer Geist wirft die Würfel:

„Der eine stirbt im Wohlsein selbst,
Ganz sorgenfrei, im tiefsten Frieden,
Gefüllt mit Milch sind seine Tröge
Und seiner Knochen Mark getränkt;
Und der da stirbt mit bitterer Seele
Und hat vom Glücke nichts gekostet:
Zusammen legen sie zum Staub sich,
Und Moder deckt sie beide zu."

Eine marternde, die Seele zerreißende Unruhe erfüllt Hiob. Kein Sternenglanz fällt tröstend und erquickend in sein Herz, es wogen, es branden in ihm die Fluten des Weltmeeres. Er, der einen Hochgesang anstimmen möchte auf die Würde und Majestät des Menschen, er sinkt in furchtbarem Schmerz zusammen, gedenkt er des Unheils, das ihn umschlingt: ein Nichts ist der Mensch, ein Schatten, der dahinhuscht, ein Wurm, der jeden Augenblick zertreten werden kann.

Vergällt ist Hiob das Leben: die Unruhe frißt förmlich an seiner Seele. „O, käme der Morgen," seufzt er, wenn er sich schlafen legt; „bräche die Dämmerung herein", wenn die Sonne erscheint. Und so schreit er denn seufzend, klagend, weinend seine Not heraus: „Hochrot ward mein Gesicht vom Weinen, und Dunkel liegt auf meinen Wimpern." Es packt ihn die Verzweiflung: er hat gerufen und geschrien zu dem Gott, den man feiert als den Retter in der Not, aber seine Hand regte sich nicht, ihn aus der Finsternis herauszuziehen. Und so verflucht er wie Jeremia, der andere große Dulder, den Tag, an dem er geboren wurde, sich fragend, warum er nicht vom Mutterleib wegstarb, wo sein Weg durch Nacht und Trübsal führt, die kein Frührot verscheucht.

Diese ergreifenden Laute der Not und Verzweiflung verraten uns, von welcher furchtbaren Weltangst die jüdische Seele geschüttelt werden kann. Wir waren bisher immer bemüht, zu zeigen, aus welch schauerlichen Tiefen die jubelnden und triumphierenden Weisen der einzelnen Kulturen herausbrechen: der Verfasser des Buches Hiob, dessen Geistesmacht in einer wahrhaft großartigen, bald klagenden und, wie wir sehen werden, bald auch grollenden und wieder jubelnden Sprache strömt, er zeigt uns in überwältigender Weise, aus welchen dämonischen Abgründen die großen Bauwerke der Kultur sich herausringen.

Dieser Dichter mag Zeiten erlebt haben, wo ihm der Tod zum freundlichen Genossen ward: zum Erlöser aus der bittersten Seelenqual. „Ja, hab' ich denn Kraft von Steinen, ist denn mein Fleisch so stark wie Erz? Zunicht ist mir worden eigene Hilfe, und jeder Halt ward mir entrissen." So sehnt sich denn Hiob nach Ruhe, und wie wollte er jubeln, wüßte er, daß endlich der rasende Wirbel seines Herzens sich glättete und die Unterwelt, wo ausruhen die Krafterschöpften, ihm ihre Tore öffnete!

Aber diese Zeiten der Müdigkeit werden überwunden. Mag Hiob, wenn ihn die Angst würgt, niedersinken, als habe ihn ein Speer getroffen: die Wunden vernarben wieder, und kühn kann er sich aufrecken, ein Kämpfer, der es wagt, den schwersten Kampf zu bestehen: den Kampf mit Jahwe, dem Gott, der in das Leben das Gift eines Fluches eingesenkt, daß ihm ein verwüstender Pesthauch entströmt. Er fordert Jahwe auf, ihm Rede zu stehen, jenen Jahwe, von dem die Priester sagen, daß er hold gesinnt sei den Gerechten und alles gut gemacht habe, und er ist sich bewußt, in diesem Kampf mit dem Höchsten wohlgerüstet zu erscheinen: gerüstet mit einem reinen Herzen, dem lautersten Sinn. Ihm, dem großen Dulder, darf es nicht als Überhebung ausgelegt werden, wenn er immer wieder beteuert: daß kein Frevel seine Hand beschmutzt, daß makellos sein Wandel war, daß er ein gütiger Vater war den Hilflosen, den Witwen und Waisen: daß das Ehrenkleid der Gerechtigkeit ihn schmückte. Nicht hat er sich ergötzt am Fall seiner Feinde, beachtet hat er alle heiligen Satzungen: möge Jahwe ihn prüfen: rein wie Gold werde er hervorgehen.

So ist er sich bewußt, gleichsam mit geweihten Händen zum Kampfe zu schreiten, und fürwahr, ein ungeheurer Kampf spielt sich im Buche Hiob ab, ein Kampf, wie er vielleicht in Juda noch nicht geführt worden. Ein Mensch bäumt sich auf gegen jenen gewaltigen Gott, von dem

es heißt, daß, wer leichtfertig seinen Namen ausspricht, zermalmt werden kann, und Hiob weiß es, daß er einer Riesengewalt gegenübersteht: jenem Jahwe, von dem er selbst sagt, daß er Berge verrückt und in seinem Zorn umkehrt, daß er die Erde aufschreckt, so daß ihre Säulen ins Wanken kommen. Doch dieser gleiche Gott ist es, der ihn, den Reinen, mit dem Hauche des Verderbens niedergestreckt, der es duldet, daß das Leben überhaupt aus den Fugen gegangen. Doch mag dieser Gott „mit seinen Zähnen auf ihn knirschen", mag sein Zorn Feuer speien: Hiob wagt es, ihm zu trotzen. Und so stürmt er mit gewaltiger Willenswucht auf diesen unheimlichen Dämon ein und hält ihm sein grausiges Wüten vor. Mögen die Leiden, die ihm auferlegt sind, auch wie Geier an seiner Seele fressen, noch ist Kraft in ihm: er will mit Jahwe rechten, will wissen, ob es mit der göttlichen Weisheit und Gerechtigkeit zu vereinbaren, daß er, der Schuldlose, in Ketten gelegt worden, daß finstere Nacht Tag sein soll.

Hier sehen wir wieder am Werk den jüdischen Machtwillen, in diesem Falle also den Machtwillen eines großen Einzelnen, der das Gewebe der heiligen Satzungen seiner Zeit, mag er auch den Ehrenwächtern des Glaubens als Frevler gelten, erbarmungslos zerreißt, und aus der Sprache, in der dieser Kampf tobt, hallen fürwahr eherne Klänge heraus. Wie zart abgetönt ist doch der Kampf der indischen Frommen mit dem Chaos der Welt, wie weichen sie dem Wirrsal aus, um sich in der Abgeschiedenheit der Wonne des stille gewordenen Herzens zu überlassen: wie brandet und stürmt aber hier in Juda der Machtwille! Kämpfer sind fast alle die großen Vertreter unserer Kultur, harte, triumphierend auflodernde Kämpfer, so zart sie auch wieder gestimmt sein können, wenn die Schlacht geschlagen, oder das Verlangen nach dem Abseits, der tröstenden, beschwichtigenden Ruhe sie erfaßt. Und so brennt denn Hiob förmlich darnach, sich in den Streit mit dem unheimlichen Gott zu mischen. „Heute ist Aufruhr meine Klage... O daß ich wüßte ihn zu finden, zu seinem Thron vorzudringen." Und als seine Freunde ihn zu trösten suchen, als sie anspielen auf mögliche Verfehlungen, und für die Unantastbarkeit der Gerechtigkeit Jahwes eintreten: da behandelt er sie so verächtlich wie die Propheten die Herrschenden und Priester behandeln. Als elende Schwätzer weist er sie von sich, die ihn nicht zu widerlegen vermögen, sondern zu all seinem Elend noch Beschimpfungen hinzufügen. Er bleibt dabei und schreit es Jahwe zu: daß ihm Gewalt angetan worden; daß dieses Leben nicht

einen Sieg der Gerechtigkeit darstellt, sondern einem Hohn auf die Gerechtigkeit gleichkommt. Mit dem Eisengriffel will er sein Wort in den Fels meißeln, daß es ewig währt: das trotzige Wort, daß Jahwe zornwütig ist, ein Unhold, der den Gerechten zu Fall bringt.

Stände es nicht geschrieben, so könnte der, welcher vertraut ist mit den Haupterscheinungen der jüdischen Kultur, mit Bestimmtheit behaupten, daß dies nicht Hiobs letztes Wort sein kann. Menschenwehe und Menschenleid ist an uns vorübergezogen, dazu ein tobender Kampf. Aber diesem Kampf fehlt noch die wahre Weihe. Mag ein hoher Mensch seinen Heldenmut erprobt, die Reinheit seiner Gesinnung bekräftigt haben; mag er trotzig und stolz auch vor der Gottheit sich aufgerichtet haben: er stünde einsam und verlassen da im Weltgetriebe, dessen vernunftloses Rasen er aufgedeckt, ein Gottloser wäre er, hineingebannt in eine eisige Wüste. Aber sahen wir nicht, wie Hiob jammert über seine Verlassenheit, wie er die Hände ausstreckt nach einem Rettungsanker, der ihm Halt geben soll im Gewoge des Lebens? In der Tat, umringt von den Schrecken des Daseins, lechzt Hiob nach Erlösung, und er findet sie, indem er sich, fromme Schauer in der Brust, beugt vor der geheimnisvollen Macht, die er trotzig zur Rechenschaft zu ziehen gewagt: vor Jahwe, der freilich ein anderer Gott ist als der Jahwe der Propheten und Priester.

In Form einer großartigen Vision schließt das Buch Hiob, indem Jahwe erscheint, um den Lästerer in seine Schranken zurückzuweisen. Und wie bezeichnend für das Seelenleben des Dichters ist es, daß Jahwe Hiob Botschaft bringt nicht etwa im Säuseln, das seine aufgewühlte Seele besänftigen könnte mit schmeichelnden, tröstenden Händen, sondern im Brausen des Sturmes! In dionysischer Herrlichkeit strahlt der gewaltige Gott vor Hiob auf, um kundzutun seine gewaltige Majestät: als Weltenschöpfer, als Herr der Natur spricht Gott aus dem Sturm, hinweisend auf die Wunder, die er vollbracht. Er ist es, der die Erde aufgebaut und die Morgensterne aufjauchzen läßt; der das Meer aufquellen läßt und eindämmt; der das Frührot mit seinem Zauberschein an den Himmel bannt, den Sternen die Bahn vorzeichnet; der im Donnerstrahl aufzückt und Schnee und Regen fallen läßt; der die Tiere schafft, die Blumen blühen läßt. Und einem solchen Gotte gegenüber wagt es ein sterblicher Mensch sich aufzurecken, als umwalle ihn die Hoheit eines Himmlischen? Wohlan, so wendet sich der von den brausenden Chören des Sturmes jubelnd umrauschte Gott an Hiob:

„Hast du einen Arm wie Gott
Und willst laut donnern gleich wie er?
Mit hoher Erhabenheit schmücke dich
Und kleide dich in Glanz und Größe!
Streu aus die Wallungen deines Zornes
Und alles Stolze erniedrige;
Gewahrst du Hochmut, knicke ihn
Und stürze die Frevler auf der Stelle!
Birg sie im Staube allesamt,
Ihr Gesicht schließ ein am verborgenen Ort:
So will auch ich dich anerkennen,
Daß deine Rechte dir Sieg verleiht."

Der Anblick der göttlichen Wundererscheinung zwingt Hiob nieder: er erkennt, daß seine Geisteskraft nicht ausreicht, das geheimnisvolle Walten Jahwes zu durchdringen. Ein schwacher Mensch ist er gegenüber der Allmacht des erhabenen Gottes: er hat gesprochen, vermessen gesprochen, nun aber sieht er, daß Schweigen nottut: „Die Hand leg ich auf meinen Mund." Tief beugt er sich vor der göttlichen Macht, staunend und verehrend, was Menschensinn nie zu ergründen vermag. Und so legen sich denn die tobenden Wellen seiner Seele: Erlösung findet er im Gefühl, daß das Leben von Geheimnissen durchschauert ist, in deren Tiefe nie der Mensch zu dringen vermag, daß er, wo sein Verstand ihn im Stiche läßt, ein Unerforschliches anbeten muß.

Man hat gemeint, daß das unheimliche Problem, das das Buch Hiob aufwirft, eine wahrhaft befriedigende Lösung nicht gefunden habe. Gewiß, vom Standpunkt der Propheten oder der Priester aus, ist die Antwort, die Jahwe Hiob erteilt, unbefriedigend. Denn dieser Gott der Propheten und des Gesetzes ist einfach entthront: wir meinen jener Völkergott, der die Geschichte nach einem weisen Plane lenkt, jener messianische himmlische König, der sein Volk, hält es seine Gebote, erhöht und segnet. Hiob ist in der Tat neben Amos und Jesus der größte religiöse Revolutionär, den Juda aufzuweisen hat: die heiligste Überlieferung des Volkes, nach welcher Jahwe das treu zu ihm haltende Volk mit Ehren überhäuft, ist dem Dichter Schall und Rauch. Ihm ist Jahwe nicht mehr der Schutzgeist der nationalen Lebensgemeinschaft, er erweist sich, umwirbelt von den Wogen des Lebens, außerstande, dem geschichtlichen Geschehen einen Sinn abzugewinnen: nicht mehr vermag er das geschichtliche Chaos so zu bemeistern, daß es, wie unter einem Leben erweckenden Hauch, Gestalt empfängt. Freilich, dieser

Dichter ist alles andere als ein Pessimist oder gar ein ausgetrockneter Rationalist: von frommen Gefühlen bewegt, blickt er hin auf die Natur, die er, gleich einzelnen Propheten, anstaunt als das Königreich eines weisen, wundertätigen Gottes.

Hätte die religiöse Auffassung unseres Dichters das Volk als ein Ganzes erfaßt, so hätte Judas Entwicklung eine völlig andere Gestalt angenommen: das messianische Ideal, das, wie noch zu zeigen sein wird, gewaltige nationale Kräfte auslöste, wäre in Rauch aufgegangen: erloschen wäre der nationale Machtwille des Volkes. Gewiß, tiefen Eindruck hat das leidenschaftliche Ringen Hiobs hinterlassen. Immer wieder hat man, zumal die Tore des erwarteten Glückreiches sich nicht öffnen wollten, empfunden, daß Hiobs düstere Betrachtungen nur zu sehr der Wirklichkeit entsprechen, und ein öder Rationalist, der Verfasser jenes Buches, das unter dem Titel „Prediger Salomos" allbekannt ist, hat nochmals die Finsternis, die Hiobs Entsetzen erregt, ausgebreitet: freilich in trockenem Bericht, der keine Spur eines Ringens mit den schauerlichen Mächten des Lebens verrät. Und wenn einzelne Kreise, so die Pharisäer, unter dem Eindruck niederzwingender Lebenserfahrungen, die immer wieder dem messianischen Ideal Hohn sprachen, sich dem Glauben hingaben, daß im Jenseits, also nach dem Tode, Jahwe die, die im Leben schlecht weggekommen, rechtfertigen und mit der Krone des Glückes bedecken werde: so hat namentlich auch das Buch Hiob mitgewirkt, diese Stimmung zu entbinden. Daß irgendwelche fremde Geheimlehren, etwa persischer Herkunft, Einfluß gewonnen haben mögen, bestreiten wir nicht: aber entscheidend ist, daß jüdische Kreise selbst von dem Verlangen ergriffen wurden, in die Herrlichkeit eines ewigen Lebens einzugehen, um der Erlösung, die ihnen hienieden versagt blieb, teilhaftig zu werden.

Bedenkt man nun, daß diese Erlösungssehnsucht in den beiden Jahrhunderten vor Christus wie ein glühender Seelenstrom immer wieder das eherne Gefüge der Zivilisation, des Gesetzes, durchbricht; läßt man zudem vor allem die Gestalt des Dichters des Buches Hiob auf sich wirken, so ergibt sich, welche starken Kulturmächte im Genius unseres Volkes auch noch in den Zeiten der Erstarrung lebendig waren. Und noch haben wir diese nicht von ferne alle aufgewiesen. Immer neue Stimmen begegnen uns, die geschwellt sind vom Hauche lodernder Herzen.

HABAKUK

MIT dem gewaltigen Macht- und Erlösungswillen des jüdischen Volkes hängt es zusammen, daß immer, wenn Eroberer mit Siegesschritten in die Welt hineinstürmen und eine Gärung die Völker ergreift, Propheten erstehen, um Jahwe als Messias zu feiern, und demgemäß auf das Volk einzuwirken, daß es sich würdig erweise, die göttliche Segnung zu empfangen. Jahrhunderte hindurch verstummten die Propheten: Juda lag Persien wehrlos zu Füßen. Da fuhr der Blitz in das Gebäude der persischen Herrlichkeit: Alexander brachte es zum Wanken: zusammenbrach seine Machtfülle und Selbständigkeit, und Juda wurde nun dem makedonischen Weltstaat einverleibt.

Es scheint, daß die Juden, zumal sie alles ruhig über sich ergehen ließen, wenig zu leiden hatten. Trotzdem mögen viele ergrimmt gewesen sein, zu sehen, wie die Gewalt erbarmungslos im Leben herrscht und die Schwachen niederwirft. Der Prophet Habakuk verleiht solchen Stimmungen Ausdruck, und auch er zeigt, wie sich die Seele immer wieder erhebt und die Eisdecke des Rationalismus durchbricht, und wenn es auch lange währte, bis wieder große, den alten Propheten ebenbürtige Gestalten sich zeigten: auch das Wirken der Kleineren war befruchtender Sonnenschein.

Habakuk wird tief erschüttert durch den Anblick der Gewalttaten der Eroberer, die wie ein Sturmwind dahinbrausen und die Kraft zu ihrem Gott gemacht. Und nicht allein die Leiden seines eigenen Volkes, sondern auch die anderer Völker, die der eherne Fuß der Gewaltmenschen zu Boden gedrückt, ergreifen ihn. Das Wehe, das sich seiner gequälten Brust entringt, ist durchzittert von Mitleid. Freilich, der erhabene Aufschwung eines Jesaja und Deuterojesaja bleibt ihm versagt. Wohl kann auch er sich die Beseitigung der die sittliche Weltordnung zersprengenden Wirrnis nicht anders vorstellen, als daß Jahwe in einem gewaltigen Gericht als ein schauerlich daherschreitender Kriegsheld die Völker im Zorne niedertritt, aber nur dämmernd taucht vor ihm das messianische Ideal im Sinne der Propheten auf. Doch dieser Mann ist frei von dem rohen, verwegenen Machtstreben derer, die Juda zum Herrn über die Völker gesetzt wissen möchten, und auch die Sprache seines Gedichtes zeigt, daß seine Seele noch von der ausdörrenden Wirkung des Rationalismus verschont geblieben.

GRIECHISCHE KULTUR IN JUDA

IN der Zeit des Rationalismus bietet Juda den Schauplatz dar eines seltsamen, zuerst überraschenden Vorganges: in vollen Strömen ergießt sich die griechische Kultur in das Herrschaftsgebiet Jahwes, wie gebannt steht man vor den Schätzen, die der Hellenismus ausbreitet und versucht, sich diese anzueignen. Wie aber, bedeutet denn eine solche Hinneigung zu einer ganz anders gearteten Kultur nicht eine völlige Preisgabe Jahwes, der doch eifersüchtig darüber wacht, daß sein Heiligtum nicht befleckt werde? Wird Juda denn nicht aller Überlieferung untreu, wenn es sich mit den Kleinodien einer fremden Kultur zu schmücken sucht? Ein Schauspiel sondergleichen erleben wir. Leidenschaftlich, wie von einer Zaubermacht angelockt, fühlt man sich hingezogen zu den Gütern der griechischen Kultur, aber nicht lange währt es, und es folgt der Gegenschlag: der nationale Machtwille bäumt sich auf, und in einem gewaltigen Aufstand werden die jüdischen Verehrer Apollos unschädlich gemacht. In einem von messianischen Wallungen durchrauschten Kriege zeigt Juda, daß es nicht gewillt ist, das Erbe der Väter aufzugeben.

Als nach dem Tode Alexanders der Streit um die Alleinherrschaft entbrannte, wurde Juda, ohne daß es tiefe Erschütterungen erlebte, dem ägyptischen Reiche einverleibt (301—198), um dann durch Antiochus der syrischen Hoheit unterstellt zu werden. In dieser Zeit vollzog sich die Ausbreitung der griechischen Kultur in Juda, und es waren selbstverständlich die herrschenden und gebildeten Kreise, die Sadducäer vor allem, die der neuen Geistesmacht huldigten. Machtvoll breitete sich der Hellenismus im Osten Griechenlands aus: griechische Städte blühten auf, wie Oasen der westlichen Kultur sich in die „barbarischen" Gebiete einschiebend: sie wurden Pflanzstätten einer neuen Bildung, und von ihnen ging ein Strom regen Lebens aus, der ganz Vorderasien überflutete.

Im Boden Palästinas schlug die neue Kultur sofort Wurzeln. Als ein Wall zwar sollte das Gesetz Esras die heimische Kultur schützen vor den zersetzenden Einflüssen der Fremde, aber dieser Wall war nicht stark genug, den Anstrom des Hellenismus aufzuhalten. Schon zur Zeit Alexanders haben sich in einzelnen Küsten- und Binnenstädten Griechen als Händler niedergelassen; Kolonisten wurden nach Palästina verpflanzt, wo sie als Vertreter des Herrenvolkes tiefen Einfluß auf die

unterworfene Bevölkerung gewannen. Rasch fand die griechische Sprache auch in jüdischen Kreisen Verbreitung, ja, die Gebildeten, der Priesteradel besonders, lebten sich derart in die griechische Kultur ein, daß Jahwe und seine Sprecher allen Glanz einbüßten. Nicht allein, daß griechische Sitten wie Wettspiele sich einbürgerten, auch die griechische Kunst, die Dichtung vor allem, dann die Philosophie, warben mit einer Macht, der man nicht zu widerstehen vermochte.

Da drängt sich uns denn die Frage auf, worin denn das Geheimnis dieser Anziehungskraft der griechischen Kultur bestand. Ein universalgeschichtliches Problem von hoher Bedeutung bietet sich uns dar, und unwillkürlich gedenken wir in diesem Zusammenhang der mächtigen Sehnsucht der abendländischen Seele nach dem Süden, nach jener apollinischen Verklärung des Lebens, durch welche die Griechen ihren ewig dauernden Ruhm erworben. Immer wieder bricht über die abendländische Seele ein oft schauerliches Chaos herein, daß sie seufzt und bebt und niedersinkt, ja, in Zeiten mittelalterlicher Lebensstimmung wähnt, von der Macht der Sünde und des Verderbens wie von würgenden Schlangen umschlungen zu sein. Und im Kampfe mit diesem Chaos stellt sie sich nicht allein unter den Schutz der Gottheit, daß diese sie geleite hin zu den Gefilden der Erlösung, sie schafft nicht allein ursprüngliche Werke der Kunst und der Philosophie, sondern sie pilgert auch hin zum kristallenen Brunnquell der griechischen Kultur, auf daß seine Wasser ihr Heilung bringen. Gewiß, die Vertreter der griechischen Kultur, die Philosophen, die Künstler aller Gattungen, die Propheten sind nicht, wie immer wieder behauptet wird, leidenschaftslose Menschen, wir werden es noch im einzelnen aufzuweisen haben, wie auch sie schwer mit dem Chaos gerungen haben, ja, wie eine Fülle von Problemen, die gerade die ungebändigte jüdische Seele aufwühlten, auch sie beschäftigten. Aber wenn auch heftig bewegtes Seelenleben in viele ihrer Offenbarungen einströmt, wenn die oft furchtbaren politischen und sozialen Kämpfe zeigen, welche überschäumenden Energien die griechische Seele birgt; wenn religiöse Erschütterungen nicht fehlen, förmlich gehäufte Klagen über das Schreckensvolle des Daseins immer wieder dem gepreßten Herzen sich entwinden: in welchen Harmonien vermag aber auch wieder der Genius der Griechen sein Glück auszuhauchen, das er den Gewalten des Lebens abgerungen, und wie erlösend müssen wirken auf den in der Gewitterschwüle der Leidenschaften stehenden Menschen die Lichtgestalten der Schönheit, die sonnige Majestät und Erhabenheit

der Götter, die zaubervolle Anmut der Statuen, die Weihgesänge der Dichter, die erhabenen Gedankengestalten der Philosophen*)! Wie atmen jene Menschen, die immer wieder von finsteren Gewalten betäubend umschlungen werden, erleichtert auf, treten sie in den Bereich dieser vom Glanz der Schönheit übergossenen Welt!

Wohlan, nicht allein die Abendländer, die unbändigen Deutschen besonders, haben es immer von neuem erlebt, wie der Druck von der Seele weicht und ein blauer Himmel sich ausspannt, wenn griechische Anmut und Weihe, im schmelzenden Laut der Schönheit vereint, ihr fiebriges Herz berührt: auch die Juden der Antike haben diese bannende Wirkung verspürt. Sie sind von rasenden Leidenschaften bewegt, diese Juden gleich den Abendländern, und wir werden es noch aufzuweisen haben, wie nahe verwandt Juda in seelischer Hinsicht mit den Völkern des Abendlandes, namentlich mit den Deutschen, ist.

Wir wissen es, wie oft schon der Glaube an Jahwes Allmacht und unberührbare Majestät wankte: schon in der Heldenzeit hat man fremden Göttern gehuldigt, und immer in Zeiten schweren Unglücks erblaßte bei vielen der Stern, den die Propheten und Priester rühmten als die Leuchte in der Nacht. Die Bewohner des Nordreiches sind in Babylon verschollen, und auch Juda war mehrmals daran, im Wirbel der Geschichte zu versinken. Gewiß, mit rasendem Groll stürzen sich die Propheten und Priester auf die Gottlosen, die Jahwe schänden, indem sie „heidnischen" Göttern opfern, aber alle Flüche vermochten es nicht zu verhindern, daß die Finsternis der Not Jahwes Glanzbild immer wieder verdeckte. Als Jeremia mit dem Rest, die der Kampf mit Babylon nicht verschlungen, nach Ägypten floh, da mußte er mitansehen, wie man Jahwe lästerte und sich vertrauensvoll der Himmelskönigin Istar zuwandte. Und wie muß Deuterojesaja trösten, um die Zagenden aufzurichten, und welche Zustände fand Esra vor, als er in Juda anlangte: abgewandt hatte man sich vom Jahwe des heiligen Gesetzes. Zur Zeit des Maleachi verspottete man förmlich die Weisheit der Propheten und Priester, müde geworden der ewigen Verheißungen und Enttäuschungen, vermochte man nicht mehr den Glauben an Jahwe als den Schutzherrn Judas aufzubringen. Und nun denke man noch an

*) Wir müssen uns hier mit diesen kurzen Darlegungen begnügen. In einem der folgenden Bände dieses Werkes wird die griechische Kultur in der ganzen Fülle ihrer Offenbarungen zu ergründen versucht als Ausstrahlung jenes Urphänomens, das unseren Weg durch die Weiten der Geschichte erleuchten soll.

Hiobs furchtbare Anklagen, die er vor dem Throne des Nationalgottes herausschreit als ein Verzweifelnder, der darnach lechzt, zu wissen, ob Jahwe der Gott des Heiles oder der Dämon des Unheils ist: und man sieht, wie den Hochzeiten, in denen der nationale Machtwille prachtvoll auflodert, Zeiten der Müdigkeit gegenüberstehen, wo der Genius die Flügel senkt und fremde Kulturen ihre bannende Macht entfalten.

Eine solche mit Bitternis gemischte Stimmung hat, nachdem die Griechen Juda erobert, die herrschenden Kreise tief ergriffen: mochte auch die jüdische Kultur eine erhabene Dichtung haben, die die Seele, gibt sie sich ihr hin, hineinträgt in paradiesische Fluren: sie stand vor allem im Dienste der Verherrlichung einer erst kommenden Zeit. Diese triumphierend gepriesene Heilszeit, deren Anbruch man so oft erwartet, blieb aus. Der Gott, den die großen Dichter, die Propheten, als die erhabene, von unfaßbarer Majestät umwallte Gestalt in die Welt hineinschauten, dieser Gott zögerte, seine Macht an seinem Volke zu offenbaren. Die Kultur der Griechen dagegen, so muß man gefühlt haben, ist sie nicht der Glanz, mit dem sich ein Volk bedeckt, welches Sieg auf Sieg errungen, ein Herrenvolk, zu dessen Füßen wehrlos die Getreuen Jahwes liegen? Als welche Wohltat muß es empfunden worden sein, einmal heraustreten zu dürfen aus der von unheimlichen Kräften erfüllten Atmosphäre der Jahwereligion mit ihrem Flüche schleudernden Gott, der den Menschen, wahrt er nicht sorgfältig seine in einer Fülle von Äußerlichkeiten bestehenden Gebote, niederdonnert, mit diesem schauerlichen Gott, dessen Boten dämonische Schreckensmächte sind? Mußte es nicht sein — blickte man hin zu den Kulturgütern der Griechen — als ob sich vor den Augen eines von Stürmen umbrausten und dunklen Wolken eingehüllten Schiffbrüchigen plötzlich ein sonniges Gestade sich ausbreite, wo glückliche, von Schönheit umflossene Menschen zu feierlichen Festen versammelt sind? Mußte nicht die apollinische Weihe der griechischen Kultur die gespenstischen Schatten der Jahwereligion verscheuchen und die unruhig wogenden Seelen wie mit paradiesischem Hauche besänftigen?

So allein können wir es deuten, daß die herrschenden Kreise Judas das griechische Geistesleben wie eine erlösende Offenbarung aufgenommen, als eine Offenbarung, die ihnen ein Ähnliches bot, was gleichsam dunkel das Volk Jahwes selbst erstrebte: eine das Leben weihende Kultur. Die düsteren Klänge dieser Kultur wird man wohl überhört

haben, und gewiß ist keine Rede davon, daß man mit schöpferischer Kraft die gewonnenen Anregungen verarbeitet hätte.

MESSIANISCHE KÄMPFE UND REVOLUTIONEN

Zu Beginn des dritten Jahrhunderts war diese Entwicklung so weit gediehen, daß das Volk sich in zwei Lager spaltete: den Griechenfreunden stellten sich die national gesinnten Kreise, die Frommen, gegenüber. Wiederum stand Juda vor einer schwerwiegenden Entscheidung. Sollte das Volk, das war die Frage, die die Getreuen Jahwes bedrängte, verzichten auf seine hohe Bestimmung, also den Bund brechen, den es mit seinem Ruhm und Glück verheißenden Gott abgeschlossen? Sollte es lediglich ein Stein sein in dem großen Bauwerk der Völkerwelt, oder sollte es festhalten an dem Glauben, daß es erkoren ist, als ein Edelvolk zu gebieten, wie die Menschheit sonst keines aufzuweisen? Genug, es griff eine religiöse Freigeisterei um sich, die jener zu vergleichen, welche vor dem Exil, wo man fremden Göttern huldigte, den Groll der Propheten entfesselte.

Unter der Herrschaft des Antiochus IV. Epiphanes, eines leidenschaftlichen, gewalttätigen Menschen, spielten sich in Juda derartig unerhörte Dinge ab, daß die Vaterlandsfreunde, die bisher gewiß schon den zunehmenden Einfluß der griechischen Kultur als Beleidigung der Majestät ihres Gottes empfunden hatten, mit dem Schwert in der Hand eintraten für das Erbe Jahwes. Als Jason in Syrien zur Herrschaft gelangte, war in Juda Hohepriester Onias III., ein Mann, der durchaus abhold war der eindringenden griechischen Sitte. Ihm erstand in einem gewissen Jesus ein Nebenbuhler, der sich auf einen starken Anhang stützen konnte: er scheint völlig mit dem Glauben der Väter gebrochen gehabt zu haben, legte sich stolz den griechischen Namen Jason bei und ging darauf aus, den in den Bahnen des Alten verharrenden Hohepriester Onias mit Hilfe des Königs zu stürzen. Und wirklich gelang das geplante Werk: er stellte dem Syrier eine beträchtliche Summe in Aussicht, wenn er ihm das ersehnte Priesteramt übertragen, ihm gestatten wolle, eine Ringschule zu errichten und die Einwohner Jerusalems den Bürgern Antiochias rechtlich gleichstellen wolle. So wurde er denn zum Hohepriester erhoben, aber nun ergriff eine leidenschaftliche Empörung die Frommen. Denn nach dem Gesetz hatte der Hohepriester sein Amt lebenslänglich zu verwalten, und nun sollten

dieser Gesetzesverletzung gar noch weitere, unerhörte Freveltaten folgen. Denn sobald Jason zur Herrschaft gelangt war, konnten die Griechenfreunde unbehindert ihren Neigungen folgen: nicht allein, daß man sich in griechischer Weise kleidete, daß man Kampfspiele veranstaltete; es kam selbst vor, daß Priester ihren heiligen Dienst am Altar versäumten und zum Ringplatz eilten, ja, Jason, der „verruchte, gottlose Hohepriester", wie ihn das zweite Makkabäerbuch nennt, brachte es sogar über sich, bei Gelegenheit eines Festes in Tyrus dreihundert Silberdrachmen zu übersenden, die als Opfer für Herkules bestimmt waren.

Zum Aufruhr kam es, als Antiochus das Unerhörte wagte: nämlich mit Gewalt die jüdische Religion auszurotten.

Es waren vor allem die unteren, kleinbürgerlichen Schichten der Städte, welche die Heerscharen bildeten, die sich gegen die Schänder des Heiligtums Jahwes aufbäumten. Gewiß, ihr Groll galt einmal der sie ausbeutenden Priesterkaste: sie von der Höhe herunterzureißen, ihre Machtgier mit der Wurzel auszurotten, war zweifellos ein Ziel der Revolution. Aber durchglüht auch von religiösen Wallungen, zog man in den Kampf: für die Religion der Väter, den heiligen Glauben, wollte man streiten, für die Sitte der Heimat: das Gesetz. Messianische Hoffnungen im Sinne der Jahwebrüderschaften der Heldenzeit durchschauerten die Revolutionäre und stählten ihren Mut.

Im Ausgang des dritten Jahrhunderts brach das Unwetter los. Die Syrer suchten, des Rückhaltes der Griechenfreunde gewiß, der Jahwereligion einen tödlichen Schlag zu versetzen: im Gefühl, daß, so lange der unheimliche Judengott nicht entthront, nie die Gefahr des Abfalles weiche. Verboten wurde der Jahwedienst: nicht mehr sollte an heiliger Stätte geopfert werden, nicht mehr die Sabbatfeier ihren stillen, heiligen Glanz ausbreiten: nicht mehr sollte es erlaubt sein, in Festen dem göttlichen Herrn der Welt zu huldigen, Judas erhabenem Schutzgeist: aufgehen sollte das Volk im „heidnischen" Wesen. Als wäre Jahwe, der Gott, zu dem man sich, trotz allen Enttäuschungen, immer wieder hinflüchtete, ein unreines Wesen, eine Schandgestalt: man sollte sich von ihm lossagen. In heiligen Hainen und Tempeln sollte man sich vor fremden Göttern niederwerfen, das Heiligtum Jerusalems, über dem in den Augen des Frommen die Majestät Jahwes wie Siegesglanz schwebte, sollte entweiht werden.

Mit unerbittlicher Strenge wurde der unheimliche Befehl durchgeführt: dem Tode verfiel, wer es wagte, sich zu widersetzen. Ganz

Juda wurde unter strenge Aufsicht gestellt, in allen Teilen des Landes streiften Späher umher, die jeden, der nicht Gehorsam leistete, zur Anzeige brachten. Wer nach dem jüdischen Gesetz lebte, etwa den Sabbat heiligte, oder ein Kind beschneiden ließ, hatte sein Leben verwirkt. Der Tempel zu Jerusalem, der Stolz des Volkes, wurde in ein heidnisches Gotteshaus umgewandelt: den Ruhm des olympischen Zeus sollte er verherrlichen, und tatsächlich hat man diesem Gott Schweinefleisch, das bekanntlich den Juden als unrein galt, geopfert. Ja, die Juden mußten sich an einem zu Ehren des Dionys veranstalteten Feste beteiligen, nach „heidnischer" Weise im Schmucke des Efeus einherschreiten.

Nie hätte der König diesen Vorstoß hinein in das Herz des Volkes wagen können, wenn nicht die Herrschenden Judas dem Geist des Hellenismus verfallen gewesen wären. Ein Tempelpriester, der dem Gesetz Jahwes treu ergeben war, hätte sich lieber niederschlagen lassen, als daß er geduldet hätte, daß der Altar seines himmlischen Herrn für heidnische Opfer benützt worden wäre. Daß die Priester Jerusalems sich heldenmütig zur Wehr setzten: davon erfahren wir nichts.

Eine furchtbare Angst muß damals die Massen des Volkes durchschauert haben. Aber aus der Angst riß sich der Heldenmut los der Frommen, die bereit waren, lieber zu sterben, als sich zu beugen. Zum erstenmal in der jüdischen Geschichte scheiden sich vom Volke jene Scharen von Märtyrern ab, die willig auch die schwersten Leiden tragen für ihren Glauben.

Der Heldenmut der großen Propheten durchglühte jene Frommen, die entschlossen waren, dem Gesetz treu bis in den Tod zu sein: die Assidäer. Nicht mit der Kraft des Schwertes wollten sie Jahwe dienen, dulden vielmehr wollten sie, willig ertragen, was ihnen auch die Gewalt antun sollte, um damit Jahwe zu rechtfertigen, ihre Frömmigkeit zu erweisen. Und sie fehlten nicht, die Frommen, die triumphierend die ärgste Schmach auf sich nahmen, mag auch das zweite Makkabäerbuch in übertriebener Weise diese Heldenseelen feiern.

Doch die Rettung kam von anderer Seite. Der Gewalt stemmte sich die Gewalt entgegen, und das Unwahrscheinliche gelang. Mit dem Schwerte sind die Volksfreunde den übermütigen Feinden entgegengetreten, und zu ihnen gesellten sich bald auch die Assidäer, nachdem sie erkannt, daß nur durch blutigen Kampf der rasende Feind niedergezwungen werden könne. Die Seele des Aufstandes war ein Jeru-

salemer Priester namens Mattatias, ein hochsinniger, leidenschaftlicher Mann, dem es gelungen, ein Heer aufzustellen. Eine Schar von Assidäern, die das schaurige Ende vieler ihrer Freunde aufgereizt, schloß sich dem kühnen Priester an.

Das Rettungs- und Reinigungswerk begann. Niedergerissen wurden die „heidnischen" Altäre, und mit Gewalt vollzog man die Beschneidung der Kinder. Nicht ohne Blutvergießen nahm das Werk seinen Fortgang. Ein heiliger Zorn durchdrang die Streiter, der sich nicht allein gegen die Syrer wandte, sondern vor allem auch gegen die, die von Jahwe abgefallen waren. Wer gefaßt werden konnte, wurde zur Ehre Jahwes niedergemacht: nach Blut lechzte der Geist der Rache, maßlose Erbitterung über die Sünder, die das göttliche Gesetz von sich gestoßen, hat den Sinn der Kämpfer so verhärtet, daß sie keine Gnade walten ließen.

So tobte in Juda die Revolution: die unteren Klassen erhoben sich unter der Führung von Männern, die den höheren Ständen angehörten, einmal gegen den Adel, die Priesteraristokratie und die Reichen, die einflußreichen, größeren Grundbesitzer und Kaufleute, aber zugleich auch gegen die fremden Gewalthaber, die Judas Kultur zu vernichten gewillt waren.

Und nun erleben wir ein bannendes Schauspiel. Man kämpfte für das Gesetz, aber nicht, wenn wir so sagen dürfen, im Sinne des Geistes des Gesetzes. Der Geist der Heldenzeit, nicht des Rationalismus, erfüllte die Streiter, eine leidenschaftliche Erregung beherrschte sie: eine neue Zeit kam gleichsam herauf, deren Flammenhauch den Rationalismus wie Spinnweb verzehrte. Schon bei Mattatias hat der alte Heldengeist seine Schwingen geregt. Vor seiner Seele standen die glänzenden Gestalten der durch die Sagen verklärten Kriegshelden der Vorzeit, die er, als er fühlte, daß seine Tage zur Neige gingen, seinen Söhnen als anfeuernde Vorbilder empfahl. Der Taten der Väter sollen sie eingedenk sein, „damit sie großen Ruhm und unsterblichen Namen erlangen". Auf den Heldenkönig David wies er hin, „der wegen seiner Frömmigkeit einen immerwährenden Herrscherthron erhielt". Von jener Demut, die das Gesetz dem Frommen zur Pflicht macht, ist bei Mattatias nichts zu spüren. Ein Streiter war er im Dienste jenes Herrn der Heerscharen, der in der Heldenzeit die zum Kampfe stürmenden Krieger mit Mut beseelte: nach politischer Macht dürstete sein Sinn,

als höchstes Ziel scheint ihm vorgeschwebt zu haben eine Verdrängung der Feinde, auf daß Juda wieder sein eigener Herr sei.

Er ernannte seinen Sohn Judas, dessen Heldensinn er rühmte, zum Heerführer, und von Rache waren seine letzten Worte durchglüht. „Versammelt um euch alle," so wandte er sich an seine Söhne, „die das Gesetz erfüllen und nehmt Rache für euer Volk! Übt Vergeltung an den Heiden, und haltet fest an den Vorschriften des Gesetzes!" Hierauf segnete er sie und wurde zu seinen Vätern versammelt. Er starb im Jahre 146, und seine Söhne begruben ihn in der Gruft seiner Väter in Modein, und ganz Israel hielt seinetwegen Totenklage.

Man fühlt sich bei dieser Darstellung des ersten Makkabäerbuches in die alte, vorprophetische Zeit versetzt, und in der Tat: die Makkabäerkämpfe führten zu einer nationalen Erstarkung Judas, die erinnert an die glänzenden Zeiten eines David und Salomo.

Zu einem wahren Triumphe gestalteten sich die ersten kriegerischen Taten des Judas Makkabäus. Als sei einer der strahlenden Helden der alten Zeiten wieder erschienen, so verstand er es, seine Mannen zu entflammen: frohlockend folgten sie dem verwegenen Führer, der mit Löwenmut focht in der Schlacht. Der Ansturm der kleinen tapferen Schar zersprengte zweimal die Haufen der Syrer. Da rüstete der syrische König ein starkes Heer aus, um die Empörung für immer zu ersticken. Aber nicht wich Judas dem Kampfe aus. Auch er brachte eine große Armee auf, und das Wunder gelang. Mit seinen Getreuen bereitete er den „Heiden" eine vernichtende Niederlage (164), und als der Syrer noch stärkere Heeresmassen dem trotzigen Juden entgegenstellte, da war diesem wieder das Glück hold. Mit der schmetternden Wucht religiöser Begeisterung hat Judas mit seinen Getreuen die Feinde Jahwes erdrückt, daß sie, vorläufig wenigstens, an Widerstand nicht mehr denken konnten. Eines Priesters Sohn zog er aus, um den Glauben der Väter zu verteidigen: als Siegespreis fiel ihm eine fast königliche Machtfülle zu. Mit aller Macht hat er das griechische Wesen, das in Juda eingerissen war, zerstört: hat im Tempel die „heidnischen" Greuel beseitigt, hat einen neuen Altar errichtet und mit neuer Pracht das Gotteshaus ausgeschmückt. Und der kriegerische Geist, der ihm so große Erfolge eingebracht, ließ ihn nicht rasten. Er unternahm eine Fülle von Kriegszügen gegen die angrenzenden Völker, einmal um bedrängte Juden zu schützen, dann offensichtlich auch, um seinen Ruhm durch neue Taten zu mehren.

Doch auf die glänzenden Erfolge kam ein furchtbarer Rückschlag. In Juda selbst scheint die Revolution getobt zu haben: einer Andeutung des ersten Makkabäerbuches ist zu entnehmen, daß die Partei der Griechenfreunde immer noch nicht unschädlich gemacht war, daß diese vielmehr erbarmungslos verfolgt wurde. Von Metzeleien und Gütereinziehungen ist die Rede.

Die Griechenfreunde wandten sich in ihrer Not an den syrischen König und erflehten seine Hilfe gegen die wütenden Eiferer. Und die Hilfe blieb nicht aus. In einer großen Schlacht wurde Judas von den Heeresmassen der Syrer überrannt, so daß die Feinde in Jerusalem eindringen konnten. Wären die Syrer nicht gezwungen gewesen, die Verfolgung des jüdischen Heeres aufzugeben, so wäre wieder das Dunkel der Knechtschaft über Juda hereingebrochen. So aber konnte der siegreiche König seinen Erfolg nicht ausnützen, ja, das Unerwartete geschah: dem heldenmütigen Volke wurde gestattet, ungehindert nach der Weise seiner Väter seinem Gotte zu dienen. Juda lag wohl erneut in den Ketten der Fremdherrschaft, doch konnte es sich wieder um das Heiligtum scharen, in dem die Herrlichkeit seines Gottes thronte.

Es verstummte nun eine Zeitlang der Kampf gegen die auswärtigen Feinde, aber dafür regte sich der Zwist im Innern. Gewiß hatte Judas die Macht in den Händen, aber war nicht das eigentliche Haupt des jüdischen Staates immer noch der syrische König, und war nicht die Gefahr vorhanden, daß die sadduzäischen Griechenfreunde, sich stützend auf diesen mächtigen Bundesgenossen, nach einer Abschüttelung des Joches ihres Feindes, des Judas, strebten? In der Tat erreichten sie es, daß der syrische König einem gewissen Alkimus die Hohepriesterwürde verlieh. Dieser leitete seine Regierung damit ein, daß er sechzig Patrioten dem Tode überlieferte, wodurch er den Haß des sich immer noch stark fühlenden Judas nicht wenig geschürt haben muß. Ein wütender Parteikampf scheint losgebrochen zu sein. Der Hohepriester rief eine starke königliche Armee zu Hilfe, und wiederum war Juda der Schauplatz erbitterter Schlachten. Doch gelang es den Syrern mitnichten, den Nationalhelden Judas unschädlich zu machen. Einen überwältigenden Sieg vielmehr erfocht das jüdische Heer, und von neuem reifte bei den Frommen der Traum einer nationalen Wiedergeburt. Mit Hilfe der Römer, mit denen man ein Bündnis schloß, hoffte man den Sieg über die Syrer erringen zu können, und schon mag man gejubelt haben, als das Unheil hereinbrach. Noch bevor die Römer

eingreifen konnten, hatte ein starkes syrisches Heer die Scharen des Judas überrannt, dieser selbst fand den Tod.

Die Niederlage des jüdischen Heeres brachte die griechenfreundliche Partei wieder ans Ruder; doch nicht lange währte ihre Herrschaft. Wiederum rüsteten sich die Makkabäer zum Kampfe. Judas Bruder, Jonathan, übernahm nun die Rolle des Führers: im Jahre 158 sah sich die herrschende Partei erneut von den Empörern bedrängt und erflehte die Hilfe der Syrer. Vergebens suchten diese die Revolutionäre zu bändigen; so mächtig waren diese, daß das syrische Heer, das herbeigeeilt war, wieder abziehen mußte, ohne sein Ziel erreicht zu haben.

So konnte Jonathan den Entscheidungskampf mit der herrschenden Klasse wagen. Mit furchtbarer Strenge scheint er die Griechenfreunde verfolgt zu haben, und immer mehr scharte sich das den Adel hassende Volk um ihn, und so errang er entscheidende Erfolge. Ausnützend die Schwäche des durch Thronstreitigkeiten erschütterten syrischen Reiches, glückte es ihm, Jerusalem in seinen Besitz zu bringen, es fiel ihm die Hohepriesterwürde zu, für immer wurden die Griechenfreunde ihrer Herrschgewalt beraubt, und durch Gebietserweiterungen gelang es dem streitbaren Hohepriester, Judas Stellung zu festigen.

In Syrien sah man freilich mit Bangen auf die in Juda sich abspielenden Vorgänge, man erkannte, daß der Abfall nur eine Frage der Zeit sein mußte, wenn nicht dem Anschwellen der Macht des Makkabäers Einhalt geboten werde. So hat man Jonathan in eine Falle gelockt und grausam beseitigt.

Mitnichten aber vermochte man den Strom der nationalen Bewegung einzudämmen. Unter dem Hohepriester Simon, dem Bruder Jonathans, erlebte Juda wieder einen hohen Triumph: der syrische König Demetrius mußte unter dem Druck der Not seines Reiches Juda Steuerfreiheit gewähren, so daß die staatliche Unabhängigkeit erreicht war.

Rastlos hat Simon die Grundlagen seiner Herrschaft weiter ausgebaut. Wichtige Festungen kamen in seinen Besitz, vertrieben wurde die syrische Besatzung von Jerusalem, vor allem aber war er darauf bedacht, das Volk zu gewinnen. Das erste Makkabäerbuch rühmt seine Regierungszeit als eine Zeit des Glückes, wie sie Juda seit Jahrhunderten nicht erlebt hätte. Nicht nur, daß das Land stark war nach außen; daß es befreit war vom Joche der Fremdherrschaft: auch im Innern war alles wie verwandelt. Nicht mehr wagten es die „Gottlosen und Sünder", die Griechenfreunde, ihr Haupt zu erheben: es verstummte

der Streit der Parteien, unangetastet war die Majestät des Gesetzes. Der Elenden soll sich der König mit besonderem Eifer angenommen haben, in Stadt und Land verbreitete sich der Wohlstand.

„Er schaffte Frieden im Land,
Und Israel war hocherfreut.
Greise saßen auf den Straßen, unterredeten sich über das gemeine Wohl;
Und die Jünglinge kleideten sich mit dem Schmuck des Kriegsgewandes.
Ein jeder saß unter seinem Weinstock und Feigenbaum,
Ohne daß sie jemand aufschreckte."

Zur höchsten Ehre stieg Simon empor kraft des Willens des Volkes. Er wurde nicht allein zum Hohepriester gewählt, sondern auch Fürstenwürde senkte sich auf sein Haupt, und zwar sollte diese Würde erblich sein.

Damit war Juda wieder wie in der vorexilischen Zeit von einem König betreut, nur daß den Fürsten zugleich der Stirnreif des Priesters schmückte.

In der ersten Zeit der Herrschaft des Johann Hyrkanus (135—105) erlitt Juda einen schweren Schlag. Der syrische König Antiochus zwang das Land wieder in die Knechtschaft, ja, Juda mußte selbst Truppen für einen Krieg gegen die Parther stellen. Doch erlangte es bald seine Freiheit wieder, und in großzügiger Weise hat Hyrkanus diese ausgenützt, um die Säulen der Nation zu festigen. Sein Streben ging darauf hinaus, Juda durch Erweiterung seiner Grenzen so zu stärken, daß seine Macht dem beständig drohenden Ansturm der Syrer trotzen konnte, und Großes wurde in der Tat erreicht. Eine Reihe weiterer Gebiete im Osten, Süden und Norden wurden der mit neuer Kraft sich aufreckenden Nation angegliedert, ein Reich wurde geschaffen von ansehnlicher Größe.

Allerdings griff im Innern Judas wiederum eine soziale Gärung um sich. Dem Machtstreben des Hasmonäers stemmten sich die Pharisäer entgegen, die strenge Einhaltung der Vorschriften des Gesetzes mit wahrer Leidenschaft forderten. Aber sahen wir denn nicht, daß einst die Makkabäer zum Schwert gegriffen, gerade um die bedrohte Herrschaft des Gesetzes zu sichern? Gewiß, aber die kriegerischen Unternehmungen, die fortwährend Juda erschütterten, stimmten das nach Ruhe sich sehnende Volk mit der Zeit bedenklich, und namentlich die Machtfülle, über die die neuen Herrscher geboten, bewirkte eine Entfremdung zwischen weiten Kreisen und dem Fürstenhaus. Wohl

versichert uns das erste Makkabäerbuch, daß das Regiment des Hohepriesters Simon volksfreundlich gewesen sei, daß er namentlich heilig gehalten habe das Gesetz, dieses erhabene Vermächtnis der Gottheit, das Judas Stolz ausmachte. Aber diese Volksfreundlichkeit scheint immer mehr durch unbändige Machtgelüste verdrängt worden zu sein, und während der Herrschaft des Hohepriesters Hyrkanus kam es zu Zusammenstößen zwischen den Hasmonäern und dem Volke. In den Pharisäern erwuchs dem Hohepriester und seinem Anhang ein mächtiger Gegner, gestört wurde die politische und soziale Eintracht, zur Stätte ward Juda wieder heftiger Kämpfe.

Die Priesterkönige und die Sadduzäer, gegen die einst der Haß der Makkabäer aufloderte, fanden sich immer mehr zusammen: als eine ausbeutende Schicht bedrängten sie das Volk. So setzten sich die Pharisäer, diese hauptsächlich aus Kleinbürgern bestehende Gemeinschaft von Frommen, zur Wehr. Unter dem Hohepriester Alexander Jannäus (103—76) kam es zum Aufstand, an dessen Spitze die Pharisäer standen. Grausam wurde er unterdrückt. Unter der Regierung der Salome Alexandra (76—67) hatten dagegen die Pharisäer das Übergewicht, und mit leidenschaftlicher Erbitterung stürzten sie sich auf ihre Feinde, die Sadduzäer vor allem, um sie niederzuschlagen. Dem Schlag folgte der Gegenschlag, wütende Kämpfe erfüllten das Land, bis dann die Römer mit starker Hand dem blutigen Spiel ein Ende bereiteten.

DER GEIST DER MAKKABÄERZEIT IM SCHRIFTTUM

UNSERE Beleuchtung der Makkabäerkämpfe und der diesen folgenden Wirren hat ergeben, daß die Religion des Gesetzes die leidenschaftlichsten Wallungen zu entbinden vermochte: dann nämlich, wenn der Bestand des Gesetzes gefährdet war. Es glühte da der nationale Machtwille im lodernden Flammenschein des Fanatismus auf, und das jüdische Volk bewies, welche Heldenkräfte in ihm schlummerten. Religiöser Schauer voll, duldeten die Märtyrer willig den Tod, und im Schlachtengewoge erfuhr man wieder in den Tiefen der Seele wie einst in der Heldenzeit die Macht Jahwes, ja, die Wonnen dionysischer Verzückung. Wieder zog Jahwe als der Gott der Heerscharen siegestrunken vor seinen Streitern her, und im Feuer der Begeisterung sah man vor sich auffunkeln die messianische Herrlichkeit des über seine Feinde triumphierenden Volkes. In solchen Hochzeiten, wo gekämpft

wurde um Sein oder Nichtsein, da wurde gleichsam der Rationalismus überwunden, indem eine gewaltige Glaubenszuversicht die Seele hoch aufwallen ließ.

Im Buche Daniel findet diese Stimmung einen bannenden Ausdruck. Gewiß, die Gesetzesreligion mit ihren starren, die Seele einschnürenden Bestimmungen stellt auch für den Verfasser dieser etwa in die Mitte des zweiten Jahrhunderts fallenden Schrift den Inbegriff der Frömmigkeit dar: und insofern steht er tief unter den Propheten mit ihren hoheitsvollen Offenbarungen. Aber welche Glut der Glückserwartung, welcher Glaubensmut erfüllt doch auch diesen Mann, der zittert, bebt und grollt im Anblick der Schmach, die dem Volke, dem man seine Religion rauben will, angetan worden! Welche Kraft der Überzeugung war doch vonnöten, um in einer Zeit, wo ein Eroberer den Tempel greulich zerstörte und das Volk hilflos am Boden lag, den nahe bevorstehenden Zusammenbruch des Weltreiches zu prophezeien? die geschichtliche Entwicklung dahin auszudeuten, daß in Bälde das Chaos, das die ganze Vergangenheit deckt, weichen wird dem messianischen Reich, das bringt der Menschensohn, der, kommend mit den Wolken des Himmels, über die Völker der Erde gebieten und Juda auf ewig verherrlichen wird? Diese Schrift bedeutet wirklich einen aus der Tiefe der Seele kommenden Lobpreis der jüdischen Religion, der einzig wahren Religion, einen Lobpreis Jahwes, der seinen Getreuen wundermächtig beistehen und die Feinde zerschmettern wird. Und sie bedeutet ein Weiteres noch: einen flammenden Aufruf an die Gläubigen, auszuharren inmitten der Verfolgungen, denen sie ausgesetzt sind, Not und Schmach geduldig zu ertragen, ja, lieber den Tod zu leiden, als abzuweichen von dem Weg, der ihnen vorgezeichnet. Herrlich werden die verklärt werden, welche frohlockend im Dienste ihres göttlichen Herrn ihr Leben hingeben: eingehen werden sie in das ewige Leben, immerdar leuchten in der Glorie ihrer Edelkeit.

Der Verfasser des Danielbuches baut ganz auf die wunderbare Hilfe Jahwes; der Gedanke, daß Juda mit Waffengewalt sich selbst seiner Bedränger erwehren könnte, würde als eine Verhöhnung Jahwes erscheinen, des Gotthelden, der nur seinen Arm auszurecken braucht, um Weltreiche zu stürzen. Im Estherbuch dagegen, das wohl etwas später als das Buch Daniel entstanden, waltet nun der Geist einer schaurigen Rache, die nicht eher gesättigt ist, als bis die Feinde der Juden erbarmungslos abgewürgt sind.

Auch im Buche Judith rasen die Dämonen der Rache. Man glaubt manchmal in die Heldenzeit versetzt zu sein, wo es als höchster Ruhm galt, die Feinde des Volkes — und sei es selbst meuchlings — zur Ehre Jahwes niederzustoßen, daß sie in ihrem Blute verenden. In der Tat, mochte auch nach dem Gesetz der Jude ein armer Sünder sein, dem es ziemt, demütig, zerknirscht vor Jahwe zu erscheinen: in der Makkabäerzeit zeigte es sich, daß der arme Sünder sich aus seiner Niedrigkeit zu erheben vermochte, um, wie ehedem die Väter, vor Jahwe aufzustrahlen als ein stolzer Held.

Immer wieder kommt in der Literatur dieser kriegerische Geist zum Vorschein. Da haben wir die unter dem Namen Deuterosacharja bekannte Schrift, die nach den Makkabäerkriegen abgefaßt worden und verrät, wie die sieghaft verlaufenen Kämpfe die Frommen beschwingt haben. Gewiß, die Gegenwart erfüllt den Verfasser mit Entsetzen, indem die den Griechen sich zuneigende Partei noch am Ruder ist; aber es wird licht in seiner Seele, gedenkt er der Helden, die, von Jahwes Geist getrieben, den Feinden ein Halt gebieten. Als Gott der Heerscharen wird Jahwe wiederum gefeiert, der die Söhne Judas zum „Heldenschwert" macht, das unersättlich wütet im Blute der Feinde. Doch dieser Jahwe legt, sobald die Feinde unschädlich gemacht, das Schwert zur Seite, um als Gott des Friedens Juda zu leuchten. In Jubel bricht der Dichter aus, gedenkend des bevorstehenden Tages, wo der Friedensfürst, der Messias, durch die Tore zieht, von dem begeisterten Volke begrüßt.

„Laut juble, Tochter Zion,
Aufjauchze, Jerusalem:
Sieh da, dein König kommt dir!

Gerecht und sieghaft ist er,
Demütig, auf dem Esel,
Dem Füllen der Eselin reitend.

Er tilgt aus Ephraim den Wagen,
Das Roß aus Jerusalem,
Getilgt wird der Wagen des Krieges.

Er gebietet den Völkern Frieden
Und herrscht vom Meer zum Meere,
Vom Euphrat zum Ende der Erde."

In immer neuen Weisen wird die herrliche, die goldene Zeit der Fülle besungen. Da bildet für den Verfasser des Gedichtes Jesaja 33 gerade der herrschende traurige Zustand — die Syrer hatten einen

Juda begünstigenden, Religionsfreiheit gewährenden Vertrag gebrochen — ein Anzeichen dafür, daß nun bald der messianische König in seiner Majestät kommen werde, Juda mit den Gaben seiner Huld beglückend. Da ist die Schrift Tritosacharias erfüllt von der Sehnsucht nach dem Wunderland, das Jahwe seinem Volke bereiten wird, freilich fühlen wir uns wieder von den zum Teil bannenden Schilderungen abgestoßen durch das ungezügelte Rachegelüst, das sich dämonisch auf die Feinde Judas stürzt.

In allen diesen Schriften fiebert wieder etwas von der Glückserwartung der alten Propheten, aber auch von dem Hasse dieser gegen die Feinde Judas. Jedoch ist die dichterische Gestaltungskraft der Propheten nicht von ferne erreicht, und auch deren Weltanschauung hat man verwässert. Immerhin fehlen auch in der Makkabäerzeit, wo das Gesetz als erhabene Lebensmacht die Geister bannte, nicht Stimmen, die der Hauch jener innigen Frömmigkeit belebte, wie sie namentlich Jeremia eigen war.

Wenn in den bisher betrachteten Schriften, sieht man von Habakuk ab, die Völker der Welt im Dunkel der Verachtung und des Hasses versinken, so weht uns aus dem Büchlein Ruth der Geist der Menschlichkeit entgegen. Abgewiesen wird der fanatische Haß gegen die Heiden, wie er im Gesetz Esra verankert ist, und am Beispiel der Ruth wird gezeigt, wie auch Ausländer voll Edelsinn sein können und würdig erscheinen, in die Gemeinde Jahwes aufgenommen zu werden. Und wie wird erst im Buch Jona gegen den maßlosen Haß und Blutdurst der Eiferer angekämpft, die die Stunde nicht erwarten können, wo die Feinde Judas von Jahwes Zorngewalten getroffen werden. Hier hat Jahwe ganz die flammende Atmosphäre eines rachgierigen, rasenden Dämons abgeschüttelt: als ein gütiger Gott leuchtet er in zarter Glorie. Er ist nicht der Gott der Eiferer, der die Heiden ausgetilgt wissen möchte, als seien sie mit einem Fluch behaftet: in Liebe schlägt auch ihnen sein Herz entgegen.

Ist es uns nicht, als erwache wieder einer der alten Propheten zum Leben, lesen wir die der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts angehörende Apokalypse, die dem Buche Jesaja einverleibt ist (Jesaja 24—27)? Ein furchtbares Weltgericht wird angekündigt: ein Fluch wird die Kraft der Erde verzehren, hinwelken werden die Höchsten, weil sie Jahwe gelästert durch das Blut, das sie, berauscht von Machtgier, vergossen haben. Aus ihren Angeln wird die Erde gerissen werden, daß sie taumelt wie ein Trunkener, Sturz und Zerstörung wird

sie heimsuchen, ein Ende nehmen wird die grausige, mordbefleckte Herrlichkeit der Raubvölker.

Aber wenn Jahwe die Erde von dem Sündenunrat, der sie bedeckt, gereinigt, dann wird die Lichtfülle des versöhnten Gottes das oft verheißene Wunder vollbringen. Auf dem Zion schlägt er seinen Herrscherthron auf, und eine solche Pracht wird in die Weiten der Völker hineinfluten, daß der Mond und die strahlende Sonne verblassen. Und nun überläßt sich der Verfasser, den das Elend, das die Welt heimsucht, tief erschüttert, seinem Mitleid, und voll Menschenliebe verheißt er allen Völkern den Segen der Eintracht und des Glückes, das von der Höhe kommt. Jahwes Königsherrlichkeit weiß auch er sich wie die vorexilischen Propheten nicht schöner auszudenken, als daß der erhabene Held alle Menschen an sein Vaterherz zieht, ihre Tränen trocknet, sie erlöst von den Banden der Gewalt und der Sünde.

DIE PSALMEN

So sieht man, wie in dieser Zeit der Tränen und Siege keineswegs allein die rohen Kräfte der jüdischen Seele herausbrachen. Nicht allein daß diese auch geadelt wurden, indem es galt, das erhabenste Heiligtum, die Religion, zu retten; und nicht allein, daß religiöse Hochgefühle die in Kampfestrotz sich in das Schlachtgewoge stürzenden Helden dionysisch durchschauerten: auch die zarten Stimmen des jüdischen Herzens klingen an*), die Menschenliebe vor allem, die abwehrt die rohen Ausbrüche des Hasses und des nationalen Stolzes und erbarmend auch den Feinden zuströmt. Der hohe Gedanke meldet sich wieder, daß Jahwe, wie die großen Propheten gelehrt, aller Völker, aller Menschen hilfreicher König sei, und stellt sich dem zügellosen Machtgelüst entgegen.

Welchen Kreisen gehörten wohl diese Frommen an, in denen Jahwe lebendig war nicht als der flammende Gott der Heerscharen, sondern als milde Leuchte erbarmender Liebe? Nun, auch sie waren der Thora treu ergeben, und so ist es denkbar, daß sie sich zur Gemeinschaft der Pharisäer zählten, über die meist falsche Vorstellungen herrschen.

*) In diesem Zusammenhang wäre auch der Liebesleidenschaft zu gedenken, die das Hohelied atmet. Hier schlägt in einzelnen Gesängen die Liebe dem angebeteten Wesen mit einer Inbrunst entgegen, wie sie allein einem vollen Herzen entströmt.

Diese Pharisäer waren wohl die Hüter des Gesetzes, als der Priesteradel, überhaupt die oberen Schichten der griechischen Kultur sich zuwandten; und sie haben gewiß, und zwar vor allem als Schriftgelehrte, mächtig zur Ausbreitung des rationalistischen Geistes, den wir gekennzeichnet, beigetragen. Als die Frommen, die nach dem Buchstaben des Gesetzes Jahwe die Treue hielten, haben sie sich abgesondert von denen, die die Thora befleckt; sie haben größten Wert auf die rituellen Vorschriften gelegt, ja, haben sich, um die Besonderheit des jüdischen Wesens zu betonen, gleichsam tyrannisiert: haben jeden Schritt ihres Lebens bewußt gelenkt, jede Handlung sorgsam überdacht und bewacht, auf daß die göttlichen Gebote nicht verletzt werden. Die Heiligung des Lebens erstrebten sie, um vor dem Jahwe des Gesetzes bestehen zu können, und als Lehrer warben sie für ihr Ideal.

Aber man verwechsle den jüdischen Rationalismus nicht mit dem anderer Kulturen: etwa mit dem abendländischen Rationalismus unserer Zeit. Wenn dieser das religiöse Gefühl mit der Wurzel ausrottet: in Juda kann es immer noch die Seele durchschauern, so sehr diese in den Banden liegt des aller seelischen Ursprünglichkeit abholden Gesetzes. Mochte sich auch zwischen den Frommen und die Gottheit das Gestrüpp des Gesetzes schieben: Jahwe erwies sich immer wieder als eine gewaltige Lebensmacht, zudem durchschauerte der Dämonenglaube diese Pharisäer, ja, es scheint, daß in einzelnen ihrer Kreise mit der Zeit selbst mystische Gebräuche Eingang fanden. Wie dem auch sei: die Pharisäer waren ähnlich wie die französische Bourgeoisie des achtzehnten Jahrhunderts eine unterdrückte Schicht und konnten wie diese, die ebenfalls schon stark dem rationalistischen Geist verfallen war, auflodern in gefühlsmächtiger Wallung, namentlich wenn es zum Kampfe kam: heldenhaft, das Leben einsetzend, stritt man dann für Jahwe, in glühender Sehnsucht erwartend das Kommen des messianischen Reiches: die Erlösung von allen Nöten. In solchen Zeiten sprengten gewissermaßen überschäumend herausbrechende religiöse Kräfte den ganzen starren Mechanismus des Gesetzes, der sonst die Seele einzwängte. Aus dem bedächtigen, peinlich sein Leben nach den Weisungen des Gesetzes regelnden Frommen ward dann der von Triumphgefühlen durchrauschte Gottesstreiter, den der feurige Atem Jahwes wie ein Sturmwind über sich selbst hinaushob.

So bereitete sich mit der Zeit innerhalb der pharisäischen Bewegung selbst eine gegen den Rationalismus gerichtete Strömung vor, und ver-

ständlich ist es, daß, so gut als die nationale Leidenschaft und der Groll gegen die Feinde wie fortreißende Urkräfte die Kruste der Seele durchstießen, in den Kreisen der „Frommen“ auch die Macht der Liebe im Sinne des Buches Jona und Ruth einmal die Brust bewegen konnte. Vertiefte man sich doch in die Schriften der Propheten, und wenn man auch nicht die Kraft aufbrachte, das kostbare Erbe ganz der Seele einzuverleiben: immer wieder wuchsen einzelnen unter dem Anhauch des Geistes der Propheten gleichsam neue Zweige und Blüten an.

Die Psalmen, die durchwegs den letzten Jahrhunderten vor Christi angehören, bezeugen es, daß trotz des Druckes des Gesetzes Herzensstimmen sich regten: bald klagende, bald trotzige und jubelnde Stimmen, und wir gehen gewiß nicht fehl, wenn wir annehmen, daß gerade auch die in den Evangelien so geschmähten Pharisäer in diesen Liederkranz manche feine Blüte eingebunden haben.

Es ist ein weit verbreitetes Vorurteil, daß die Psalmen zu den höchsten Offenbarungen des jüdischen Geistes gehören. Demgegenüber muß betont werden, daß es sich in der Hauptsache um religiöse Gedichte einer vor allem rationalistischen Zeit handelt, und nur ganz wenige Psalmen sind würdig, den Kleinodien der Poesie der Propheten beigesellt zu werden. Schon daß bei den meisten der im Psalter vereinigten Gedichte das Gesetz Esras den Inbegriff der Frömmigkeit bildet, zeigt, daß die Seelen der Dichter nicht mehr in der frischen Luft einer aus seelischer Fülle herausstrahlenden Kultur atmen. Aber trotz alledem: wenig ist zu spüren von jener Verknöcherung, der die in Spitzfindigkeiten sich ergehenden Schriftgelehrten verfallen waren, der Baum des Gesetzes treibt Knospen und Blüten, die, auch wenn sie nicht den feinen Duft wie viele der Gedichte der Propheten ausströmen, immerhin auch uns noch ein Labsal darbieten. Religiöse Laute werden zuweilen vernehmbar, die aus dem Abgrund eines noch nicht vom Schutt des Gesetzes verwüsteten Innern dringen, es wird wieder etwas lebendig vom Geist der Propheten, der ringenden, frei vor ihrem Gott stehenden, noch nicht durch die Mauern von Satzungen von Jahwe getrennten Geisteshelden Israels.

Es waren die Frömmsten unter den Frommen, die in die Psalmen das Leid und Glück ihrer Seele gossen, und so sind denn die besten dieser Gedichte, die uns allein angehen, bemerkenswerte und oft ergreifende Denkmale einer seelischen Haltung, die nichts verrät von dem Frost, der sonst das Geistesleben anfraß. Fast alle Regungen der

jüdischen Seele, die im Verlaufe der Kultur sich äußerten, klingen irgendwie an, und so zeigt denn gerade auch der Psalter, daß neben der Frömmigkeit des Gesetzes die Frommen ihr eigenes Leben führten, so tief sie auch von dieser berührt waren.

Mögen viele Psalmen auch nichts als in Verse gepreßte Prosa darstellen, in der wenig von der Kraft einer ursprünglichen Seele atmet: in anderen Psalmen offenbart sich die jüdische Seele in der ganzen Stufenleiter ihrer bald düsteren, grollenden, bald strahlenden und jubilierenden oder auch zarten, von Gottessehnsucht durchhauchten Töne.

Da begegnen uns Psalmen, in denen der Geist der Rache greulich tobt: das Verlangen nach einer Demütigung der Feinde, die Israel bedrängen; das Gelüst des Unterdrückten, für den es eine Lustbarkeit ist, zu sehen, wie die Könige, die „Edlen", ihre Schande erleben in Ketten, die ihnen Jahwe um die Hände gelegt. Gerade der in der Makkabäerzeit erwachte Geist kriegerischen Heldentums findet in den Psalmen bannenden Ausdruck, der Geist einer Kraft, die nicht allein stark ist im Hoffen, sondern auch im Wagen. Und furchtbar wirkt das Bild des Gottesstreiters, der seinen Feinden das Schwert in die Seele bohrt, mit Blut kühlend den Feuerbrand seiner Rache.

Wie ist die ganze Gegensätzlichkeit, das Unharmonische, Zerrissene der jüdischen Seele in die Psalmen eingeschrieben: die Sündenangst des Sklaven sowohl, das gedrückte Wesen des Unfreien, der, einem unheimlichen Bann ausgesetzt, kaum wagt, das Auge zu erheben, als auch der Jubel dessen, der sich in der Sonnenherrlichkeit seines Gottes geborgen fühlt und überströmt in Preis und Dank. Und da strahlt er schauerlich erhaben auf, der furchtbare Gott, der auf dem ewigen Berge thront, der Kriegsheld, der die Recken zu Staub zermalmt und im Gericht die Tyrannen in die Tiefe wirft. Gefeiert wird er als die feste Burg, die nicht wankt, mag auch die Welt sich umkehren, das Weltmeer brüllen: Jahwe donnert darein und bewahrt Juda vor dem Verderben.

In immer neuen Wendungen wird Jahwe, der Volksgott, gepriesen, der Gott des Gerichtes, der Erlöser Israels, der im Himmel Thronende, vom Zion aus über die Völker Gebietende, der Prangende, neben dem alle Menschenherrlichkeit erbleicht wie die Sterne am Morgen. Die Pracht, die Deuterojesaja und Hiob auf Jahwe gehäuft, glüht immerhin noch in einzelnen Psalmen auf, wenn auch nicht mehr in der ursprünglichen Leuchtkraft. Und gerade der Lobpreis Jahwes als Herr der Natur

zeigt, wie wenig diesen Frommen der enge Geist Esras genügt. In mehreren, Jahwe als Herrn der Natur besingenden Psalmen atmet eine künstlerische Kraft, erhebt sich die Seele zu solchem Schwung, daß wir an die Propheten erinnert werden.

Aus den Psalmen können wir ersehen, wie die Frommen gejubelt haben, als sie, oft aus weiter Ferne kommend, den heiligen Berg vor sich aufragen sahen. Da weitete sich aus das so oft gepreßte Herz, goldenes Himmelslicht fiel in die verdüsterte Seele.

„Froh war ich, da sie sagten:
Zum Tempel gehen wir!
Jerusalem, mein Fuß stand
In deinen Toren.

Jerusalem, die Stadt, wo
Sich alle finden,
Wohin die Stämme pilgern,
Die Stämme Jahwes. —

Pflicht Israels ist's, dorten
Jahwes Lob zu singen;
Dort stehn die Herrscherthrone,
Die Throne Davids.

Wünscht Heil Jerusalem,
Glück seinen Hütten!
Glück haben deine Burgen,
Heil deine Mauern!

Der Brüder wegen will ich
Dich freundlich grüßen,
Des Jahwehauses wegen
Dein Bestes suchen."

Noch sind Psalmen erhalten, die die feierliche Stimmung festhalten, welche die Pilger erfüllte, als sie im Festeszuge eintraten in den Tempel:

„Hebet, Tore, eure Häupter,
Ja, erhebt euch, ewige Pforten,
Einziehn will der Ehrenkönig!
Wer ist denn der Ehrenkönig?
Jahwe ist's, der Held der Schlachten!
Hebet, Tore eure Häupter,
Ja, erhebt sie, ewige Pforten,
Einziehn will der Ehrenkönig!
Wer ist der, der Ehrenkönig?
Jahwe ist's, der Gott der Heere,
Der, der ist der Ehrenkönig!"

Jerusalem! das war in den schlimmsten Zeiten das Glanzbild, das die Hoffnung belebte der Mühseligen; Jerusalem, die Königstadt Jahwes, des Erlösergottes, der die Zerstreuten sammelt im Schein seiner Gnade und sie mit messianischen Gaben erfreut. Die Psalmen, die in der Hauptsache dem dritten und zweiten Jahrhundert angehören, sind voll von Sehnsuchtslauten der Harrenden, die sich rüsten, den König aller Könige festlich zu empfangen, und wenn auch der nationale Stolz oft in der Form eines unbändigen Machtstrebens sich äußert: zuweilen offenbart sich die Sehnsucht nach messianischer Herrlichkeit in den ergreifenden Weisen einer tiefen Innerlichkeit.

„Wenn Jahwe Zion herstellt,
Wie Träumende sind wir,
Dann füllt die Lippen Lachen,
Die Zunge Jubel.

Dann wird man sagen: Großes
Tat Jahwe diesen;
Dann tat uns Jahwe Großes,
Dann sind wir fröhlich!

O stell' uns, Jahwe, her,
Wie Südlands Bäche!
Laß, die mit Tränen säen,
Mit Freuden ernten!

Man geht und geht mit Weinen,
Den Samen werfend,
Kommt heim, kommt heim mit Jubel,
Die Garben tragend."

Es ist richtig: die Klänge, die in den Psalmen laut werden, sind Ergüsse einer Frömmigkeit, für die Jahwe der Schutzherr vor allem des Volkes ist. Aber abgesehen davon, daß zuweilen der einzelne mit seinen Anliegen, seiner leiderfüllten, sehnsüchtigen oder glückumhauchten Seele sich zu Jahwe hinwendet, schluchzend, flehend, oder jubelnd im Sonnenglast der Erlösung: das Schicksal des Volkes erweckt solche persönliche Töne, daß gerade der Psalter, mag auch allen Dichtern das Gesetz ein unantastbares Heiligtum sein, einen Beweis dafür bildet, wie noch in der Seele vieler Frommen Jahwe als ein Born vielfältigen Lebens sprudelte. Wie quillt doch der dreiundzwanzigste Psalm aus eines Herzens Tiefe, das voll ist vom Glück des Friedens in Gott:

„Jah ist mein Hirt,
Nicht darb' ich
Auf grünen Auen;

Zu frischem Wasser leitet
Er mich, erquickt mich.

Führt seines Namens wegen
Auf rechter Spur mich;
Geh ich im dunklen Tale,
Kein Unglück fürcht' ich.

Auch bang' ich nicht in Nächten,
Denn du bist bei mir;
Dein Stab und deine Stütze,
Die trösten mich.

Du rüstest mir den Tisch,
Du trotzt den Drängern;
Du salbst mein Haupt mit Öl,
Voll ist mein Becher.

Nur Glück und Huld begleiten
Mich durch das Leben;
Ich wohn' im Hause Jahwes
Auf lange Jahre."

Noch wird das Heil vor allem als ein Glück gedacht, dem nichts mangelt an äußeren Gütern; aber der sanfte Ton dieses und auch anderer Psalmen läßt erkennen, wie die Seele sich auch im wohligen Schatten lagert eines Friedens, der sie wie der Hauch eines göttlichen Wesens umfängt.

Es ist offensichtlich, daß namentlich Jeremias Gebete und Ergüsse den besten Dichtern der Psalmen das Herz erwärmt haben, und wenn auch keines ihrer religiösen Gedichte von der Gefühls- und Gestaltungskraft dieses gewaltigen Mannes erfüllt ist: etwas von seiner Innigkeit und Leidenschaft lebt immerhin in ihnen: weniger dort, wo aus der Seele Triumphgesänge herausbrechen, als dort, wo die Frommen in Leidenstiefen sich abquälen, die abgezehrten Hände hinstreckend zum Retter in der Not, und nun, wenn sie dessen Atmen verspüren, aufleben wie in der erquickenden Kühle an eines schwülen Tages Abend. Erschütternde Schreie des Gepeinigten, der hilflos seinen Feinden ausgesetzt, dringen an unser Ohr:

„Hör' auf mich, mein Gott, mein Gott!
Warum hast du mich verlassen?
Ferne bleibst du meiner Rettung,
Fern der Sach', um die ich schreie;
Klag ich Tags, du gibst nicht Antwort.
Klag ich Nachts, mir wird nicht Ruhe."

Aber wie Jeremia in seiner Pein immer wieder, mag auch einmal das Glanzbild Jahwes sich verdüstern, die Kraft aufbringt, auf des Ewigen Hilfe zu vertrauen, so drängen auch die Dichter der Psalmen leidenschaftlich, sehnsuchterfüllt hin zu ihrem Gott:

„Wie sich die Hindin sehnt
Nach Wasserbächen,
So sehnt sich meine Seele
Nach dir, o, Jahwe.
Es dürstet sie nach Jahwe,
Dem Gott des Lebens:
Wann komm' ich, um zu sehen
Das Antlitz Jahwes?
Zur Speise ward die Träne
Mir Tag und Nacht,
Da stets sie zu mir sagen:
Wo ist dein Gott?
Dran muß ich denken bei mir,
Die Seel' ausschütten,
Daß ich im Kreis der Edlen
Zu Jahwes Haus zog,
Bei Jubelklang und Lobpreis,
Beim Lärm des Reigens.
Was beugst du, meine Seele, dich,
Was stürmst du gegen mich?
Herr, Jahwe, denn ich preis' ihn noch,
Mein Heil und meinen Gott!"

Und bald dringt schon etwas wie Jubel aus den von Tränen geröteten Augen, der Jubel dessen, der weiß, daß der Retter nahe ist, mögen auch die Schauer der Verlassenheit das Mark durchwühlen.

„Auf blick' ich zu den Bergen:
Woher kommt Hilfe?
Von Jahwe kommt mir Hilfe,
Dem Weltenschöpfer.

Nicht läßt den Fuß dir wanken,
Nicht schläft dein Hüter!
Der Israel behütet,
Schläft, schlummert nimmer.

Jah hütet dich, Jah schirmet
Zu deiner Rechten;
Nicht schlägt dich Tags die Sonne
Und Nachts der Mond nicht.

Vor allem Übel hütet
Dein Leben Jahwe,
Jah hütet Aus- und Eingang
Dir jetzt und immer."

Wo solche Glaubensinbrunst waltet, da kann natürlich keine Rede davon sein, daß das Gesetz mit seinen tausend einschnürenden, die Gottheit vom Herzen abdrängenden Vorschriften wie ein Nichtzubetastendes Ehrfurcht erweckt. Gewiß, kaum wird ein Vorstoß gegen das Gesetz gewagt, und oft wird seine Hoheit gepriesen. Aber auch die Überzeugung der Propheten wird festgehalten, daß der Kultus, mag er auch Prunk auf Prunk häufen, Jahwe nicht rührt; daß allein ein reiner Sinn sein Wohlgefallen findet. So erfüllt den Frommen, tritt er ein in Jahwes heilige Stätte, eine Harmonie, in der das stürmische Meer der Welt zur Ruhe gegangen, ein Glück, das der Seelenfriede adelt.

„Nicht stolz ist, Jah, mein Herz,
Mein Aug' erhaben;
Nicht treib ich große Dinge,
Die mir zu hoch sind.

Fürwahr, geebnet ist mir,
Gestillt die Seele,
Entwöhnt, wie ein Entwöhnter
Von seiner Mutter!" —

Überblicken wir nun die hier festgehaltenen Regungen einer zuweilen tiefen Innerlichkeit, so ergibt sich, daß lange vor dem Auftreten Jesu heilige Wasser die Seele Judas befruchteten. Der Rationalismus besitzt wohl die Vorherrschaft, aber noch lebt und webt in den Frömmsten etwas vom Geiste der Propheten. Gewiß, keine gewaltige, hinreißende Gestalt löst sich aus der Masse dieser durchaus beseelten Menschen los, und auch dort, wo — wie bei Habakuk und anderen — prophetische Laute vernehmbar sind, handelt es sich schließlich um einen Nachhall der alten, nun von der Zivilisation zurückgedrängten Kultur. Aber eine Atmosphäre waltet nun, aus der die Flamme einer großen Persönlichkeit herausbrechen könnte, und diese Atmosphäre wird im Laufe der Zeit immer mehr gekräftigt. Eine mystische Bewegung greift namentlich im zweiten und ersten Jahrhundert vor Christus um sich, und gerade auch von hier aus hat das messianische Ideal eine entscheidende Umformung und Verfeinerung erhalten.

MYSTISCHE KULTE

DA ist es denn lehrreich, zu sehen, daß diese mystische Bewegung, die, universalgeschichtlich betrachtet, gewaltige Folgen hatte, nichts grundsätzlich Neues in der Entwicklung Israels darstellt. Konnten wir nicht zeigen, wie im Ausgang des Heldenzeitalters, als die Kultur die Weihe einer bannenden Lebensmacht verloren hatte und rohe Kräfte hemmungslos hervortraten, besonders die feiner geprägten Gestalten des Adels in mystischen Kulten, im Kulte vor allem der Baale, aber auch Istars und Tamusz', ja vielleicht auch Jahwes, das Heil suchten? daß hier die Erlösungssehnsucht in Form wohl auch des Jenseitsgedankens die Herzen ergriff und so ein Verhältnis zu den einzelnen Göttern sich anbahnte, das inniger gestaltet war als das zu dem alten, noch vor allem um die Angelegenheiten der Nation sich bekümmernden Volksgotte? Und ergab sich nicht, daß die Propheten, mochten sie auch diesen Kulten der Aristokratie feindselig gegenüberstehen, einer Atmosphäre entstammten, in die eben auch etwas von den Kräften der Frömmigkeit eingemischt war, die im geheimnisvollen Bezirk dieser Kulte Nahrung und Leben empfing?

Nun vollzieht sich ein Ähnliches. Mögen die in den beiden vorchristlichen Jahrhunderten sich ausbreitenden mystischen Kulte auch insofern eine neue Färbung besitzen, als hier nicht wie in der Heldenzeit die Götter noch als Schutzherrn eines auch im Glanze der Sonne reifenden Lebens gelten, als Götter des Hauses, des Hofes, der Felder meinen wir: auch diese religiöse Bewegung wird zu einem Jungbrunnen der von dämonischen Gewalten umwirbelten Seele, indem ihr Kräfte eingesenkt werden, die dem Menschen ein tiefes Glück einbringen: ein im Innern wurzelndes Glück, das Heil einer Gottesnähe, das einem Triumphe gleichkommt gegenüber dem sinnlosen Toben der Unvernunft, die das Leben beherrscht. Bis in ihre Tiefen wird die Seele durch diese mystischen Kulte aufgewühlt, und so ist es zu verstehen, daß auch die hier entströmende Frömmigkeit ein Gegengewicht bildet, hingesehen auf die starre Religion des Gesetzes, daß auch in ihrem Bereich Kräfte entbunden werden, deren Glut das eherne Gefüge des Rationalismus sprengt.

Nach dem nationalen Zusammenbruch wurde Juda mehr als bisher in den Wirbel der Völkerwelt hineingezogen. Der babylonischen, der persischen, der mazedonischen, der syrischen Herrschaft war das Volk unterworfen, und so konnte es nicht ausbleiben, daß die Kultur der

Herrschervölker in Juda Einfluß gewann, auch wenn die Priester bestrebt waren, das Volk durch einen ehernen Wall von den „Heiden" abzutrennen. Aber nicht allein die herrschende Klasse, die freigeistige Priesteraristokratie, die sich zeitweise machtvoll zur hellenistischen Kultur hingezogen fühlte, umging die Strenge des Gesetzes; auch andere Schichten, Gebildete sowohl wie mancher aus der Masse des Volkes, lauschten den neuen Stimmen aus der Fremde und gaben sich zuletzt ihren Lockungen hin, ohne sich freilich von der jüdischen Kirche loszulösen. Um eine Sektenbewegung handelt es sich, und zwar eine solche durchaus mystischer Art.

Es ist kaum mehr möglich, im einzelnen zu ergründen, welche mystischen Kulte der unter dem Joche des Gesetzes seufzenden jüdischen Seele neues Lebensblut zugeführt haben. Weisen wir wenigstens darauf hin, daß die in Juda gebietenden persischen Statthalter dem Mysteriengott Mythras huldigten, daß die ebenfalls dort gebietenden Griechen Dionysos, Demeter, Persephone feierten, daß in dem Juda nahe gelegenen Syrien Adonis kultische Verehrung empfing. Aber selbst wenn fremde Einflüsse nicht in Betracht kämen, auch dann wäre die Ausbreitung mystischer Sekten in Juda verständlich. Mag auch das Gesetz mystischen Kulten Todfeindschaft angesagt haben: es ist wahrscheinlich, daß die Mystik im geheimen immer fortlebte und gerade in Zeiten schwerer Not, wo es schien, daß Jahwes Macht nicht ausreicht, um das Verderben abzulenken, die erschütterten Geister in ihren Bann zog. Wir wissen es, wie man sich in Zeiten der Bedrängnis wieder gegen Jahwe auflehnte und bei mystischen Göttern Hilfe und Schutz suchte, daß namentlich auch die Baale den angstgequälten Herzen Trost gespendet.

In gesteigertem Maße geben die mystischen Kultgenossenschaften der späten Antike dem Menschen, was sie schon während der versinkenden Heldenzeit ihm verliehen: einen Stecken und Stab inmitten einer wankenden, aufgewirbelten Welt. In diesen Kultvereinen wehen zarte Lüfte, während draußen in der Welt Stürme toben und Unheil anrichten. Der Geist der Brüderlichkeit erfüllt sie, und alle Schichten des Volkes, Hoch und Nieder, der Arme und der Sklave selbst haben Zutritt. Hier herrscht Gleichheit, Gleichheit vor dem Gott, dem man sich geweiht, und auch die nationalen Schranken fallen unter dem Gebot eines milden religiösen Gefühles: ob Grieche, ob Römer, ob Perser, ob Jude: der Gott macht keinen Unterschied, er ist der Schutzgeist des Menschen schlechthin, der hohen Adel empfängt, wenn er sich seiner Führung anvertraut.

Man kann sich so vorstellen, wie diese Genossenschaften gerade jene anlocken mußten, die nicht die Kraft aufbrachten, sich in der vom Aufruhr beherrschten Welt durchzusetzen und der Tyrannei der Unvernunft die Härte eines ehernen Willens entgegenzustellen: die zarten, reizbaren, innerlichen Naturen, aber auch die sozial Schwachen, Besitzlosen, die wehrlos dem Druck der Machthaber ausgesetzt waren. So tritt uns denn ein religiöser Geist entgegen, den wir, wenn auch anders gefärbt, schon bei den Propheten walten sahen: der Geist eines religiösen Individualismus und Universalismus, um die groben Schlagworte zu gebrauchen. Freilich, diese persönliche, aus dem Heilsverlangen des einzelnen Menschen hervorwallende Frömmigkeit hebt sich, neben vielem anderem, insofern wieder scharf von der der Propheten ab, als es sich um die Frömmigkeit eben einer Reihe in Gemeinschaften vereinter Menschen handelt; sie entbehrt, hingesehen auf das selbstherrliche Wesen der Propheten, den alleinstehenden, mit Gott und Teufel Ringenden, der lodernden Flammenkraft höchstpersönlicher Erlebnisse. Doch ist sie ein anderes als ein Spiel der Oberfläche; sie greift in die Tiefe der Seele, läßt sie bald erbeben unter dem Druck unheimlicher Ängste, bald aufjauchzen in der Verzückung der Erlösung.

Es ist einmal etwas wie urzeitlicher Geist, der, aus verborgenen, bisher verschütteten Abgründen des Gemütes wieder hervorwallend, den Menschen, der in eine vom Fluch aufgehetzte Welt hineingestoßen, erfaßt und als Gefäß geheimnisvoller Kräfte erschauern läßt. Immer hielt das Volk am Dämonenglauben fest, nun aber geraten auch die oberen Schichten mächtig in den Bann dieser urzeitlichen Lebensmacht, die ihre Seele aus den Fugen reißen kann. Schauriges Dunkel umwölkt die Seele: die Angst einmal vor den Dämonen, deren verderbenschwangerer Hauch die Luft der Zeit verpestet, so daß man versucht, sie durch alle möglichen Zauberhandlungen zu überwinden. Der Tod namentlich steht als ein greulicher Dämon vor den Augen dieser erschütterten Menschen, die dem Leben gram sind und doch inbrünstig nach dem Leben verlangen: nach einem Leben freilich, das befreit ist vom Stachel der Unruhe, der Sorge, der Angst, des Leides. So schreit der Gequälte in seiner Finsternis flehentlich auf, daß der Retter nahe, ihn zu befreien von dem Fluche, der seine Seele martert.

Der Mensch dieser Zeit fühlt sich mithin krank. Gemartert durch das Chaos einer Welt, das ihn am freien Atmen behindert, wendet er sich nach innen; die Kräfte, die sich einst schöpferisch ausströmten in

allen Bezirken der Kultur, suchen ein neues Betätigungsfeld, und so wühlen sie denn die Seele auf, ihr tiefe Qualen bereitend, von denen sie dann wieder loszukommen sucht. Der schmerzende Druck dieses Aufruhrs erweckt das Gefühl, daß der Mensch in einen Sumpf geraten, der ihn verunreinigt, ja, über und über mit Schmutz bedeckt. Auch in der Urzeit schon kann dieses Gefühl dem Menschen wie giftige Nebel den Atem rauben, so daß er versucht, durch Zauberhandlungen wieder frische Luft in seine modrige Stätte zu leiten. Aber in dieser späten Zeit tritt noch ein anderes hinzu: die Befleckung der Seele wird auch als sittliche Unreinheit ausgelegt, und so dienen nicht allein Zauberhandlungen dazu, den peinigenden Dunst der Unreinheit von sich abzuschütteln, sondern auch das Streben, durch gute Taten sich den Adel eines neuen Menschentums zu verschaffen, ein Streben, das mitunter bis zum sittlichen Heroismus führt.

In diese Stimmung muß man sich einleben, will man verstehen, mit welcher Macht die Mysterienvereine gerade auch die großangelegten Menschen dieser Spätzeit anzogen. Nicht daß der Eintritt in die Mysterien ohne weiteres der Seele den Fluch ihres Sündenelends abgenommen hätte. Nein, auch hier war sie noch den Schauern der Angst und der Not ausgesetzt; aber, und dies ist entscheidend, die gespenstischen Wolken konnten sich verziehen, indem das Dunkel triumphierend durchbrochen wurde vom Lichte, das Erlösung bringt. Denn über diesen Sekten schwebte die Glorie eines Gottes, der die Kraft hat, die Menschen von dem Druck der Sünde, der Gebrechlichkeit und Unfertigkeit zu befreien und einzuführen in die Wonnestätte eines ewigen, von allen Erdenresten befreiten Lebens. Uralte Frömmigkeit gewinnt wieder Macht: der Glaube des Frommen, daß ein Gott, nachdem er in die grausigen Abgründe des Leides, der Unterwelt hineingebannt war, durch seinen Aufstieg zum Licht die Gewähr gibt, daß auch der Mensch, der sich ihm hingebende, befreit wird von den Banden des Todes. Freilich sind die Erlösungsgötter unserer Zeit nicht mehr wie in der Heldenzeit zugleich Fruchtbarkeitsgötter: nicht mehr das Heil der Natur, der sterbenden und wiederaufblühenden, ist ihnen angelegen, sondern lediglich das Heil vor allem der von den Mächten des Verderbens bedrängten Menschenseele.

In den mystischen Gemeinschaften nun will man durch kultische Verehrung die Segensmacht des Gottes auf sich lenken, und in das Schauerdunkel des Geheimnisses sind die Pfade gehüllt, die hinführen

zum göttlichen Erlöser. Hier waltet tiefe Frömmigkeit. Auf alle mögliche Weise sucht man Zugang zu gewinnen zum Herzen des Gottes, daß er die Gepeinigten hinleite zu den Quellen des ewigen Lichtes. Man versenkt sich trauernd, weinend in das Schicksal des Gottes, der so Schweres leiden mußte, um den verlassenen Menschen die Kette des Fluches abzunehmen, und man jubelt mit dem Gott, dem Auferstandenen, der die Dämonen der Unterwelt besiegt und strahlend mit dem Glanz der Sonne den Bann der Unfreiheit bricht. Mimisch wird zuweilen der Todes- und Siegesgang des Gottes dargestellt, und so erlebt man denn im Ablauf der heiligen Handlung die ganze Qual des Verstoßenen, aber auch das ganze Glück des Gefangenen, vor dessen Augen wie durch ein Wunder die Kerkermauern fallen, so daß ihn plötzlich der Frühling anlacht, den er mit seligem Entzücken genießt, als sei ihm nun ein ewiges, glückseliges Leben beschieden.

Eine Reihe von Zauberhandlungen dienen nun dazu, den nach Erlösung sich sehnenden Menschen in den heiligen Bezirk des Gottes zu leiten: mystische Mahle einmal, bei denen der Gott verspeist und so der Seele einverleibt wird; die Taufe dann als Feuer- und Wassertaufe, deren Zauberbedeutung darin besteht, daß die Unreinheit des Leibes und der Seele ausgetilgt, der Mensch aus der bösen sündhaften Welt herausgehoben und so gleichsam angetan wird mit dem Kleid der Unschuld, welches das Wohlgefallen des Gottes erregt. Vor allem aber erlebt man in der Ekstase das Glück der Vereinigung mit der Gottheit, indem hier im Strahlenschein oft herrlicher Visionen der Erlöser sich in der Seele des Frommen niederläßt, ihn durchrieselnd mit Wonnen, ihn befreiend von aller Erdenschwere, daß er wähnt, nun den Himmel in seine Seele gebannt, das ewige Leben errungen zu haben.

Im Dienste dieser Verzückung steht die Askese: das Bemühen, durch Fasten, einfachste Lebensführung, durch Abtötung der Begierden, dem Körper die irdische Schwere zu rauben, die Unreinheit abzuwischen, daß der Mensch, schon hienieden von himmlischem Lichte durchstrahlt, göttliche Weihe empfange.

So ist klar, daß die Frömmigkeit, die in diesen Kulten lebendig ist, die Seele gewaltigen Erschütterungen aussetzt, indem sie bald ächzt unter dem Ansturm der Dämonen, bald aufjubelt in Preis und Dank. Nun übersehe man nicht, wie gerade auch die Seele des frommen

Juden Zugang finden könnte zu dieser Frömmigkeit, ja, wie selbst die Gesetzesreligion Stimmungen entband, die auch dem Mystiker eigen.

Die Religion der Propheten sowie die des Gesetzes trägt die Abzeichen einer Zeit des Verfalles an sich, nämlich des Verfalles der Heldenzeit, und so ist sie auf dem gleichen geschichtlichen Boden erwachsen wie die mystischen Kulte. Das gleiche Problem gilt es jedesmal zu lösen: das Problem der Befreiung der Menschen aus den Banden des Fluches einer Welt, die abgefallen von Gott, dem Geist der Harmonie, und nun tobt und brodelt wie ein alles verzehrendes Feuer. Der Baals- und Tamuszkultus der früheren Jahrhunderte liegt gewissermaßen im Wettstreit mit der Frömmigkeit der Propheten, und wenn letztere, sei es auch nur in der verwässerten Form des Gesetzes, den Sieg davongetragen hat, so deshalb, weil hier die nationale Leidenschaft des Volkes hinreißenden Ausdruck gewann, während im Mittelpunkt der Kulte mehr der um sein eigenes Heil besorgte einzelne Mensch stand. Aber immer, und hier dürfen wir auch denken an die Kulte der Spätzeit, handelt es sich um die Besiegung der Gewalten der Finsternis, um die Erlösung der Menschen von der Tyrannei des Bösen, der Sünde. Und ein Gott ist es, ein Erlösergott, ein Messias, der die sündigen Kreaturen herauszieht aus dem Schlamme der Verworfenheit und hinleitet zu den Gefilden der Seligkeit: die gedacht sind entweder als lichtdurchhauchtes Jenseits oder als jenes messianische Reich der Gnade, in dem die Menschen entrückt sind dem Fluch der verderbten Welt und als freie Bürger einer vom Geist der Gottheit erfüllten Gemeinschaft im Scheine des Glückes wandeln. Welch gewaltige Rolle aber in der jüdischen Religion das Sündengefühl spielt, das den Mystiker, namentlich den der späteren Zeit, durchschauert wie eine unheimliche Krankheit, wissen wir. Und wenn der israeltische Messias durch wunderbare Geistesmacht die Menschen aus dem Abgrund der Sünde herauszieht: wie stark ist seine Gestalt dem Erlösergott der mystischen Kulte angenähert: er ist zwar nicht selbst Gott, aber göttliche Herrlichkeit umgibt auch ihn, den Abgesandten des himmlischen Königs; ja, in den Liedern vom Knechte Jahwes ist der Messias ganz mit den Zügen des leidenden Helden, des leidenden und durch seine Leiden Erlösung bringenden Gottes, ausgestattet. Der Gedanke des stellvertretenden Opfers ist festgehalten: die Schuld der Menschen büßt der leidende Knecht durch seine Leiden ab; gestorben ist er, aber auch wieder herausgerungen hat er sich aus der Nacht des Todes, und Heil erweckt

nun der Hauch seines Mundes: das Heil der Menschen, die er dadurch, daß er schwere Schmach geduldet, errettet aus der Finsternis der Sündennot. Sehnsucht nach dem Glück der Harmonie erfüllt den frommen Juden sowohl wie den Mystiker, und wenn Zauberhandlungen dazu dienen, den Körper von der Unreinheit, der auch sittlich gedachten Unreinheit zu befreien: nun, gerade in der Gesetzesreligion mit ihrer Unzahl von Reinigungsgebräuchen gewinnt die Zauberhandlung hohe Bedeutung. Wenn der Mystiker die Erlösung in einem himmlisch gedachten Jenseits erwartet, hat nicht auch in der jüdischen Spätzeit der Auferstehungsgedanke die Frommen, die sehen mußten, wie das messianische Reich immer noch auf sich warten ließ, getröstet? Und wenn die mystische Religion entströmt einem tief erregten Seelenleben: hat unsere Darstellung nicht erwiesen, daß auch die Gesetzesreligion fromme Schauer entbinden konnte, ebenso daß in dieser Spätzeit wieder Klänge der Religion der Propheten vernehmbar werden? Wenn zudem in den Kulten die Schranken nationaler Engherzigkeit keine Stätten haben; verrät das Buch Ruth, das Buch Jona und andere Dokumente nicht einen ähnlichen Geist?

Es ergibt sich so, wie sehr in Juda der Boden vorbereitet war für die Ausbreitung der mystischen Kulte, und sie wurde gefördert vor allem dadurch, daß die verhärtete Religion des Gesetzes mit schwerem Druck auf der Seele der Frommen lag, die ihrem Gott, unbehindert durch das Schlingwerk der Satzungen, frei ins Antlitz schauen wollten, ihm opfernd ihr inbrünstig nach Erlösung verlangendes Herz.

Wie aber, mußte denn der gläubige Jude nicht in den schwersten Gegensatz zu der Überlieferung seines Volkes geraten, wenn er einem Erlösergott sich hingab, der das Werk der Befreiung des Gläubigen durch seinen Tod und Sieg schon vollbracht? Ist es nicht heilige Überzeugung, daß der Messias erst erscheint in einer nahen Zukunft, die Gewalten der Finsternis erst niedergebrochen werden, wenn der Himmel sich öffnet und mit seiner Glorie die Menschen verklärt? Wir werden es noch näher auszuführen haben: Paulus hat es versucht, den Glauben des Mysten an die schon vollbrachte Rettertat seines Gottes in Einklang zu bringen mit der Messiaserwartung des jüdischen Volkes. Das messianische Reich, auf das auch sein Auge erwartungsvoll hingerichtet, stellt nichts anderes dar als das Jenseits der Mystiker, und wenn der Messias schon gekommen und durch seinen Tod und seine Auferstehung die himmlische Wundermacht, die den Frommen mit Unsterblichkeit

krönt, erwiesen: nun, er wird wiedererscheinen und mit den Auserwählten hinaufschweben zum lichtdurchglühten Land der ewigen Wonne.

Die mystische Sektenbewegung des späten Judentums, deren Wesen nun rasch ergründet werden soll, erweist ohne weiteres ihre nahe Verwandtschaft mit den übrigen orientalischen, aber auch den griechischen Kulten; freilich gelingt es auch hier wieder dem wurzelkräftigen jüdischen Geist, übernommenem Gut das Gepräge seiner Urwüchsigkeit aufzudrücken.

Die religiöse Genossenschaft der Essener ist völlig eingebettet in die schauererweckende Atmosphäre des Mysterienglaubens. Diese Frommen haben sich in die Einsamkeit geflüchtet, wo sie in der Art eines Mönchordens dahinleben, eng verbunden durch den gemeinsamen Glauben, der in Brudergefühlen aufwallt und selbst zum Kommunismus führt. Mächtig scheint sie der Gedanke der Sündhaftigkeit des Fleisches, der Unreinheit des Körpers erfaßt zu haben. Abscheu erweckt bei ihnen die Ehe; sie bedecken ihre Exkremente mit Erde, genießen lediglich einfache Speisen, lehnen den Fleischgenuß ab und nehmen die Nahrung still, gleichsam teilnahmslos zu sich, vermeidend jedes Gepränge.

Der Heiland, dem sie sich weihen, ist zweifellos Jahwe, und im Bilde der Sonne verehren sie ihn: der jährlich sinkenden und wieder steigenden und jubelndes Leben erweckenden Sonne, die ihnen freilich nicht mehr wie den Menschen der Heldenzeit als Spenderin der Fruchtbarkeit Ehrfurcht abnötigt. Als heilige Lichtquelle des Erlösergottes, dem man huldigt, wird sie angebetet, wenn sie am Morgen aus nächtigem Dunkel sich emporhebt, und sorgsam vermeidet man es, ihr göttliches Licht zu beflecken: indem man beim Baden und auch sonst die Geschlechtsteile verhüllt. Dem griechischen und persischen Kulturkreis mag entnommen sein die Auffassung, daß die Seele schicksalhaft aus dem Lichtkreis des Äthers in das modrige Bauwerk des Körpers gebannt worden, was einem Sturz in den Abgrund des Fluches, der Finsternis, gleichkommt: eine Annahme, die sich zwar unjüdisch genug ausnimmt, aber immerhin dem Juden insofern eingehen konnte, als ja nach der Auffassung der Propheten und des Gesetzes die Gegenwart eingesenkt ist in die schwarzen Wasser eines Fluches und so als ein Chaos der göttlichen Lebensmacht ferngerückt ist.

Der im Sonnenglanz erstrahlende göttliche Held bekundet zweifellos Ähnlichkeit mit den Baalen der Heldenzeit, aber auch mit dem ganz in das Bild der Baale eingegangenen Jahwe der Aristokratie jener

Epoche. Er ist Mysteriengott, wie es die kultischen Gebräuche, das heilige Mahl und die Wassertaufe beweisen. In Geheimschriften mag man wohl sein Wesen genauer beschrieben haben, und zur Not mag es einer nachfühlenden Betrachtung gelingen, dieses noch einigermaßen festzuhalten.

Als mystischer Gott besitzt er die Gestalt des Messias, der schon erschienen und durch sein Leiden und seinen Sieg über die Mächte der Finsternis die sich ihm hingebende Seele errettet aus den Banden dieses gebrechlichen, der Zerstörung ausgesetzten Lebens. Aber nun beachte man: diese Essener betrachten sich als einen Zweig am Baume des Judentums. Auch ihnen ist der Zion der Berg der Gnade, die Stätte des erlösungverheißenden Lichts. Sie weisen keineswegs die Religion des Gesetzes als ein Überflüssiges von sich, beugen sich vielmehr vor ihrer Hoheit, nur daß sie versuchen, sie in ihrem Sinne auszudeuten. Weihgeschenke senden sie nach Jerusalem, um ihre Ehrfurcht vor dem Tempel zu bezeugen, die Reinheitsvorschriften des Gesetzes werden sorgsam beachtet, heiliggehalten wird der Sabbat.

So wäre es seltsam, wenn nicht auch sie von messianischen Erwartungen erfüllt gewesen wären. In der Tat, es läßt sich bezeugen, daß sie, wie alle frommen Juden jener Zeit, ganz durchglüht waren vom Gefühl, daß der große Tag des Gerichtes mit seinen Schrecken für die Sünder, seinem Heil für die Gerechten bevorstehe. Der Geschichtsschreiber Josephus hat es überliefert, daß sie sich an den Kämpfen gegen Rom beteiligten, und bekannt ist es uns, daß der gewaltige Heroismus, der hier die Streiter durchschauerte, geweckt wurde durch den Glauben, daß die messianische Heilszeit als Siegespreis dieses heiligen Krieges winke.

In schon klar zu fassenden Umrissen tritt uns so das Grunderlebnis des Paulus entgegen, daß der Messias bereits erschienen und seinen Getreuen die Krone des ewigen Lebens verliehen; dann, daß er wiedererscheinen wird, um die Gerechten zu erhöhen, die Ungerechten zu richten.

Was uns aber hier vor allem angeht, das ist das aus dem Abgrund der Seele herauswallende Gefühlsleben dieser Frommen. Wohl hat man das Gesetz als heilige Satzung betrachtet, aber hat dies nicht auch Jesus und zuweilen auch Paulus getan? In Wirklichkeit bedeutet die Absonderung dieser Essener eine Flucht aus der Stickluft der Zivilisation, eine Flucht in die Einsamkeit, wo der Mensch sich selbst gehört und

den geheimnisvollen, wie aus der Tiefe der Ewigkeit hervorschwebenden Kräften seines Innern lauschen kann. Freilich darf man sich diese Mönche nicht als Schwächlinge vorstellen. Sie waren als Juden Männer, die die Arbeit, selbst die körperliche Arbeit hochhielten, ja die, wenn es sein mußte, selbst zum Schwerte griffen zur Ehre ihres Gottes. Viel vom Geiste der Propheten muß in diesen Männern lebendig gewesen sein: das Streben nach sittlicher Reinheit erfüllte sie, und sie haben alles aufgeboten, um das Ideal des Gerechten im Bilde ihres eigenen Wesens darzustellen: der kommunistische Geist, der den Orden durchweht, der Abscheu vor der Sklaverei beweisen es. Und ihrem Gott standen sie ähnlich nahe wie die Propheten, dem Gott, dessen Tod und Auferstehen sie miterlebt haben in den Schauern tiefer Trauer und erlösenden Jubels. Hier ist die Frömmigkeit der am höchsten zu wertenden Psalmen ein Bündnis eingegangen mit einer Mystik, die an und für sich schon hervorströmte aus einem tiefen Gemütsleben, und so bedeutet denn die Frömmigkeit der Essener eine völlige Überwindung des Rationalismus*).

Und sie waren nicht die einzigen Gestalten, deren Seelenleben mystisch durchglüht war. Wir wissen nicht gerade viel von den Therapeuten; aber die erhaltenen Nachrichten lassen doch darauf schließen, daß auch sie vom Geist der Mystik erfüllt waren. Es scheint in diesem Mönchsorden stärker als bei den Essenern der Geist der Beschaulichkeit gewaltet zu haben. Denn diese Frommen scheuen die körperliche Arbeit und wenden ihre Kraft vor allem dem Studium des Gesetzes und der Propheten zu, die man gemäß den eigenen seelischen Bedürfnissen ausdeutet. Auch Frauen werden in den Kreis dieser Stillen im Lande aufgenommen, die in armseligen Hütten leben und das Geräusch des Marktes fürchten als Höllenlärm einer vom Gift des Fluches fiebrisch erregten Welt.

Ihre Lebensführung bewegt sich ganz in der Bahn der Askese: die Ehelosigkeit wird zwar nicht erzwungen, aber steht hoch im Preise; die wirtschaftliche Tätigkeit mit ihrer Gefahr für das Heil der Seele gilt als Sünde; verpönt ist der Weingenuß; der Prunk der Welt erweckt Abscheu; ja, man hütet sich, unter Tags Speisen zu sich zu nehmen,

*) Damit, wie überhaupt durch diesen Abschnitt, wird die das ganze Werk Spenglers erfüllende Behauptung widerlegt, daß jede Kultur rettungslos der Zivilisation verfällt, aus der es keinen Ausweg mehr gibt. Auch Sombarts Ausführungen über den Geist des antiken Spätjudentums erweisen sich als unhaltbar.

um nicht das heilige Licht der Sonne, dieses göttliche Ebenbild der Reinheit, zu beflecken.

Nichts Näheres ist uns berichtet über den Mittlergott, den Heiland dieser Sekte. Aber daß ein solcher verehrt wurde, zeigt die Sitte des heiligen Mahles, das einmal im Jahre in weihevoller Stimmung eingenommen wird. Dieser Festtag ist nichts anderes als der Ostertag des Christen, der Siegestag der Seele, die, miterlebend das erschütternde und beseligende Schicksal ihres Heilandes, frohlockend in Psalmen, von der Gewißheit erfüllt ist, daß sie gerettet und als ein lichtgegürteter Held angehört dem himmlischen Reich. Betend, den Segen des Himmels mit inbrünstig ausgestreckten Händen herabflehend, stellen sich die Feiernden unter den Schutz der Gottheit; dann erhebt sich Gesang, und nachdem das Mahl verzehrt ist, wird wiederum gesungen: ein Siegesgesang angestimmt, ähnlich dem, den die Väter anstimmten, als sie, wie die Sage erzählt, unter Mose Führung gerettet das Ufer des roten Meeres erreicht hatten.

Diese kultische Feier war sicher nichts anderes als eine mystische Handlung, der alle mit tiefer Ergriffenheit folgten. Man wird wohl zuerst im Gesang des Loses des dem Tode geweihten Gottes, zugleich auch des Loses des vom Fluch der Sünde gebeugten Menschen gedacht haben, ausbrechend in Klage. Das Opfermahl aber bildete den Höhepunkt des Festes: den feierlichen Augenblick, wo die Zauberkraft der genossenen Speisen den Gott der Seele einverleibt, daß sie eins mit ihm wird und sich rühmen kann, die Gewißheit zu besitzen, den Tod überwunden, den Sieg über die Welt erstritten zu haben. Und in dieser gehobenen, verzückten Stimmung pries man im Chore den Heldengott, der auf seinen lichtgewobenen Schwingen die erdenmüde Seele hinaufträgt in das himmlische Paradies, wo die Erlösten im Wohllaut ewiger Wonne schwelgen. Das Siegeslied aber, wenn es wirklich, wie Philo*) behauptet, Verwandtschaft gezeigt haben soll mit dem Siegesgesang des zweiten Buches Mose, verrät, daß der Messiasglaube nicht allein im Sinne der Mysterienreligion, sondern auch des Gesetzes und der Propheten die frommen Gemüter beherrschte. Denn dieser Hymnus ist ganz erfüllt von Bildern, wie sie die Messiaserwartung seit Jahrhunderten erweckt hatte: vom Bild des Gerichtes mit seinen gräßlichen Vorgängen, von der Wundermacht Jahwes, des Erlösergottes, der seine

*) Über Philo Näheres im zweiten Band dieses Werkes.

Gegner mit der Flammenkraft seines Grimmes überfällt und vernichtet, sein Volk aber rettet aus furchtbarer Bedrängnis, für alle Zeit mit Ehren krönt. Sicher spielt auch hier der Messias ganz die Doppelrolle des Mysteriengottes und des jüdischen Gotthelden, auf dessen Kommen man bebenden Herzens wartet.

Neben diesen Sekten waren noch andere Kultgenossenschaften vorhanden, die sich uns freilich nur in ganz verschwommenen, kaum mehr wahrnehmbaren Umrissen darbieten. Wir hören von einer samarianischen Brüderschaft (Simonismus), einer solchen der Naassener, der Peraten, der Ebioniten, der Nassaräer; hier scheint der gleiche Geist wie bei den Essenern und den Therapeuten geherrscht zu haben. Gemeinsam ist allen diesen religiösen Genossenschaften, daß sie einen Heiland verehrt haben, der Christus hieß, und von den Nassaräern ist es überliefert, daß sie treu zur jüdischen Religion hielten, doch auch Schriften besessen hätten, die das Mysterium ihres Glaubens hüteten.

MESSIANISCHE HOFFNUNGEN WÄHREND DER HERRSCHAFT ROMS

Je mehr wir uns der Gestalt Jesu nähern, um so stärker rauschen die Quellen einer von mächtigen Gefühlen und Leidenschaften bewegten Frömmigkeit. Eine unerhörte Gärung griff um sich, und nicht allein die Gebildeten, die edleren Naturen, die sich namentlich in mystischen Bruderschaften zusammenfanden, waren ergriffen vom Wehen eines neuen Geistes: auch die Massen des Volkes waren in den Bann einer religiösen Schwärmerei geraten, von der wir uns kaum eine Vorstellung machen können. Die Fremdherrschaft der Römer, der Druck der Priesteraristokratie, der immer mehr sich ausbreitende Dämonenglaube, der die Seele in den Abgrund unheimlicher Ängste hineinzog: alles wirkte zusammen, um die erschütternde Vorstellung zu wecken, daß die Zeit reif geworden fürs Gericht: daß der Messias nahe, zu vernichten die feindlichen Gewalten des Lebens: die Machthaber, die Ungerechten überhaupt, die Dämonen, die den Menschen mit Krankheiten quälen und ihn dem Tod überliefern. Für diese Massen strahlte der Messias im Lichte eines gewaltigen Gotthelden auf, den die Pracht eines schwertgegürteten Siegesfürsten umrauscht. Und seine Herrschaft bedeutete für sie Erlösung der Geknechteten in dem Sinn, daß fürderhin auf einer verklärten Erde die Fülle wogt, die Hungrigen sich nach Herzenslust sättigen können; keine Krankheit, kein Krieg, keine Ungerechtigkeit mehr

die Seele verfinstert, und Juda aus dem Gewirr der Völker herausragt als die geweihte Nation, der alle Lande untertan. Als ein Sproß Davids galt der Heiland, wobei man es ruhig hinnahm, daß dieser Nachfahr des großen Königs zugleich in himmlischer Herrlichkeit als ein hoch über alles Menschenwesen hinausgerückter Held erscheinen sollte.

In schauerlichen Gemälden haben die Apokalypsen die Zeit des Gerichtes festgehalten, und selbstverständlich sind dann diese Bilder auch in die Massen gedrungen, so daß der fiebrischen Glut ihrer Erwartung immer neue Nahrung zugeführt wurde. Persische Vorstellungen wurden aufgegriffen, und leicht ließen sie sich in das jüdische Gedankenbild einfügen. Hier führte das Gefühl, daß die Menschen in eine Zeit des Fluches hineingestoßen worden, zu der großartigen Vision des Satans, der als grauenvolle Verkörperung des Bösen die Mächte des Guten zum Kampfe herausfordert. Und nicht allein der Mensch, sondern das ganze Dasein wird nach dieser Vorstellung hineingezogen in den Wirbel des gewaltigen Aufruhrs. Gerade in der Apokalyptik der Juden wird nun das Problem des Weltenschicksals, indem das Auge hineinschweift in kosmische Fernen, eingehend behandelt, nicht ohne daß ein wahres Hochgefühl sich regt. Denn das stand fest: abprallen wird der Ansturm des Fürsten der Finsternis an den Mauern Zions; schmählich wird er unterliegen, wenn der Menschensohn, der vom Reich des Lichtes herabsteigende göttliche Held, mit seiner himmlischen Majestät ihm entgegentritt. Dieser apokalyptische Messias streift immer mehr ab die Züge des nationalen Helden, den die Krone Davids schmückt. Zum Weltenrichter wird er, thronend in den Wolken des Himmels, von göttlichem Leuchten umflossen. Er stürzt die Sünder in das Feuermeer der Hölle, wo Heulen und Zähneknirschen herrscht, und nicht allein den Überlebenden, auch den Toten gilt sein Richtspruch. Aus dem Weltbrand aber, dem furchtbaren, Himmel und Erde erschütternden Aufruhr, der zuweilen packend geschildert wird, ringt sich unter dem Gebot des Messias das Zauberland der Freiheit, des Paradieses, los: die Freudenstätte der Gerechten. Der göttliche Richter bringt Erlösung in Form eines vom Fluch der Sünde gereinigten Aeons, der ewig dauern wird, oder den man sich als tausendjähriges Reich ausmalt, das, wenn seine Zeit abgelaufen, erneut versinken wird im Strudel des Aufruhrs, aus dem dann heraussteigt, prangend im Lichte nieversiegender Gnade, die erlöste, jubelerfüllte Welt.

Von der Glut einer solchen, aus aufgepeitschter Seele hervorwallenden Frömmigkeit — die, hingesehen auf die Inbrunst, mit der man lechzte nach der ewigen, Harmonie um sich breitenden Lebensmacht, wirklich Frömmigkeit war — von dieser Glut verspüren wir etwas, wenn wir uns in das vierte Buch Esra vertiefen, die packendste der apokalyptischen Schriften. Welche Sündenangst martert den glänzend begabten Verfasser dieses Buches; wie quält er sich ab über das Problem der Welt, die vom Wurmfraß der Sünde, des Bösen so zugerichtet, daß es besser wäre, nicht zu leben! Wie ringt er mit seinem Gott, der als Gott der Gerechtigkeit es zugelassen, daß der schwarze Strom eines solchen Unheils die Welt überflutet! Und mit welcher Anteilnahme schildert er das Wüten des Gerichtes, das den in den Angeln des Bösen ruhenden Aeon in den Abgrund stürzen soll; wie krampft sich das Herz zusammen im Anblick der Sünder, die ewige Pein erleiden! Aber wie triumphiert er dann auch wieder, gedenkend, daß die Gerechtigkeit, die nun einmal dieses die Bösen erwartende Schicksal erfordert, den Sieg davon tragen wird, die Gerechtigkeit, die, mit überschwenglichem Glanz aus dem Wolkendunkel herausbrechend, das Böse vertreiben und die Welt unter der Herrschaft des Christus segnen wird mit den Gaben der göttlichen Gnade! Auch diesem Juden ist das Gesetz ein unberührbares Heiligtum, aber der rationalistische Geist ist überwunden: es wogt und wallt in seiner Seele, in der die Ängste der Hölle und die Freuden des Himmels chaotisch eingemischt sind. Insofern nimmt sich seine Frömmigkeit viel unfertiger aus als die der mystischen Bruderschaften. Es fehlt der reine Glockenton der Freude, der alles übertönende Siegesjubel, der eben, wie namentlich auch das Beispiel des Paulus zeigt, den Mystiker immer wieder umschwebt in der Gewißheit, daß das Heil ihm bereits widerfahren. Denn die Frömmigkeit dieses gesetzestreuen Juden ist ganz drängende, in die Zukunft stürmende, von düsteren Gewalten aber immer wieder gehemmte Kraft. Nicht den goldenen Sonnenfrieden eines Herzens breitet sie aus, der beim Mystiker, mögen auch einmal Schatten die Stirne verdüstern, immer wieder Verklärung ausgießt und die Seele mit himmlischen Melodien erfüllt.

Etwas von dieser Unruhe, die das Herz bald einschnürt, bald aufjubeln läßt, durchdrang eben alle Frommen; und namentlich auch viele Pharisäer dieser späten Zeit, denen das Gesetz ein und alles war, müssen wir uns als solche stürmisch bewegte Menschen vorstellen,

die, gerade weil sie das Gesetz mit seiner Unzahl von Satzungen zu halten sich bemühten, sich wund rieben und mit fiebriger Seele zudrängten dem großen Tag, der Juda die Freiheit bringen sollte. Sie waren die Hüter der Gesetzesreligion und als solche die geistigen Führer des Volkes, und wenn zweifellos unter ihnen auch die ausgetrockneten Gestalten vorherrschten, die öden Schriftgelehrten, die, an Äußerlichkeiten hängend, nie die Wallung eines von den Quellen des Gefühls gespeisten Herzens verspürten: andere standen in einer von unheimlichen Kräften durchzogenen Atmosphäre: der Dämonenglaube ließ sie erbeben, astrologische Vorstellungen fanden Eingang, sie lebten ganz im Reiche des Wunders, und tief erschauerten sie, wenn sie gedachten der bevorstehenden Weltkatastrophe.

Diese Pharisäer waren als leidenschaftliche Nationalisten nicht ohne heroischen Schwung: mit einer wahren Verbissenheit verfolgte man alle, die es wagten, das Gesetz anzutasten, und glühende Rache schwor man den Römern, die Juda so schwer bedrückten. Mögen sie auch in erster Linie gebaut haben auf die Kraft des messianischen Siegesfürsten: sie wiesen durchaus nicht den Gedanken einer Erhebung ab und gaben sich, durch apokalyptische Vorstellungen beschwingt, der Hoffnung hin, daß in Bälde Juda aus dem furchtbaren Ringen siegreich hervorgehen werde als das Edelvolk, dem Nationen und Könige dienen.

Versetzt man sich in diese fiebrische Atmosphäre, so begreift man, wie sehr das noch ganz von urzeitlichen Wallungen beherrschte, zum Gefühlsüberschwang neigende Volk in Erregung geraten mußte. Eine gewaltige messianische Bewegung durchrauschte das jüdische Volk wie noch nie zuvor. Das Gefühl stellte sich ein, daß nun, wo die Eroberer, die Römer, Jahwe freventlich herausfordern, täglich, stündlich die Posaune des Gerichtes erschallen könne. Und gerade in den ausgebeuteten Massen schwelte es. In ihnen schlummerten Kräfte, die, brachen sie heraus, als ein wütender Brand rachgierig um sich greifen mußten. In Jerusalem zählten die Enterbten nach vielen Tausenden. Hier war eine große Masse von Bettlern, Sklaven, armseligen Hausierern, Lastträgern, Handwerkern zusammengedrängt, die, beständig Zuzug gewinnend aus den Kreisen der ausgepreßten Bauern und Hirten der Umgebung, unter dem unheimlichen Eindruck des apokalyptisch gedeuteten Zeitenschicksals brannten vor Begier, die Stunde der Abrechnung zu erleben. Aber sie waren nicht allein Harrende und Hoffende. Sie betrachteten sich als Gefolgsmannen ihres Gottes, des

racheschnaubenden Dämons, der die Unterdrücker in den untersten Grund der Hölle wirft und die Schwerter der beutegierigen Helden knickt wie schwaches Rohr. Die Kraft rauschte durch ihre Arme, gedachten sie des herrlichen Siegespreises, den der Messias für sie in Bereitschaft hielt, und so warteten sie bebenden Herzens auf das Zeichen zum Losschlagen.

Es sammelten sich aufrührerische Banden, für die die Wüste, wenn Gefahr im Anzug war, gleichsam eine uneinnehmbare Festung bildete, und diese Aufrührer durchflammte das Gefühl einer erhabenen Sendung. Als Vorboten betrachteten sie sich des kommenden Gerichtes, als die Heldenschar Jahwes, die dazu ausersehen, dem Himmel das Zeichen zu geben, daß sie bereit und gerüstet sind, sich frohlockend, wenn das Unwetter heranbraust, in den Aufruhr zu stürzen, um die Frevler niederzuschlagen.

Nun sehe man, wie die Flamme des Aufruhrs immer wieder herausbrach, und welche Mühe die Römer hatten, um das rachelodernde Volk niederzuhalten! Zeloten, Eiferer hießen sie, die kampfgierigen Proletarier, und sie müssen wohl unterschieden werden von den pharisäischen Eiferern, die sich zwar den Römern gegenüber als Enterbte betrachteten, aber im Bereiche des Volkes doch eine bevorzugte Stellung einnahmen. Die Pharisäer waren gewiß von revolutionärer Leidenschaft erfüllt, aber diese Leidenschaft wurde doch durch eine gewisse Besonnenheit, die ihnen ihre Bildung eingab, in Schach gehalten. Die Massen aber kannten keine Bedenken: sie wurden zuweilen von einer dionysischen Raserei erfaßt, einem Heldengeist, der sie überfiel, als wehe der Gluthauch ihres Gottes durch die Seele.

In den ersten Jahren unserer Zeitrechnung, als Herodes es wagte, den Tempel zu schänden, erhoben sich die Massen Jerusalems: sie wurden niedergeschlagen. Nach seinem Tode kam es wieder zu einem Aufstand, der diesmal so gewaltig anschwoll, daß mehrere tausend Juden einem scheußlichen Morden zum Opfer fielen. Und immer wieder brachen die Flammen aus den grollenden Massen heraus. Schamlos unterdrückte der Prokurator Sabinus das freiheitslüsterne, von religiöser Leidenschaft durchwallte Volk: im Gefühl, sich auf sein starkes Heer stützen zu können, kannte er keine Hemmung. Aber diesmal stürzte sich der Gewalt ein Heldengeist entgegen, der den Römern bewies, wie gefährlich es war, sich an Juda zu vergreifen. Eine gewaltige Bewegung durchbrauste das ganze Land. Die Räuberscharen vereinigten sich,

Königsglanz umwallte ihre Führer, die sich als erwählte Werkzeuge Jahwes betrachteten. In Jerusalem wurden die römischen Legionen eingeschlossen, und nur mit Hilfe frischer Truppen gelang es, die Mauer der belagernden Juden zu sprengen. Schauerlich wütete die Rache der Sieger: Tausende verbluteten am Kreuze; Unzählige wurden in die Sklaverei gestoßen.

Diese Kämpfe leiteten, so grauenhaft sie auch waren, erst die eigentliche Revolution ein. Als die Römer sich anschickten, das Volk zu besteuern, da leistete man Widerstand. Erreicht wurde zwar nichts, und es schien eine Zeitlang, als ob Juda wehrlos sich beugen müßte. Jedenfalls zogen sich die Pharisäer von den Revolutionären, mit denen sie bisher zusammengingen, zurück, was freilich nicht den geringsten Eindruck auf die Freiheitshelden machte. Diese gerieten immer mehr in den Bann eines gewissen Judas, der leidenschaftlich der Freiheit zudrängte, überzeugt, daß Jahwe seinem Volk, wehrte es sich gegen die Knechtschaft, beistehen und sein Schwert mit Zauberkraft segnen werde. Immer mehr wuchs der Gegensatz zwischen den Zeloten und der herrschenden Schicht. Um sich durchzuschlagen, mußten sich diese Proletarier aufs Plündern verlegen, und zudem erweckte die Haltung der Herrschenden, der Sadduzäer und Pharisäer, die den Aufstand ablehnten, in ihnen Abscheu und Haß. Aber selbst der Pharisäer Josephus, der Historiker, gibt zu, daß die Masse mit glühender Seele ihrer Sache ergeben war, daß Märtyrergeist und kriegerischer Heldenmut sie adelte.

Als nun der Druck der Römer, die schamlos sich an dem jüdischen Volk vergriffen, immer mehr wuchs, da gerieten die Massen, durch Propheten und ekstatische Schwärmer aufgepeitscht, in eine von den Gluten der Glückserwartung fiebrig durchhauchte Erregung. Ein Aufstand löste den andern ab; leidenschaftliche Kampfesgier, vom Wunderglauben beflügelt, durchflammte sie; kriegerische Scharen durchzogen das Land, ausplündernd und niedermachend die Reichen, die Eroberer bedrängend, wo es anging. Die Römer aber ließen sich nicht davon abhalten, dem Volke das Blut auszupressen, und so reifte denn der gewaltige Aufstand, der die Juden verschlingen sollte.

Ein rasender Haß war die Antwort auf das Wüten der Unterdrücker. Meuchlings wurden viele Römer niedergestochen, und als man im Jahre 66 n. Chr. wagte, den Tempel zu plündern, da brach der Groll des Volkes dämonisch los. Und nicht nur den Römern galt er, sondern auch den Volksgenossen: den Herrschenden, die die Qualen des Friedens

den Schrecken des Krieges vorzogen. Die Pharisäer wurden im blutigen Kampf überwältigt, worauf man die römische Besatzung Jerusalems niederstieß.

Ganz Juda raste, nachdem die Flammenzeichen aus der Hauptstadt herausschlugen, in kriegerischer Begeisterung. So konnten auch die Herrschenden nicht teilnahmslos bleiben. Sie suchten das Steuer zu ergreifen; aber als die Zeloten merkten, daß sie mehr an eine Verständigung mit den Feinden als an den Juda für immer erlösenden Triumph der Sache Jahwes dachten, da suchten die glühenden Patrioten die Lauen unschädlich zu machen. Im Winter des Jahres 67 hallte der Lärm eines grausigen Bürgerkrieges durch Jerusalem; in Strömen floß das Blut. Nun, nachdem die Pharisäer bezwungen waren, rüstete man sich zum Widerstand.

Während diese entsetzlichen Vorgänge sich abspielten, hatten die Römer bedeutende kriegerische Erfolge zu verzeichnen: große Gebiete Palästinas wurden von Vespasian unterworfen, und als er im Jahre 69 zum Kaiser erhoben wurde, da beauftragte er seinen Sohn Titus, das erfolgreich begonnene Werk der Bezwingung des Aufruhrs zu beendigen. Es gelang nach mühsamen Kämpfen, bis nach Jerusalem vorzustoßen. Aber gewaltige Widerstände galt es zu überwinden, bis die Festung bezwungen war. Doch half die Unordnung, die immer noch in Jerusalem herrschte, mit, die Kraft der Verteidiger zu schwächen. Zudem richtete eine Hungersnot in der belagerten Stadt grauenhafte Verwüstungen an. Aber so schrecklich auch die Not wurde: die Zeloten weigerten sich, die Stadt zu übergeben; mit einem von Gluten religiöser Begeisterung erfüllten Mut kämpften sie bis zum letzten Atemzug.

Im Jahre 70 kam der große Entscheidungstag heran, der Tag des Gerichtes, an dem Jahwe den Urteilspruch fällte. Aber nicht den Juden, den verhaßten Römern fiel der Sieg zu, den Feinden Jahwes, die das Volk Juda mit den Leiden einer schmachvollen Knechtschaft überzogen hatten. Der Wunderbau des Tempels fiel, von Flammen verzehrt, in Trümmer; Jerusalem, die heilige Stadt, die in unzähligen Weisen besungen worden, wurde zur Öde verwandelt. Entsetzlich war das Schicksal des Volkes. Unzählige büßten in den langwährenden Kämpfen ihr Leben ein, viele hatte der Hunger erwürgt, Unzählige wurden von den nach Blut lechzenden Siegern ermordet. Keine Großmut schonte die Überlebenden. Sie wurden entweder niedergemacht oder als Bergwerkssklaven und Gladiatoren verschleppt. Und auf daß Jerusalem,

das einst so stolze, verwegene, der Welt kund tue, daß Übermut zum Verderben führe, haben die Römer, nachdem die Flammen alle Pracht weggefressen, die noch stehenden Mauern abgebrochen, so daß von der Herrlichkeit nichts übrig blieb als ein rauchender Steinhaufen.

Im Jahre 71 feierten die Römer in Rom einen Triumph: siebenhundert der schönsten Juden mußten als Kriegsgefangene durch die Straßen der Hauptstadt schreiten, die schwerste Schmach erduldend, die man ihnen antun konnte. Auch die beiden Zelotenhäuptlinge Johannes und Simon waren unter den Gefangenen.

Aber zur Zeit, als man in Rom sich dem Siegesjubel überließ, war die Kraft der Juden noch keineswegs völlig gebrochen. Dem Adler, der bis zur Sonne steigen wollte, waren wohl die Schwingen gelähmt, aber noch fühlte er sich stark genug, um dem Peiniger zu trotzen. Die Empörer waren noch im Besitze von mehreren Festungen, und mitnichten vermochte der Untergang Jerusalems die Freiheitshelden zu bestimmen, die Waffen zu strecken. Zwei Festungen konnten dem Ansturm der Römer, die entschlossen waren, den Geist des Aufruhrs für immer auszurotten, nicht lange widerstehen. Die letzte Festung aber, Masada, trotzig auf einem unzugänglichen Felsen gelegen, bot den Empörern lange einen geschützten Unterschlupf. Es waren die verwegensten der Zeloten, die sich hier verschanzt hatten, eine Schar von Sikariern, die ein gewisser Eleazar, ein Abkömmling des Revolutionärs Judas, des Galiläers, befehligte. Im Jahre 73 verschlang auch sie das Unheil. Sie gaben sich, als sie erkannten, daß die Festung den Angriffen der Römer nicht mehr standzuhalten vermochte, selbst den Tod; von den Hochgefühlen des Helden erfüllt, der den Untergang der Knechtschaft und Schmach vorzieht, versanken sie in die Nacht.

Man könnte nun meinen, daß dieser schreckliche Krieg Juda begraben hätte wie eine Woge des Unheils, die ihre Opfer restlos verschlingt. Die besten Söhne des Volkes waren weggemäht, die Masse selbst war weggeschmolzen wie Schnee im Frühjahr, ein kümmerlicher Rest allein übrig geblieben: ein aus den Wellen herausragender Mast, ein Zeuge des Unheils, das hereingebrochen, zum Gespötte dienend schadenfrohen Augen. Mit dem Lande schaltete Vespasian wie mit seinem Throngut: es wurde verpachtet; Teile desselben wurden einer Anzahl Veteranen zur Bewirtschaftung überlassen. Vernichtet war der Wohlstand, kümmerlich schlug sich das eben noch vom Herrengeist erfüllte Volk Jahwes durch: mit Wunden an Seele und Körper bedeckt,

verwirrt durch die entsetzlichen Schläge göttlichen Zornes, furchtbar gedemütigt durch den Fall in die Tiefe. Nicht einmal der Anschein einer politischen Selbständigkeit war ihm verblieben, indem das Synedrium beseitigt wurde; ja selbst das Opfer, das den Mittelpunkt des religiösen Lebens bildete, konnte nicht mehr dargebracht werden. Der Tempel, die einzige Stätte, an dem die weihevolle Opferhandlung vorgenommen werden durfte, war eine wehmuterregende Erinnerung, keine Wirklichkeit mehr: ihn wieder aufzubauen, hätte die Armut und der Widerstand der Römer verhindert. Aber so zerschunden und zerschlagen das Volk war, so heftig die Wunden brannten, so sehr man auch sich marterte, indem man versuchte, den dunklen Plan der Gottheit zu enträtseln: das Volk Juda, das gebeugte, zerbrach mitnichten, sondern richtete sich auf wie vor Jahrhunderten, wo ein ähnliches schwarzes Verhängnis über es hereinbrach, indem es Kraft und Vertrauen schöpfte aus dem Gesetz, das kein römischer Kaiser vernichten konnte, so lange das Herz eines auf Jahwe bauenden Juden schlug.

Es liegt etwas Wunderbares in diesem verwegenen, selbst durch die schrecklichsten Niederlagen nicht zu bändigenden Nationalstolz des kleinen jüdischen Volkes, der Ausfluß war eines Machtwillens, wie er sich gewaltiger nirgends in der Weltgeschichte gezeigt. Kam es doch nochmals im Verlaufe des zweiten Jahrhunderts zu einem Aufstand, der wiederum endigte mit einer entsetzlichen Niederlage des Volkes Juda.

Diese hier geschilderte Bewegung, die zum Teil der Zeit des Wirkens Jesu angehört, war beschwingt von messianischen Hochgefühlen. Die revolutionären Führer wurden von der Verehrung der wundergläubigen Masse auf die Höhe messianischer Würde gehoben, und wenn die Priester und Pharisäer immer wieder von der Masse abrückten, so zeigt auf der anderen Seite der Groll des revolutionären Volkes gegen die Herrschenden, wie sehr die von einer Ekstase durchschauerten Tausende der Religion des Gesetzes den lodernden Odem ihres Enthusiasmus eingehaucht. —

So wirken eine ganze Reihe von Kräften dem Rationalismus entgegen; zarte Kräfte, entspringend dem Born abgeschiedener, nach dem Heil der Seele inbrünstig verlangender Geister; aber auch Kräfte, durchbraust von der Macht revolutionärer Leidenschaft. Doch daneben leuchtet noch ein anderer Sieg über den Rationalismus vor uns auf, der Sieg großer willens- und gefühlsmächtiger Persönlichkeiten, in denen das Erbe der Zeit, geadelt und geläutert, einen triumphierenden

Ausdruck gewinnt: die Siegestaten eines Johannes, Jesus und Paulus, die, wie in früheren Jahrhunderten die Propheten, nun als deren Brüder eine lange vorbereitete Kultur zur krönenden Höhe führen. Weltgeschichtliche Mächte größten Stiles, wecken namentlich Jesus und Paulus immer wieder die Bewunderung und Ehrfurcht derer, die Sinn für Menschenerhabenheit besitzen. Das soll uns aber nicht abhalten, sie zu verstehen auch als Söhne einer Zeit, die ihnen mächtig vorgearbeitet, wobei wir uns freilich hüten werden, ihnen durch eine solche entwicklungsgeschichtliche Betrachtung den Glanz der Ursprünglichkeit abzustreifen.

Man beachte nun, wie diese Geister der Zeit gegenüber eine ähnliche Stellung einnehmen wie die Propheten der früheren Jahrhunderte der zerbröckelnden Kultur der Heldenzeit gegenüber. Wie diese treten sie die Erbschaft einer Entwicklung an, deren Ergebnis war eine Verfeinerung des Geisteslebens. Und wenn nun diese Durchgeistigung wenigstens bei Jesus und Paulus sich äußert in der Form einer zarten, die rauhe „Welt" überwindenden Frömmigkeit, so wurde eben dieser über die Propheten hinausweisende Sieg erreicht, indem die neue, machtvoll von den Kräften der Frömmigkeit der Propheten gespeiste antirationalistische Strömung der letzten Jahrhunderte eine Atmosphäre schuf, die der Seele dazu verhalf, die Blütenpracht einer bisher nicht erreichten Verinnerlichung zu entfalten. Namentlich die mystische Bewegung der Zeit, in der die Sehnsucht des Menschen nach Seelenreinheit und Erlösung von dem Dämon der vom Aufruhr durchtobten Welt vielfältigen Ausdruck gewann, hat diesen erlauchten Geistern den Weg bereitet. Aber wenn sie, verglichen selbst mit den feinsten Gestalten ihrer Zeit, der Adel eines höheren Menschentums schmückt, einer größeren seelischen Verfeinerung: machtvoll zieht es sie wiederum hin zu den Massen des Volkes, den rohen, durch den Druck der Machthaber geschändeten Massen. Aristokraten des Geistes, fühlen sie sich verpflichtet, die Sache der Verstoßenen zu vertreten, ihre Not hinauszuschreien in eine vom Teufelsgeist erfüllte Welt, und gerade auch in dieser Hinsicht setzen sie das Werk der großen Propheten fort. Auch die Essener, wie die übrigen Sekten, strebten nach Herzensreinheit und bemühten sich, Barmherzigkeit zu üben; zudem haben sie in den Kreisen der Pharisäer nicht gefehlt, die edlen Gestalten, denen die Gerechtigkeit ein Nichts ist, wenn nicht hilfreiche Hände den Armen den Kummer abnehmen. Aber welcher Unterschied zwischen einer solchen tugend-

haften Lebensführung und dem leidenschaftlichen Kampf der neuen Propheten gegen die Schänder der Ehre Jahwes, des Gottes der Gerechtigkeit! Zwischen dem reinen Wandel des von seiner Bruderschaft behüteten Frommen und dem Heldenmut des alleinstehenden Einzelnen, der Gefahr läuft, jeden Augenblick wie ein Verbrecher niedergeschlagen zu werden! Und sie wurden wie Verbrecher verfolgt, die drei großen Propheten! Johannes und Jesus erlitten den Tod, Paulus erlitt durch barbarische Mißhandlungen mehr als den Tod. Das Bild Jeremias steigt vor uns auf, des Helden, dem das Furchtbarste angetan worden, was einem Menschen widerfahren kann; das Bild auch anderer, weniger bekannter Propheten, welche die Bosheit der Herrschenden niederstieß.

So treten nach langer Zeit wieder unverfälschte „proletarische" Klänge machtvoll hervor; eine Strömung ringt sich durch, die tiefste Verwandtschaft zeigt mit jener „proletarischen" Bewegung, aus der die Propheten einst, sprengend den Bann der Dumpfheit, der die Massen noch beherrschte, sich als gottdurchglühte, von tiefer Ursprünglichkeit beherrschte Gestalten herauslösten. Damals, im neunten und achten Jahrhundert, wurde das gegen sein Elend sich auflehnende Volk, angefeuert durch die ekstatischen Jahwepropheten, zuweilen vom revolutionären Eifer durchwogt, zustrebend dem messianischen Heil; nun sind die Massen wieder erregt, aber viel mächtiger als vor Jahrhunderten, und wer ein echter Prophet sein wollte, der mußte irgendwie ihr Fürsprecher und Zungenlöser sein, wollte er nicht von vornherein darauf verzichten, in den Wind zu reden. Aber welcher Wandel der Zeiten! Die alten Propheten standen allein. Sie waren von dem Volke, so sehr sie dessen Schicksal ergriff, durch eine unüberbrückbare Kluft getrennt, von diesem Volke, dessen Gott mehr einem Dämon glich als den gewaltigen, hoheitsvoll über die Welt herrschenden Gotthelden der Propheten, mochte er auch mit ihm den Namen gemein haben. Die Massen des Volkes Juda aber zur Römerzeit standen unter dem Schutz des Jahwe des Gesetzes, das, wenn auch von rohen Händen, herausgemeißelt worden war aus der prophetischen Weltanschauung. So war ein Boden bereitet, auf dem sich sowohl das wilde Volk wie die erlauchtesten Geister zusammenfinden konnten.

Nun vollzog sich ein weiterer Wandel von gewaltiger Bedeutung. Nach der Zertrümmerung der politischen Selbständigkeit Judas durch Assur betrachtete sich das ganze jüdische Volk als Opfer der Ungerechtigkeit; aufblickte man zu Jahwe als dem Schutzherrn der Aus-

gestoßenen. Nicht mehr galten wie bei den Propheten die Herrschenden des eigenen Volkes als die Schänder des Gottes der Gerechtigkeit, sondern die Eroberer, die Babylonier, Perser, Griechen. Gewiß, auch Drohreden gegen die Sünder des Volkes sind gelegentlich zu vernehmen, und die Blitze göttlichen Gerichts zucken zuweilen auch ihnen zu: in den Schriften der Wenigen, deren frommes Gefühl durch die Mißstände im Innern verletzt worden. Zu Beginn aber des ersten Jahrhunderts nach Christus setzte wuchtig eine „proletarische" Bewegung ein, und sie war die Folge einmal der Tatsache, daß die unteren Klassen unter der Fremdherrschaft schwerer litten als die Besitzenden, dann, daß die herrschende Schicht des Volkes, die Priester, das an und für sich schon ausgepreßte Volk noch weiter schröpften. Wir wissen, wie die Massen gegen die Pharisäer, denen sie eine Zeitlang Gefolgschaft leisteten, wüteten, als es zum Kampf mit Rom kam; wie dann die Zeloten, als die Partei der Besitzlosen, die Macht an sich rissen und mit dem gleichen Haß sich gegen ihre zu Feinden gewordenen Volksgenossen wandten wie gegen die Römer. Dieser soziale Gegensatz mußte natürlich auch die Gottesvorstellung berühren, und in der Tat: die Evangelien verraten es mit einer nicht zu überbietenden Deutlichkeit, wie Jahwe zum Proletariergott, oder sagen wir besser zum Gott der Armen und Verstoßenen sich wandelte. Ja selbst bei Paulus, wo die „proletarischen" Triebe durch eine zarte Mystik in Schranken gehalten werden, brechen diese mitunter machtvoll hervor. So wenn er seine Weisheit als die der Toren rühmt, der Verachteten, die so wenig in der Welt gelten wie Kehricht.

Unsere Überlegungen ergeben nun ein Doppeltes: einmal, daß die Propheten dieser Spätzeit leichter den Zugang zu den Massen finden konnten als ihre Vorfahren; dann, daß sie, wollten sie sich verständlich machen, irgendwie den Instinkten des unteren Volkes entgegenkommen mußten. Nun aber wissen wir, daß das Volk in Scharen zu Johannes dem Täufer hinaus in die Wüste pilgerte, weiterhin, daß Jesus zeitweise von der Masse des erregten Volkes umjubelt, und, was gar nicht ausgeschlossen, auch als Messias gefeiert wurde. Dies ist neu in der Geschichte Judas. Es lebten die großen Propheten früherer Zeit doch vor allem verkannt, gemieden dahin; höchstens daß einige Freunde ihre Gefolgschaft bildeten oder einmal ein König, wenn die Flut des Unheils ihn zu verschlingen drohte, einen dieser Sonderlinge um Rat fragte. Auch die Anhänger des Paulus gehörten in der Hauptsache

den unteren Schichten an, so daß man begreift, wie machtvoll das Urchristentum erfüllt ist von den Stimmen aus der Tiefe des Volkes. Gewiß, als Herolde des Rechts der Unterdrückten des Volkes traten auch die alten Propheten auf; aber sie stießen dann auch wieder das stumpfsinnige Volk zusammen mit den Herrschenden und Priestern und ihrer abgeschmackten Weisheit verächtlich von sich, sich rühmend eines Wissens, das ihnen eingab das Gefühl, auf erhabener, gottbeglänzter Höhe zu stehen. Paulus jedoch rühmt sich seiner Torheit und weiht ihr und ihrer erlösenden Macht Preisgesänge, und in den Evangelien bricht zuweilen ein so derber Klassenhaß hervor, daß man versucht sein könnte, anzunehmen, daß solche Regungen in der Seele Jesu, dieser in Gluten der Liebe leuchtenden Seele, keine Stätte finden könnten, es sich also um Stimmungen seiner Anhänger handeln müßte. Doch Jesus war ein Sohn des Volkes, lebte und litt, klagte und grollte mit dem Volke, und seine Botschaft von der Macht der Liebe, der verzeihenden, helfenden, verklärenden Liebe, wäre an der fiebrigen Stirne dieser von Kampfesgier und Rachedurst erfüllten Masse abgeprallt, hätte diese Liebe nicht auch einmal ihre Kralle gezeigt. Und Jesus war Jude, ein auch von Leidenschaft aufgewühlter Geist wie alle großen Propheten, und malt man ihn hin, wie es so oft geschieht, als ob er wie ein Engel des Friedens, verklärt wie eine himmlische Gestalt, auf Erden gewandelt wäre: so lehnt sich der mit der jüdischen Seele vertraute Historiker gegen eine solche Entweihung seines Menschentums auf. Dieser Mann, der in einer Zeit lebte, die von rasenden Kräften des Aufruhrs durchtobt war, des Aufruhrs auch einer Masse, der seine Liebe galt, dieser Mann hätte mehr als ein Gott sein müssen, hätte der Gluthauch des erregten Volkes nicht auch seine Seele in Wallung gebracht. Und gerade auch der Dämonen- und Zauberglaube, dem er wie Paulus ergeben war, und der bei den Propheten früherer Jahrhunderte kaum eine Rolle spielt, ja, mitunter deren Verachtung herausfordert, dieser durchaus urzeitliche Glaube, dem das Volk anhing, zeigt, wie sehr die Kräfte aus der Tiefe Jesus beherrschen konnten. Freilich, so sehr Jesus auch dem Einfluß der Masse unterlag: er sowohl wie Johannes und Paulus stehen wieder hoch über dem unbändigen, von aller Bildung unberührten Volk.

Durch diese Männer empfängt die Frömmigkeit der alten Propheten als eine gegen die Stimmung der Heldenzeit sich wendende Innerlichkeit neue Ausdruckskraft, und namentlich die Seele Jesu und Paulus klingt

aus dem Chor der Stimmen, welche die prophetische Kultur ausmachen, in unvergeßlichen, hinreißenden Weisen heraus. Sie leben einmal mit der Masse des Volkes, insofern als es auch ihnen feststeht, daß das Gottesreich der Freude nahe bevorsteht. Aber abgesehen davon, daß sie dieses Reich mit Farben versehen, die so zart sind, daß sie von den sich aufbäumenden Massen gar nicht beachtet werden konnten: die revolutionäre Leidenschaft im Sinne der rachsüchtigen und blutgierigen Jahwestreiter, die dem Tag zudrängen, wo sie mit ihren Schwertern in den Herzen ihrer Peiniger wühlen können, hat in ihrer Seele keine Stätte. Wie die alten Propheten bauen sie ganz auf die Wundermacht ihres Gottes, der seine Feinde zu Fall bringen wird, ohne die Getreuen seines Volkes zum Kampfe aufzurufen. Und während bei den Massen ohne weiteres feststand, daß das neue Reich der Glückseligkeit vor allem für sie, die Verstoßenen und Hungernden, bestimmt sei, wird hier ganz im Sinne der Frömmigkeit der Propheten auch die Auffassung gewonnen, daß lediglich die, die reinen Herzens sind, die göttliche Herrlichkeit schauen werden: mag auch bei Jesus zuweilen die „proletarische" Stimmung grell hervortreten.

Durch Jesus und Paulus — als deren Vorläufer Johannes zu betrachten ist — empfängt die Kultur der Zeit eine bannende Weihe insofern, als alles, was hier in einem Gewirr vielfältiger Stimmen zum Vorschein kommt, erneut Ausdruck gewinnt, und zwar in Offenbarungen, die durchglüht sind von der Leidenschaft der großen Persönlichkeit. Beide fühlen sich als treue Söhne des Volkes, und so fehlt nicht die Beteuerung, daß sie das Gesetz als heilig erachten, seine Erfüllung ihnen als höchstes Anliegen gilt. Beide sind wie die erregten Massen durchdrungen von dem Glauben, daß die messianische Herrlichkeit jeden Tag, feierlich wie die Morgenröte, hereinbrechen kann. Und sie halten wiederum die Stimmung des Volkes fest, wenn sie vorgeben, daß die Lehre, die sie verkündigen, bestimmt sei für die, welche die Welt verachtet: als ein göttliches Wissen, an dem die Weisheit derer, die im Prunke, erhobenen Hauptes daherschreiten, zuschanden werden wird. Zugleich aber wird der nationale Übermut des jüdischen Volkes, sein vermessenes Machtstreben abgewiesen: Jahwe schwebt über den beiden Propheten als der Völker- und Weltgott der alten Propheten, und einer Verletzung seiner Hoheit käme es gleich, sollten nicht auch die „Heiden", sofern sie sich seiner Führung anvertrauen, eintreten dürfen in die Welt

ewiger Harmonie. So bleibt der über die Schranken der Nation hinausweisende Zug der altprophetischen Frömmigkeit gewahrt.

Jene von uns geschilderte Bewegung nun, die mit Flammenmacht das dürre Geäst des Rationalismus verzehrte, empfängt durch Jesus und Paulus die höchste Weihe. Nicht nur, daß sie das messianische Ideal mit glühender Seele verkünden: die schon von den Propheten, dann auch von Hiob angebahnte religiöse Verfeinerung, derzufolge der einzelne Mensch frei seinem Gott gegenübersteht und in der Fülle seines bald betrübten, bald jubelnden Herzens das Walten der ewigen Lebensmacht verspürt, diese Verfeinerung erreicht hier den denkbar höchsten Grad. So gilt der Kultus, das religiöse Gepränge, die am Äußerlichen haftende Satzung wenig oder nichts, alles aber die Reinheit der Seele, in der sich wie in den hellen Fluten eines Sees die Gottheit abspiegelt. Jene Wallungen prophetischer Frömmigkeit, die wir aufzuzeigen versuchten, dann vor allem jene durch die mystische Bewegung erreichte Verinnerlichung tragen nun herrliche Früchte in der Seele dieser beiden Propheten, die von allem, was die Zeit bewegt, ergriffen werden und aus ihrem großen Herzen heraus alles noch einmal in ihrer Weise verkünden. Das soll nun die Einzelbetrachtung erleuchten.

DER SIEG DER NEUEN KULTUR: DAS CHRISTENTUM

JOHANNES DER TÄUFER ALS VORBOTE

NUR spärlich sind wir unterrichtet über Johannes den Täufer, aber doch reicht die Überlieferung aus, um seine Gestalt noch einigermaßen festhalten zu können. Wie bannend ist es nun für den Historiker, zu sehen, wie jeder der drei großen Propheten, in denen die neue Kultur lebendig wird, bei aller Gleichartigkeit der Grundhaltung, doch wieder in scharf gezeichnetem Bilde sich von seiner Umwelt abhebt.

Johannes der Täufer lebt wie die Mystiker als Asket dahin. Der Abscheu vor der unter der Herrschaft des Bösen stehenden Welt hat ihn überredet, diese zu fliehen, und so zieht er den Aufenthalt in der Wüste, wo er sich von Heuschrecken und wildem Honig nährt, dem Lärm der Welt vor. Doch während die Essener, Therapeuten und andere Mystiker in Bruderschaften vereint waren, steht Johannes selbstherrlich da: ein urwüchsiger, krafterfüllter Mensch verschmäht er es, sich unter den Zwang und die Regel einer Genossenschaft zu beugen; allein lebt er im Bunde mit seiner Weisheit, die er aus den Tiefen seiner Seele gehoben.

Fest steht also, daß Johannes, so wie er uns entgegentritt, keiner mystischen Sekte angehört. Aber erfahren wir nicht, daß er taufte? und bildete die Taufe nicht eine heilige Handlung der mystischen Bruderschaften, mit der man wähnte, den Schmutz von Körper und Seele abspülen zu können? Es ist durchaus nicht ausgeschlossen, daß Johannes, bevor er sich in die Wüste zurückzog, einer mystischen Sekte angehörte, und es wäre durchaus nichts Neues, daß ein Prophet in einer religiösen Genossenschaft die erste Weihe gleichsam empfangen, um dann, zur Selbständigkeit gereift, als ein einzelner seinen eigenen beschwerlichen Weg zu gehen. Elia steht vor uns als die erhabene Prophetengestalt, die freilich um Haupteslänge herausragt aus den genossenschaftlich

organisierten Jahwepropheten der Frühzeit, die sich als seine Brüder betrachteten, und auch Jesaja hat zweifellos Beziehungen zu den Bruderschaften der Jahwepropheten unterhalten, aus deren Verband vielleicht auch er herauswuchs. Die asketische Lebensführung des Johannes besonders legt die Annahme solcher Beziehungen zu irgend einer mystischen Sekte nahe, wozu noch kommt, daß auch er, freilich mehr in der Form der alten Propheten, der Verflachung und Veräußerlichung des Lebens den Kampf ansagt.

Wie dem auch sei: jedenfalls atmet Johannes in einer ähnlichen Luft wie jene Mystiker, nur daß er leidenschaftlicher als diese auf die Schänder seines Gottes eindringt, eine Kühnheit offenbarend, die ihm den Märtyrertod einbringt.

Nach Jahrhunderten erscheint wieder ein Prophet vom alten Schlage, eine jener Gestalten, die durch die Macht ihrer Rede als Herolde Jahwes den verblendeten Menschen den Willen des Himmels einzuhämmern suchen und die wohl zu unterscheiden sind von jenen Geistern, die lediglich durch das geschriebene Wort wirkten.

Wir hören, daß das Volk in Massen zu Johannes in die Wüste pilgerte, um sich von ihm taufen zu lassen. Er muß also großes Vertrauen erweckt, hohes Ansehen genossen haben; sollen doch selbst Pharisäer und Sadduzäer sich bei ihm eingefunden haben, um die Taufe zu empfangen. Er taufte, wie es heißt, „zur Sündenvergebung", und diese Sündenvergebung gewann eben hohe Bedeutung in Ansehung der gewaltigen Zeit- und Weltwende, von deren Schrecken und Wundern auch die Rede Johannes erfüllt gewesen sein wird. Aber nie hätte das Volk seiner Rede gelauscht, wäre sie so stark wie die Rede etwa des Amos von den Gewalten des Zornes durchbraust gewesen. Mochte er auch nach Prophetenart einmal wettern: er verkündete eine frohe Botschaft, das Kommen des Messias, dessen Zorn sich freilich verheerend auf die Sünder stürzen, aber der erhöhen wird die, welche vor seinem richtenden Auge bestehen können. Mochte sich nun so die Lehre des wunderlichen Mannes dem Volke auch wie liebliche Musik einschmeicheln — denn die ausgepreßte, rachedürstende Masse lebte der Überzeugung, daß in erster Linie die Herrschenden in den Abgrund des Flammenmeeres geworfen würden — tatsächlich war das messianische Ideal dieses Propheten herausgeboren aus einer heroischen Lebensauffassung, die selbst die sittlichen Anforderungen der alten Propheten in Schatten stellt. Gewiß ist Johannes der Fürsprecher der Armen und Unterdrückten, und er hat bewiesen, daß

er den Mächtigen mit dem gleichen Kampfesmut entgegenzutreten weiß wie seine Vorfahren. Sittliche Reinheit ist nach ihm geboten, soll dem Erlösungswerk des Messias der Weg bereitet werden, und wenn er die Zöllner ermahnt, nicht zu betrügen, die Kriegsleute, nicht zu erpressen; wenn er die Pharisäer und Sadduzäer zornentflammt eine Otternbrut schilt, die das Feuer verschlingen werde, sofern sie nicht ihr hochfahrendes Wesen abtun: er dringt auch auf die Massen mit schweren Forderungen ein. Das Gebot der Barmherzigkeit gilt auch für sie, jenes Gebot, das besagt, daß, wer zwei Röcke hat, mit dem teile, der keinen hat, und wer Speisen hat, die Hungernden erquicke.

Damit strahlt die altprophetische Auffassung, daß Jahwe als ein gnädiger Gott allein den Gerechten sich zuneigt, in verstärkter Leuchtkraft auf; das messianische Ideal ist wieder gereinigt von den Schlacken, mit denen es der Geist der Zivilisation befleckt hat. Wo eine solche Gesinnung waltet wie bei Johannes, da erscheint das rohe Machtgelüst das die zarte Leuchte des messianischen Ideals der Propheten in eine lodernde Siegesfackel verwandelt, die den Völkern Schrecken kündet und das jüdische Volk in den Glanz eines Herrenvolkes rückt: dieses Machtgelüst erscheint da als eine Verhöhnung des Geistes der Buße, ohne den es keine Rettung gibt in dem höllischen Gewirr dieser Welt. Damit hat der messianische Gedanke wieder die ganze Innerlichkeit und feine Prägung einer wahren Kulturmacht gewonnen: das Kommen des Reiches Gottes gilt als ein Sieg, den die reine, von Liebe erfüllte Menschenseele im Verein mit der Wundermacht des Himmels über die dämonischen Gewalten des Lebens erringt.

Wir sind nicht mehr imstande, die Lehre des Propheten in ihren Einzelheiten zu erfassen, aber alles, was uns über ihn berichtet wird, erweckt den Eindruck, daß er ein erlesener, tiefangelegter Mensch war, der ohne Bedenken der erlauchten Ritterschaft der großen Propheten beigesellt werden darf. Heldentrotz erfüllte ihn wie diese. Er ist dem Herodes nach Prophetenart begegnet: er hat den Schurken einen Schurken genannt und seine Freveltaten, göttlichen Zornes voll, rücksichtslos gebrandmarkt. Das brachte ihn ins Gefängnis, ja, er wurde hingerichtet.

JESUS

IN die Fußstapfen des Johannes tritt Jesus, der schlichte Prophet, der eine weltgeschichtliche Bedeutung erlangt hat wie wenige Menschen. Noch heute wird er von Millionen als Gott verehrt; anbetender Sinn hat

seine Gestalt so in himmlischen Glanz getaucht, daß selbst solche, die an seinem Menschentum festhalten, sein Bild mit einer alles Irdische überragenden Hoheit ausschmücken. Wer nun wirklich mit dem Geiste der jüdischen Kultur vertraut ist; wer zudem noch die Stimmung der Zeit, in die Jesus hineingestellt ist, kennt, der bleibt vor einer solchen Verklärung dieser Persönlichkeit bewahrt, ohne daß dadurch die Ehrfurcht vor ihrer Menschengröße irgendwelche Einbuße zu erleiden braucht.

Das Wirken Jesu, des Sohnes des vor fiebriger Erregung bebenden Volkes, bewegt sich vollkommen in den Bahnen der Propheten: sein Seelenleben weist alle Züge eines jüdischen Geisteshelden auf. Damit ist die Frage, die heute noch die Geister beschäftigt, ob er sich selbst als Erlösung bringenden Messias betrachtet und sich als solchen habe feiern lassen, schon beantwortet. Zweifellos, das erhitzte, von Wundern träumende Volk, das Jesus, wie die Quellen erkennen lassen, doch vor allem als einem Propheten anhing, hätte ihm wohl Glauben geschenkt, hätte er sich als den mit himmlischer Krone bedeckten Abgesandten seines Gottes ausgegeben. Aber abgesehen davon, daß die Evangelien — obwohl sie sich bemühen, ihren Helden als Messias erscheinen zu lassen — Beweisstücke enthalten, die zeigen, wie Jesus demütig, sich tief beugend vor der Majestät seines Gottes, sein Menschentum betonte: der jüdische Instinkt seines Wesens, der sich jedem ohne weiteres erschließt, der ein Organ für seelische Feinheiten besitzt, dieser Instinkt konnte eine solche Selbstverklärung seiner Persönlichkeit gar nicht zulassen. Das Bild des Messias war überall, wo frommer Sinn es ausgestaltet hatte, in eine solche Höhe der Erhabenheit gerückt, daß die Vermessenheit eines Größenwahns, eine alle Frömmigkeit abtötende Selbstgerechtigkeit vonnöten gewesen wäre, hätte Jesus gleichsam das Szepter des Welterlösers im Sinne des messianischen Ideales an sich gerissen. Gewiß haben sich zur Zeit Jesu wilde Revolutionäre, deren Sinn durch schwärmerische Massen verwirrt worden, als Messiasse ausgegeben, aber wird es Jesus danach gelüstet haben, sich diesen rachedürstenden Empörern beizugesellen? Kurz, in seinem Leben und Sterben, in dem Besonderen seiner Frömmigkeit erweist er sich als echter Bruder der großen Propheten, deren Werk er fortsetzt; doch nicht so, als ob das, was uns dort als Menschlich-Allzumenschliches berührt, hier fehlen würde. Nein, auch sein Werk trägt die Abzeichen der jüdischen Seele, einer leidenschaftlichen, zerrissenen Seele, die frei-

lich, gerade weil wilde Kräfte in ihr walten, mit besonderer Stärke das Glück der Harmonie erlebt, wenn es sich einmal als Geschenk aus himmlischen Fernen in das brandende Herz senkt. Und wenn Jesus mehr als irgend einer seiner Vorgänger in einer Sphäre religiöser, ihn mit Hochgefühlen erfüllenden Ergriffenheit lebte, die einen Glanz von Göttlichkeit um ihn breiten konnte: er hat sich aus Niederungen der Qual, der Unfertigkeit und Friedlosigkeit herausgelöst und sich auf eine Höhe der Erleuchtung, göttlichen Friedens und göttlicher Fülle geschwungen, die sein Wesen sättigen mit dem Wohlklang weltsegnender Harmonie. Wer Jesus als eine von jeder irdischen Prägung befreite Lichtgestalt in den Äther hineinrückt, der raubt ihm die Großheit wahren Heldentums, so, daß er nicht zu fassen: raubt dem Erhabenen den dunklen Hintergrund, aus dem es sich herausringt, und ohne den es allen Sinn verliert.

Ein tiefer Schmerz brennt in der Seele der großen jüdischen Propheten: der Schmerz über die sittliche und religiöse Verwilderung ihres Volkes, die sie nicht anders zu deuten wissen, als daß ein selbstverschuldeter Fluch zerstörend sich austobt. Wo ein solcher Schmerz waltet, der sich äußert bald als erschüttertes Mitleid mit den Verstoßenen, bald als Groll gegen deren Peiniger, da ist die Seele aufgewühlt, ist dieser das Ätherglück eines nie aufgestörten göttlichen Friedens versagt. Und gerade auch das Leben Jesu ist erfüllt vom Hall des Kampfes und düsterer Leidenschaft, was gewiß nicht ausschließt, daß aus reinem Himmel die Herrlichkeit und Seligkeit göttlicher Segenfülle machtvoll in die Seele glänzt.

Jesus ist ein Sohn des Volkes, und so ist es zu verstehen, wenn er sagt, daß er gekommen, ein Feuer zu zünden. Die Welt der Besitzenden und Gebildeten ist ihm fern gerückt. Die in Gelehrsamkeit ausgeartete Religion des Gesetzes, der Rationalismus, oder gar die griechische Philosophie, das städtische Leben: alles dies berührt ihn nicht. Dafür ist seine Rede durchhaucht von dem würzigen Duft frischen Volkslebens; wie ein lauterer Quell kann sie dahinströmen, keine Spur einer Verdünnung der Sprache, wie sie das begriffliche Denken mit sich bringt, ist zu bemerken. Diese Rede wogt aus einem geschwellten Herzen heraus. Die ganze Kindlichkeit wahrhafter Größe quillt in ihr. Sie ist mit Gleichnissen und Bildern erfüllt, und noch heute ergreifen uns ihre Naturlaute; doch ist nach unserem Gefühl die großartige Ausdruckskraft der älteren Propheten nicht erreicht.

In dieser Sprache hat Jesus seiner Zugehörigkeit zu dem jenseits der ausdörrenden Sphäre des Rationalismus lebenden Volke ein unvergängliches Denkmal gesetzt. Und in der Tat: tiefer als es die meisten ahnen, ist er in den Boden dieses Volkes eingesenkt. Er mag, wie es selbst die Evangelien behaupten, der Sohn eines Handwerkers gewesen sein und selbst eine Zeitlang ein Handwerk ausgeübt haben. Als er, prophetischen Geistes voll, seinem Werke lebte, da hat er sich nie von den schlichten Leuten des Landes, den Bauern und Hirten, den Armen überhaupt, losgelöst. Was Jeremia versagt blieb und er so inbrünstig ersehnte, nämlich fröhlich mit den Fröhlichen zu sein, das wurde ihm in reichem Maße zuteil. Alle asketischen Anwandlungen fehlen im Leben unseres Propheten. Er ist zugegen bei Familienfesten, Speise und Trank sind ihm willkommen: nennen ihn doch seine Feinde einen Fresser und Säufer. Segnend streichelt er die Kinder, und die Verrufenen, die Zöllner und Sünder sind ihm gerade recht, um in herrlicher Liebe bei ihnen zu verweilen. Von den Gaben der Armen hat er gelebt, und an sie vor allem wendet er sich, wenn er aus seiner überströmenden Seele heraus seines Gottes Herrlichkeit verkündet. Und denkbar ist es immerhin, daß er Dämonen austrieb, Krankheiten heilte durch die Macht seines Geistes, die sich auf den von bösen Geistern Besessenen übertrug und seine Lebenskräfte wieder beflügelte. Dies wäre freilich ein neuer Zug den alten Propheten gegenüber, welche die Zauberei verächtlich abwiesen. Aber der Dämonenglaube war zur Zeit Jesu, wie auch das Beispiel des Paulus zeigt, allgemein, und Jesus, dessen Seele durchwallt ist von den Stimmungen dieser Zeit und namentlich auch denen der Masse, mag es durchaus als einen Beweis besonderer göttlicher Huld betrachtet haben, daß er die Kranken von ihren bösen Dämonen befreien, wieder erfreuliches Licht ihnen zuleiten durfte.

Das Volk, dem Jesus göttliche Botschaft überbringt, hat es empfunden, daß er zum Unterschied von den Schriftgelehrten aus flammender Seele heraus spricht. Es fühlte, daß er die Fackel aus der Hand des Johannes des Täufers genommen, daß er als ein Mensch, den die Weihe der Hoheit umgibt, kurz als ein Prophet Kunde bringt von den vergänglichen und ewigen Dingen. Fürwahr, wie hätte es Jesus gelingen können, die Massen so mitzureißen, daß sie ihm begeistert huldigten, hätte er nicht auch aus ihrer Seele herausgesprochen: aus dieser tief erregten, grollenden, nach Glück lechzenden Seele, dieser Seele, die dem Druck einer wahren Hochspannung ausgesetzt war, indem es feststand, daß bald das Firmament

erbeben und das Gericht seine Schrecken über die Ungerechten entfesseln werde! Mag Jesus auch hoch über dem leidenschaftlich bewegten Volke stehen: der Sturm des Grolles, die glühende Sehnsucht nach dem reinigenden Blitzschlag erfüllt auch ihn. Die Verfasser der Evangelien zeigen sich keineswegs imstande, die lodernde Leidenschaft dieses Mannes wiederzugeben. Aber wer weiß, wie es wogt und brandet im Innern eines echten jüdischen Propheten; wer sich zudem die zu den verwegensten Forderungen führende heroische Haltung unseres Propheten vor Augen hält, diese Neigung zum Äußersten, die einen erbeben machen kann: der ist davor gefeit, diesen Mann in eine zarte Herbstlandschaft hineinzustellen, wo er, ewig von der Harmonie eines blauen Himmels durchklungen, aus verklärter Seele heraus Glück und Frieden um sich breitet. Nein, an seinem Himmel ziehen schwarze, gespenstische Wolken dahin, er hat, wie es selbst die Evangelien andeuten, mit Dämonen gerungen und ihnen den Fuß auf den Nacken gesetzt; er hat sicherlich wie seine Brüder im Geiste in Visionen die ganze schauerliche Stimmung der Entrücktheit erlebt. Dieser Mann war genau wie das Volk in Aufruhr, war ein Revolutionär wie Amos und Jeremia, freilich auch ein anderes noch. Und hätte ihn nicht die Leidenschaft des Revolutionärs durchbraust, wie hätte das Volk, die Armen und Gedrückten, ihn huldigend umringen können, dieses Volk, das nach dem Blute seiner Peiniger lechzte und in wildem Kampfe auf sie eindrang?

Wir wissen es, daß die Frommen sich verletzt fühlen, wenn man Jesus, den sie sich nicht anders vorstellen können als den vom Abendrot der Liebe umflossenen Gottessohn, zu der Schar der rachedürstigen Revolutionäre gesellt. Aber die Seele aller jüdischen Propheten ist von gewaltigen Gegensätzen durchstürmt, und wenn diese Männer durch ihr heroisches Ringen bewiesen haben, welche Menschenliebe sie durchwallte, und wenn diese Liebe in zarten schmelzenden Weisen oder in brausenden Hochgesängen sich offenbarte: nun, die Rachgesänge sind nicht weniger zahlreich. Und die Rachsucht des Propheten, der sich zu den Verstoßenen gesellt und ihr Anwalt und Herold wird, sie trübt eben zuweilen auch die große Seele Jesu.

Es gibt im Leben dieses Propheten eine Linie, die sich eine weite Strecke deckt mit den Stimmungen der Masse. Welche derben proletarischen Klänge hallen doch aus den Reden Jesu heraus! Die Feinde des Volkes sind auch seine Feinde, und wenn er ihrer gedenkt, umgeben von den zerlumpten Massen, den sorgenbeschwerten, aber auch wut-

erfüllten: da ist nichts zu spüren von verzeihender, verklärender Liebe: da wettert er wie Amos und Jesaja, da fleht er nicht den Segen des Himmels auf sie herab, sondern verzehrendes Unheil. Wie Jesaja sind ihm, wenn er im Banne solcher Stimmungen sich befindet, alle ein Greuel, die das Haupt hoch tragen, sich als die Erwählten, die Herrschenden betrachten. Und es kommt ihm, wenn er vom Zorn berauscht ist, nicht in den Sinn, zu unterscheiden zwischen den Bösen und Guten. Die derbe, urzeitliche Leidenschaft der Enterbten bewegt ihn da, und er wird so ungerecht. Wie ist er hergefallen über die Pharisäer und Schriftgelehrten, als ob sie wirklich in ihrer Gesamtheit lediglich ein heuchlerisches, frevlerisches Gesindel gewesen wären! Sie waren es so wenig wie die Aristokraten und Priester, denen die Propheten früherer Zeiten die Schläge ihrer zornschnaubenden Reden zugedacht. Er haßt sie gewiß, weil ihre Frömmigkeit vor ihm nicht bestehen kann; er haßt sie aber auch, weil sie das Volk mit Lasten bedrücken, und man kann sich denken, welches Wonnegefühl das lauschende Volk erfüllte, wenn die Keulenschläge des Propheten auf die Priester und „Frommen", die beutegierigen Reichen und Machthaber niederfielen.

Wie zieht es doch Jesus hin zu den Armen, die er, einzig und allein, weil sie die Opfer der Herrschsucht sind, so stark verklärt, daß man sich eines Erstaunens nicht erwehren könnte, wüßte man nicht, daß hier Stimmungen wirksam sind, die vor Jahrhunderten schon laut wurden und nie mehr verstummten. Schon vor dem Auftreten der großen Propheten galt ja Jahwe als Gott der Unterdrückten, als grimmiger Feind zugleich der Herrschenden, die die Gerechtigkeit geschändet. Als der Gott des niedergehaltenen Volkes stieg er glanzvoll vor den Schwärmeraugen der verzückten und „verrückten" Jahwepropheten auf, der genossenschaftlich zusammenlebenden, welche das Volk aufwiegelten und bebten im Verlangen, daß der Gott als Messias den Herrschenden im Gericht seine vernichtende Hoheit bezeuge, das verelendete und knirschende Volk aber in Glücksgefilde führe. Mag auch bei den großen Propheten die Gestalt Jahwes eine gewaltige Steigerung erfahren: auch ihnen bleibt er als Hort der Gerechtigkeit der Schutzherr der Schwachen, denen seine besondere Liebe gilt, weil sie die Opfer der Hartherzigkeit, der Machthaber geworden. Und als Juda mit seinen „Helden" zertrümmert war, als das Volk als ein Ganzes das eiserne Joch der Knechtschaft trug, da klammerte man sich wieder an Jahwe als den Beschützer der Unterdrückten: als ein Proletariervolk gleichsam stellte sich Juda unter

den Schutz der göttlichen Majestät. Gewiß, ein verwegenes Herrschgelüst war rätselhaft eingemischt in dieses religiöse Erlebnis des zerschlagenen Volkes, ja, erneut ließen die Priester, die als Herrscher sich aufspielten, nachdem die alte beutegierige Aristokratie aufgerieben worden war, erneut ließen sie das Volk den Druck ihrer ehernen Hand verspüren. Aber sahen wir nicht, wie die unterjochten Massen sich aufbäumten gegen diese die Gerechtigkeit verhöhnenden Machthaber? wie sich zur Zeit Jesu eine proletarische Bewegung herausbildete, die sich gegen die Schänder der Gerechtigkeit wandte; gegen die Römer einmal, dann aber auch gegen die beutegierige Brut, die sich innerhalb des Volkes breitgemacht?

So knüpft Jesus an eine alte, echt jüdische Tradition an, wenn er im Feuer der prophetischen Leidenschaft für Jahwe als Proletariergott streitet, für diesen Gott, der kein Erbarmen hat mit den Blutsaugern, dafür aber auf die Armen das Füllhorn seiner Gnade ausgießt. In schrecklichen Verwünschungen schafft sich der Klassenhaß bei den alten Propheten zuweilen Luft. Wohlan, auch Jesus flammt auf, wenn er gedenkt der Schandtaten, welche die Herrschenden an dem wehrlosen Volk verübt. Da kommt es ihm gar nicht in den Sinn, daß auch solche, die auf der Höhe der Gesellschaft stehen, durchaus Menschen reinen Sinnes sein können und sich so wie Hiob rühmen dürfen, den Pfad der Gerechtigkeit nie verlassen zu haben. Sein Urteil ist dann einfach das der Masse: die Reichen schleudert der göttliche Zorn in das Flammenmeer der Hölle, wie im Evangelium Luk. Kap. 16 zu lesen ist, weil sie ihr Gutes im Leben abbekommen haben; die Armen aber werden in Abrahams Schoß ruhen, weil sie auf Erden das Böse erleiden mußten. Solche Vorstellungen und Wünsche sind Ausgeburt des Rachegelüstes, und keine Deutung der um ihr zurecht gemachtes Jesusbild besorgten Priester vermag diese Brandfackel des Grolles auszulöschen. Und der gleiche Geist atmet in einigen Stellen der Bergpredigt:

„Selig ihr Armen, denn euer ist das Reich Gottes.
Selig, die ihr jetzt hungert, denn ihr werdet gesättigt werden.
Selig, die ihr jetzt weinet, denn ihr werdet lachen.
Selig seid ihr, wenn euch die Leute hassen, und wenn sie euch ausschließen und beschimpfen und euren Namen ausstoßen als einen bösen.
Freuet euch an diesem Tag und jubelt, denn siehe, euer Lohn ist groß im Himmel;
Dagegen wehe euch Reichen, denn ihr habt euren Trost dahin.
Wehe euch, die ihr jetzt voll seid, denn ihr werdet hungern.
Wehe, die ihr jetzt lachet, denn ihr werdet trauern und weinen."

Mögen solche Ergüsse eines leidenschaftlichen Verfechters der Sache der Armen in schroffem Gegensatz stehen zu der zarten, auch die Bösen segnenden Frömmigkeit Jesu: die jüdische Seele ist weit genug, um solchen Gegensätzen Raum zu gewähren, mag es auch manchmal erscheinen, als ob sie unter dem Druck der Spannung zerspringen müßte. Nun sehe man zu, wie diese Gegensätzlichkeit weiterhin zum Vorschein tritt. Die Religion der weltsegnenden Liebe läßt sich durch keine Auslegekunst irgendwie in Einklang bringen mit der seit dem Verfall der Heldenzeit feststehenden jüdischen Geschichtsphilosophie, welche die Gegenwart in die gespenstische Farbe eines Fluches taucht. Wo die allesverstehende, alles umarmende Liebe waltet, diese Liebe, die ein ungeheures, unbegrenztes Ja- und Amensagen ist, da hat der die jüdische Seele seit Jahrhunderten erregende Gedanke allen Sinn verloren, daß die Welt den Gewalten eines Fluches ausgesetzt ist, ebenso die Vorstellung eines Zorngerichtes. Jesus hält aber an diesen durch die Tradition geheiligten Bestandteilen des jüdischen Weltbildes unverrückbar fest: apokalyptische Schreckensbilder umflammen seine Seele, und wie Jesaja bebt er nicht nur nicht zurück vor dem schauerlichen Gemälde der Weltkatastrophe, das seine Phantasie ihm vor Augen rückt, sondern triumphierend wie dieser Prophet heißt er das Verhängnis willkommen, hochauflodernd im Gefühl, daß das Gewitter sich austoben muß, soll die göttliche Rache besänftigt werden. „Ich bin gekommen, Feuer zu werfen auf die Erde, und wie wollte ich, es wäre schon entzündet... Meint ihr, ich sei erschienen, Frieden auf Erden zu bringen? Nein, sage ich euch, sondern vielmehr Spaltung, denn von nun an werden sein fünf in einem Hause gespalten, drei werden gegen zwei und zwei gegen drei sein, der Vater gegen den Sohn, und der Sohn gegen den Vater, die Mutter gegen die Tochter und die Tochter gegen die Mutter, die Schwiegermutter gegen die Schwiegertochter, und die Schwiegertochter gegen die Schwiegermutter."

Die alte babylonische Vorstellung, daß die Krisis der Zeit sich steigert zu einem alles verwirrenden Aufruhr, wird also bei Jesus, dem die Schriften der Propheten sicherlich wohl vertraut waren, lebendig, aber auch die apokalyptischen Bilder seiner Zeit kennt er. Wohlan, die böse Zeit, die Fluchzeit ist schon da. Aber aus ihrem Abgrund werden Gewalten des Aufruhrs herausbrechen, die alle bisher erlebte Verwirrung in Schatten stellen. Volk wird sich wider Volk erheben; Erdbeben, Hungersnöte, Seuchen und Zeichen am Himmel werden kundtun, daß die

unheimliche Stunde des Gerichts gekommen. In dieser Weise dachte sich eben auch das Volk die gewaltige Zeitenwende aus, und nun sehe man, wie bei Jesus weiterhin das Bild des Gerichtes in Vorstellungen zu Tage tritt, die der Rachedurst gezeitigt.

Das Gericht als Schreckenstat eines Gottes, der den Sündern kein Gott mehr, sondern ein wütender Dämon, kann in der von Liebe durchhauchten Atmosphäre der aus segnendem Herzen strömenden Frömmigkeit Jesu keinesfalls bestehen. Es ist ein Fremdkörper, ein düsterer Fleck auf einem lichtübergossenen Gemälde. Aber Jesus, wie wir wieder betonen, ist Revolutionär im Sinne der alten Propheten, den die Wallungen einer grollenden Masse völlig überwältigen können. Und in solchen Zeiten verblaßt das Bild des liebenden Vaters in der Höhe; der gnädig und erbarmend den Sündern sich zuneigende Gott wandelt sich um zum schauerlich erhabenen Gott des Gerichts, dessen Losungswort Zerschmetterung ist. Wir wissen, wie Jesus den Reichen und Herrschenden seinen Zornfluch entgegenschleudert, und in den verschiedenen Gerichtsgemälden, die die Evangelien enthalten, entspringen diesem Zorn wahre Schreckensbilder. Mehr als einmal wird betont, wie selten ein Reicher den erlösungbringenden Pfad der Gerechtigkeit wandelt, und so stellen denn die Besitzenden die Hauptmasse derer dar, die nach dem Urteilsspruch des Gerichts dem lodernden Abgrund der Hölle übergeben werden.

In keiner sozialen Schicht war der messianische Gedanke, das Verlangen nach der Fülle des Gottesreichs, so lebendig wie in den Massen, die, eine Zeitlang wenigstens, die Gefolgschaft Jesu bildeten. Das hat sich deutlich gezeigt, als der Kampf mit Rom entbrannte, wo sie die Verständigung mit dem mächtigen Feinde ablehnten und im Gegensatz zu den Pharisäern entschlossen waren, bis zum Äußersten zu kämpfen: im Wahn, daß Jahwes messianische Großtaten den Weg zum Siege ebnen würden. Jesus hat gewiß, und hierin folgt er den großen Propheten, den Kampf mit dem Schwerte verabscheut; der Heldengeist der alten Zeit, wo Jahwe als Gott der Heere sein Volk zum Siege führt, ist ihm fremd. Aber wie belebt doch auch ihn der Glaube, daß der Tag der Befreiung nahe ist und jeden Augenblick wie die Sonne, die schon die schwarzen Wolken mit ihrer Glut umsäumt, glorreich durchbrechen könne! Mag er vom Gericht sprechen und von der Zorngewalt Jahwes: bewegter und inniger ist seine Rede, wenn er des Rettungswerkes Jahwes gedenkt. Keiner unter den großen Propheten — Deuterojesaja vielleicht ausgenommen — ist so von Erwartungs- und Siegesjubel erfüllt wie

Jesus, und als dem frohen Botschafter sind ihm die Massen gefolgt, als dem Herold, dessen Mund überfließt im Preise derer, für welche die Ehrenpforte aufgerichtet. Ein gewaltiges Wunder wird sich vollziehen. Wenn die Fluten der Verwirrung am ärgsten branden, dann wird der Messias kommen „in einer Wolke mit großer Macht und Herrlichkeit", um den Harrenden abzunehmen die Ketten des Fluches, dem sie ausgesetzt. Ewige Seligkeit wird ihnen beschieden sein: doch eine Seligkeit, wie sie gerade den bresthaften Proletariern als höchste Wünschbarkeit vorschwebt. Jesus hält wiederum die Tradition des Volkes fest, wenn er sich das Gottesreich der Zukunft als verklärte, harmonieübergossene Erde vorstellt. Von der Arbeit, die bei Jesaja und auch bei anderen Propheten noch eine Rolle spielt, ist keine Rede mehr. In ein Wunderland des Glückes werden die Gerechten versetzt, wo keine Not, kein Kampf und Aufruhr mehr das Herz beschweren, und gebrochen ist die Macht des Todes. In dieser Welt der Freude wird es denen, die da darben mußten auf der fluchbehafteten Erde, an nichts mangeln. Am Tische des Herrn werden die Erwählten sitzen, Speise und Trank wird ihnen in Fülle zu Gebote stehen.

In dieser Weise haben sich eben die Massen des Volkes das Reich Gottes vorgestellt, und verständlich ist es, daß Jesus, der so hohen Wert darauf legte, die Darbenden zu erquicken, auch ihrer Sehnsucht nach einem ganz äußerlich gedachten Glück Ausdruck verlieh. Aber einer unerhörten Fälschung des Bildes Jesu kommt es gleich, wenn man ihn, wie es neuerdings geschehen, lediglich als Sprecher der Masse hinstellt, indem man die proletarischen Züge seines Wesens übermäßig heraustreibt, so daß die übrigen Linien seines Bildes verdeckt werden.

In der Seele Jesu sind gewissermaßen drei Schichten beschlossen, die wohl durch die strömende Kraft der Persönlichkeit verbunden sind, aber sich doch deutlich abheben wie Schichten immer feineren Metalles. Die eine dieser Schichten haben wir nun freigelegt. Nun beachte man, wie sehr Jesus sich wieder aus der Masse herauslöst und den Weg beschreitet, wie ihn die gegen die Veräußerlichung der Religion kämpfenden Propheten und Mystiker schon beschritten.

Schon in Äußerlichkeiten unterscheidet sich das Zukunftsbild Jesu wieder von dem des Volkes. Nicht nur daß der Aufstand abgelehnt wird; auch die nationale Überhebung des jüdischen Volkes wird abgewiesen. Das Gericht ist als Weltgericht gedacht, und vor den Richterstuhl des Messias treten alle Menschen, ob Juden oder Heiden, und auch letztere

können, wenn sie als gerecht befunden worden, die Krone des ewigen Lebens empfangen. Keine Rede ist mehr von der glorreichen Herrschaft Israels über die Völker; niedergerissen werden die Schranken der Nationen, und aus dem Gewirr der Völker, der sich mit Haß bekämpfenden, tritt heraus der Mensch, der, kann er vor dem Richter bestehen, in königlicher Freiheit im Gottesreich der Freude sich ergeht.

Damit treten uns bei Jesus Stimmungen entgegen, die schon bei den Propheten und dann auch, wie unsere Darstellung ergeben hat, während der Herrschaft des Gesetzes anklangen, und damit bewegt er sich auf einer Höhe, zu welcher der Masse des Volkes der Weg verschlossen war. Noch ist es nicht jene höchste Höhe der Frömmigkeit Jesu, von der aus der Blick über die Weiten der Welt und Menschen und Völker wie über ein glanzbedecktes Reich der Harmonie schweift, indem selbst das Böse, vom Strahl der Liebe getroffen, auffunkelt im Schimmer einer göttlichen Erscheinung: aber doch weht uns der Hauch einer großen, tiefen, von erhabenen Kräften bewegten Seele an.

Denn machtvoll lebt in Jesus der Geist der Propheten fort als Geist einer Frömmigkeit, die quillt aus den Abgründen eines Herzens, das den Zugang zur Gottheit findet in Taten der Gerechtigkeit, der Liebe, in Werken einer Frömmigkeit, die das „Gesetz" mißachten kann. Ja, diese vor allem in Form guter Taten sich äußernde Frömmigkeit erfährt bei Jesus die denkbar höchste Steigerung; einem sittlichen Heroismus wird das Wort geredet, der zwar nichts grundsätzlich Neues in der Geschichte Judas darstellt, indem einzelne Propheten ihrem Gott das höchste Opfer, das Opfer ihrer Persönlichkeit, dargebracht, aber der doch insofern einer unerhörten Vertiefung des religiösen Lebens gleichkommt, als Jesus von jedem einzelnen, der Bürger werden möchte im Reiche der Gnade, verlangt, daß er heldenhaften Sinnes das Gute vollbringe und sein Herz läutere, daß es leuchte wie ein Edelstein.

Jesus kämpft um das höchste Gut, um das gestritten werden kann: um den Menschen, um die Seele des Menschen, und hier hat er einen Sieg errungen wie keiner seiner Vorgänger. Aber ungerecht ist es, wenn man ihm allein den Ehrenkranz reicht und das Werk, das seine geistigen Vorfahren getan, mißachtet.

Was Jesus, wenn der proletarische Instinkt schweigt, allein als wertvoll erachtet am Menschen, das ist das große, Liebe atmende und wie mit Frühlingskraft Glück um sich breitende Herz. Aber schlug denn ein solches nicht auch in der Brust der alten Propheten, die sich erhoben,

um ihr im Morast der Sünde watendes Volk zu retten, dieser Männer, denen der ganze Jammer des heroischen Menschen aufgebürdet war? Und die Liebe Jahwes zu seinem Volk, die zuweilen in ergreifenden Herzenslauten Ausdruck gewinnt, ist sie letzten Endes nicht die Liebe der Propheten? Gewiß, diese Prophetenliebe schlägt oft in Flammen des Grolles auf: wohlan, es gibt, solange wir Menschen sind, keine ewig dauernde, nie von Gegenkräften unterbrochene Liebe, was niemand besser beweist als die beiden größten Propheten der Liebe, Jesus und Paulus. Und galt der Kampf der Propheten gegen ihre Zeit nicht ebenfalls einem Ideal, das eine von zarten seelischen Kräften durchströmte Lebensordnung kündet, in der die Menschen sich verbunden wissen in der Treue zu Jahwe, die sich ausstrahlt dann als Liebe zu den Menschen? Gewiß, die Propheten wenden sich vor allem an die Herrschenden. Aber sie haben dafür ihre guten Gründe. Denn gerade in deren Kreisen war die Verrohung am weitesten fortgeschritten; verkümmert war hier das, was auch die Propheten hätten „Seele" nennen können, und in furchtbaren Machttaten haben sie bewiesen, daß versteinert war ihr Sinn.

Majestätisch wie nie zuvor tritt nun die Macht und Heiligkeit der Menschenseele hervor in dem Dithyrambus, den Jesus anstimmt. Wie durchschaut er die Gefahren, welchen die Seele in der Welt, der bösen Welt ausgesetzt ist! Er haßt die Reichen und Herrschenden einmal, weil sie die Armen niedertreten. Aber er verabscheut den Mammonismus und das rohe Machtstreben vor allem auch deshalb, weil sie denen, die in ihrem Banne stehen, die Edelkeit rauben, das Herz verwüsten. Die Kraft und Hoheit der Seele entströmt auch ihm der Gottesliebe, die sich entfaltet als Menschenliebe, und da Jesus fromm ist im Sinne der Propheten, indem er leidenschaftlich danach strebt, vor seinem Gott als ein Gerechter bestehen zu können, und da die Gottheit die Vollkommenheit darstellt, so gelangt er zu den verwegensten sittlichen Forderungen. Der Gottheit dienen, heißt verzichten auf die Welt: auf Macht, Reichtum, Wohlleben; heißt Opfer bringen bis zum Äußersten, um ein Helfer zu sein denen, die eines solchen bedürfen. Der nach Gerechtigkeit Strebende macht keinen Unterschied zwischen Freunden und Feinden, Juden und Heiden, Bösen und Guten. Sie alle umfängt der Hauch seiner Liebe, seiner sorgenden, helfenden Liebe. Alles versinkt neben der Heiligkeit des Gebotes der Hingabe. Eltern und Geschwister verläßt der Fromme, um sich zu weihen der Heiligung seines Herzens; Staat, Geschäfte, Haus

und Hof: alles versinkt, wenn er dem Ruf aus der Höhe folgt. Und in der Tat, Jesus hat sich mehr als irgend ein anderer der großen Propheten früherer Zeiten herausgelöst aus dem Gefüge der Zeit: frei steht er da, in königlicher Selbstherrlichkeit, prangend in seiner erhabenen Armut: im Besitz eines Reichtums, neben dem aller Reichtum der Welt nicht aufzukommen vermag: eines Herzens, das, wenn der Dämon des Hasses sich verzogen, mit göttlicher Segensmacht auch die Bösen an sich zieht; eines Herzens, das ihm ein Glück einbringt, das als Glück der Gottesnähe ihn aufjubeln läßt.

Eine unerhörte Verfeinerung des sittlichen Empfindens wird erreicht. Ein Geist der Sanftmut, des Verstehens, des Verzeihens lebt in Jesus, wie wir ihn selbst bei Jeremia nicht vorfinden; mit einer Liebe kann er den Menschen begegnen, daß man den grollenden Propheten nicht mehr kennt. Reinheit der Seele, Gottseligkeit des Herzens ist nach ihm noch nicht erreicht, wenn die Weisungen der Gerechtigkeit etwa im Sinne der alten Propheten befolgt werden. Schon der unreine Gedanke schändet die Seele, und mit dem Vergeben ist es nicht getan: unzählige Male soll der, dem Unrecht geschehn, vergeben: mit Taten der Liebe ohne Zahl soll er dem Schuldigen begegnen. In großartiger Weise schafft sich das leidenschaftliche Wesen unseres Propheten einen Ausdruck in diesem sittlichen Heroismus, der freilich vor allem auch begeistert verkündete Lehre war; denn Jesus selbst hat bewiesen, wie schwer es ist, sich beständig auf dieser reinen Höhe zu halten.

In allen Punkten werden die sittlichen Forderungen der Propheten ins Ungemessene gesteigert. Diese halten an dem patriarchalischen Ideal fest, das vom Herrschenden verlangt, daß er schützend über seinen Untergebenen walte: in dem Wunschreich Jesu erwirbt sich der Mensch höchsten Adel durch Dienen. Auch jene haben die Gefahren des Reichtums durchschaut. Jesus aber verlangt vom Frommen, daß er alles, was er besitzt, den Armen überläßt. Auch jene sehen, daß das Machtstreben mit einem Fluch behaftet ist und suchen die verirrten Menschen wieder hinzuführen zu den Quellen des Herzens, in denen der Geist Jahwes strömt, ohne daß sie die Arbeit des Feldes und Hauses entheiligen: Jesus aber betrachtet jede Sorge um irdisches Gut als ein Schädigendes. Fröhlich-unbekümmert wie die Vögel, die in der Hut des Vaters im Himmel sind, möge der Mensch dem Tage, der Stunde leben, das sinnlose Getriebe der Welt wie eine dumpfe Niederung unter sich, den blauen Himmel der Sorglosigkeit, des Gottvertrauens über sich.

Man verkennt die Frömmigkeit Jesu, wenn man glaubt, daß sie lediglich in sittlichem Heroismus beschlossen ist, und gerade auch solche Heldenhaftigkeit, in der ganz verschiedene Haltungen der Seele sich offenbaren, zeigt, wie gegensätzlich die Kräfte sind, die Jesus beherrschen können. Auf der einen Seite gewinnt in seiner Lehre Ausdruck die Herrlichkeit und Erhabenheit des prophetischen Willens, der Gottheit zu dienen, jenes granitnen Willens einer Selbstbehauptung, der standhält, mögen auch Eltern und Freunde sich zurückgestoßen fühlen, ja, mag der Fluch der Zeit den verwegenen Kämpfer treffen. Ein Trotz, eine vor keinen Abgründen zurückschreckende Kühnheit offenbart sich hier, und Jesus hat, wie noch mancher andere Prophet, bewiesen, wie sehr diese Kühnheit ihn selbst adelt. Ein solch hartem Dienste geweihtes Leben aber ist voller Erschütterungen, und nun sehe man, wie auch in der Lehre Jesu die Sehnsucht nach Erlösung und Frieden laut wird. Der Lobpreis der erbarmenden, schenkenden und verzeihenden Liebe, er ist ein Lobpreis des stillen, aus den zarten Gründen des Herzens herausschwebenden Glückes; einer Friedseligkeit, die der Gottergebene empfindet, wenn die balsamische Kraft der Liebe den Schwachen, ja selbst den Feind umschmeichelt. Diese Friedseligkeit legt sich wie eine Glorie um das Haupt des Schenkenden, der sich geborgen weiß im Herzen seines Gottes, welcher nun als der sanfte Gott der Liebe, als der himmlische Vater seinen Sohn befreit hat aus den Wirbeln des Kampfes, so daß er als ein Erlöster atmet in einem Reiche seelischer Harmonie. Und aus der ganzen Unruhe seines Wesens heraus strebt Jesus leidenschaftlich hin zur Gottheit als der Stätte des Lichts, wo der Erlöste umklungen ist von den Melodien des Friedens, des Friedens einer Seele, die die ganze Pein der Unruhe erlebt hat.

Wiederum wird hier ein tiefes Bedürfnis der jüdischen Seele von Jesus machtvoll wie niemals zuvor offenbart. Aber es handelt sich um nichts grundsätzlich Neues. In den mystischen Kulten der Frühzeit, beim Jahwisten, in den Elialegenden, bei Hosea, Micha, Jeremia, in einzelnen Psalmen, bei Hiob, in der mystischen Bewegung der Spätzeit: deutlich klingt hier an die Sehnsucht des Frommen nach einer Befreiung seiner Seele von der Last der Unfertigkeit, dem Druck der Mühsal, auf daß sie eingehen kann in einen Frieden, der die „Welt“ besiegt und das Herz mit der Seligkeit der Vollendung erfüllt. Bei Jesus aber wird diese Sehnsucht beflügelt durch den bergeversetzenden Glauben, daß die Gottheit den Menschen reinen Sinnes hinaufführt zur verklärten

Höhe. Im Gebet vor allem durchstrahlt ihn sieghaft diese Heilsgewißheit, und gerade die Gebete Jesu, in denen er, abgeschieden von der Welt, Zwiesprache mit seinem Gott hält, bald leidenschaftlich mit ihm ringt, bald beseligt sich ihm ans Herz wirft, diese Gebete zeigen, wie sehr seine Frömmigkeit alles Äußerliche abstreifen kann.

So bedeutet sie eine völlige Überwindung dessen, was wir Zivilisation nannten: der Religion des Gesetzes, also einer Rechtsordnung, dann aber auch jenes Machtstrebens, wie es im messianischen Ideal der nachprophetischen Zeit, dann auch der kriegerisch gestimmten, rachedürstenden Masse beschlossen ist. Jesus, der seinen Lieblingen, den schlichten Leuten des Volkes, als Prophet so oft aus der Seele redet, er läßt das messianische Ideal wieder in solch zarten Farben aufleuchten, daß ihm der Ruhm gebührt, der jüdischen Kulturidee, wenn man diese Bezeichnung hinnehmen will, die feinste und erhabenste Form verliehen zu haben. Nicht nur, daß in Jesus jene gegen die Zivilisation sich wendende Kulturströmung, die wir freigelegt haben, mit unerhörter Kraft wogt, so daß alles, was vor ihm an zerstreuten Stellen laut geworden, machtvoll zusammenklingt: auch vieles von dem, was bei den großen Propheten erst Andeutung war, entfaltet nun seine Blüte. Freilich, die düsteren Vorstellungen von der Fluchzeit, vom Gericht, das die Sünder dem Verderben überweist, diese Vorstellungen, die dem Klang der segnenden Liebe gleichsam höhnend entgegentreten, bleiben erhalten. Sie bilden eine nationale Überlieferung, von der sich Jesus nur schwer loslösen kann. Aber in Zeiten seiner höchsten Erhebung hat er, wie wir noch zeigen werden, auch diese Vorstellungen überwunden.

Wo Jesus, beschwingt von der segnenden Frömmigkeit, die das Fluchen und Hassen verwehrt, für das Gottesreich wirbt, da wird laut die Stimme des Menschenfreundes, der nicht die Reichen und Herrschenden schon deshalb verdammt, weil sie ihren Teil vorweg haben, nein, an alle Menschen geht der Ruf, daß sie sich rüsten, um vom Messias bekränzt zu werden. Nicht mehr entringt sich der Schrei der Rache der Brust, sondern der Ruf der Buße: der Einkehr, damit die Seele gereinigt werde vom Unrat der Welt, damit sie sich schmücke, wie der Bräutigam sich schmückt zum Feste. Heroismus im Handeln, Herzensreinheit, alles das, was eben dem Menschen vor der Gottheit die Weihe verleiht, ebnet den Weg, der hinleitet zur Pforte des Heils. Begreift man es so, daß, wo diese erhabene Auffassung gebietet, nun das Reich Gottes, das messianische Reich der Herrlichkeit, gleichsam höher über

die „Welt“ hinausgerückt ist als jene göttliche Ordnung, die die proletarische Sehnsucht sich ausdenkt, mag es auch immer noch als eine verklärte Erde gedacht werden? Nicht daß es bei Jesus zu einer reinlichen Scheidung kommt; aber wer ein Gefühl für seelische Besonderheiten besitzt, der muß zugeben, daß die Verheißungen Jesu auch hinweisen auf ein Reich der Gnade, in dem die „Seele“ den Triumph ihrer Erlösung erlebt. Überwunden ist hier die Welt als die Stätte des Unfriedens, des Kampfes, der Rastlosigkeit des Strebens, des Elends, des Bösen; die Herrschaft der Gerechtigkeit, des Guten ist aufgerichtet; einen Frieden haucht nun der blaue Himmel aus, der als Friede der Seligkeit in Gott den Erlösten umschwebt wie nie verstummende zarte Musik.

Welche Wandlung hat doch das messianische Ideal im Laufe der Jahrhunderte erfahren! Immer ist es ein Reich der Harmonie, das der Königsherrschaft Jahwes untersteht: aber während bei Jesaja noch der Arbeit gedacht wird, mag auch hier schon die Herrlichkeit des Paradieses auftauchen; während bei Deuterojesaja die ganz irdisch gedachte Freude sich gründet auf die Sklaverei der Völker; während in der Zeit der Zivilisation der Kultus auf dem Zion, der Königsburg Jahwes, als Zeichen der endlich die Welt überstrahlenden Macht des auserwählten Volkes eine große Rolle spielt und das Herrschaftsgelüst in rohen Vorstellungen von Ruhm und Größe sich Ausdruck verschafft; während die Massen an Essen und Trinken denken und auch Jesus als Sprecher des Volkes von diesen Vorstellungen nicht unberührt bleibt: da empfängt nun das messianische Reich seine Weihe dadurch, daß die auf Erden gehetzte, von einem Fluch umhergejagte Seele ihren Frieden findet in der Ruhe in Gott. Nur wer sich vor Augen hält, wie Jesus selbst — der mit teuflischen Gewalten kämpfende Prophet, der Mensch des zartesten Gewissens, der Liebreiche, der so viel Ungemach erdulden mußte — die ganze Qual eines von der Unruhe erfüllten Lebens empfunden hat, der versteht es, daß er aufjubeln konnte und in einem Glanz der Verklärung leuchtete, wenn es ihn überkam, daß nun bald der Bann dieser Welt gebrochen sein werde und er mit seinen Brüdern wandeln dürfe im Lichte des göttlichen Friedens. Als der Leidenschaftliche und bei all seiner Größe Unfertige strebte er hin zum lichterfüllten Friedensreich, liebevoll ermahnend, beschwörend seine Brüder, ihm zu folgen und die Herrlichkeit seines Gottes zu schauen: preisend Jahwes Vatergüte, die allen Menschen entgegenwallt.

Es läßt sich nicht bestreiten: der grausige Vorgang des Gerichtes, das Furchtbare der ewigen Höllenqual, denen die Unverbesserlichen ausgesetzt sind, hebt sich ab von dieser, aus einer liebeatmenden Seele aufglänzenden Vision wie eine fremde, uns verletzende Welt. Der Gott des Gerichtes und der Vater der Liebe: wer empfindet nicht, daß hier ein greller Mißlaut sich kundtut. Aber Jesus, und das ist seine größte Tat, hat die Kluft zuweilen überbrückt. Und auch hier setzt er wieder fort, was andere begonnen. Wiederum taucht Jeremia vor uns auf. Auch dieser weiß ein furchtbares Schicksal seines Volkes, das er voraussieht, nicht anders zu deuten, als daß er annimmt, Jahwe schreite zum Gericht, um den Frevlern seine furchtbare Majestät zu zeigen. Aber wie lehnt sich des Propheten zarte Seele gegen das Gräßliche auf! Welcher Schmerz zittert in seinen Gedichten, die den Zusammenbruch schildern, in diesen Gedichten, die vor allem Klagelieder, nicht Rachegesänge sind! Ist hier so nicht ein Weg beschritten, der zu einer Deutung der bevorstehenden Katastrophe führen könnte, die den Gerichtsgedanken ablehnt? Nun, Deuterojesajas in Triumphgesängen auflodernde Liebe zu Israel duldet es nicht mehr, daß der Gerichtsgedanke die Harrenden verdüstert. Bei ihm gibt es wohl ein Gericht für die Völker, aber nicht mehr für das Volk Jahwes. Seine Liebe legt den Schein der Verklärung über Juda: rein ist es wie der blaue Himmel; Jahwe hat allen Zorn abgetan und naht als ein Retter, der die Söhne seines Volkes, verzeihend und vergessend das Unrecht, das ihm angetan worden, in die Arme schließt, sie segnend wie ein gütiger Vater. Und hat nicht auch sonst der Gerichtsgedanke die bannende Kraft einer nicht zu betastenden nationalen Überlieferung eingebüßt? Nun, er spielt nicht die geringste Rolle bei Hiob, und auch die Sadduzäer sind nicht weiter von ihm berührt, und wahrscheinlich ist es, daß er ebenfalls bei einzelnen mystischen Sekten zurückgedrängt wurde durch die Wallungen einer Frömmigkeit, derzufolge der Mensch durch Weihen, durch eine Läuterung der Seele zur Gewißheit der Seligkeit in Gott gelangen kann. Wir behaupten nun nicht, daß Jesus von irgendwelcher Seite entscheidend „beeinflußt" worden wäre, um die Kraft zu finden, die nötig war, um das Gewebe der jüdischen, aus wirbelnder Seele herausgeborenen Geschichtskonstruktion zu zerreißen. Aber wichtig ist es doch, zu betonen, daß solche der uralten Vorstellung vom Weltgericht sich entgegenstellenden Kräfte in der jüdischen Kultur lange vor ihm lebendig

waren, und daß er, der seelisch reichste Sohn seines Volkes, so in einer gewaltigen Offenbarung kündete, was vor ihm schon sich regte.

Wir sind nun vorbereitet, um jene dritte Schicht der Seele Jesu freizulegen, jene Goldader eines Erlebens, die wie ein göttliches Wunder strahlenden Glanz ausbreitet über die Weiten der so oft als böse und satanisch verfluchten Welt.

Worin besteht nun diese bisher nur flüchtig berührte Frömmigkeit? Nun, einmal darin, daß das Gottesreich nicht in die Zukunft verlegt wird, sondern als gegenwärtig empfunden wird in den Tiefen eines von göttlichen Kräften durchschauerten Herzens. Das Reich Gottes, heißt es, ist nicht hie und da, es ist keine Ordnung, die aus den Quadern einer wenn auch verklärt gedachten Welt aufgebaut ist; es ist nichts, was, wie das Paradies der Zukunft auch in seiner feinsten Ausprägung erinnert an die Reiche der Welt. Kein sichtbarer göttlicher Herrscherthron ist in ihm aufgerichtet, um den sich die Erlösten wie lichtgegürtete Genien scharen, und nicht hebt sich dieses Reich in himmlischer Herrlichkeit ab von dem flammenbrodelnden Abgrund der Hölle. In der Seele des auf Erden wandelnden Menschen ist es beschlossen, so gegenwärtig wie die lebenerweckende Frühlingssonne, so wirklich wie der Atem des Herzens. Ja, der Atem der Seele ist es, einer zu göttlicher Fülle ausgereiften Seele, die mit Augen in die Welt blickt, die ein anderes sind als die Augen des gewöhnlichen, in das Gewoge des Tages hineingezwängten Menschen. Der Mensch, der eine solche Seele besitzt, ist durch die Gnade der Gottheit, so möchten wir sagen, sich selbst zum Messias geworden, sich selbst und der Welt, der nach Erlösung lechzenden. Alles, was in sein Blickfeld tritt, erlöst er aus dem Banne der Unfertigkeit und Sünde; nichts ist ihm zu unscheinbar, und nichts ist so grauenvoll, daß es als unwürdig erachtet werden könnte, geläutert zu werden in der Glut seiner Seele. Der gotterfüllte Mensch richtet nicht mehr, er zürnt nicht, weil alles gerechtfertigt ist. Die Welt mit ihrer Sorge, ihrer Unruhe, ihrem Elend ist für ihn überwunden. Liebend, segnend naht er allen Menschen, den guten und den bösen, ihnen die frohe Botschaft bringend, daß auch sie Kinder werden können des Vaters, der in den Geheimnissen des Herzens webt.

Alles, was sonst selbst den frommen Juden erschüttert, liegt nun tief unter dem auf dem Berg der Verklärung stehenden Jesus. Die Qualen des Sündengefühles sind überwunden, besiegt die Schrecken des

Todes: er hat das ewige Leben errungen in einem Sieg, der ein Sieg ist des segnenden, liebespendenden, gotterfüllten Herzens. Der Ätherhauch der Vollkommenheit durchweht die Welt und raubt ihr all das Schwere, Unheimliche eines von furchtbaren Gewalten aufgestörten Ungeheuers; in einem seelischen Geheimnis, für das auch die größte Sprachmeisterschaft nicht ausreicht, um es dem Unempfänglichen nahezubringen, geht eine Verklärung der Welt vor sich, die alle Dinge befreit von dem Banne des Zweckes und des Zwanges, der Unfertigkeit und der Unruhe, und durch diese Welterlösung empfängt der gottverbundene Mensch die höchste Weihe. Erlösungsglanz umflutet ihn; der Himmel hat sich auf die Welt gesenkt, das messianische Reich der Gnade ist gekommen: als weltsegnender Strahl bricht seine Herrlichkeit aus lichtdurchglühtem Herzen heraus.

Aber schildern wir damit die Frömmigkeit Jesu nicht als die eines Mystikers, der, ekstatisch vereint mit der Gottheit, die Welt mit ihren Schlacken reinigt im kristallenen Strom seines Gefühles, daß sie auffunkelt, frisch und göttlich wie ein lichter Morgen im Frühling? Nun, abgesehen davon, daß Jesus, wie unsere Darstellung ergeben, keineswegs beständig in der Weihe dieses Sieges über die böse Welt wandelt, daß immer wieder düstere Schatten aus dem Tal der Finsternis und Qual den Glorienschein, den er über die Welt breitet, beflecken: Jesus ist kein Mystiker. Er mag wie die Propheten früherer Jahrhunderte Visionen erlebt haben, und die schauerlichen oder betörenden Klänge solcher Visionen mögen fortschweben im Reiche seiner Frömmigkeit. Aber was ihn vor allem auf die Höhe seiner gotterfüllten Selbstherrlichkeit hinaufhebt, das ist der Flügelschlag einer Menschenliebe, die ihm das Gefühl einer solchen Kraft verleiht, einer solchen Seligkeit einbringt, daß die in den unzähligen Flammen ihrer Willensgewalten aufzüngelnde Welt wie unter dem Hauche der Gottheit erlöst wird von ihren Zuckungen und vor ihm liegt im Bilde einer vollkommenen Harmonie. Gewiß weilt auch das Auge seiner Seele in seliger Betrachtung auf den Sonnengefilden der verklärten Welt, aber nicht das Schauen ist das Ursprüngliche, sondern dem vom Gefühl der Alliebe durchwärmten Willen gelingt dieses Werk der Weltsegnung. Und immer bleibt, das unterscheidet Jesus vom Mystiker, die Gottheit erhalten als die geheimnisvoll in der Welt und der Seele lebende selbständige Lebensmacht: nie verschmilzt sie mit dem Frommen zu einer untrennbaren Einheit.

In dieser willensmächtigen Selbstbehauptung, der freilich alles Aufrauschende einer dionysischen Wallung fehlt, die vielmehr die größte Zartheit und Innigkeit der Seele zur Voraussetzung hat, in dieser Selbstbehauptung gewinnt Jesu Zugehörigkeit zur jüdischen Kultur die feinste Ausprägung. Nicht strebt er wie die frommen Inder oder einzelne deutsche Mystiker des Mittelalters hin zu jenem in die Stille der Raum- und Zeitlosigkeit eingebetteten, erhabenen Nichts, wo die Dinge eingehen in den Sternendom einer mystischen Nacht. Nein, noch wogt das Leben in der vollkommen gewordenen Welt, nur daß es eben dahinfließt im Strome einer Harmonie, die entspringt dem von göttlicher Hoheit durchleuchteten Herzen. Aber wie bezeichnend ist es doch, daß Jesus, der weltsegnende und weltliebende, das Aristokratische einer Haltung gewinnt, welche die Gelüste sieghaft abwehrt, die in der Seele des Unterdrückten leben, und die auch ihm nicht fremd sind! Das ganze jüdische Geschichtsgemälde, in dem dicht neben den paradiesischen Gefilden des Jenseits die Flammen der Rache und des Herrschgelüstes lodern, hat für den schon im Reiche Gottes weilenden Jesus allen Sinn verloren. Wo die Welt daliegt im goldenen Schein des nichts als Liebe spendenden Herzens, da kann sie nicht zugleich von der Gewalt eines Fluches durchstürmt sein: also gibt es auch keine messianische Zukunft, die den Bann des Fluches bricht. Wenn der Fromme die Welt der Gnade, die Seligkeit in seiner Brust trägt, da kann das messianische Reich nicht mehr als eine erst zu erwartende Gottestat betrachtet werden: das erlösende göttliche Werk ist vollbracht. Wo die Liebe auch die Bösen umfängt und ihnen den Fluch der Sünde abnimmt, da ist das Gericht überflüssig, der Fürst der Hölle überwunden. Die Instinkte einer niedergehaltenen sozialen Schicht und dann eines unterjochten Volkes haben diese grauenvollen Vorstellungen zur Reife gebracht, und indem Jesus durch die Macht seiner Liebe sich aus diesen Niederungen des Grolles befreit, so überwindet er damit eine der heiligsten Überzeugungen des jüdischen Volkes. Nie aber haben solche Wahnvorstellungen die frommen Inder umgaukelt. Als Glieder einer herrschenden Klasse, die das Trügerische des Machtstrebens durchschaut und tief empfunden, konnte der Haß des Enterbten in ihrer Seele keine Stätte finden, und so tritt denn Jesus in ihre Nähe als der Sohn eines Volkes, das in den Genüssen des Hasses schwelgt wie kein anderes, aber dafür auch, gleichsam um seine wild aufschäumende Seele zu reinigen, der

weltüberwindenden Liebe Preisgesänge weihte, die wie jubelnde Chöre aus himmlischen Höhen uns heute noch überwältigen.

Mit dieser Weltheiligung vollbringt Jesus eine Tat, die, wie so vieles bei ihm, vorbereitet war in der Kultur seines Volkes. Auch in der Dichtung der vorexilischen Propheten taucht die Welt auf; aber welche grauenvollen Bilder treten uns da entgegen! Ein Chaos ist sie, von Kriegen, von Aufruhr durchtost, vom Wehschrei der Unterdrückten erfüllt: eine Welt des Jammers, in der leben zu müssen, Jeremia als einen Fluch empfindet. Diese Stätte der Not zu heiligen, fehlt den Propheten die Kraft, und so flüchten sie sich, wie es schon der Jahwist getan oder der Erzähler der Paradiesgeschichte, in die Vergangenheit, die sie nun in den goldenen Schein der Harmonie tauchen: denken wir namentlich auch an Jeremia, der die Wüstenzeit, die Frühzeit des Volkes überhaupt, pries als die Zeit der Eintracht, indem Jahwe und Israel in inniger Liebe miteinander verbunden waren, so daß nie wankte das Glück. Oder die Propheten schwingen sich sehnsüchtig hinein in die Zeit der erwarteten messianischen Herrlichkeit, der sie lichtdurchglühte Freudengesänge widmen. Aber es gibt einen Propheten, Deuterojesaja, der Stunden der Begeisterung erlebt, wo ihn die, wie er meint, bevorstehende Erlösung des Volkes mit einer solchen Glücksfülle beschenkt, daß die Scheidewand zwischen Gegenwart und der lichtübergossenen Zukunft niedersinkt. Da ist ihm Jahwe der göttliche Held, der alle Hemmnisse beseitigt hat, die der Erlösung bisher entgegenstanden; vergessen, weggewischt ist die Schuld Israels; ein reines Volk ist es, das sich nur zu erheben und den von Jahwe gebahnten Weg zu beschreiten braucht, um zur Stätte des Heils zu gelangen. Hier breitet eine brausende Liebe zu dem Volke eine solche Verklärung um sich, daß alle Gedichte, die sich mit Israel beschäftigen, von Freude durchklungen sind. Freilich, nur Israel wird in diesen Lichtkreis der segnenden, alles vergoldenden Liebe gerückt, nicht geheiligt werden die übrigen Völker.

In dieser Frömmigkeit wird etwas lebendig von der hohen Stimmung der Heldenzeit, wiewohl der kriegerische Geist, der ehedem die Recken befeuerte, bei Deuterojesaja, dem Erben der vorexilischen Propheten, fehlt. Damals war Jahwe der Gott eines Volkes, das, von überströmenden Kräften durchwallt, leidenschaftlich das Leben liebte und die Kraft aufbrachte, auch das Furchtbare, den Krieg, als etwas Gottgewolltes, Herrliches und Erhabenes zu preisen. Die Vorstellung vom Paradies,

welche die Gegenwart entwertet und finstere Schatten auf sie legt; die Vorstellung des Gerichtes, vor dem sich die Söhne des Volkes zu verantworten, oder gar der Hölle, in der die, welche zu leicht befunden, ewiger Pein ausgesetzt sind; die Furcht vor dem Tode: alles dieses martert noch nicht den Sinn. Jahwe ist der Gott eines von Lebensfreude erfüllten Volkes, das sich weiht im Kampf und in der Arbeit, in Spielen und religiösen Festen; eines Volkes, dessen Körper noch nicht vom Fieber des Sündengefühls geschüttelt wird, und das die Kraft aufbringt, auch furchtbare Geschehnisse hinzunehmen, ohne irre zu werden an seinem Gott. Vor Jahwe erscheinen, heißt, sich vor Jahwe freuen. Und Jubel durchklingt die religiösen Feiern; nicht gebeugt erscheint man wie später vor dem Herrn der Heerscharen, sondern mit leuchtenden Augen, in denen die Lebenslust funkelt. So bildet die Dichtkunst dieser Zeit ein Abbild des weltverklärenden Glückes, freilich noch ist diese Welt begrenzt: sie deckt sich mit der Heimat. Zudem handelt es sich nicht wie bei Deuterojesaja und Jesus um die Stimmung eines einzelnen, sondern eines Volkes, eines Standes vor allem, des Adels, und noch fehlt dieser Weltfrömmigkeit jene Seelentiefe und Zartheit des Gefühls, der wir bei Jesus begegnen. Sie ist durchrauscht von dionysischen Kräften, während die Frömmigkeit Jesu mehr an die des Heiligen erinnert, in dessen Bart die Vögel nisten und der, wohin er tritt, wie eine zarte Leuchte ein stilles Glück um sich breitet.

Und dürfen wir in diesem Zusammenhang nicht auch der Mystik gedenken, die, eine feine Blüte, zur Zeit Jesu selbst auf dem rauhen Boden Judas sich entfaltete? Mögen die in Sekten vereinigten Mystiker auch noch die Vorstellung der Fluchzeit des Weltgerichtes und der kommenden Segenszeit, um der Religion des Gesetzes die Treue zu bewahren, beibehalten haben: diese Vorstellungen können für sie nicht die zwingende Kraft mehr besessen haben wie für den, der ihrem geweihten Kreis nicht angehörte. Der Mystiker erlebt ja die Erlösung von dem Fluch der Welt in der Gewißheit, daß er den Gott, der Friede, Seligkeit bedeutet, schon in sich aufgenommen: so daß die Welt mit ihrem Lärm für ihn stille wird, keine Weltkatastrophe ihn mehr schreckt. Das ewige Leben fällt ihm ja schon hienieden zu als Siegespreis seiner Weihen, seiner strengen sittlichen Lebensführung, dann seiner Hingabe an das höchste Wesen, das er in verzückter Schau sich einverleibt, so daß er als ein Erlöster aufjubeln kann. Freilich empfängt dadurch noch keineswegs die Welt als solche die Segnung eines in der

Gottheit atmenden Herzens, aber von diesem mystischen Erlebnis aus ist der Zugang zu einer solchen aus dem Boden einer innigen Frömmigkeit entsprießenden Weltliebe viel weniger beschwerlich als von dem jüdischen Grunderlebnis aus mit seinen Rache- und Haßgelüsten.

Es ist durchaus nicht ausgeschlossen, daß der versöhnende Hauch dieser Mystik auch die Seele Jesu berührt hat. Er heißt ja der Nazaräer; doch wir wissen es nicht, ob er Beziehungen zu der Sekte gleichen Namens gehabt. Daß er sich taufen ließ, sich also einer Weihe unterzog, auf die der Mystiker so hohen Wert legt, ist bekannt. Wie dem auch sei: jedenfalls hat bei ihm die Sehnsucht der von wilden Leidenschaften aufgewühlten jüdischen Seele, in einer vollkommenen Welt die Seligkeit des Friedens in Gott zu erleben, die herrlichste Blüte getrieben. Er hat die so oft verfluchte und grauenerweckende Welt mit all dem Entsetzlichen, das in sie eingemischt, mit der Kraft seines großen Herzens herausgehoben aus dem giftigen Nebel der Verachtung und des Hasses und sie mit dem Äther, in dem geheimnisvoll der Geist der Gottheit webt, vermählt.

Aber hat er dies denn auch wirklich vollbracht? Wir haben nun gesehen, daß sich gleichsam drei Grunderlebnisse aus seiner so reichen Seele herauslösen lassen; aber diese Erlebnisse bestehen nicht für sich. Es handelt sich um Ströme und Gegenströme. Bald vermischen sich diese Erlebnisse, bald tritt das eine, bald das andere stärker hervor, und so begegnet uns Jesus als eine durchaus verwickelte Natur. Er teilt damit das Schicksal aller Menschen später Kultur, denen der Zug der Größe anhaftet. Das ganze Erbe der jüdischen Kultur mit seinen Gegensätzlichkeiten kommt bei ihm zum Vorschein; seine Persönlichkeit ist bei weitem nicht so durchsichtig wie die der Propheten früherer Zeiten. Noch streitet in seinem Innern zarteste Liebe mit dem Haß, und wenn der Liebe das Größte gelungen: immer wieder umqualmt sie die unreine Flamme. Gericht und Hölle, diese Ausgeburten eines finsteren Sinnes, sind aus dem Weltbild Jesu nicht hinwegzudeuten; und wäre nicht Paulus erschienen, so wäre Jesus nicht zu der gewaltigen Geistesmacht geworden, als welche er heute vor uns steht.

Jesus starb wie ein Verbrecher am Kreuz. Mag uns auch die Schuld, die man ihm angerechnet, verborgen sein: jedenfalls fiel in die Hand der Schergen nicht der sanftmütige Jesus, der an seinem Herzen die Welt erwärmte, daß sie sich mit Frühlingsglanz bedeckt, sondern der leidenschaftliche Feind der Herrschenden, der Freund des revolutionären

Volkes. Und er starb nicht wie ein Gott, der, wie es bald hieß, durch seinen Tod triumphierend die Welt überwunden, sondern wie ein Mensch, der das Leben liebte und von den Schauern der Angst durchschüttelt wurde, als der Abgrund sich vor ihm auftat. Es hat vor Jesus in Juda Märtyrer gegeben, die, ihrem Gott zu Ehren, frohlockend das Furchtbarste wagten und mutbeschwingt dem Tod entgegengingen. Jesus aber schrie flehentlich auf, als der Tod sich gespenstisch heranschlich: mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen! Wie ergreift uns dieser Hilferuf des Angstgequälten, der erstanden war, um den Menschen frohe Botschaft zu bringen! Und wie erschütternd tritt uns, stehen wir vor dem Kreuze, die Tragik dieses Propheten entgegen, den sein Volk, wie die meisten seiner Geisteshelden, von sich gestoßen als einen Frevler und Schänder seiner Ehre!

Und dieser Mann, dem nichts Menschliches fremd war, der liebte und haßte, Triumphe feierte und zuletzt niedergestoßen wurde wie ein gemeiner Verbrecher, er wurde zu einem göttlichen Wesen, zum Messias, erhoben und lebt als solcher fort als der Heiland einer Weltreligion. Es war Paulus, dessen Überzeugungstreue und glühender Beredsamkeit im Verein mit einem gewaltigen Machtwillen es gelang, dem schlichten Propheten zu dieser weltgeschichtlichen Bedeutung zu verhelfen, Paulus, der, das Erbe Jesu übernehmend, mit dem ganzen Ungestüm eines jüdischen Propheten den Sieg der neuen Kultur über die Zivilisation verbürgte.

PAULUS

DA ist es denn wichtig, darzulegen, daß dieser Mann, den man gleich Jesus so gerne dem jüdischen Wesen als eine neue Erscheinung gegenüberstellt, alle entscheidenden Züge der Geisteshelden seines Volkes aufweist. Gewiß, die eine oder andere Kraft der jüdischen Seele tritt stärker oder schwächer hervor, aber in seiner Genialität flammt doch das Erbe einer langen Kulturentwicklung in prachtvoller Fülle auf. Er ist gewiß Mystiker, aber es leben die leidenschaftlichen Gelüste des Juden fort, so daß er sich von den indischen Mystikern abhebt als eine neue Welt.

Ein gewaltiger Fanatismus rauscht durch die Geschichte Judas: der Fanatismus eines Volkes, das, indem es sich an seinen Gott klammert, sich verzweifelt dagegen wehrt, von den Fluten der Welt verschlungen zu werden. In der Heldenzeit schon, in der Zeit der prophetischen

Kultur, dann auch der Zivilisation erfüllt dieser bergversetzende Glaube an die kommende Größe das Volk und seine Herolde, ein Glaube, der zu heroischen, aber auch entsetzenerregenden Taten führen kann. Paulus steht den Eiferern seiner Zeit um nichts nach. Er saß zu den Füßen der Pharisäer, und ihre Glaubensleidenschaft brennt Zeit seines Lebens in seiner Seele. Er hat die ersten Christen, die sich zusammenfanden in der Verehrung ihres am Kreuze verstorbenen Meisters, mit verbissener Wut verfolgt, überzeugt, daß es Jahwes Willen entspreche, wenn die Schänder seines Heiligtums ausgerottet werden. Ihm war das Gesetz eine majestätische, unberührbare, göttliche Erscheinung, und er hat sich mit allen Kräften bemüht, es zu halten, mochte er auch knirschen unter der Last, die ihm dadurch auferlegt war. Und nie hat er dieses Gesetz verächtlich beiseite geworfen, auch wenn er sich später rühmte, es überwunden und damit sein besseres Selbst gerettet zu haben. Öfters beruft sich der Apostel auf dieses Gesetz als eine verpflichtende Macht, und wenn er zuweilen gegen es anrennt wie gegen einen bösen Feind: es leuchtet wieder das Gefühl der Treue im Anblick dieses kostbaren Vätererbes auf in dem herben Ausruf: „es steht geschrieben". Und wenn das Gesetz dem frommen Juden den Inbegriff bildete des Heiligsten seines Volkes: nie hat Paulus, dessen Vaterland die Welt war, sein Judentum verleugnet. Stolz richtete er sich auf, kommt es ihm, inmitten seiner Fahrten durch die Welt, in den Sinn, daß er als ein Sohn des erwählten Volkes die neue Heilsbotschaft verkünden darf. Er, der triumphierend die Liebe zu feiern weiß, die Menschenliebe, die keinen Unterschied macht zwischen Fremden und Vaterlandssöhnen, er gerät dann wieder völlig unter die Botmäßigkeit des jüdischen Instinktes, der es nicht zugeben kann, daß auch die Heiden in den Augen seines Erlösergottes den gleichen Adel besitzen wie das Volk Israel. Als Wildlinge werden sie gegenübergestellt dem edlen Ölbaum, den Jahwes Liebe gepflanzt hat und sorgsam überwacht. Und offensichtlich ist der Einfluß gerade auch des stark rationalistisch gefärbten Spätjudentums auf Paulus, mag auch die Gefühlsgewalt immer wieder herausbrechen mit dem ganzen Ungestüm eines vollsaftigen Lebens. Nicht nur, daß er es nicht verschmäht, sich nach dem Vorbild der Schriftgelehrten der allegorischen Schriftauslegung zu bedienen: seine Beweisführungen entbehren nicht des rationalistischen Einschlags, wiewohl man sich hüten muß, diese Neigung zu begrifflichen Deutungen über Gebühr zu betonen. Schon Jesus nimmt sich im Vergleich zu den alten Propheten

als eine seelisch verwickelte Gestalt aus; Paulus aber ist, bedenkt man, daß zu den Einflüssen des Rationalismus noch der entscheidende Einfluß der Mystik hinzutritt und dabei die Hauptlinien des jüdischen Weltbildes festgehalten werden, noch verwickelter. Es fehlt die knorrige Urwüchsigkeit der alten Propheten; seine seelischen Erlebnisse verdichten sich nicht zu einem einzigen Grunderlebnis, sondern fallen, wie wir noch zeigen werden, auseinander; seine Sprache, auch wenn immer wieder die erlösende Flamme herausschlägt, trägt doch schon stark die Abzeichen der Sprache der Gebildeten seiner Zeit: es fehlt die rhythmische Gliederung, die poetische Fülle sprudelt, trotz herrlicher Offenbarungen im einzelnen, nicht mehr so üppig hervor wie in den Zeiten alter Kultur.

Als welch rassenechter Jude tritt uns Paulus als der zur Gewißheit seiner göttlichen Sendung gelangte Prophet entgegen! Mag er die jüdische Zivilisation, ja selbst die jüdische Kultur im Sinne der Propheten überwunden und ein neues Land entdeckt haben: es vollzieht sich dieses Werk, möchten wir sagen, indem jene Kräfte zusammenwirken, die in die jüdische Seele eingesenkt sind. Ein Prophet steht vor uns, der, mag er auch in eine neue Zeit hineinrufen und eine ganz neue Welt aufbauen wollen, doch der Bruder eines Jeremia und Jesaja bleibt, und wenn sein Volk als ein Ganzes ihm nicht zu folgen vermochte, so ist damit lediglich bewiesen, daß es nicht die Kraft aufbrachte, die Bande der Zivilisation zu zerbrechen.

Mit der ganzen Leidenschaft der alten Propheten wagt sich Paulus in eine wilde, von Feinden erfüllte Welt hinein, um die Menschen von dem Fluche, der sie umklammert, zu retten. Auch seine Seele zerreißt der Schmerz des großen Liebenden, der mitansehen muß, wie die Menschen blind sind für die kostbaren Gaben, die man ihnen überbringt, um sie zu erquicken und zu segnen. Alle echten Propheten handeln unter der Einwirkung einer überströmenden Menschenliebe, die abgeben, schenken muß, soll nicht das Herz bersten unter dem Druck und Drang der schenkenden Tugend. Und aus der Fülle seines von der Macht der Liebe erfüllten Herzens heraus hat Paulus jenes unvergängliche, der Liebe zugedachte hohe Lied angestimmt, in dem in einem weihevollen Augenblick der Erhebung das erhabenste Mysterium seiner Seele Ausdruck gewann. Mochten, sieht man von Jesus ab, die übrigen Propheten noch nicht die königliche, weltsegnende Macht der Menschenliebe mit solcher Gewalt empfunden haben: auch sie waren Boten eines

Gottes, dessen Herrlichkeit sich einmal, wie sie glaubten, offenbaren werde in einem Reich, wo die Liebe den Thron bestiegen: im messianischen Reich der Harmonie.

Wie nahe steht weiterhin Paulus den Propheten, wenn er sich vor allem als Sprecher und Freund der Armen und Verachteten betrachtet; ja, wie überbietet er sie, wenn er seine Weisheit rühmt als Weisheit derer, die die Letzten sind! Und wenn die Propheten in einem vor keiner Gefahr zurückschreckenden Kampf um ihr Ideal bewiesen haben, daß die Zähigkeit ihres Volkes auch ihr Erbteil war: wie gewaltig ragt das Lebenswerk des Paulus vor uns auf, dieses Werk, in dem ein wahrhaft granitner Wille ein ewig bewundernswürdiges Denkmal geschaffen hat. Dieser Mann barg in einem gebrechlichen, kranken Körper die Seele eines erzenen Helden, dem der Kampf mit Ungeheuern gerade recht ist, um seine Kräfte zu erproben; barg die Seele, möchten wir fast sagen, eines Imperators, der im Gefühle seiner Überlegenheit das Unerhörteste wagt. Seinen Feinden gegenüber kennt er, wenn der Dämon des Kampfes ihn durchstürmt, keine Schonung. Mit einer Wucht, als gelte es Felsen zu sprengen, dringt er auf sie ein; er behängt sie, wie es schon seine Brüder im Geist getan, mit Spott und stößt sie heroisch in ihre Nichtigkeit zurück. Es schlägt ein zartes und warmes Herz in seiner Brust; aber wenn er auszieht, um für seinen Gott zu streiten, da verschmäht er es nicht, einen erzenen Panzer anzulegen und den Gegner die Hammerhärte seines zorndurchglühten Armes spüren zu lassen. Wohlan, dieser Mann, auch wenn er kämpft für das Reich des Himmels, weiß zu fluchen. Und wie sollte es bei einem Juden, der sich dazu ausersehen wähnt, mitzuhelfen, der Hölle den Sieg abzutrotzen, auch anders sein? Ein Mensch von imperatorischer Mächtigkeit steht dieser bresthafte Jude vor uns, der sich nicht allein berauscht in Visionen, die ein gewaltiger Machtwille eingegeben, sondern der es auch unternimmt, sich stützend auf seinen Gott, die Welt aus den Banden des Fluches zu befreien. In die Ferne der Völkerwelt schweifte der Sinn der Propheten, der Glanz und die Herrlichkeit eines gewaltigen, auf den Grundsäulen Jahwes thronenden Reiches bannte den Blick fast aller. Paulus aber macht sich daran, die Grundlagen dieses Baues selbst zu bereiten: und so wagt er sich, alleinstehend, in die Welt des Satans hinein; muterfüllt wie ein Held, der seines Sieges sicher, unternimmt er große Reisen, setzt er sich den schwersten Gefahren aus. Nichts, weder Verfolgungen, noch barbarische Mißhandlungen, das ganze Mar-

tyrium dessen, der in den Augen der Welt als ein Frevler erscheint, kann ihn davon abhalten, dem Ruf seines Gottes zu folgen, und so legt er damit den Grund zwar nicht zu dem messianischen Reich, aber doch zur Weltmacht des Christentums.

So ergibt diese kurze Darstellung schon, welche tiefen Gegensätze im Wesen des Paulus verborgen sind. Und gerade als eine solche der Spannung gewaltiger Kräfte ausgesetzte Natur erweist er sich als echter Vertreter des jüdischen Geistes. Gewiß, wie alle großen Juden ringt er sich durch den Wirbel der im Kampfe miteinander liegenden Kräfte zum Sieg durch; aber man blicke hinein in den Abgrund seiner Seele, um zu erkennen, wie es in ihr brodelt und schäumt, wie hier Dämonen und Ängste düstere Schatten ausbreiten dicht neben den sonnigen Gefilden des Friedens. Schon hat sich ergeben, wie der große Liebende zum großen Hasser werden kann, und in der Tat, der Mann, dem das schönste Preislied der Liebe gelungen, der die Harfe rühren konnte, daß ihr Klänge voll zartesten Wohllautes entströmten; der seine Anhänger und Freunde mit kosenden, innigen Worten umwerben konnte wie eine Mutter ihr Kind: in ihm war wieder ein Welthaß lebendig, der sich nicht allein äußerte als Groll seinen Feinden gegenüber, sondern auch in der Form eines Weltbildes, das ohne weiteres verrät, daß es nicht die Liebe ersonnen: die Greuel des Gerichtes und der Hölle sind auch für Paulus unumstößliche Tatsachen. Und welche uns wohlvertraute Gegensätze begegnen uns weiter: der Mann, der es wagt auszuziehen, um ein Königreich zu gründen, wie die Welt noch keines gesehen; der in sich Kräfte rauschen fühlt, gewaltiger als die eines im Erze funkelnden Heeres: er kommt sich wieder schwach wie ein Wurm vor: die Weltangst schüttelt ihn, daß er aufschreit in der Sehnsucht nach Erlösung; die Todesfurcht martert ihn, daß er Ausschau hält nach einem Erretter. Und ein echt jüdischer Zug ist es, daß er sich seiner Schwachheit rühmt, um sich dann sofort wieder aufzurecken im höchsten Selbstgefühl. Gerade in der Schwachheit sei er stark, als ein Gebeugter empfange er die erlösende Weihe von seinem Gott.

So fallen uns Gegensätze über Gegensätze auf. Der Imperator, den Triumphgefühle durchwallen im Ringen mit den Mächten der Welt, er wird des Kämpfens wieder müde und blickt sehnsuchtsweich hin zu den Auen des Friedens, wo er, befreit von der Pein der Unruhe und der Unfertigkeit, eingehen kann in den Glanz eines göttlichen Wesens, schauend dessen Herrlichkeit ewig und immerdar. Der stürmische

Willensmensch, dessen Element der Kampf ist, und der in seinem Leben unzählige Proben von Kaltblütigkeit und Besonnenheit gibt, er hat die Weihe empfangen in Form einer Vision, die er deutet als eine himmlische Erleuchtung. Der selbstbewußte, unerbittliche Streiter, der einfach verlangt, daß man ihm folge, und der auch vor Verdächtigungen nicht zurückschreckt, er kann förmlich in Demut hinschmelzen; der Sänger mit der Triumphlieder ausströmenden Harfe kann sich verwandeln in einen Bußprediger, dessen Stimme wie aus einem finsteren Abgrund heraufdringt.

Paulus birgt wie Jesus Kräfte in sich, die bei freier Entfaltung eine Grundstimmung der jüdischen Seele hätten überwinden können: jene rachsüchtige Stimmung meinen wir, die sich Ausdruck verschafft in einer Verlästerung der Welt, und die dem Menschen Siegesgefühle einbringt, indem er sich, von Schauern durchbebt, den Aufruhr einer Katastrophe ausmalt, aus der die Gerechten als Sieger hervorgehen, während die Bösen in die Finsternis geworfen werden. Aber neben seiner Liebe bewahrte sich seine Seele noch so viel Haß, um dieses Schauergemälde nicht allein auszuhalten, sondern auch in Einklang zu bringen mit dem Willen seines Gottes.

So schildert denn auch er ganz im Stile der alten Propheten und seiner Zeit die Vergangenheit und Gegenwart als nächtigen, vom Pesthauch des Fluches erfüllten Abgrund, ohne freilich eine besondere Freude an der Ausmalung von Einzelheiten zu bekunden. Schon von den Vätern, hören wir, hat sich Jahwe abgewandt, so daß er sie mit Verderben strafen mußte. Andauert nun der Groll der Gottheit bis zum heutigen Tag: denn der Satan, der König der Finsternis, herrscht mit seinem schauerlichen Gefolge, der Unzucht und Lüge, dem Wohlleben, dem Machtstreben; geschändet ist die Gerechtigkeit, es triumphiert die Sünde. Ein verkehrtes und verwirrtes Geschlecht tummelt sich auf der Erde, ein Geschlecht, in dessen Seele die Finsternis Ungeheuer ausbrütet, und es taumelt dahin — bis der göttliche Zornesschlag seine erzene Stirne trifft. So wenig als bei Jesus ist der Gott des Paulus lediglich der von Liebe umwallte Erlösergott. Nein, ein Dämon lebt in der Brust dieses Gottes, der Dämon der Rache, dem das Vergeben als ein Hohn erscheint. Ausdrücklich spricht Paulus von einem Tag des Zornes, und ein Weltgerichtstag ist er, von dem kein Mensch verschont bleibt. Erhöht und gerettet werden die Gerechten, Drangsal und Bangen

überkommt die Bösen, denn einem jeden wird vergolten nach seinen Werken.

So bleibt denn auch bei Paulus der proletarische Einschlag der jüdischen Frömmigkeit erhalten. Freilich, bringt man ihn etwa zusammen mit dem rachsüchtigsten der Propheten, mit Amos: wie licht ist es wiederum in der Seele dieses Mannes, der wirklich auch heiligen Boden betritt, und nun, umweht von Sphärenklängen, überwallt im Preis und Dank der Gnade, die ihm widerfahren.

Denn, so singt und klingt es in der Seele des Paulus: Christ ist erstanden, und durch seinen Tod und seine Auferstehung hat er alle, die gläubigen Sinnes sich ihm hingeben, gerettet von der Schmach der Welt: der Sünde und dem Tod. Wie, nimmt sich diese Ausdeutung des Endes Jesu, der durchaus nicht triumphierend und im Bewußtsein einer solch erhabenen Mission den Tod erlitten hat, nimmt sie sich nicht aus wie die Rede eines Trunkenen? Nun, Religionen werden herausgeboren aus erschütterten Herzen, und das dem Nüchternen ungeheuerlich Erscheinende kann in der Seele des machtvoll von seinem Gott erfüllten Menschen als das Festeste und Erhabenste erscheinen, das es gibt. Den Jüngern Jesu ist zuerst der Prophet erschienen als der vom Tode Erstandene. Die Gewalt seiner Persönlichkeit im Verein mit mystischen Stimmungen, die ja in der Luft lagen, hat ihnen wohl die Gestalt des Meisters, nachdem sein irdisches Leben abgeschlossen war, in visionären Erlebnissen so nahe gerückt, daß es für sie feststand: Jesus lebt, er sitzt zur Rechten des Vaters, von der Glorie des Messias umwoben. Und nun wird auch Paulus von dieser Stimmung ergriffen: dieser Mann, der sich in der Verfolgung der Christen mit ihrem das Gesetz verhöhnenden Kult hervorgetan als ein wahrhaft leidenschaftlicher Eiferer. Ein Umschwung vollzieht sich in seinem Leben; mit Flammenmacht bricht in der Form einer Vision, die ihm den Auferstandenen glanzumwogt vor das Auge rückt, plötzlich der Glaube durch, daß Jesus als der von Gott gesandte Christus den Tod erlitten und durch seinen Sieg über den Tod die Gewalten der Welt überwunden; ja noch mehr, daß er selbst, Paulus, in Christus lebt, und daß durch diese Vereinigung himmlischer Geist in seine Seele eingezogen.

Auf diese Weise wird Jesus erhöht zum mystischen Gott oder doch zum Mittlergott. Wohl versinkt auch bei Paulus der Mensch Jesus nicht völlig. Er wandelte auf dieser Erde, starb am Kreuz. Aber wie verblassen doch die Farben dieses Menschen Jesus neben der hoheits-

vollen Gestalt des Christus: des Sohnes Gottes, der ewig war und ewig sein wird als der himmlische Geist, in dem die Macht und Fülle des Vaters lebendig, und der kraft seines himmlischen Ursprunges durch seinen Tod das Rettungswerk vollbracht. Damit wird das Bild des Propheten Jesus in einer unerhörten Weise überfärbt, ohne daß dies freilich Paulus irgendwie bewußt geworden wäre. Und Jahrhunderte hat es gewährt, bis es gelang, den Propheten Jesus aus dieser geheimnisvollen, göttlichen Atmosphäre herauszulösen und sein Menschentum, an dem uns mehr gelegen ist als an dieser Erhöhung zu einem Gott, zu retten.

Man frägt sich, wie hat es möglich sein können, daß ein geistig so hochstehender Mensch wie Paulus, der doch alles andere war als ein Phantast des gewöhnlichen Schlages, sich verehrend vor Jesu wie vor dem Throne der Gottheit niederwerfen und zugleich jubeln konnte im Triumphgefühle eines Sieges, wie noch keiner errungen worden? An und für sich war die göttliche Verehrung eines Menschen nichts Neues. Im alten Babylon schon galt der König als Abbild der Gottheit; römische Kaiser haben sich wie Götter huldigen lassen, und auch von Juden wurden Fürsten als Messiasse gefeiert: über David lag ja der Glanz messianischer Würde gerade auch in der Zeit des Spätjudentums; Deuterojesaja hat Cyrus mit den Preisgesängen seiner hoch aufwallenden Seele als Sendboten Jahwes begrüßt; Serubbabel hat man messianische Weihe verliehen. Sind aber nicht zur Zeit Jesu auch Männer des Volkes, einzelne Führer der Zeloten von den glühend dem letzten Sieg zudrängenden Massen als Messiasse verehrt worden? So war durchaus der Boden bereitet für das Erlebnis des Paulus. Aber doch handelt es sich um eine unerhörte Neuerung. Der Mittlergott, dem des Paulus jubelnde Liebe galt, nahm, mit gewöhnlichen Augen betrachtet, ein schmachvolles Ende als ein schwacher Mensch, der wehrlos über sich die Bosheit der Sünder ergehen lassen und sich kreuzigen lassen mußte. Der Glaube an einen solchen Messias mußte den frommen Juden als ein Ärgernis sondergleichen erscheinen, als eine Entweihung der Herrlichkeit Jahwes, in dessen Machtfülle der Messias webt als eine hoheitsvolle Erscheinung, bedeckt mit Königspracht und himmlischer Herrlichkeit.

Aber kannte nicht auch die jüdische Kultur den Messias als die abgehärmte, von schweren Leiden heimgesuchte Gestalt, die durch ihre Leiden, ja durch ihren Untergang Erlösungskräfte entbunden: die Gestalt des leidenden Knechtes? Und war es nicht die Überzeugung

auch der Mystiker, daß der Erlösergott erst ins Reich des Todes hinabsteigen, Mühsal und Qual erdulden muß, bevor er seine Siegestat vollbringt? Diese Vorstellungen bemächtigen sich eben Paulus, und wenn nun gerade Jesus und nicht ein anderer Märtyrer des Glaubens die Krone seiner Verehrung empfing, so ist auch dies zu verstehen. Die Gestalt dieses Propheten hat Paulus nicht in Ruhe gelassen, und da ist er denn plötzlich überwältigt worden von der alles in Schatten stellenden Geistesmacht Jesu. Wie aber, bedeutet es nicht eine geradezu herausfordernde Verletzung einer heiligen Überlieferung, wenn nun ein gestorbener Mensch zum Messias erhöht wurde? Gehört es denn nicht zum Wesen des Messias, daß er erst kommt, daß er aus dem Schoße der Zukunft steigt, wenn die Erde bebt im Getöse des Zornes der Gottheit? Wohlan, auch Paulus ist wie seine ganze Zeit so von Erwartungsglut erfüllt, daß er auf jedes Zeichen achtet, das die gewaltige Weltenwende ankündigen könnte. Und nun leuchtete zwar nicht am Himmel, aber in seinem Herzen ein Zeichen auf, das ihm mit Flammenmacht die Gewißheit überbrachte, daß der Messias schon erschienen: das visionäre Erlebnis seiner Seele, so daß er der Sünde ledig und vom Strome des ewigen Lebens durchflutet ist. In mystischer Ergriffenheit tut sich ihm der Himmel auf, und während so die Juden des Gesetzes Ausschau hielten nach dem Erretter, kann Paulus wie die Mystiker sagen: er ist schon gekommen, sein Reich ist bereitet, tretet ein, die ewige Segnung zu empfangen.

Damit treibt Paulus einen sprengenden Keil in die jüdische Entwicklung: die Religion des Gesetzes verliert nun allen Sinn; ein Bruch vollzieht sich, der freilich, wie unsere Darstellung ergeben hat, durchaus vorbereitet war in der Entfaltung einer die Gesetzesreligion unterwühlenden Strömung.

Doch wie tief wurzelt Paulus wieder im Boden jüdischen Wesens, wenn auch er sich außerstande zeigt, die Heilsgewißheit, die ihm widerfahren, zu hüten als Vermächtnis jener ekstatischen Minute, in der ihm Christus erschienen und die Botschaft der Heilsgewißheit überbracht hat! Keine Auslegungskunst vermag die Grundtatsache wegzuschaffen, daß Paulus so wenig wie Jesus beständig im Lichtschein jener Heiligung steht, die das Wesen so mächtig mit einer himmlischen Glorie durchleuchtet, daß es alles abgetan, was gleichsam aus der bösen Welt stammt und Friede, Freude und Sanftmut ausbreitet wie ein übernatürliches Licht. Wir haben gesehen, welcher Machtwille in

dem Propheten wallt, wie er grollen und wettern kann ganz im Stile der alten Propheten; welche Unruhe den durch die Welt Stürmenden erfüllt. Ein neues Leben hat Paulus gewiß durch seine in der entscheidenden Vision sich vollziehende Umwandlung und Bekehrung gewonnen, und vieles vom Besten der Weltfrömmigkeit Jesu lebt in ihm fort, zuweilen in ergreifenden Bekenntnissen sich offenbarend. Aber keineswegs klingt diese Frömmigkeit als eine nie verstummende Sphärenmelodie durch seine Seele, und so wird er nicht allein immer wieder vom Gefühl der Unfertigkeit, ja von Ängsten und Nöten heimgesucht, sondern auch die Welt liegt vor ihm da, eingetaucht in die düsteren Nebel der Befleckung, des Fluchs, der Sünde.

So ist zu verstehen, daß der alte prophetische Geist sich mächtig regen kann: der Geist der Ungeduld, des speereschleudernden Grolles, der glückverheißenden Liebe, und daß der Christus wieder etwas von dem Glanze einbüßt jener Erhabenheit, die in der Vision vor Paulus aufstieg wie eine weltläuternde Flamme. Wohl dringt immer wieder Christusjubel aus der Seele des Paulus: der Jubel dessen, der weiß, daß er gerettet ist; aber wie ein höhnender Mißklang wirkt es, wenn dann wieder das Gericht auftaucht und für ein messianisches Reich geworben wird, das die Herrlichkeit erst bringen soll.

So tut sich in Paulus ein ähnlicher Zwiespalt auf wie in Jesus: dem gottrunkenen, liebend die Welt umfassenden Heiligen steht gegenüber der Prophet, der, erschüttert durch die Leiden und Gebrechen der Welt, von denen er selbst nicht frei ist, gleichsam das Schwert umgürtet, um gegen das Ungeheuer zu Felde zu ziehen, beschwingt vom Glauben, daß die Wende der Zeiten bevorstehe: die Weltkatastrophe, die entscheidet über das Schicksal der Gerechten und Sünder.

Es bleibt mithin bei Paulus die Haltung des jüdischen Propheten gewahrt, und so gelingt auch ihm, der in dieser Hinsicht das Werk Jesu fortsetzt, ein Großes. Seine von den Schauern des zartesten Gefühles durchhauchte mystische Frömmigkeit, die an die Frömmigkeit Jesu erinnert, auch wenn hier der mystische Einschlag im Sinne der Ekstase fehlt, diese Frömmigkeit entwurzelt nicht den Willen zu weltumgestaltender Tat, und mag auch Paulus ganz wie Jesus die Hoheit seines Gottes erleben, wie sie sich kundgibt in beseligenden, stillen Regungen des Herzens oder im Glanzbild des messianischen Reiches: wie sehr tritt doch diese selige Schau wieder zurück im Bestreben, sich

zu heiligen in Werken der Hingabe einer sanften, allen Groll verzehrenden Liebe.

So gewinnt denn auch bei Paulus die jüdische Kultur Ausdruck in einer Frömmigkeit, die wohl Herzensfrömmigkeit ist und alle Äußerlichkeiten verzehrt, aber die dabei keineswegs allein in der Versenkung aufgeht, sondern hinausgreift ins Leben, daß dieses den Abglanz gewinne göttlicher Weihe. Und da diese Frömmigkeit immer wieder gekräftigt wird unter der Einwirkung der Gewißheit, daß der Messias die entscheidende Rettungstat schon vollbracht, so entbindet sie gewaltige Energien; die Energien eben eines jüdischen Propheten, der sein Selbst einsetzt im Kampfe um das Ideal.

Ein Mensch von solcher Innerlichkeit hat das Gesetz überwunden: insofern einmal, als dessen rationalistische Prägung empfunden werden muß wie eine Schneedecke, die sich auf eine glühende Seele legt. Die Frömmigkeit des Paulus wallt aus seinem Innern hervor als ein Leben in Christus, indem er in mystischer Gemeinschaft mit dem Gekreuzigten und Wiedererstandenen verbunden ist. In einer Ekstase hat sich ja der Christus in seine Seele gesenkt, und nun wogt und leuchtet es in dieser Seele. Alles, was sich hier regt, steht im Zeichen des Erlösers. Nicht allein, daß der Fromme miterlebt das Schicksal des Heilandes, mit ihm also sein Leiden trägt, mit ihm frohlockend aufsteigt in die himmlische Höhe: alles, der Prophetenwille, Prophetenleid und Prophetenjubel, der Geist der Liebe und Sanftmut, die Sehnsucht des Gemarterten nach Ruhe, die Friedensseligkeit des Erlösten: alles wird in Beziehung gebracht zu Christus, der Kraftquelle des neugewordenen Menschen. Während Jesus mit Gott verbunden ist, dem bald grollenden, bald von Vatergüte umflossenen, da atmet Paulus in Christus, und so ist ihm das Gesetz mit seinen Vorschriften zwar noch ein Achtbares, aber nicht mehr die heilige Stimme, das schlechthin verpflichtende Gebot. Ja, dieses Gesetz wird zuweilen — und hier durchbricht der Geist der Kultur machtvoll den seelenverwüstenden Mechanismus des Gesetzes — empfunden wie ein Kerker, in dem der Mensch verschmachten müßte, brächte er nicht die Kraft auf, seine Mauern in Trümmer zu legen. Das Gesetz mit seiner düsteren Lehre von der Sündhaftigkeit aller Kreatur, seinen schweren Verpflichtungen, seinem Formelkram, der den Geist erdrückt, es steht dem Menschen nicht als eine befreiende Macht zur Seite, sondern als ein düsterer, gespenstischer Gefährte, der ihn mit Anfechtungen peinigt, mit Sündenangst quält. In Christus aber ist das Gesetz

überwunden. Da kann sich die Seele frei ausströmen, da atmet sie in ihrem Element; die Wolken verziehen sich, und die blaue Herrlichkeit des Äthers zieht ein in das Herz, das nun jubelt im Wonnegefühl der Freiheit.

So gewinnt Paulus durch die Seelengemeinschaft mit Christus, dem Auferstandenen, ein neues Leben. Geheiligt weiß er sich zufolge dieses Herzensbundes; es ist ihm, als ob das Alte vergangen und alles neu geworden wäre. Und wie versteht er es, seinen Getreuen die Segensfülle, die diesem Bund entströmt, hinzumalen! Eine neue Schöpfung ist der in Christus atmende und wirkende Mensch; gefeit ist der Leib, der ein Tempel der Gottheit genannt wird, gefeit die Seele vor der Befleckung durch die sündhafte Welt. Unter dem geweihten Fuß des Gottseligen weicht die fluchbeladene Welt in ihre Nichtigkeit zurück; er steht auf einem heiligen Boden, und mögen auch Taufe und Abendmahl nicht verschmäht werden, um die Gottheit ins Herz zu ziehen: sie stärken wohl die neue Gemeinschaft, haben aber nicht die Bedeutung einer magischen Kraft, der es gelingt, das Gefängnis der Welt zu sprengen: in der neuen Geisteshaltung allein ruht die Gewähr des Sieges.

Und dieser Sieg besteht keineswegs allein im Hochgefühl, als ein Erlöster gesegnet zu sein mit der Krone, mit der der Heiland seine Getreuen schmückt; es ist ein Sieg, der sich immer wieder bewähren muß in der Kraft der Liebe zu Christus, und so wird denn Paulus zum Künder einer Sittlichkeit, die wesenseins ist mit der von sittlichen Kräften geadelten Frömmigkeit Jesu, wenn auch dessen zum Äußersten drängender Heroismus eingedämmt wird. Wenn Paulus im erlösenden Lichtschein der Christusliebe steht, da ist er wie Jesus, der von Weltliebe durchhauchte, ganz Sanftmut, Erbarmen und helfende Kraft; da legt sich das prophetische Ungestüm, und eintritt er gleichsam mit seinen Feinden in die geweihte Sphäre, die der Atem des liebenden Gottes erfüllt. Er segnet die Fluchenden und feiert die Freiheit als Freiheit großer Seelen, die in „Liebe, Freude, Friede, Langmut, Milde, Edelmut, Treue, Sanftmut, Enthaltsamkeit“ ihren Adel und ihre Kraft offenbaren, und zuweilen überkommt ihn das Glück dieser Edelkeit des dienend und hingebend sich verherrlichenden Menschen mit solcher Gewalt, daß er im Triumphe aufwallt und anstimmt der Liebe geweihte Psalmen, die man Freiheitsgesänge nennen könnte jener Begnadeten, in denen die Macht der Liebe lebendig geworden als das kostbarste

Geschenk aus göttlicher Höhe. In diesen von Herzensklängen erfüllten Liedern wird der Frühlingsjubel der Seele laut, die die Bande des Gesetzes, des Winters gesprengt hat, und versteht man es so, daß Paulus als höchstes Gesetz nur gelten läßt die Liebe: die Königin der Seele, die Glück und Freude und Friede um sich breitet, über die böse Welt den Schein der Verklärung legt, in die Tiefen des Elends steigt und hier Goldadern freilegt, daß die Augen der Gepeinigten wieder aufleuchten, und dabei als eine von den ewigen Höhen herabkommende Macht den Schenkenden mit göttlicher Weihe bedeckt!

Diese Frömmigkeit ist also Kraft, und als solche bewährt sie sich in allen Lagen des Lebens. Aber mag auch Jubel das Herz durchziehen: es kommen die Stunden, wo es wieder finster wird und es den Anschein gewinnt, als ob die Gottheit von ihren Getreuen weiche. Doch dem Glaubensmutigen gelingt ein Gewaltiges. Er durchdringt das Leid mit der Sonnenkraft des erlösenden Willens: als Leid in Christus wird es empfunden, und so drückt es den, der seiner Gewalt ausgesetzt ist, nicht nieder. Er heißt es vielmehr willkommen, um die Probe abzulegen, daß er aufrecht dazustehen, ja, zu jubeln vermag, auch wenn die Flammen an ihm heraufzüngeln: zu jubeln in Christus, seinem Hort, seiner Waffe und Wehr.

Es gelingt mithin Paulus, all das Bittere, das ihm sein prophetischer Beruf einbrachte, zu heiligen in der Liebe zu seinem Gott, und so ist für ihn das unheimliche Problem gelöst, das einen Jeremia so furchtbar marterte. Das Leid des Frommen widerspricht nicht der Erhabenheit seines Gottes; an ihm vielmehr kann er zeigen, ob er wirklich empfangen hat die Weihe, die Erlösung bedeutet von den Gewalten eines Lebens, das eingebettet ist in den Dunst und Qualm der bösen Welt.

Alles dies muß man sich vor Augen halten, will man verstehen, daß auch Paulus wie Jesus von dem Hochgefühl überwältigt werden kann, daß das messianische Reich schon da ist. Sein mächtiges Kraftbewußtsein, das vor keinen Gefahren und Unternehmungen zurückschreckt; die verklärende Macht seines Liebesdranges; das Erschütternde seines visionären Erlebnisses, das Ströme neuen Lebens in ihm erweckt; die Zeiten des Friedens, der ihn überkommt in der Zwiesprache mit seinem göttlichen Herrn; das Wunder des Jubels inmitten des Leides: alles dies wirkt zusammen, um ihn zu überreden, daß das Reich Gottes schon Wirklichkeit geworden. So klingt die zarteste und heiligste Melodie der Seele Jesu auch in ihm fort, nur daß er das Wunder der weltsegnenden

Gottseligkeit immer zurückführt auf das Siegeswerk des Christus. Auch er kann wie Jesus sagen, daß das Reich Gottes nichts Äußerliches ist; daß es nicht mit Händen zu greifen, nicht mit Augen zu sehen, sondern beschlossen ist in einer machtvollen Kundgebung der Seele. Aber Paulus würde jeden, der für sich beansprucht, diese erlösende Macht des Seelenfriedens in sich zu verspüren, zu den Verworfenen rechnen, würde diese Heiligung nicht zurückgeführt werden auf den Glauben an den Christus.

Mithin kündet sich bei Paulus eine gewisse Befangenheit an: seine Frömmigkeit strahlt nicht so selbstherrlich hervor wie die Jesu, der frei, ohne eines Mittlers zu bedürfen, vor seinem Gott steht. Ohne Christus, den Auferstandenen, gibt es für Paulus einfach keine Rettung, und wenn er jubelt als ein Befreiter, der im Glanz des Reiches Gottes steht, so preist er immer zugleich die Siegestat des Erlösers, der den Wall der Finsternis durchbrochen. Mag Paulus als gewaltiger Willensmensch sich im Strudel der Welt behaupten, und mag seine Frömmigkeit das schönste Denkmal seines Willens, eines mit zartester Liebe vermählten Willens sein: nicht sich selbst rechnet er den Sieg an über das Chaos der Welt, der ihn beflügelt. Der Messias, heißt es, hat ihn befreit von der Macht der Finsternis und in das Reich versetzt, „in welchem wir haben die Erlösung, Vergebung der Sünden". In Christus sind die Gläubigen bereits auferstanden, ohne ihn würden alle Menschen rettungslos der Schmach des Todes verfallen.

Aber gerade die mystische Hingabe an Christus, die sich ja ganz in den geheimnisvollen Tiefen der Seele vollzieht, gibt die kräftigste Stütze der Auffassung, daß das Gottesreich herbeigekommen im Sinne einer alles segnenden Erneuerung des Menscheninnern. Und so könnte man denn annehmen, daß durch Paulus Jahwe von all dem Unheimlichen eines von Schrecken umwallten Gotthelden befreit wird, der es duldet, daß das Werk der Schöpfung von einem Fluch überfallen wird, ja, daß in einem von den Flammen des Aufruhrs umwogten Gericht die Sünder verstoßen, die Gerechten errettet werden. Aber so wenig wie Jesus hat Paulus die Kraft aufgebracht, auf dem einmal beschrittenen Weg bis ans Ende zu gehen. Er hat als der beseligt in Christus Lebende etwas von dem Gewaltigen einer solchen Vergeistigung und Verfeinerung der Gottheit empfunden; aber den Bann der jüdischen Gottesauffassung vermochte er so wenig wie Jesus zu durchbrechen in einem andauernden Sieg. Mag er sich seiner Stärke rühmen inmitten

seiner Schwachheit: er wird, gemessen mit dem Maßstabe der edlen, weltläuternden Frömmigkeit, den er uns selbst in die Hand gibt, immer wieder das Opfer seiner Schwäche; er erlebt beständig wieder den Rückfall in ein Menschentum, das der Heiligung entbehrt: seine Furcht vor dem Tod, sein Lechzen nach der Gottesfülle, seine prophetischen Zornreden, seine Verlästerung der Welt: alles dies beweist es. Und so wird denn der Messias wieder in die Rolle eingesetzt, die ihm das jüdische Volk von altersher zugedacht hatte. Als Bringer gilt er des Reiches Gottes, das zwar nahe bevorsteht, aber erst noch entrissen werden muß den Gewalten der Finsternis; als Erlöser, als Richter, der zwar segnet, aber auch flucht. Wenn, wie Paulus behauptet, die Sünde keine Macht mehr hat über die Gläubigen, so ergibt sich daraus, daß das Gericht für sie nicht nur überflüssig ist, sondern geradezu als ein Entwürdigendes empfunden werden kann, auch im Falle, daß ihre Erlösung, wie ihm feststeht, durch den Spruch des Richters ihre Besieglung erfahren wird. Aber solche Empfindungen stören Paulus nicht. Denn er bleibt Jude auch als Christ: der Fanatiker, den Triumphgefühle erfassen in der Hoffnung, daß in einem gewaltigen Weltenaufruhr die Bösen, unter denen die Machthaber am zahlreichsten vertreten sind, in den Schlamm des Todes gestürzt werden, während die Gerechten jubelnd einziehen in die Fluren des Lichtes.

Und so bricht denn in diesem Mann, der zuweilen vom Adel der feinsten Geistigkeit und eines erhabenen Heldentums umleuchtet ist, etwas wie Sklavenstimmung durch: die Stimmung dessen, der für sich die Freiheit ersehnt, für andere aber die Qual des Sturzes in den Abgrund vorsieht. Von Sündensklaven, Gesetzessklaven und Christussklaven ist die Rede, die der göttliche Held in das Land der Freiheit geleiten will, wo sie als Söhne Gottes im Lichte wandeln. Und wenn auch Paulus durch seine gewaltige Werbearbeit bewiesen hat, daß ihm daran gelegen ist, möglichst viele hinzuführen zu den Brunnen der Gnade, und wenn er seinen Getreuen gegenüber die Liebe zu den Feinden als schönsten Gottesdienst preist: jene Kraft der Segnung, die nötig gewesen wäre, um den Satan mitsamt seiner Hölle aus der Welt zu vertreiben und mit dem Atem eines reinen Herzens die Welt von den Flüchen zu erlösen, die ihr aus dem Abgrund des Hasses und der Rache zugeschleudert worden, diese Kraft hat er nicht aufgebracht.

So ist der Blick des Propheten bei allem, was er unternimmt, immer wieder hingerichtet auf die Heilszeit der Zukunft. Wie Jesus lebt er in

dem erhabenen Wahn, daß der Tag nahe ist, wo der Messias die weltheiligende Befreiungstat vollbringt. Als ein kosmisches Geschehnis ist dieses Gericht gedacht; ganz im Sinne der Apokalypsen wird es, ohne daß freilich Paulus das schauerlich erhabene Schauspiel im einzelnen ausmalt, festgehalten. Da heißt es, daß der Tag des Herrn plötzlich wie ein Dieb in der Nacht kommt; daß Posaunenklänge, die Schrecken und Erwartungsjubel auslösen, erschallen; daß die Erde sich windet in den Zuckungen eines Aufruhrs, der Feuergewalten entfesselt, der in Gewitterschlägen erdröhnt. Als Richter sitzt Gott auf seinem Thron; ihm zur Seite steht Christus, der Messias, der bald als Anwalt, bald als Richter gedacht ist. Und nicht plötzlich wird das Licht von der Finsternis geschieden, sondern es dauert eine gewisse Zeit, bis die Gerechten ausgesondert sind von der Schar der Verdammten. Die Bösen trifft der Hauch des Todes, sie versinken in die Unterwelt, die auch Paulus sich nicht anders vorstellen kann denn als Hölle, vor der gerade auch er so oft gebebt. Die Entschlafenen aber, soweit sie Gläubige waren, wird der Segensstrahl der Gottheit erwecken; sie werden entrückt in eine Wolke, und mit dieser funkelnden Wolke werden aufschweben alle die, die in der Weihe des Christusglaubens leben und nun die Erlösung empfangen durch die göttliche Gnade. Nun erst wird ihre Herrlichkeit vollkommen. Eine Wundermacht streift ihren irdischen Leib ab; ein himmlischer Leib, gewoben aus Licht, dem Königsglanz der Gottheit, wird ihnen verliehen, und nun ziehen sie ein in die himmlischen Fluren, wo sie der Äther der Sündlosigkeit, strahlend in der Reinheit der göttlichen Fülle, überwölbt. Alles, was sie hienieden ersehnten, wird ihnen nun zuteil: Freude und Friede durchklingt sie, überwunden ist die Welt mit ihrer Unruhe, ihrem Leid; erlöst sind sie vom Druck der Erdenschwere: ewig atmen sie im Geiste der Gottheit, der sie durchhaucht als Harmonie, die kein Schatten mehr verdüstert. Alles Ringen und Kämpfen, alle Qualen der nach Erlösung lechzenden Kreatur haben ein Ende. Abgeschlossen ist das Dasein in einem vollkommenen Leben, das keinen Wunsch mehr keimen, kein Verlangen nach einem Anderssein mehr aufkommen läßt: die Seele ist gerettet und eingegangen in ihres Vaters Haus, die Stätte ewiger Seligkeit.

So sehr Paulus dieses himmlische Paradies über alle irdische Herrlichkeit hinauszurücken sucht: in Wirklichkeit handelt es sich um eine Verklärung dieser Welt, aus der eben alles ausgeschieden wird, was

der jüdische Mystiker als ein Beflecktes betrachtet. Gewiß, von Essen und Trinken ist nicht mehr wie bei Jesus die Rede; aber in dem, was als Seligkeit gepriesen wird, lebt eben fort, was hienieden schon als Seligkeit empfunden wird: ein Dasein ohne all das Beschwerende eines Schicksals, das den Menschen ängstigt durch die Not des Leibes und der Seele, ohne die gespenstischen Schatten, die der Tod in es wirft. So bedeutet denn letzten Endes das messianische Reich eine Reinigung dieser Welt, die sich vollzieht, nicht ohne daß der jüdische Herrschaftswille zum Vorschein kommt. Alles, was eben die nach Harmonie lechzende Seele erwünscht, wird vernichtet: die Bösen, die gottlosen Mächte der Sünde, des Satans, die Dämonen als die Elemente der „Welt", und die Freiheit, die gewonnen wird, wird wohl beschrieben als Freiheit der erlöst in Gott atmenden Seele, aber auch als Triumph über das Chaos, als Triumph des Machtwillens der Gerechten, die nun „als Könige herrschen im Leben". Ja, Ehre umgibt sie, die in einer Himmelsglorie Strahlenden, und Gerechtigkeit ist das Szepter, mit dem sie gebieten.

So bleibt die Tradition der messianischen Hoffnung bewahrt auch noch in dieser zartesten Ausschmückung des kommenden Reiches Gottes, die wir besitzen. Die Sehnsucht nach Macht und Harmonie baut eine Ordnung auf, in der die Welt von allen Schlacken befreit wird. Und es ergibt sich, daß diese vollkommene Welt sich ausnimmt als das nach außen in den Raum verlegte Reich, das die im Verkehr mit der Gottheit rein gewordene Seele in sich trägt.

Es läßt sich also immerhin eine gewisse Verwandtschaft des Glückes der in Christus lebenden Seele und der messianischen Welt der Zukunft feststellen, so wenig dadurch die von uns so hervorgehobene Unstimmigkeit beseitigt wird. Denn, wenn der Gläubige schon hienieden mit der Glorie der Erlösung umgeben ist, was kann da durch das Gericht für ihn noch gewonnen werden? Nun, Paulus findet sich in diesem Wirrsal unter dem Gebot seines jüdischen Instinktes zurecht, der eben alle Regungen, die sich gegen das Gericht als ein Unwürdiges wenden könnten, verstummen macht. Christus, heißt es, rettet die Gläubigen vom Zorngericht; als ihr Anwalt steht er ihnen zur Seite und führt sie dem Vater zu; oder es wird versichert, daß nun erst ihre Freiheit die letzte Rechtfertigung empfängt. Zudem sind sie ja noch gebannt in den irdischen Leib, und so können sie erst dann, wenn sie ihren Lichtleib besitzen, im Wonnegefühl vollkommener Freiheit hineinschweben in die Gefilde der Seligen.

Noch mehr als Jesus löst sich Paulus mit seinen messianischen Verheißungen aus der eifernden Schar der Gesetzesfrommen und der revolutionären Masse heraus. Der Lohngedanke ist zwar nicht aufgegeben, aber nichts mehr weist darauf hin, daß den Instinkten der Masse irgendwie nachgegeben wird. Nicht nur, daß keine Tafeln mehr aufgestellt sind im Reiche der Vollkommenheit, an denen sich die Hungernden sättigen können; es ist auch keine Rede mehr davon, daß die Armen ohne weiteres die Stätte der Herrlichkeit bereitet finden, wenn auch nicht zu verkennen, daß gerade die geistig Armen, die bei Paulus immer als Enterbte auftreten, vor allem erwählt sind. Nein, die Gläubigen bilden die Berufenen, und sie umgibt Paulus mit einem Strahlenschein. Als hoch aus der Masse herausragende Menschen gelten sie ihm, als erlauchte Gestalten, die dank der Gnade der Gottheit die Kraft aufbringen, sich zu bewähren im Glauben an den Christus. Dieser Glaube, wie ihn Paulus verkündet, bildet die Offenbarung lediglich erlauchter Seelen, die in einem Reiche jenseits aller Zivilisation atmen, und so gewinnt denn durch seine Lehre von der Gnadenwahl, mag sie auch unmöglich in Einklang zu bringen sein mit der Vision des alliebenden Gottes, der aristokratische Einschlag seiner Frömmigkeit einen treffenden Ausdruck. Das messianische Ideal des Paulus ist wie das ihm entsprechende Ideal von Jesus umschwebt vom Hauche einer tief innerlichen Kultur, einer sehr späten Kultur freilich, indem es nicht mehr gelingt, der gegebenen irdischen Ordnung trotz ihrer schweren Gebrechen die siegende Macht eines dem Leben zugewandten Willens entgegenzustellen. Und so sind denn entscheidend für den Eintritt in die messianische Herrlichkeit nicht Äußerlichkeiten, nicht die Zugehörigkeit zu Juda, nicht die Armut, nicht Gerechtigkeit im Sinne der rationalistischen Religion, sondern allein der Adel der Seele, so wie ihn Jesus erlebt und gepriesen hat. Jeder, ob Jude oder Heide, kann sich die Rüstung verschaffen, mit der er die Finsternis besiegt; die Reinheit der Seele, die in Glaube, Liebe und Hoffnung ihre Edelkeit gewinnt, weiht den Menschen zum Bürger der göttlichen Ordnung, und so ruft denn Paulus die Menschen auf, sich bereit zu halten: „Die Nacht ist vorgerückt, der Tag ist herbeigekommen. So laßt uns ablegen die Werke der Finsternis und anziehen die Waffen des Lichtes! Zieht an den Panzer des Glaubens und der Liebe, setzt auf den Helm der Heilshoffnung, auf daß ihr als würdig erachtet werdet, zu empfangen die ewige Segnung!“

So macht sich Paulus auf, um die in Dunkelheit gehüllten „Heiden“ und Juden aufzurütteln, hineinrufend in die Weiten der Welt, daß die Stunde des Heils nicht ferne. Und so faßt er die Gläubigen zusammen in einer Organisation, die er aus dem Nichts geschaffen: in Genossenschaften, kleinen Gemeinden, die als Stätten der neuen Kultur von der jüdischen Kirche wohl geschieden werden müssen. Denn zu einem seelenerdrückenden Mechanismus war diese ausgeartet, während hier der Fromme atmen kann mit voller Seele. Der Geist der Liebe, der Christusgeist soll sie durchdringen, wachsen sollen sie und sich mehren unter dem Anhauch der in Christus erlösten, segnenden, glückschaffenden Seelen. Keine Unterschiede des Standes, der Abstammung, wie sie in der Welt gelten, werden hier geduldet, alle sind gleich als die Getreuen des Heilandes, den sie verherrlichen durch Glaube und Liebe.

Es bilden diese Genossenschaften den Vorhof gleichsam des messianischen Reichs. Ein Abglanz von dessen Weihe liegt auf ihnen, entrückt sind sie dem Getriebe der bösen Welt, und wenn die Posaune erschallt, da werden die, die in ihrem Bereich hienieden bereits eine Heimat gefunden, jubelnd sich aufschwingen zu den Auen des Lichtes, um ewig zu scheiden vom Ort des Fluches, der Welt des Satans, welche die Gottheit überwindet im glorreichsten aller Siege.

So richtet sich inmitten der jüdischen Zivilisation eine neue Kulturmacht auf: nicht allein als eine neue Frömmigkeit, sondern auch als eine neue Gemeinschaft, die vom Geiste dieser Frömmigkeit belebt ist. Und in dieser Kultur lebt das Beste der jüdischen Seele fort, und zwar in einer solch feinen und allseitigen Ausprägung, daß sie sich, bleibt der Glaubenseifer erhalten, in vollen Strömen in die Welt ergießen kann. Und wenn das Christentum im Verlaufe einiger Jahrhunderte zur Weltmacht emporstieg, so kam ihm die Stimmung des Abendlandes entgegen. —

Es liegt nicht in unserer Absicht, den gewaltigen Vorgang der Ausbreitung des Christentums über die Weiten des Abendlandes hier im einzelnen zu erleuchten*). Doch möge hingewiesen werden auf die werbende Kraft, welche beschlossen lag in der neuen Religion, die durch Paulus hinreißenden Ausdruck gewann.

Die Völker des Abendlandes befanden sich in einer ähnlichen Lage wie die Juden der Spätzeit. Geborsten waren die alten Kulturen, die

*) Es wird dies im zweiten Bande dieses Werkes geschehen.

Zivilisation hatte die Herrschaft angetreten, es waltete ein Aufruhr, der in Kriegen, in wilden sozialen Kämpfen aufflammte. So stellte sich die Sehnsucht nach Erlösung ein. Während die Epikuräer und Stoiker diese Erlösung suchten in einem freilich durchaus verschieden gedachten, von der Unruhe der Leidenschaft befreiten Leben, das sie lediglich den Weisen vorbehielten; während die Stoiker selbst das Ideal einer völkerumschließenden, von der Macht der Vernunft geleiteten Lebensgemeinschaft vertraten, lenkten die mystischen Kulte, die namentlich der Osten dem Abendland überbrachte, den Blick hin zu den Fluren des Jenseits. Und diese mystische Bewegung breitete sich namentlich auch in den unteren Klassen aus, deren seelischen Bedürfnissen das Ideal des Weisen, das eine stark aristokratische Prägung besaß, keineswegs entsprach.

Weder diese philosophischen Systeme noch die mystischen Kulte, die dem fragenden und suchenden, nach einem beglückenden Leben dürstenden Menschen den Weg des Heiles zeigen wollten, bargen eine solche Fülle werbender Kräfte wie die aus dem Herzen des Paulus aufglühende Frömmigkeit. Alles, was in der Sehnsucht der Zeit anklang, gewann hier irgendwie Ausdruck. Aristokratischer Geist einmal ist hier lebendig, insofern als diese Frömmigkeit empfunden wird als eine Gnade, die die Gottheit nicht allen Menschen, sondern lediglich den Erwählten erweist; insofern weiterhin als diese Religion der Adel einer Innigkeit durchdringt, wie er nur erlesenen Menschen zukommt; als sie zudem dem Menschen mit Anforderungen begegnet, denen allein heldenhafter Sinn genügen kann. Aber auch „volkstümlichem" Geist war Einlaß gewährt. Denn hat nicht Paulus seiner Lehre als einer Weisheit für die Armen und Verstoßenen gehuldigt, und sind in den Gemeinschaften, die auf dem Fundament des Christusglaubens sich erheben, nicht alle sozialen Unterschiede ausgelöscht? Und wenn in der weiten Welt des Römerreiches der Gedanke der Völkergemeinschaft bauende Kraft gewann im Sinne einer von den Gewalten des Aufruhrs befreiten, von Eintracht erfüllten Lebensordnung: drang des Paulus Imperatorenkraft nicht selbst in die entlegensten Gebiete, um hier die Frommen zu sammeln in Bünden, welche die ganze Erde bedecken und als ein gewaltiges Reich erneuter Menschen schon hienieden Frieden und Freude ausbreiten sollten? Wenn aber auf der anderen Seite die entwurzelten Menschen des römischen Reiches lechzten nach einem innigen Zusammenschluß, der sie stärken und ihrem Leben

wieder einen Halt verleihen sollte: nahmen nicht gerade die religiösen Gemeinschaften des Paulus den von den Wogen des Schicksals Umhergeschleuderten wie Heimstätten auf, die die Liebe erwärmt? Aber auch himmelwärts richteten sich die Blicke der Suchenden und Verzweifelnden. Wo aber in aller Welt hatte diese Sehnsucht der von Dämonen gepeinigten Kreatur sich machtvoller offenbart als gerade bei Paulus? Und wie bot diese Frömmigkeit allen Kräften der Seele Nahrung: ein strömender Born war sie des Gefühls, das den Menschen schlechthin, alles Niedrige verklärt, und das zugleich zur Gottheit emporwallt, wo der Fromme, schauend deren Herrlichkeit und atmend in ihrem Frieden, Erlösung empfängt; aber auch eine Botschaft des Willens war sie, indem sie die Tat verherrlicht, die menschenbeglückende, weltumgestaltende Tat. Alles, was auch die römische Welt ängstigte oder im Glücke erbeben ließ: Dämonen- und Sündenpein, die Heimatlosigkeit des Entwurzelten, der Erobererwille des Starken, die Sehnsucht nach Frieden und Freiheit schon hienieden oder in einem mit himmlischer Glorie bedeckten Jenseits, alles, tiefste Innerlichkeit und ein Wille, der sich mutig dem Ungeheuer der Welt entgegenstellt, um es zu bezwingen; die Liebe als schenkende Tugend, die Liebe als mystische Kraft, die eingeht in die Gottheit und dem Frommen das Entzücken der Schau des Vollkommenen einbringt; alles, hoch aufwallende Heldenhaftigkeit und die sittliche Festigkeit, die auch im Kleinen und Alltäglichen sich bewährt: alles hat in dieser Frömmigkeit eine Sprache gewonnen. Und welche Sprache! Keiner der selbständigen Geister der hellenistischen Zeit, die alle mehr oder minder vom Geist der Zivilisation berührt waren, kann sich mit Paulus, dem willens- und gefühlsgewaltigen Propheten, der wie eine Urkraft in einer Zeit des Verfalles aufrauschte, messen. Und die Stimmen aus dem Reich der Mystik jener Zeit, wie dünn nehmen sie sich aus neben der glühenden Rede dieses gott- und welterfüllten Propheten! Wenn tatsächlich im römischen Reich unter der Decke der Zivilisation sich eine neue Kultur anbahnte, wie dies namentlich die mystischen Kulte erweisen: mit Feuerzungen hat Paulus die Kraft dieser neuen Kultur entbunden. Weiterhin aber: wie mußte der Heiland, für den er litt und stritt, die Gläubigen, war einmal der Bann gebrochen, beflügeln, indem er nun nicht mehr als ein in mythischer Ferne schwebender Gott vor die Seele trat, sondern als ein Bruder Mensch, der gelebt und Leid erduldet hat wie jeder Sterbliche, aber durch die Wunderkraft der Gottheit zum Heile der Frommen erhöht worden war? Und dieser Heiland wird wieder-

kommen, so klang es bald wie Siegesläuten in den Herzen, um das Werk glorreich zu vollführen, für das durch seinen Tod der Grundstein gelegt worden war.

Dieses alles muß uns gegenwärtig sein, um zu verstehen, wie das Christentum, das in einem abgelegenen Winkel des römischen Reiches in den armseligen Gärten der Verstoßenen erblühte, seinen Siegeszug antreten und im Laufe der Jahrhunderte sowohl die Armen und Reichen, die Niederen und Hohen, die Ungebildeten und Gebildeten gewinnen konnte. Sein Triumph aber war durchhallt von dem Freudenruf, der Jahrhunderte hindurch in Juda die Mühseligen und Beladenen erquickte und beseligt aufblicken ließ: von der frohen Botschaft, daß das Reich Gottes nahe ist.

DIE JÜDISCHE KULTUR ALS GESAMTERSCHEINUNG

Es ist wohl für den Leser, der sich die Mühe gegeben hat, sich in unsere geschichtsphilosophischen Grundsätze einzuleben, nicht weiter geboten, des Näheren die Kultur des Christentums als Auswirkung des Urphänomens zu deuten. Alles, was sich darüber sagen ließe, ist in unserer Darstellung bereits enthalten: wir begegnen gewaltigen Persönlichkeiten, die in die Fußstapfen der großen Propheten treten und ähnlich wie diese ringend mit den unholden Mächten des Lebens ihre Siegestaten vollbringen: in das Chaos der Welt willensmächtig hineinstürmen, um diesem das Siegel ihrer Herrschermacht aufzudrücken; immer wieder unter dem Druck und der Last des Chaos die Qual des Unfertigen, die leidbringende Schwere des Daseins empfinden, aus der sie sich zu befreien suchen in jubelndem Aufschwung hin zu den glanzbedeckten Höhen der Gottheit: die vor ihnen aufleuchtet entweder als das kommende messianische Reich oder als jenes tief innerliche Glück einer Seele, die der Hauch der Gottesnähe durchströmt.

Wichtig ist es nun, die jüdische Kultur, deren geschichtliche Entwicklung wir hinzuzeichnen suchten, im Bilde einer Gesamtanschauung festzuhalten: die Fülle der gegensätzlichen Erscheinungen deutend als Offenbarungen eines Grundphänomens, einer Idee im Goetheschen Sinne. Gelingt uns eine solche Bemeisterung der übersprudelnden, in unzähligen Farben aufwallenden Lebensfülle, so ist ein Bedeutendes gewonnen: das innerste Wesen der jüdischen Seele ist dann entschleiert, und wir sind in den Stand gesetzt, unsere Kultur gegenüber anderen Kulturen abzugrenzen, aber auch hier waltende gleichgestimmte Klänge festzuhalten. Und so wäre denn der Boden gewonnen, um den gewaltigen Vorgang der Ausbreitung der jüdischen Kultur im Abendland verständlich zu machen, mithin ein Problem zu erleuchten, das noch keineswegs entschleiert ist.

Die jüdische Kultur baut am Werk des babylonischen Geistes fort,

dieses Geistes, der im Gefühl einer imperialistischen Mächtigkeit es wagt, das Völkerleben und die Welt zu beherrschen. Diese Haltung bleibt nun in Juda erhalten, aber der jüdische Machtwille wirkt sich nicht in der breiten Entfaltung des babylonischen aus. Kein großes Weltreich entsteht, das der auf seine Heere sich stützende Wille eines Eroberers zusammenhält; es fehlt das gewaltige, raumüberwindende, unerschöpfliche Energien entbindende Wirtschaftsleben, es fehlt eine die Natur bändigende Technik. Und auch sonst noch verläßt Juda die Bahn der babylonischen Entwicklung. Sein Herrschaftswille offenbart sich nicht in ursprünglichen Leistungen der Architektur, auch findet die Astronomie, die das Reich der Himmel sich untertan macht, keine Pflege.

Aber mit einer ungeheuren, alle Kräfte der Seele zusammenraffenden Energie strömt sich der Machtdrang Judas in der Form der Religion aus, und zwar huldigt es einem Gott, der gedacht ist vor allem als Schutzherr des Volkes und als solcher streitet für dessen Herrlichkeit, daß sie bedecke die Reiche der Welt. Und wenn auch die Natur, die Himmel mit ihren Wundern Jahwe, die Gottheit, preisen, das Lob gilt fast immer zugleich dem Gott des Volkes, das dazu ausersehen, als eine Leuchte aufzustrahlen im Getriebe der Völker. So ist zu verstehen, daß die jüdische Kultur in einer Hinsicht wenigstens die Tradition der babylonischen Wissenschaft fortführt: die philosophischen Spekulationen der Babylonier, die schon monotheistisch gefärbte Vorstellungen erwecken, wirken weiter in dem religiösen Erlebniskreis der Juden, indem hier der Machtwille die Gottheit zum Alleinherrscher erhöht, zur majestätischen Gestalt formt des über die Himmel und die Erde gebietenden Königs, und die geschichtsphilosophischen Konstruktionen der Babylonier werden aufgegriffen, indem sie die Mittel liefern, um Jahwes Walten im Völkerleben zu erweisen.

Aber wenn der Machtwille der Juden auch nicht in der Fülle der Kultur der Babylonier sich entfaltet: wie reich, wie überwältigend äußert er sich doch auf dem Gebiet, das seine Heimat bildet! Nehmt nur die großen Geister dieses Volkes! Welche Männlichkeit gebietet in ihnen, welche erzenen Gestalten begegnen uns da, mit welchem Trotz stemmen sie sich dem Chaos ihrer Zeit entgegen, um es zu bändigen! Nietzsche hat das Ungeheure dieser Gestalten herausgefühlt, das Titanenhafte dieser Propheten, und wir verstehen es, daß er, der selbst lechzte nach der Fülle eines ungebrochenen, mit der Wucht einer Naturgewalt dahinstürmenden Willens, die Juden über die Griechen und Inder zu stellen

vermochte. Und selbst jene Propheten, deren Seele in zarten schmelzenden Tönen der Liebe sich aussingen kann, selbst Männer wie Hosea, Jeremia, Jesus und Paulus: treten nicht auch sie wieder als Imperatoren im Reiche des Geistes entgegen, als Menschen, die es wagen, einer von sprengenden Gewalten erfüllten Welt zu trotzen, um sich und ihr Ideal zu retten? Und wenn die zarten Laute einer Seele nicht fehlen, die sich nach Frieden, Stille, nach besänftigender Liebe sehnt: solche wie in einer verklärten Landschaft wandelnden Gestalten wie die indischen Mystiker begegnen uns nirgends. Wie grollt und schäumt und drängt es in der jüdischen Seele; welche gigantischen Kräfte stürmen da heraus, wie lodert der Machtwille, der Haß auf!

Dieser Machtwille wird nicht empfunden als eine für sich bestehende Kraft der Seele, sondern als Kundgebung der Gottheit: er ist durchhaucht von den Schauern der Frömmigkeit. Mag sich auch der fromme Jude tief beugen vor seinem Gott: immer wieder durchwallt ihn in Hochgefühlen die Majestät der Gottheit, des Herrschers, dem alles untertan. Sie sind voll Wunderglauben, diese Juden, indem sie darauf bauen, daß Jahwe, ihr Gott, mit himmlischer Macht die Hemmnisse beseitigen wird, die dem Aufstieg des Volkes zu weltbeherrschender Größe entgegenstehen: dieser Glaube besitzt nichts von dem weichen des Wunderglaubens etwa eines deutschen Romantikers, der sich in ein von zarten Farben und verwehenden Klängen erfülltes Traumland flüchtet, und hier sich, trunken in der Seligkeit der Vollendung, gleichsam auflöst. Nein, dieser Glaube ist durchwallt vom Willen zur Macht, er gründet sich auf eine Hoffnung, die nur in einer starken Seele zu wurzeln vermag. In Zeiten furchtbarer Not, wo alles wankt und bricht, einem himmlischen Helden die Treue zu bewahren im Vertrauen, daß doch noch seine Königsherrlichkeit durch die Wolken dringt; in Zeiten tiefsten Verfalls an der Überzeugung festzuhalten, daß das am Boden liegende Volk dank göttlichen Beistandes sich doch noch erheben, ja, die Welt mit seinem Ruhm erfüllen wird: dies gelingt nur einer männlichen Seele, die das Leid nicht mürbe zu machen vermag. Und wo die Frömmigkeit, wie bei Jeremia, Jesus und Paulus, auch um das Schicksal des einzelnen Menschen besorgt ist: welche Kraft der Selbstbehauptung gehörte doch dazu, um in einer von wirbelnden Fluten übergossenen Zeit die Hoffnung nicht fahren zu lassen, daß die Gottheit den Verlassenen stärke, so daß er sich als feste Burg, als eiserne Säule fühlen und selbst aufjubeln kann als ein Befreiter!

Aber Juda hat, mochten auch Schwächegefühle immer wieder sich einstellen, nicht nur bewiesen, daß es stark war im Glauben, es hat auch gezeigt, daß Heldengeist in der eigensten und ursprünglichen Bedeutung des Wortes es erfüllte. Nicht allein in der Heldenzeit hat sich dieses Volk seiner Feinde erwehrt mit der erzenen Energie des Kriegers, der sich kühnen Hauptes in das Gewoge des Kampfes hineinstürzt, ja, im Schwertgeklirr in dionysischer Raserei ein göttliches Glück erlebt; auch nachdem die Propheten aufgetreten waren und dem Geist der Heldenzeit ein neues, den Frieden heiligendes Ideal entgegengestellt, hat man in Zeiten der Entscheidung einen kriegerischen Trotz sondergleichen aufgebracht. Immer wieder bricht kriegerischer Geist machtvoll durch, auch nachdem die Religion unter dem bildenden Einfluß der Zeit Züge der prophetischen Frömmigkeit angenommen hatte. Sollen wir hinweisen auf die verwegenen Kämpfe gegen Assur und Babylon, die Kämpfe eines winzigen Volkes gegen große Weltmächte; auf den verzweifelten Widerstand, den die, welche vor der Verbannung verschont geblieben, noch Jahre lang leisteten im Vertrauen darauf, daß es ihrem, durch Jahwe geheiligten Trotz gelingen müsse, die Feinde mürbe zu machen? Sollen wir hinweisen auf die von religiöser Leidenschaft durchwogten Makkabäerkriege, dann auf das heldenhafte Ringen, in dem sich dieses Winkelvolk ermaß, das Joch der Römer zu brechen? Eisenstirnen wurden die „Helden" von den Propheten gescholten, die mit ansehen mußten, wie unbändig die kriegerische Leidenschaft immer wieder die herrschenden Kreise ergriff. Aber nicht allein die Machthaber, sondern auch die unteren Schichten, wie besonders die Kämpfe der Spätzeit zeigen, waren durchbraust von kriegerischen Hochgefühlen.

Das Ziel aber aller dieser Kämpfe war die Herrschaft des Volkes, ja, in der Spätzeit die Weltherrschaft, und im messianischen Ideal gewinnt dieses Machtstreben religiöse Verklärung. In einer ungeschminkten Weise bricht der Erobererwille des jüdischen Volkes namentlich im messianischen Ideal der Spätzeit durch, als der Geist der Zivilisation die Herrschaft antrat. Der Wunderglaube bleibt erhalten, und ein Fanatismus sondergleichen, der gerade in den Zeiten der größten Not sich zeigt, lodert auf in der Hoffnung, daß Juda als eine Edelrasse dazu bestimmt sei, über die Reiche der Welt zu gebieten. Da erscheinen in den Gemälden, welche die Phantasie der Enterbten ausschmückt, die Völker als die Sklaven der Getreuen Jahwes, als Sklaven, die sich abrackern können, auf daß in Jerusalem die Fülle der Erde zusammenströme, das

Glück, das man sich ganz als ein solches des Wohllebens denkt, nie versiege, und Jahwe in den Opferfeiern Huldigung empfange als ein gewaltiger Imperator, zu dessen Füßen die Mächtigen der Welt liegen. Man begnügt sich nicht allein mit der Hoffnung auf einen solch triumphierenden Durchbruch der Herrlichkeit Judas. Mit der Aufbietung eines vor keiner Vergewaltigung zurückschreckenden Willens suchen die Herrschenden, die Priester, dem Volk Jahwes die Festigkeit einer von ehernen Banden zusammengehaltenen Gemeinschaft zu verleihen. Sichtbar tritt in dem künstlichen Gebilde der jüdischen Kirche das Herrschaftsstreben eines Volkes hervor, das sich leidenschaftlich dagegen aufbäumt, von den Gewalten des Schicksals in die Tiefe gerissen zu werden. Mit Gewalt wurde die Kirche von Esra und Nehemia gegründet, als in der Heimat Zweifel und Mutlosigkeit die Kraft der nationalen Selbsterhaltung gelähmt hatten, und als die Priester und Pharisäer einmal die Macht innehatten, da haben sie das Volk förmlich tyrannisiert, auf daß es nicht verwehe in den Weiten des Völkerlebens. Nicht nur daß sie es verstanden, sich zu Machthabern aufzuschwingen, denen das Volk wehrlos ergeben war; sie haben durch religiöse Vorschriften der Seele des Volkes das Gepräge einer tiefen Ursprünglichkeit verliehen, wenigstens hingesehen auf andere Völker. Ein Herrenvolk wollten sie züchten, in dem der Wille zur Macht mit der ganzen Energie eines nicht zu entwurzelnden Instinktes sich äußert, und wenn sie auch die feine Geistigkeit der jüdischen Kultur zerstört haben: erreicht wurde doch, daß Juda von den übrigen Völkern — in seinem Bewußtsein wenigstens — sich abhob als ein erwähltes Volk, das mit einer Zähigkeit, einem nicht zu überbietenden Heroismus seinen Weg ging.

Wie sehr unterscheidet sich der jüdische Rationalismus etwa von dem der Griechen und der Inder! Hier überwiegt doch der Geist des Forschens, der Betrachtung, der Beschaulichkeit, dort, in Juda aber durchwallt diesen Rationalismus ein zur Tat, zu weltumgestaltender Tat aufrufender Wille. Und nimmt sich die jüdische Kirche nicht als ein wahres Weltreich aus? Internationale Geltung besitzt sie, denn alle Juden, wo immer sie auch leben und wirken mögen, sind einbezogen in diese Organisation, deren Mittelpunkt Jerusalem, der Zion bildet, die Residenz des göttlichen Imperators. Mag dieses Weltreich auch vorerst vor allem ein Reich des Geistes sein: nicht nur daß der Priesteradel vor den Volksgenossen als eine mit großer Machtfülle ausgestattete Kaste aufragte, ja, daß der Hohepriester zeitweise als ein wahrer, über weite Gebiete

herrschender und Kriege führender König über sie gebot: diese Kirche war gedacht als Vorhalle jener messianischen Ordnung, die Juda segnen sollte mit der Machtfülle eines den ganzen Erdkreis beherrschenden Herrenvolkes.

Stark regt sich dieser Drang in die Ferne als Wille zur Macht auch sonst im jüdischen Volke. Welche beredte Sprache sprechen doch die unzähligen Juden, die schon lange vor Paulus in allen größeren Städten des römischen Reiches zu finden waren, dann auch die Pharisäer, die, keine Mühsal scheuend und schwere Demütigungen erleidend, Meere durchschifft und Länder durchquert haben, um die Botschaft ihres Gottes zu verkünden! Wie hat sich überdies der Machtwille des Juden geäußert in der Rücksichtslosigkeit, mit der die herrschenden Schichten die Schwachen ausnützten und ausbeuteten, so daß die Schriften der Propheten strotzen von Klagen und Anklagen!

Es wird dem jüdischen Volke ein großes Unrecht angetan, wenn dieser Eroberdrang vor allem geschildert wird als Machtwille eines Volkes der Zivilisation, das, unempfänglich für die erhabenen Güter des Geistes, in seinem ganzen Sinnen und Trachten lediglich eine Steigerung seiner politischen und wirtschaftlichen Macht erstrebt. Jene imperialistischen Gelüste, die zum Vorschein kommen als roher Herrschaftstrieb, gehören doch vor allem der Zeit der Zivilisation an, während da, wo die jüdische Seele noch erfüllt ist von den Kräften eines großen Herzens, das messianische Ideal den Schein der Verklärung über alle Völker breitet. Auch hier ist der Herrschaftswille keineswegs verflüchtigt. Denn von Israel geht die Wahrheit aus, die wie eine himmlische Leuchte die Augen der Welt bannt und die Macht der Finsternis bricht. Ein Weltreich gilt auch hier in der Zeit jener Kultur, welche die Propheten geschaffen, als das Ziel, dem das Volk Jahwes mit allen seinen Kräften zusteuern muß, soll es vor seinem Gott bestehen können, und auch hier wird doch vor allem Juda gepriesen als das Kernvolk, mag auch gelegentlich eine andere Auffassung anklingen. Aber nicht wie ein grausamer Eroberer stürmt es auf die Völker ein. Als ein Friedensheld kommt das Volk Juda, das der Glanz der lebenerweckenden Frühlingssonne umwogt. Sein Gott hat abgelegt die Insignien der Gewalt, als ein Gott der Gerechtigkeit, der Eintracht thront er, wenn die Zeiten erfüllet sind, über dem Erdkreis, und kein Volk ist ihm zu gering, als daß es nicht als würdig erachtet werden könnte, aufgenommen zu werden in den Weltbund der Harmonie.

In dieser großartigen Vision hat der Imperialismus alles abgestreift, was erinnert an die Machttaten weltlicher Herrscher, die vor Völkermord nicht zurückschrecken, um zu ihren Zielen zu gelangen. Um einen höchst verfeinerten Imperialismus, um das Machtstreben eines Genius handelt es sich, der beglückende Herrschaftsgefühle erlebt, wenn er von seinem Reichtum abgeben kann, ja, der sich erst befriedigt weiß, wenn die ganze Welt im Golde seiner Liebe funkelt. Und selbst wo der Mensch schlechthin dazu ausersehen wird, Bürger zu sein dieses Reiches der Harmonie, wie bei Jesus und Paulus: die seit Jahrhunderten lebendige Vorstellung, daß eben von Juda die Segensströme ausgehen werden, wird auch hier nicht überwunden. Wie sehr aber Paulus von dem in die Fernen der Welt hineinführenden Drang beherrscht ist, jenem Drang, der nicht ruht und rastet, bis der Hauch des Genius der Eintracht das Chaos der Völker lichtet, haben wir eben erst gesehen.

Nun tritt dieses seelische Grunderlebnis zum Vorschein auch in der Kunst dieses Volkes. Ausscheidet die Architektur, die Malerei, Bildnerei und Musik. Auf diesen Gebieten blieb es dem jüdischen Volke versagt, Ursprüngliches zu leisten, und wenn wir eine Erklärung für diese Erscheinung geben sollten, so müßten wir hinweisen auf das Mysterium seiner Seele. Auf allen diesen Bereichen haben sich die Juden versucht, man weiß, wie die Propheten gewütet haben gegen die Bilderverehrung, weiß, welche Rolle die Musik im Volksleben, bei den religiösen Feierlichkeiten besonders spielte, weiß, daß der Tempel, den fremde Hände geschaffen, gleichsam aufgebaut war im Herzen jedes Juden. Aber die Kraft des jüdischen Volkes versagte eben hier, wie es ja auch in späteren Jahrhunderten auf diesen Gebieten zurückblieb hinter den Leistungen anderer Völker.

Dafür hat es sich ein unvergängliches Denkmal gesetzt auf dem Gebiet der Poesie, der Poesie vor allem der Propheten. Hier atmet die rauhe Männlichkeit dieses nach Herrschaft lüsternen und auf den Kampf eingestellten Volkes; in seiner Sprache tritt doch stark zurück das, was wir das Romantische nennen: die Innigkeit des hingebenden, zarten Gefühles, trotz der lyrischen Ergüsse Jeremias, einzelner Psalmen und der Evangelien. Bald ist diese Sprache gehämmert in der Glut des Trotzes und gepreßt wie härtestes Metall; bald hallt sie wider in den erzenen Klängen des Kampfes, vom Groll und Haß erfüllt dessen, der nicht weicht, bevor ihn der Sieg verklärt; bald strömt sie über in dionysischen Jubelklängen eines Triumphes über dämonische Gewalten.

Diese Poesie ist vor allem dem Erhabenen zugewandt: ungeheuren, oft grausigen, oft hoheitsvollen Erscheinungen des Völkerlebens und der Natur, die künstlerisch zu erobern nur einem starken Willen gelingt.

Da haben wir die prachtvollen Gemälde, in denen Jahwe gefeiert wird als der gewaltige, von schauerlicher Majestät umflossene Gott der Heerscharen, der die Feinde seines Volkes erbarmungslos zerschmettert, ihre Herrlichkeit vernichtend wie Sandburgen, in die der Sturm hineinfährt; da begegnen uns die prunkenden Schilderungen von Jahwes oder des Messias völkerbeherrschender Machtfülle; weiterhin Bilder, in denen die Pracht der vermessenen Völker festgehalten wird, Bilder, denen man es anmerkt, wie die Sehnsucht nach solcher Fülle und Größe die brennenden Farben, mit denen sie bedeckt sind, entzündet hat. Auch die Natur wird künstlerisch verklärt aus der Stimmung eines heldenhaften Sinnes heraus: als das erhabene Reich Jahwes wird sie empfunden, und Sonne, Mond und Sterne, die Majestät des Himmelsgewölbes, die Schrecken der Erdbeben, der Gewitter, der Stürme, die Unendlichkeit des Raumes, des Meeres: alles wird aufgeboten, um den Weltenherrscher zu feiern. Es fehlen gewiß, wie wir wissen, romantisch anmutende Klänge nicht, aber das Ungeheure vor allem fesselt die jüdische Seele, indem sie dieses eben braucht, auf daß ihr Machtwille sich ausströmen kann.

Unter der Wucht des religiösen Erlebnisses wird zurückgedrängt die philosophische Besinnung. Denn alles, was die Seele erschüttert oder triumphieren läßt, wird in Beziehung gebracht zu Jahwe, einer persönlichen Lebensmacht, so daß das Letzte und Höchste nie als Kategorie des Philosophen erscheint, der sich klar bewußt ist, daß dieses Ureine eine freie Schöpfung bildet seines Geistes. Aber wie nähert sich doch der Gott der Propheten wieder dem Urprinzip einzelner Philosophen, wenn er bekleidet wird mit den Insignien der Unendlichkeit, der Ewigkeit, eines weltbeherrschenden Machtwillens. Stark regt sich unter der religiösen Hülle der philosophische Trieb, und man weiß, wie in der Spätzeit durch Philo der Versuch gemacht wurde, die griechische Spekulation in Einklang zu bringen mit den religiösen Vorstellungen der Juden.

Auch sonst begegnen wir einem Geist, den wir als Vorklang deuten dürfen einer Wissenschaft, die die Fülle der Erscheinungen festhalten, durchdringen und damit beherrschen will. Es ist zu verstehen, daß die Juden, indem der Drang nach Selbsterhaltung, der nationale Machtwille mit einer nicht zu überbietenden Gewalt sie erfüllte, vor allem dem Völkerleben sich zuwandten. Schon haben die Babylonier versucht,

dem geschichtlichen Geschehen einen Sinn abzugewinnen, indem sie unterschieden zwischen Fluch- und Segenszeiten. In dieser Hinsicht haben die Juden stärkste Anregung von den Babyloniern empfangen, aber es gelingt ihnen Größeres als diesen. Nicht allein, daß die Historiker der auf Salomo folgenden Zeit die Kultur der Heldenzeit schon in eindrucksvollen Bildern zu schildern vermochten: die Propheten haben, so wenig Verständnis sie auch der Frühzeit der Entwicklung ihres Volkes entgegenbrachten, in wuchtiger Darstellung das Gemälde des Verfalls der Heldenzeit festgehalten, der Zeit der Auflösung, der Verwilderung, der religiösen und sozialen Krisis, sie haben zudem die Weltgeschichte zu durchleuchten versucht als einen Vorgang voller Sinn und Bedeutung: als Weltgericht haben sie das Auf- und Abwogen des Völkerlebens beschrieben und damit Erscheinungen erleuchtet, die den Indern ewig Chaos blieben. Sie haben so dem geschichtlichen Werden einen Rhythmus verliehen, der ihrem Herrschaftsgefühl entsprach, und vor allem: sie haben, indem sie es wagten, den Plänen der Gottheit nachzusinnen, durch ihre Geschichtsbetrachtung dem messianischen Ideal eine Stütze zu geben versucht, daß es sie beflügeln konnte wie eine dämonische, im Gang der Ereignisse vorherbestimmte Macht.

Es lebt und webt die jüdische Seele in der Zeit, im Reiche des geschichtlichen Werdens, das der Inder immer wieder flieht wie eine vergiftete Welt, und wenn auch der Jude vom Drang erfaßt wird, aus dem wirbelnden Strom dieses Werdens sich herauszulösen: das Reich der Harmonie, dem er zuströmt, ist nie der Zeit entrückt. Das Reich Gottes — selbst noch bei Jesus und Paulus — bietet sich dar im Bilde einer verklärten Welt; in dem Paradies, das man in die Vergangenheit verlegt, in den Sagen, die die Sehnsucht nach idyllischen Zuständen eingegeben: nie schweift der Sinn hin zu Stätten, wo die Zeit ihren Sinn verloren.

Der nach Weltbeherrschung lechzende Geist der Juden empfängt seine letzte, alle Äußerungen der Seele rechtfertigende Weihe im Bilde Jahwes. Dieser Gott bewahrt in allen Zeiten, im Mittelalter, bei den Propheten, während der Herrschaft der Zivilisation, bei Jesus und Paulus, die Züge des Helden, dem die Gewalten der Natur oder doch der „Welt" untertan sind, und der furchtbare Schrecken um sich breiten kann, stellen sich die Menschen seinem Willen entgegen: wobei wir keineswegs übersehen, daß in den einzelnen Epochen immer neue, namentlich auch mildere Züge in seine Heldenstirn eingegraben werden. Doch man achte darauf: in der Heldenzeit ragt er über seinem Volke auf als der Jahwe der Heere, der

allem, was Israel entgegensteht, den Untergang bereitet; der gefeiert wird als der Gott erzener Krieger, die im Waffengetümmel ihren höchsten Ruhm erlangen. Und der Jahwe der Revolutionäre der Frühzeit, welche die räuberischen Herrschenden von ihrer Höhe herabstürzen möchten, ist nicht auch er in Stahl gekleidet, er, der die Waffen der Aufrührer segnet, daß sie die Schänder der Gerechtigkeit treffen?

Dieser Gott des Gerichts, der uns am eindrucksvollsten in den Schriften der Propheten begegnet, offenbart sich nun als eine ungeheure Willensgewalt, die alles in ihren Dienst stellt, was Zerschmetterung bedeutet. Und diese Züge des Dämons, der seine Feinde ins Verderben schleudert, bleiben in allen Phasen der jüdischen Entwicklung erhalten. Gewiß, das Vernichtungswerk wird vollbracht, um das messianische Reich zu gründen, aber es dürfen die Züge des Imperators nicht übersehen werden, der wie ein gewaltig gesteigerter Kriegsheld seine Feinde mit Schrecken überzieht, um sich dann in Taten des Friedens zu verherrlichen. Da entkoppelt Jahwe kriegerische Völker, daß sie sich wie eine Meute Raubtiere auf sein Volk stürzen, um es aufzurütteln und zu züchtigen, weil es Verrat an seinem Gott geübt; oder es tobt der Aufruhr in der ganzen Welt, und die Hölle mischt sich hinein in dieses Chaos, das die Sünder verschlingen soll. Selbst Jesus und Paulus haben sich, wie erwiesen worden, von diesen Vorstellungen nicht freimachen können.

So haftet diesem Jahwe etwas Dionysisches an. Im Toben der Elemente wird seine schauerliche Selbstherrlichkeit kund, mit gewaltiger Energie bricht er gleichsam, von den ihn unheimlich überfärbenden Flammen des Aufruhrs umwallt, aus den Abgründen des Chaos die Quadern für den Friedensbau. Diese Vorstellungen sind eben herausgeboren aus den Stimmungen der jüdischen Seele, die wohl unter der Last der Not, die ihr der nicht auszurottende Machtwille einbringt, seufzt und klagt, aber immer wieder den Mut aufbringt, dem Furchtbaren gegenüber standzuhalten. Welcher Unterschied zwischen solchem titanischen Gott und dem Gott der Inder, diesem mit Sinnen nicht zu fassenden raum- und zeitlosen Sein, das nur dem zarten, hingebenden, alle Mißklänge scheuenden Gefühl sich erschließt! Dieser Jahwe schäumt über von Kräften, die sich ein Feld suchen, um sich betätigen zu können, er ist der verkörperte Wille zur Macht und offenbart seine Fülle und Majestät in der Welt des Werdens: der Welt der Natur und Geschichte. Angespannter, leidenschaftlich in die Zukunft drängender Wille ist er, und

wie ein Schlachtfeld bedecken Trümmer die Stätten, wo sein Zorn gerast. Freilich, nicht ist das Gericht Selbstzweck, denn Frieden und Freude bedeutet Jahwes endgültige Herrschaft.

So enthüllt uns die Gestalt Jahwes die tiefsten Geheimnisse der jüdischen Seele: auf ihrem Boden ist diese Gottesvorstellung ausgereift, und die Kräfte, die aus Jahwe herausbrechen, es sind die Kräfte dieser Seele. Ihr Herrschaftswille mit seinem Gefolge von Liebe, Haß, Heroismus, der auch vor dem Gräßlichen nicht zurückbebt: hier hat er in einer gewaltigen Gestalt seinen Ausdruck gefunden. Wie ein Sturm muß das Machtgefühl diese Seele durchbraust haben, denn nie taucht die Vorstellung einer allmählichen geschichtlichen Entwicklung auf: immer ringt sich das Reich Gottes, so weit es nicht gedacht ist als Stimmung des Herzens, aus dem Aufruhr der Kräfte los, die der im Zorne flammende Gott entfesselt hat. Wie bezeichnend ist es weiterhin, daß der Herrschaftswille schon frühe Jahwe zu einem Imperator erhoben, neben dem die Götter der übrigen Völker als Nichtse, als Hirngespinste erscheinen! Und wie tritt das zur Tat drängende Lebensgefühl hervor, wenn wir uns erinnern, daß Jahwe als Gott der Gerechtigkeit gefeiert wird, der, wenigstens nach der Auffassung der Propheten, jede Verehrung abweist, wenn nicht die gute Tat den Menschen verklärt.

In den Festen der Heldenzeit, dann der jüdischen Kirche hat dieses religiöse Hochgefühl eines imperialistisch gestimmten Volkes in feierlicher Weise sich kundgetan. Hier wirkt alles, was die Welt zu bieten hat, zusammen, um den König aller Könige mit Ehren zu überhäufen. Und mag auch in den einzelnen Zeiten das Volk nicht mit gleichen Gefühlen vor Jahwe getreten sein: als göttlicher Großkönig steht er immer vor den Augen derer, die auf dem Zion versammelt sind, um ihm zu huldigen.

Überwältigend dringt die Willensmacht des jüdischen Volkes auf uns ein, wenn wir seine geschichtliche Entwicklung als ein Ganzes überschauen. Welche Schicksalswechsel begegnen uns, welche dramatische Spannung herrscht da! Wäre Juda ein Volk des gewöhnlichen Schlages gewesen, es hätte sich gebeugt unter das Joch, das ihm das Schicksal auferlegt hat. Es hätte als Vasall des assyrischen, babylonischen, persischen, mazedonischen und römischen Reiches wohl auch einmal gegrollt und die Eroberer im stillen verflucht, aber es wäre dann eingemischt in die Reihe der Völker, die heute kaum noch der Blick des Historikers trifft. Aber Juda hat sich nicht gebeugt, ja, auch gräßliche

Schicksalsschläge haben es nicht vermocht, seinen Herrschaftswillen zu entwurzeln. Es hat zuerst versucht, sich als selbständige Nation zu behaupten, hat in blutigen Schlachten seine Brust den Feinden entgegengestemmt. Aber schon vor dem nationalen Zusammenbruch hatten die Propheten seinem Herrschaftswillen die Weihe verliehen einer Kultur, die bestehen konnte, solange es Juden gab, mochte sich auch kein starker Staat über sie schützend wölben. An dieser Kultur, von der wesentliche Bestandteile immerhin noch in der Religion des Gesetzes fortlebten, hielt man leidenschaftlich fest; nichts, kein Unglück, auch nicht die schmachvollsten Zustände vermochten dieses Volk zu überreden, abtrünnig zu werden. Man verteidigte das Vätererbe mit dem Schwert in der Hand gegen alle Angriffe, denen es ausgesetzt war, und mochte Juda, nachdem es von Rom niedergeschlagen worden, in den Abgrund tiefsten Elendes stürzen: es wandte sich nicht von seinem Heiligtum ab. Als Zivilisation im Sinne der Gesetzesreligion, dann als eine neue Kultur, wobei wir an das Christentum denken, lebte das Eigenste seines Geistes fort. Als das leidenschaftlichste vielleicht aller Völker hat es sich im Gewoge des Völkerlebens behauptet in einer geschichtlichen Entwicklung, die von Katastrophen förmlich durchzogen ist, und diese Katastrophen hat eben entfesselt sein unbändiger Machtwille, der in die Weiten drängte, mochten auch todbringende Abgründe sich auftun.

So zeigt diese imperialistische Haltung des jüdischen Volkes, wie sehr es dem Chaos anheimgegeben ist. Aus dem Chaos strebt man gewiß heraus, um in einem Lande der Freiheit seiner Selbstherrlichkeit froh zu werden, aber da dieses gelobte Land immer wieder vor den Augen der Harrenden, die so oft wähnten, es mit Händen greifen zu können, versinkt, so stellt sich eben beständig die Sehnsucht nach der Gottesherrschaft ein. Mithin macht den Inhalt der jüdischen Entwicklung ein nie verstummendes Ringen mit der Unvernunft des Lebens aus. Die Stimmung beherrscht sie eines in immer neuen Stößen hervorbrechenden Sturmes einer Revolution: das Gericht mit seinem Aufruhr bannt beständig den Blick, und es ist einleuchtend, daß nur eine Seele, die selbst ein wildes Chaos in sich trug, zu einer solchen Weltausdeutung gelangen konnte. Mögen die Juden mit Recht als ein Volk von Männern gelten: das Männliche ihres Geistes behauptet sich nicht in Siegen von Dauer, derart, daß es gelänge, das Weltgeschehen so zu bemeistern, daß es im Bilde einer Harmonie sich darbietet, das den Menschen besänftigt und ihm das Glück der Fülle als Triumph über das Chaos verschafft. Der

Genius des jüdischen Volkes drängt, indem immer wieder das Chaos über ihn hereinbricht, beständig vorwärts, in eine Zukunft, die Erlösung bringen soll, und er wird nicht zur Verklärung um sich breitenden Bildsäule, weil er eben das Chaos braucht, um seine Energie zu erproben. Die Seele des jüdischen Volkes ist zerrissen, von Gegensätzen förmlich durchstürmt: freilich, mit unerhörter Zähigkeit versucht sie auch, sich vom Schmerz und Druck des Unfertigen zu befreien.

Im religiösen Erleben wird das Zerrissene, Unharmonische dieser Seele deutlich sichtbar. Welchen Wohllaut strömt die Frömmigkeit der Inder aus, wie ist hier letzten Endes doch alles auf den sanften Ton der Ruhe, der Leidlosigkeit, des Friedens gestimmt! Damit vergleiche man nun die Frömmigkeit der Propheten! Auf der einen Seite wird Jahwe in eine Höhe gehoben, daß ihn der Blick des Menschen kaum mehr trifft: nieder wirft sich der Fromme vor seiner Majestät als ein Unwürdiger, tief beugt er sich vor ihm, zitternd wie ein Sklave vor seinem tyrannischen Herrn. Die Berufungsvisionen Jeremias und Jesajas sprechen in dieser Hinsicht eine deutliche Sprache. Aber diese gleichen Propheten, die die ganze Kraft ihrer Rede aufbieten, um ihres Gottes Majestät zu feiern, sie sind wieder dessen Genossen, werden durchrauscht von seiner erzenen Energie — Jeremia hat dies selbst zum Ausdruck gebracht — sie fühlen sich als Künder seines dämonischen, völkerverschlingenden Machtwillens. Schwächegefühle also, Angstgefühle im Anblick der geheimnisvollen und schauerlichen Erscheinungen des Lebens und gewaltiges Kraftgefühl liegen miteinander im Streit. So wogt und wallt die Seele der Propheten wie eine sturmgepeitschte See, die freilich dann auch wieder einmal im Sonnengold des Friedens daliegt. Eine heroisch sich offenbarende Menschenliebe wird durchkreuzt von einem verzehrenden Haß; tiefes Leid, das sich in ergreifenden Klagen kund gibt, wechselt mit einem triumphierenden Aufschwung. Bald stiert das Auge in Abgründe, wo Dämonen hausen, etwa wenn sich die Erscheinungen der fluchbeladenen Zeit oder die Vorgänge des Gerichtes mit seinen Schrecken aufdrängen; bald, wenn das Gottesreich seine Wunder ausbreitet, leuchtet es im Glanze des Glückes. Und es ist fürwahr nichts als eine Fabel, wenn auch Jesus immer wieder im Bilde der Harmonie festgehalten wird. Mag er gleich Paulus die Seligkeit in Gott erlebt haben mit einer Inbrunst wie keiner der großen Geister vor ihm; auch in ihm, wie wir glauben gezeigt zu haben, bleibt die Eigenart des jüdischen Genius, der den Aufruhr braucht, um an ihm seine Kräfte auszulassen und sich in Siegen zu verherrlichen,

durchaus erhalten. Auch Hiob hat den Frieden gefunden, aber welche Unwetter brausen durch seine Seele, welche Qualen des Ringens sind in seine Seele eingezeichnet, welche Not hat ihm das Chaos der Welt bereitet. Nein, die jüdische Seele birgt gerade auch in jenen Gestalten, denen es gelingt, einen reinen Himmel über sich auszuspannen, die Unruhe und Schrecken des Werdens in sich. Sie ist ein Abbild der wirbelnden Welt, an der sie sich abmüht, um sie zu bemeistern.

Auch sonst noch haften den Propheten gegensätzliche Züge an. Sie, die wild aufflammenden Gestalten, besitzen auf der einen Seite einen scharfen Blick für die Wirklichkeit, der es ihnen ermöglicht, die Gebrechen der Zeit in einem schaurigen Gemälde wiederzugeben; oder sie behaupten sich in heldenmütigen Kämpfen mit der Besonnenheit und Festigkeit von Männern, die wie aus Fels gehauen, während sie dann wieder ganz vom Wunderglauben, ja, in der Spätzeit selbst vom Dämonenglauben beherrscht sind. Oder wie hebt sich ab die Weltangst, von der alle Propheten gequält sind, von dem Hochgefühl des Freien, der Tod und Teufel mißachtet und lieber zugrundegeht, als daß er sich den Satzungen der Welt unterordnet. Dazu nehme man noch die zarten Wallungen der Frömmigkeit der Propheten, die diesen ein tiefes Glück der Ruhe einbringen kann, einen Seelenfrieden, den in der Spätzeit selbst mystische Schauer erfüllen, und vergleiche damit die rohen Ausbrüche des Hasses, die granitne Stärke eines Willens, der sich triumphierend in den Aufruhr des Gerichtes mit seinen Greuelszenen einmischt! Diese Propheten haben den Haß und die Liebe mit vollen Zügen genossen, diesen als Klassen-, Völker- und Welthaß, die Liebe als Menschenliebe, Gottes- und Weltliebe.

Eine ähnliche Spannung finden wir nun auch in der Zeit der Zivilisation vor, nur daß eben entsprechend der Herabstimmung des seelischen Lebens die Gegensätze eine andere Färbung besitzen. Es hat sich ergeben, daß auch während der Herrschaft des Gesetzes der Wunderglaube in Blüte stand, ebenso daß religiöse Hochgefühle die Frommen bei den Festen oder in Zeiten des Kampfes mächtig bewegen konnten. Aber wie hebt sich davon wieder ab das nüchterne Wesen dieser gleichsam in Paragraphen gepreßten Frömmigkeit, dieser Religion, die mehr einer Rechtsordnung gleichkommt als einer gefühlsdurchhauchten Lebensmacht! Man sehe weiterhin, wie rätselhaft ein gewaltiges Machtstreben verknotet ist mit einer allen Heroismus verleugnenden Stimmung: wie sich das messianische Reich, an dem sich der Machtwille berauscht, von

der Gemeinschaft derer, die wie Verworfene vor ihrem Gott niederfallen, wie eine fremde Welt abhebt. Der Jude des Gesetzes wird förmlich von der Sündenangst geschüttelt und wälzt sich im Staube der Selbstverachtung; er beschmutzt sein Volk, indem er die ganze Vergangenheit als einen einzigen Verrat an Jahwe empfindet: zugleich aber durchströmt ihn das Rauschgefühl des Sieges, gedenkt er des messianischen Reiches, das Jahwe für ihn bereiten wird. Der gleiche Jude, der heroisch für seinen Gott streitet und selbst den Großmächten Trotz bietet, er weiß sich, nachdem ihm hierin einzelne Propheten vorausgegangen sind, die Weltordnung der Harmonie nicht anders vorzustellen als der Sklave, der nach Genüssen lechzt. Verbannt ist die Arbeit, der Kampf; alles, was den Gaumen reizt dagegen, steht in Fülle zu Gebote; beseitigt ist alle Mühe und Not für den Sohn des Volkes Jahwes, während die „Heiden" dazu bestimmt sind, mit ihrer Hände Arbeit herbeizuschaffen, was für die Schlemmerei benötigt ist. So geht es weiter: ein Weltreich wird gedacht als Abschluß der geschichtlichen Entwicklung, und Juda soll an der Spitze der Völker stehen: aber zugleich schließt man sich von den „Heiden" ab, als seien diese mit der Pest behaftet. Stolz rühmt man sich, ein Glied des erlauchtesten Volkes zu sein, während man es dabei über sich bringt, die Tyrannei des Gesetzes, die einer Sklaverei gleichkommt, zu dulden.

Nicht allein bei einzelnen überragenden Persönlichkeiten und nicht allein im Bereiche einer einzelnen Epoche treten uns solche Disharmonien entgegen; auch die Entwicklung, als ein Ganzes genommen, bietet unerhörte Mißklänge dar, wie sie eben allein bei einem Volke möglich sind, dessen Leidenschaft immer zum Äußersten treibt. Da haben wir Zeiten, wo der Lebenswille dionysisch aufflammt, während in anderen Zeiten die Seele in Banden liegt, oder solche, wo man im nationalen Selbstgefühl glaubt, der Himmel müsse sich öffnen, während in anderen ein Geist des Unmutes, des Zagens, ja, der Verzweiflung um sich greift, daß das Volk Jahwes kaum mehr zu kennen. Bald nimmt man begierig fremdes Kulturgut auf, um dem Leben eine neue Würze zu verleihen, bald wird das Fremde verlästert und verleumdet, als hätte es die Finsternis ausgebrütet. Bald liegt das Volk am Boden, völlig aufgerieben und zerschlagen, jammernd, sich im Sündenschlamme wälzend, bald erhebt es sich triumphierend und fürchtet auch die stärksten Feinde nicht.

Dieses Labyrinthische der jüdischen Seele tritt nun deutlich hervor im Wesen auch Jahwes, und wenn die Propheten sich leidenschaftlich da-

gegen aufbäumten, daß ihr Gott im Bilde verehrt werde, wohlan, dieser Gott stellt ein solch chaotisches Wesen dar, daß er bildnerisch einfach nicht darzustellen ist. Jahwe als Gott des Zornes, des Gerichtes, gleicht mehr einem Dämon als einem vom Lichte der Hoheit umfluteten göttlichen Helden. Aus dem Chaos hat er die Welt geschaffen, aber sein Werk hat keinen Bestand: erneut ist es dem Chaos anheimgegeben, und wenn nach der jüdischen Auffassung die Menschen den Fluch, der sie bedrückt, selbst verschuldet haben: nun, Jahwe hat es geduldet, daß sein Werk geschändet werden konnte. Die Gnostiker haben es ausgesprochen: dieser Schöpfergott taugt nichts, kein Meisterwerk ist seinen Händen entsprungen, sondern das Reich des Satans. Und in der Tat, auch nach der Auffassung der Propheten und der Religion des Gesetzes waltet der Wille der Gottheit auch im Aufruhr. Das Böse schickt sie dem Menschen, um diese zu warnen oder zu züchtigen, und im Gericht wütet ihr Zorn wie ein völkerverschlingendes Feuermeer. Dieser Gott trägt zwei Herzen im Leibe: ein steinernes und ein solches voller Liebe. Der Gott, der die Pest, Sonnenbrand, Hungersnot, Unglück aller Art sendet, der die Dämonen des Krieges aufhetzt und im Gericht tobt wie eine rasende Naturgewalt: er wird verehrt auch als Gott der Gerechtigkeit. Ja, dieser Gott macht förmlich eine Entwicklung durch. Abfällt, hat er Recht gesprochen, das grausige seiner Majestät; als ein Gott des Friedens reinigt er die Welt vom Gifte des Fluches, als Messias führt er die Gerechten in ein Paradies von ewiger Dauer. So liegen der Dämon und der Friedensheld im Wesen Jahwes mit einander im Streit, und in dieser Unentschiedenheit spricht sich eben aus das Chaotische der jüdischen Seele, die bald den Gewalten der Finsternis anheimfällt, bald sich sonnt im Lichte des Friedens, der Harmonie.

Im Schrifttum der Juden ist es bezeugt, wie sehr der Genius dieses Volkes von den Gewalten des Chaos umflammt wird. Wir denken nicht allein an die zahlreichen Ausbrüche der Klage über die Schwachheit und Hilfsbedürftigkeit des Menschen, der sich nach einem Befreier sehnt; nicht allein an die Gebete, die äußere Not oder das Elend der sich bedrückt fühlenden Seele eingibt, sondern auch an die Schilderung von Erscheinungen aller Art, in denen fessellose Kräfte brausen: denken einmal an das immer wieder auftauchende Bild Jahwes als Kriegshelden, der mit seinen blutgierigen Scharen daherrauscht wie eine vernichtende Sturmgewalt, und wenn dieser Jahwe sich verherrlicht in hoheitsvollen Erscheinungen der Natur, die den Menschen, gibt er sich ihnen hin,

zur Andacht stimmen: immer wieder wird Jahwes Erhabenheit zur Anschauung gebracht auch in Bildern des Aufruhrs: in Erdbeben, Gewittern, sengenden Wüstenwinden, im Toben des Meeres schafft sich sein in Zerstörungen sich auswirkender Machtwille einen Ausdruck. In den Gerichtsgemälden aber, die namentlich in der Spätzeit alle Einzelheiten, die sich der Phantasie darbieten, festhalten, ist dieser Aufruhr gehäuft: Kriege, soziale Wirrungen, Seuchen, aus Abgründen hervorlodernde Flammen, Verfinsterung der Sonne und des Mondes, Aufruhr also überall im Völkerleben wie in der Natur: alles wird herangezogen, um des Gottes dämonische Großheit zu künden. Aber dadurch, daß die Dichter es verstehen, das Schauerliche und Gräßliche zum Erhabenen zu gestalten, erringen sie einen Triumph: es gelingt ihnen, das Chaos, das auch in ihrer Seele wogt, künstlerisch zu verklären.

Diese künstlerische Rechtfertigung zeigt nun, wie sehr die jüdische Seele beherrscht ist von dem Drange, den Druck der Disharmonie von sich abzuschütteln. Man könnte geradezu sagen, daß die Wege, welche eingeschlagen werden, um zum Lichte, zur Befreiung von den unheimlichen Gewalten des Lebens zu gelangen, den bannenden Gehalt der jüdischen Kulturgeschichte ausmachen, und schon haben wir die Haupttatsachen ergründet. Im Kampfe einmal sucht man das Grauen von sich abzuschütteln, wobei wir sowohl an die Kämpfe der Geisteshelden als auch des Volkes denken; im Glauben dann, daß Jahwe, der Wundertäter, entweder das Volk oder dem einzelnen Menschen die Ketten abnimmt und mit der Freiheit, mit äußerem Glück oder Seelenfrieden, beschenkt. Die Juden mit ihrer unruhigen, von tiefen Leidenschaften beherrschten Seele lechzen nach Harmonie mit der ganzen Inbrunst des Heimatlosen, der von dem Frieden der väterlichen Hütte träumt. Sie, die das ganze Entsetzen der Friedlosigkeit, das Peinigende der Unruhe und der Unfertigkeit empfinden, sie wissen so das Glück der Harmonie zu preisen in hinreißenden Weisen. Als der ewig Unbefriedigte, vom Wirrwarr des sozialen Lebens Umtoste, von den Qualen einer zerrissenen Seele Gemarterte sehnt sich eben der Jude hin zu Auen, wo der Friede waltet, und so ist denn die jüdische Literatur, die uns die religiösen Triebe und Sehnsüchte kündet, erfüllt von Visionen von Friede und Freude, von Glück und Harmonie, von Visionen, die auch uns noch wie Klänge aus einer vollkommenen Welt berühren. Aus der Sehnsucht sind sie herausgeboren, und es liegt zuweilen ein zarter Hauch über ihnen, der uns berührt wie der Atem eines liebebedürftigen Herzens.

Da erquickt sich der Mensch, den die Unruhe, die Kämpfe, die Not einer aus den Fugen gegangenen Zeit peinigen, an Stätten des Friedens, die seine Phantasie in eine verklärte Vergangenheit verlegt: das Paradies taucht auf, in herrlichem Bild stellt man die Wüstenzeit dar als eine Zeit der Eintracht und des Segens; in den Vätersagen namentlich wird die Vergangenheit mit den Farben der Idylle ausgeschmückt.

Aber vorwärts vor allem richtet sich der Blick des Juden. Und so baut denn die Sehnsucht nach Eintracht, nach dem Glück der Ruhe und Vollkommenheit das messianische Reich aus, das dem Friedlosen alles das bringen soll, was die Gegenwart ihm vorenthält: soziale Eintracht, ein Leben ohne Kampf und Mühe, äußeres Glück, aber auch den Frieden der Seele. Und wo das Reich Gottes dann in die Tiefe des Herzens verlegt wird, auch da besteht seine Segnung darin, daß alle die Probleme, an denen sich der Mensch abmüht, gelöst sind, daß überwunden ist das Chaos der Welt und die Harmonie in die Brust einzieht.

Diese Sehnsucht nach Harmonie überkommt den Juden mit unerhörter Gewalt und wird in erhabenen Offenbarungen laut, neben denen die aus ähnlicher Stimmung herausgeborenen Offenbarungen der Babylonier versinken. Aus machtvollen Persönlichkeiten redet der Genius dieses Volkes, und durch sie vor allem wird eben die babylonische Kultur weitergeführt. Alles, was diese Männer bewegte, war in Babylon vorbereitet: und wenn sie gewiß nicht alles festzuhalten vermochten, was die babylonische Kultur geschaffen, so haben sie dort, wo sie die Entwicklung fortsetzten, neue Siege errungen. Auch in Babylon wurden die Zeiten der Wirrung und Auflösung als Fluchzeiten empfunden, und auch hier strebte man aus dem Strudel heraus, um in einer messianischen Ordnung oder in der Gemeinschaft mit einem Gott in den Wohllaut des Friedens einzugehen. Aber wie lodern nun diese Erlebnisse in Juda machtvoll in großen Menschen auf! Als eine Schmach empfinden sie die soziale Auflösung, die ihrem Gott angetan worden, und so dringen sie auf die von der Selbstsucht ergriffenen Menschen ein, durchwallt von sittlicher Leidenschaft, im Glauben, sie zur Umkehr bewegen zu können, auf daß die Harmonie sich auf die Erde senke. Welche Blüten treibt in Juda die Sehnsucht nach einem vom Strom des Aufruhrs befreiten Leben hervor: eben die Traumbilder vom messianischen Glück, das der Babylonier erst stammelnd zu künden vermag. Ja, den Juden gelingt es dadurch, daß sie aus der Fülle eines liebenden, auch das Böse verklärenden Herzens die Welt in den Lichtschein der Vollkommenheit tauchen, einen Sieg über

das Chaos zu erringen, demzufolge sie eine Bahn beschreiten, die sie herausführt aus dem babylonischen Kulturbereich.

Man darf die Juden in Ansehung der Vermessenheit, des Fanatismus, mit denen sie ihrem Ideal zudrängen, als ein Heldenvolk bezeichnen, das hinter keinem anderen zurücksteht. Aber die Laufbahn des Helden ist von Gefahren umsäumt, und wenn ihm Siege beschieden sind: sein Körper ist mit Wunden bedeckt. Die Geschichte dieses Volkes ist voll von tragischen Erschütterungen. Die unbändige Leidenschaft, die immer wieder durchbricht, bringt das Volk in verzweifelte Lagen: wie oft kommt das Unheil über es, von dem man verschont geblieben wäre, hätte man das Machtgebot des „Schicksals" anerkannt. Auch die führenden Geister dieses Volkes haben ihre Heldengröße teuer erkaufen müssen. Ihre Leidenschaft treibt sie in einen schweren Konflikt mit ihrer Zeit hinein, fast alle werden verfolgt und wie Narren oder Verbrecher behandelt. Eine Gewitterwolke liegt über Juda und seinen führenden Geistern, und unheimliche Zerstörungen anrichtende oder tödlich treffende Blitze zucken herab.

Aber nicht hat sich Juda beugen lassen. Es hat ausgeharrt auch in verzweifelten Lagen, hat Sieg an Sieg gereiht, ja, es ist eine der stärksten Lebensmächte der Weltgeschichte geworden.

DIE JÜDISCHE KULTUR UND DAS ABENDLAND

IN der abendländischen Geschichte lebt der Geist der jüdischen Kultur — dieser im weitesten Sinne des Wortes genommen und ohne den üblen Nebensinn des Schlagwortes betrachtet — in einer noch kaum geahnten Stärke fort. In allen Kulturen des Abendlandes schwingen irgendwie Kräfte der jüdischen Seele mit, und wenn dies überraschen kann, so gibt es eine überzeugende Deutung: der Strom der jüdischen Kultur konnte in die abendländische Seele eingehen, insofern als diese im Gefühl der Wahlverwandtschaft sich mächtig zu ihr hingezogen fühlt, indem sie hier Klänge vernimmt, die eben ihren seelischen Bedürfnissen entsprechen. Wie die Juden die babylonische Kultur verarbeiteten und mit der Meisterschaft ihres Instinktes zur Höhe einer neuen Entwicklung führten, so haben die Völker des Abendlandes das geistige Vermächtnis der Juden vor allem in der Form des in vielfältiger Weise sich ausstrahlenden Christentums an sich gezogen und es bewahrt in Offenbarungen, die stärker oder schwächer das Gepräge des jüdischen Geistes an sich tragen. Nichts verrät diese Zusammenhänge deutlicher als die gewaltige Bedeutung, die das messianische Ideal in der Entwicklung des Abendlandes gewonnen, nachdem einmal das Christentum Eingang gefunden hatte. In allen Epochen entfaltet es seine bannende Macht, bald bricht es durch ganz in jüdisch-christlichem Sinn, bald ist es erfüllt von einer neuen Geistigkeit.

Die Seele des Abendlandes drängt wie der Genius der Juden einmal in die Gebiete des Werdens hinein, um hier ihre Kraft und Meisterschaft zu erproben. Auch diese Seele benötigt das Chaos, um sich zu entfalten; mit einem gebieterischen Instinkt wird dieses immer wieder aufgesucht, auf daß es überwältigt, geformt werde. Auch das indische Geistesleben ist nicht zu denken, ohne daß das Chaos mit seiner Unruhe in die Seele dringt, aber wie mächtig waltet hier der Drang, ihm zu entfliehen, um für immer an eine Stätte zu gelangen, wo das Schweigen

gebietet, ein Friede, der als ein Sieg von ewiger Dauer die unholden Mächte des Daseins niederhält. Dem gegenüber wird der Mensch des Abendlandes von der Welt des Werdens — sei diese seine Seele oder die Außenwelt — immer wieder wie von einer dämonischen Macht angelockt, auf daß er seine Kraft an ihr auslasse, doch nicht, um sich mit einem etwa errungenen Triumph zu begnügen, sondern um beständig sich neuen Aufgaben zuzuwenden.

Nirgends tritt dieses Verlangen der Seele, sich im Rhythmus einer ewigen Bewegung auszuleben und das Wohl- und Schmerzgefühl dieser Bewegung auszukosten, deutlicher hervor, als in der Kulturentwicklung der Deutschen, des Volkes, in dem der Geist des Abendlandes am reinsten sich äußert. Ins Unendliche führt dieser Geist hinein, ruhelos strebt er über jedes erreichte Ziel hinaus, unersättlich flammt die Begierde auf, durch neue Siege die errungenen zu überbieten. Beständig regt sich das Verlangen nach einem anderen, einem Fernen, auf daß die Seele bewahrt bleibe vor der Erstarrung. Die Gebiete der Religion, der Philosophie, der Kunst, der Politik, des Wirtschaftslebens sind durchwallt von diesem Rhythmus eines nie rastenden Werdens: die Grenzenlosigkeit, die Unendlichkeit bildet das Reich dieses seltsamen Genius; hier, wo es keinen Abschluß gibt, weht eine Luft, die ihn beschwingt, mag ihn auch das beklemmende Gefühl des Verlassenen, Unfertigen zuweilen machtvoll überkommen. Der Mystiker, den es hindrängt zur Gottheit: er löst sich immer wieder von dem Ankergrund des Ewigen los, um erneut, beseligt in die göttliche Fülle eintauchen zu können. Faustische Leidenschaft glüht im Philosophen: die Unendlichkeit ist seine Welt, und als sein erhabenstes Werk betrachtet er es, der ewigen Bewegung der Dinge nachzugehen: das Streben nach dem Unendlichen, Ewigen gilt ihm als das Höchste am Menschen, der Prozeß eines nie endgültig im Ureinen verweilenden Denkens ist ihm erhabener als ein letzter Sieg. Die Philosophie eines Bruno, Descartes, Leibniz, Kant, Fichte, Schelling, Goethe, Hegel bilden großartige Dokumente einer solchen geistigen Haltung, und auch in der abendländischen Dichtung, der Malerei, der Architektur, besonders aber in der Musik entfaltet sich dieser Geist, der die Begrenzung haßt und ganz Sturm und Drang, Ringen und Kämpfen, Streben und Wagen, ewiges Werden ist.

Auch die Politik schweift hinaus in den ungemessenen Raum. Ein leidenschaftlicher Drang nach den Fernen und Fremden beherrscht sie,

die Unruhe eines Willens, dem das Erreichte nur da zu sein scheint, damit es überwunden werde. Ebenso unruhig und fiebrig schlägt das Herz des Wirtschaftslebens, namentlich in neuerer Zeit. Gewaltige Energien werden entbunden, um immer wieder durch neue Leistungen überboten zu werden; dem Produktionsvorgang sind keine Grenzen gesetzt, ins Unendliche weist er hinein, beflügelt von dem Willen des Unternehmers, der verschmachten würde, wäre er in einen von unübersteiglichen Mauern umgrenzten Kreis gebannt. Überall, wo es der abendländischen Seele gelungen, die ihren Bedürfnissen entsprechende Lebensform zu finden, da hat der Geist der Unersättlichkeit seine Herrschaft angetreten, und namentlich auch die Einzelwissenschaften, die den Weltenraum zu durchdringen, die Natur, das in die Dämmerungen der Vergangenheit hineinführende geschichtliche Leben zu durchleuchten suchen, bilden ein Denkmal dieses durch nichts zu befriedigenden Strebens.

Aber nicht allein das mit Schmerzen untermischte Wohlgefühl ewiger Bewegung will der Abendländer auskosten, indem er sich immer wieder der Unruhe eines nie fertigen Daseins verschreibt, er braucht das Chaos, um seinen Machtwillen ausströmen lassen zu können. So ist diese Kultur — und vor allem auch da, wo sie zur Zivilisation erkaltet — von imperialistischen Hochgefühlen durchrauscht, und auf allen den von uns berührten Gebieten, in denen das ewige Werden sichtbar wird, hat sich dieser Imperialismus stärker oder schwächer entfaltet. Herrschaftsmacht will der Abendländer ausüben, sei es an seiner eigenen Seele, sei es an der Außenwelt; nach Triumphen lechzt er, um vor dem Genius, den er in sich trägt, bestehen zu können.

Damit wird die rätselhafte Erscheinung verständlich, daß gerade die jüdische Kultur in mächtigen Strömen in das Abendland eingedrungen. Imperialistische Kräfte gatten sich eben, Laute gleichgestimmter Seelen verdichten sich zu einem Chor. Welcher Machtwille ist doch lebendig im Katholizismus mit seinem Streben nach Weltherrschaft, seiner gewaltigen geistigen, wirtschaftlichen und sozialen Macht! Selbst die Rüstung des Kriegers tragen die Kirchenfürsten, und Könige beugen sich vor ihnen wie vor Imperatoren. Und nicht verschmähen es weltliche Fürsten, sich als Bischöfe der lutherischen Kirche oder sonstiger Kirchen auszugeben, und bekannt ist es ja, wie im Calvinismus kapitalistisches Wirtschaftsleben die Weihe durch die Religion empfängt.

Auch die Philosophie des Abendlandes ist ganz vom imperialistischen Geist durchtränkt, mögen auch Klänge von Friede und Erlösung hier laut werden. Hat doch das scholastische Denken dem Herrschaftsstreben der Kirche eine philosophische Stütze zu geben versucht, und die Philosophie der neueren Zeiten erblickt ihre vornehmste Aufgabe darin, mit der Kraft des Geistes die Welt zu durchleuchten und zu beherrschen, die Fülle der Erscheinungen womöglich einem System einzufügen, das vor den Menschen aufragt wie ein Bauwerk, durch das er sich verherrlicht. Alle abendländische Kunst, die Baukunst, die Lyrik, die Malerei und Musik kommt gewiß gleich einer Verklärung des Lebens; die Seele und mit ihr die Erscheinungen der Welt klingen auf in einem Lobpreis des Daseins; doch gestärkt, als ein Freier und Herrscher fühlt sich so der Künstler, dem es gelungen, das Chaos mit den Strahlen seines Geistes zu durchdringen. Den verworrenen Erscheinungen des Lebens einen Sinn abgewinnen will die Wissenschaft, und so stellt ihre Entwicklung einen ununterbrochenen Kampf dar mit diesen Erscheinungen, auf daß sie sich dem Gesetz, dem Zwang des menschlichen Geistes fügen.

Und wie entfaltet sich der Machtwille auf dem Gebiet der Politik, in den nie verstummenden Kriegen, den Revolutionen, den Klassen- und Parteikämpfen; welche gewaltige Organisationen hat er aufgebaut in den in Erz starrenden Staaten, in den Weltreichen! Wie sehr aber im Wirtschaftsleben schon des Mittelalters, besonders aber der neueren Zeit imperialistische Gelüste durchbrechen, wie hier die Natur unterjocht wird, das Machtstreben Triumphe feiert, denen keine andere Kultur etwas Ähnliches zur Seite zu stellen vermag, ist ja bekannt.

Dieser unbändige Machtwille verleiht der abendländischen Entwicklung ein stürmisches Tempo; unter dem Antrieb einer nach immer neuen Erfolgen und Machttaten lechzenden Seele ist sie durchbraust von unerschöpflichen Energien, die Geschaffenes immer wieder zerstören, auf daß dem Erobererwille Genüge geleistet werde. Mit rauschendem Flügelschlag möchte sich der Aar von Gipfel zu Gipfel schwingen, und mag er einmal auch in den Abgrund fallen: erneut läßt er am Geist der Schwere seinen Hohn aus, um seinen Siegesflug wieder aufzunehmen. Rohe Kräfte bietet der Machtwille auf, um sich durchzusetzen; grausam kann er wüten, aber auch mit feinen Waffen des Geistes gewinnt er seine Schlachten.

Aber damit ist keineswegs der Gehalt der abendländischen Seele erschöpft. Wenn imperialistische Leidenschaft sie erfüllt, nun, nicht immer fühlt sie sich heimisch in der Luft des Kampfes, des stürmischen, oft tief aufgewirbelten Lebens. Wie dem Babylonier und Juden wird das Unfertige einer dem Werden anheimgegebenen Welt, das Aufregende und Gefährliche eines Lebens, das immer neue Probleme aufwirft, auch dem Abendländer zur Qual. Er sehnt sich nach abgrenzenden Horizontlinien, nach einer Harmonie, die ihn umhaucht mit dem Odem des Friedens. Es herrscht eine gewaltige Spannung in der vom Rhythmus des Werdens bewegten, immer wieder vom Chaos umwirbelten abendländischen Seele, und so hält sie Ausschau nach einem Zustand, nach einem Ort, in den die Wogen des aufgeregten Lebens nicht hineindringen. Gewiß versucht der Abendländer auf allen Gebieten, auf denen er seine Meisterschaft erprobt, auch einem von Bewegung erfüllten Dasein die Weihe einer erhabenen, Glücksgefühle einbringenden Lebensmacht zu verleihen. Man denke etwa an die Religion, die Liebeswerke fordert gleichsam bis zum letzten Atemzug; an jene Systeme der Ethik, die allein den Adel dem Menschen verleihen, der immer strebt und sich bemüht; man beachte, wie die Kunst heftig bewegtes Leben zu verherrlichen, wie sie das Grauenvolle und Schreckliche zum Erhabenen zu gestalten vermag; wie in der Philosophie das nie verstummende Spiel der Kräfte gefeiert wird als Erscheinungsform eines göttlichen Lebens; wie das Fortstürmen der Energien im Bereich des Wirtschaftslebens und der Politik Gefühle eines Aufschwungs hervorrufen. Der Abendländer aber, so lange seine Seele noch nicht zum Sklaven eines Mechanismus geworden und also noch ein Eigenleben führt, kennt auch noch ein anderes Glück als jenes Wohlgefühl, das ihm zuströmt im Kampfe mit entfesselten Energien: ein Glück der Ruhe, des Friedens, der Stille meinen wir, ein Glück, das durch nichts mehr daran erinnert, daß es dem Strom des Werdens abgerungen worden. Die Haltung des Klassikers, dem es gelingt, die Erscheinungen so zu formen, daß sie Ruhe atmen wie in einem weihevollen Bezirk, offenbart eine Seele, die in den Frieden eingegangen einer Fülle, die nicht mehr der drängende Rhythmus heftiger Bewegung aufstört. Vor allem aber wird die Religion dem Abendländer zur erlösenden Lebensmacht. Indem die Welt immer wieder lockt mit verführerischen Stimmen, auf daß sich der Mensch in ihre Fluten hineinstürze, wird auch der Stärkste einmal müde des Treibens und Drängens, des Hastens und Ringens.

Er möchte herausfliehen aus dem Wirrsal der Erscheinungen, um einzugehen in den Frieden. Das Reich Gottes, einmal als Reich des Herzens gedacht, das sich behütet weiß von einem tröstenden, den Sturm der Seele beschwichtigenden ewigen Wesen, inbrünstig wird dieses Reich der Gnade und Harmonie erstrebt, und gerade die leidenschaftlichsten, mit Dämonen sich herumschlagenden Menschen wissen seine Herrlichkeit zu preisen. Es soll den Menschen für ewig befreien von den Qualen der Seele, dem Schmerzenden des Aufruhrs der Welt, dem Peinigenden ewiger Bewegung; als ein Höchstes und Letztes gilt es, indem hier alle Probleme gelöst, der in eine wilde Welt Verschlagene die Krone der Vollendung empfängt. In der Dichtkunst, der Musik, der Malerei, in der Philosophie, ja, selbst in der Baukunst wird sowohl der Hilferuf des nach der Gottesnähe lechzenden Menschen als auch das Glück des Erlösten laut, und namentlich in der gotischen Architektur wallt die Erlösungssehnsucht in den steinernen Flammen, die gen Himmel lodern. Besonders die Mystik verleiht diesem Lechzen der Kreatur nach dem ewigen Frieden tiefen Ausdruck; mit solcher Gewalt zuweilen wird hier das unendliche Sein ergriffen, daß wir an die weltüberwindende Frömmigkeit der Inder erinnert werden.

Auch das soziale Leben mit seinen unaufhörlichen Kämpfen und Wirrungen bereitet dem Abendländer, mag er auch hier in großen Taten seine Herrschermacht offenbaren, schwere Not. Dieses verwickelte Getriebe mit seinen Unfertigkeiten, den Leiden, die es nicht allein dem Schwachen, sondern auch dem Starken, der nie zur Ruhe kommt, bereitet: es verletzt die Seele, und so taucht denn das Ideal der Harmonie auf, das in unzähligen Formen auftritt. Das gepeinigte Auge wendet sich weg von der Gegenwart und erquickt sich an Bildern einer Vergangenheit, welche die Sehnsucht mit erquickenden, tröstenden Farben ausmalt. Man flüchtet sich in den Frieden der Idylle, welche die Dichtung, die Musik, die Malerei rührend zu schildern weiß, oder bezeugt eine Vorliebe für einfache Lebensverhältnisse, in die noch nicht die Flut des großen Lebens verheerend eingebrochen. Vor allem aber beschäftigt den abendländischen Geist das Problem einer besseren, von Harmonie überglänzten Zukunft. Wie noch nie in der Menschengeschichte, sehen wir von dem einzigen Fall der Juden ab, wendet sich das Denken dem Ideal der Gesellschaftsordnung zu, und immer, mögen auch die Lösungsversuche das verschiedenste Gepräge besitzen, soll die Ordnung

der Zukunft Dauer verbürgen, Festigkeit, Harmonie, Frieden und Glück. Der Fromme baut sich das Reich des Segens in seiner Seele auf, oder er verlegt es in ein Jenseits, wo die Qual des Erdendaseins überwunden und die Erlösten in die Seligkeit der Ruhe, des Friedens eingebettet sind; der noch dem Leben hingegebene Mensch sucht nach Mitteln, um den Aufruhr der sozialen und seelischen Kräfte zu stillen und hienieden so etwas wie ein Gottesreich aufzurichten. Es gibt wenige den Problemen des menschlichen Lebens sich zuwendende große Denker des Abendlandes, die nicht irgendwie dieser Frage der Ausgestaltung der Gesellschaft gemäß einem Harmonie verheißenden Ideal ihre beste Kraft gewidmet haben, und alle entscheidend in das politische Getriebe eingreifenden Klassen haben ein solches Ideal in Bereitschaft, für das sie oft leidenschaftlich werben, in der Hoffnung, es in den Boden der Wirklichkeit pflanzen zu können. Mächtig leuchten in den Revolutionen solche Ideale auf, die Massen wie eine frohe Botschaft erfüllend, in diesen Zeiten, wo es scheint, daß eine neue, von Segenskräften belebte Ordnung aller Not ein Ende bereiten und Erlösung bringen werde.

Wer sich in dieses Kräftespiel eingelebt hat, der begreift es ohne weiteres, daß gerade die jüdische Kultur als eine erweckende, helfende, beschwingende Lebensmacht das Abendland gewaltig in ihren Bann gezogen hat. Jedesmal handelt es sich um eine mächtig vom Herrschaftswillen beflügelte, ins Dasein hineindrängende Kultur, aber zugleich sind Kräfte am Werk, die von dem als Wirrung empfundenen Leben weglocken und Reiche aufbauen, in denen die Seele wähnt, Erlösung zu finden: Reiche der Religion, der Philosophie, der Kunst, Ideale des sozialen Friedens. Vielfältiger, reicher veranlagt ist die abendländische Seele als die des jüdischen Volkes. Auf Lebensgebieten, welche den Juden verschlossen blieben, hat das Abendland erhabene Schöpfungen vollbracht, so auf dem Gebiet der Musik, der Architektur, der Malerei und Plastik. Aber auch in diesen Offenbarungen, so sehr es auch überraschen mag, rauscht stärker oder schwächer der Strom der jüdischen Seele, und wenn es auch dem Abendland gelungen, in einer Fülle urwüchsiger Schöpfungen seinem Machtwillen und seiner Erlösungssehnsucht große Denkmale zu bauen: es gibt in seinem Bereich keine Kultur, für die nicht der jüdische Geist Bausteine geliefert hat. In der versinkenden germanischen Heldenzeit, im Mittelalter, selbst in der

Renaissance, der Reformation und Gegenreformation, im Barock, in der Aufklärung, im Idealismus und in der Romantik, im Zeitalter der Zivilisation mit ihren Klassenkämpfen und Revolutionen: überall wirkt das jüdische Erbe als befruchtende, ja, zuweilen als eine geradezu überwältigende Macht fort. Mag auch die indische Kultur einmal wie ein besänftigender Hauch über die Gefilde des Abendlandes streifen, und mag die griechische Kultur immer wieder anlocken durch die Zaubermacht der ihre marmornen Schöpfungen adelnden Harmonie: ihre Wirkungskraft kann sich mit der des jüdischen Geistes nicht messen.

Das soll nun erwiesen werden, indem wir das Kräftespiel der abendländischen Seele, wie es sich in den einzelnen Kulturen darbietet, in klar überschaubarem Bilde festzuhalten suchen: als Kundgebung wiederum des Urphänomens, aus dem alles geschichtliche Leben herausflutet.

RIKOLA VERLAG * WIEN · LEIPZIG · MÜNCHEN

FUGGER-ZEITUNGEN

Ungedruckte Briefe an das Haus Fugger aus den Jahren 1568—1605

Herausgegeben von Victor Klarwill

Mit 24 Bildtafeln

Die glänzendste Zeit der Weltgeschichte nennt Friedrich Schiller das XVI. Jahrhundert. Das vorliegende Buch bestätigt diesen Ausspruch des Dichters. Aus dem ungeheuren Bestande der in der Nationalbibliothek in Wien ⟨ehem. Hofbibliothek⟩ seit fast dreihundert Jahren aufbewahrten Nachrichten der Agenten des Hauses Fugger hat der Verfasser die wichtigsten Momente herausgegriffen, die nun hier mit der Stimme der Zeit erzählt werden: Die Hinrichtung der Grafen Egmont und Horn, das Ende des Don Carlos, die Bartholomäusnacht, die Enthauptung der Maria Stuart, die Schlacht von Lepanto, Autodafés in Spanien, und vieles andere. Außerdem ist eine große Anzahl von kulturhistorisch bedeutsamen Schilderungen hervorzuheben, wie z. B. die Raubzüge der Engländer in die spanischen Kolonien, Hexenprozesse, Berichte über Goldmacher, Briefe aus Chochinchina, Ostindien, Japan, Mexiko, Peru usw. In diesen Schriften spiegelt sich das öffentliche und bürgerliche Leben in ganz Europa und den Kolonien der damaligen Zeit wider. Es ist unmöglich, aus der Überfülle des Stoffes noch mehr Einzelheiten zu geben, es genüge, wenn festgestellt wird, daß das Werk einen Reichtum an hochinteressanten geschichtlichen, sitten-, handels- und finanzgeschichtlichen Darstellungen bringt, die das Buch zu einem Kulturdokument von höchstem Range erheben. Denn zum ersten Male wird hier Staats- und Sittengeschichte durch zeitgenössische Dokumente zugänglich gemacht. Sehr sorgfältig gearbeitete Anmerkungen und größtenteils unveröffentlichte Bilder ergänzen den Text des Werkes, das ein farbiges Bild dieses merkwürdigen Abschnittes der Geschichte vermitteln wird.

RIKOLA VERLAG * WIEN · LEIPZIG · MÜNCHEN

JOSEF POPPER-LYNKEUS

KRIEG, WEHRPFLICHT UND STAATSVERFASSUNG

Dieses letzte Buch des Sozialphilosophen ist die Krönung seiner Lebensarbeit für das Wohl und die Sicherheit des Individuums.

Vierzig Jahre verfocht Popper-Lynkeus als oberstes aller ethischen Prinzipien die Achtung und Ehrfurcht vor der Existenz eines jeden menschlichen Individuums. Sicherung vor wirtschaftlicher Not oder Sorge und Ersatz der Wehrpflicht durch ein System der Freiwilligkeit, auf diese beiden Säulen wollte er die segensreiche und friedliche Einrichtung des künftigen Staates stützen. Die gehaltvollen Gedanken des Werkes, die nach den Erfahrungen des Krieges doppelt einleuchten müssen, bekunden ein solches Maß von Scharfsinn, Sittlichkeit und Menschenliebe, daß schon um dieser Vorzüge willen das Werk des bekannten Sozialphilosophen besondere Beachtung und Anerkennung verdient.

RIKOLA VERLAG * WIEN · LEIPZIG · MÜNCHEN

VIKTOR BIBL

DER ZERFALL OESTERREICHS

KAISER FRANZ UND SEIN ERBE

Die Ursachen der Auflösung des ältesten Reiches Europas, der Untergang des uralten Geschlechtes der Habsburger, werden durch Bibls Darstellung in das Licht kritischer Forschung gerückt. Die bisher verschlossenen Akten des Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchivs sind die Quellen, aus denen Bibl schöpft. Speziell das Kapitel Metternich — eines der dunkelsten in der Geschichte Österreichs — wird durch die Ergebnisse dieser Forschungen klargelegt und der Charakter des Kanzlers von einer ganz neuen Seite beleuchtet.

AUS DEM INHALTE:

Der Väter Erbe: Sieg über die Stände und Triumph des Absolutismus. Ausbildung des Staatswesens durch Maria Theresia. — Rückbildung unter Leopold II. Ausbruch der französischen Revolution. — Lehrjahre und Krisen: Erziehung zum Herrscher. Charakterbild. — Jakobinerprozeß. Kampf gegen die Geheimbünde. — Im Kampfe gegen die französische Revolution: Die Koalitionskriege. — Der Feldzug von 1809 und seine Folgen. — Auf der Höhe des Lebens und der Macht: Metternich und der neue Kurs. Staatsbankrott und Gewaltstreich in Ungarn. — Kampf gegen die Erzherzoge. Eintritt in den Befreiungskampf. Sturz Napoleons und Neuordnung Europas. — Kaiser Franz und Karoline Auguste. Sorge für das Innere. — Kräfteverfall und Ende: Krankheit des Kaisers. Orientalische Krise. Metternich und Kolowrat. — Die Julirevolution. Plan eines Krieges gegen Frankreich. — Volksbewegungen. Neuauflage der Karlsbader Beschlüsse und der Heiligen Allianz. — Tod des Kaisers. Sein politisches Vermächtnis.

RIKOLA VERLAG * WIEN · LEIPZIG · MÜNCHEN

DR. EGON CÄSAR CORTI

LEOPOLD I. VON BELGIEN

SEIN WELTGEBÄUDE
KOBURGER FAMILIENMACHT

Nach ungedruckten Geheimkorrespondenzen des Königs und sonstigen meist unveröffentlichten Quellen

Mit 8 Bildtafeln in Lichtdruck

Auf einem reichhaltigen und interessanten, zumeist geheimen Aktenmaterial baut Graf E. C. Corti die Geschichte Leopolds I. von Belgien auf, der es mit diplomatischer Kunst verstanden hatte, den Einfluß seines Fürstenhauses in fast allen Staaten Europas in die Wagschale der Politik zu werfen. Napoleon I., Metternich, Erzherzog Johann, Lord Palmerston, Schwarzenberg, Napoleon III. und Viktoria von England, um nur die hervorragendsten Namen zu nennen, sind Karten im kunstvollen Spiel, das Belgiens König zu ungeahnter Machtstellung emporhob. Seine politischen Voraussagen, in denen er das Schicksal Belgiens, Deutschlands und Österreichs mit fast unheimlicher Sicherheit niederlegte, werden besonders mit Rücksicht auf die eigenartige Stellung Belgiens im internationalen Mächtekonzert höchstes Interesse erregen.

BINDING SECT. MAR 09 1979

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

DS
113
M75

Muckle, Friedrich
Der geist der judischen
kultur und das Abendland

69

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 14 06 19 02 004 2